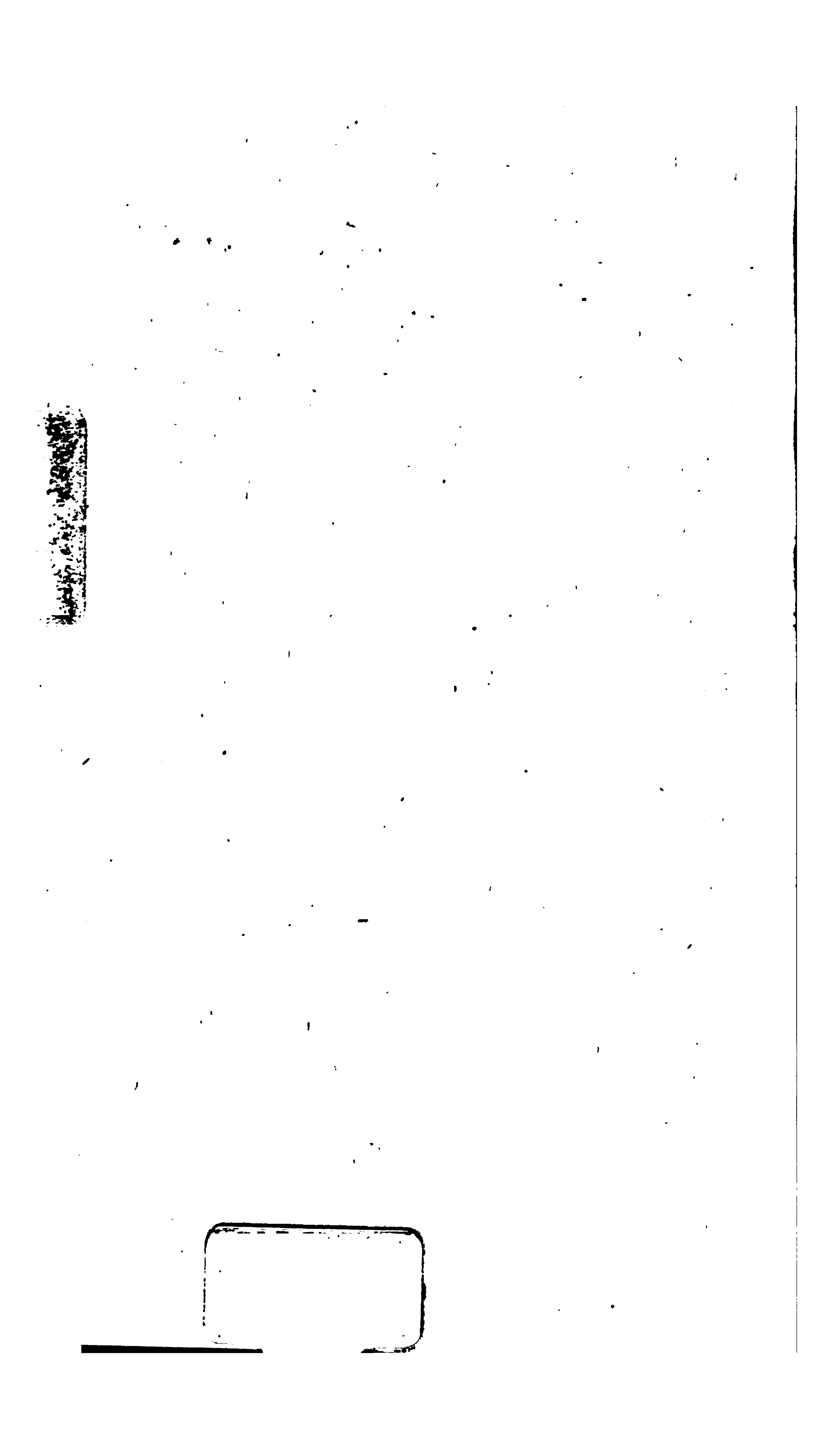
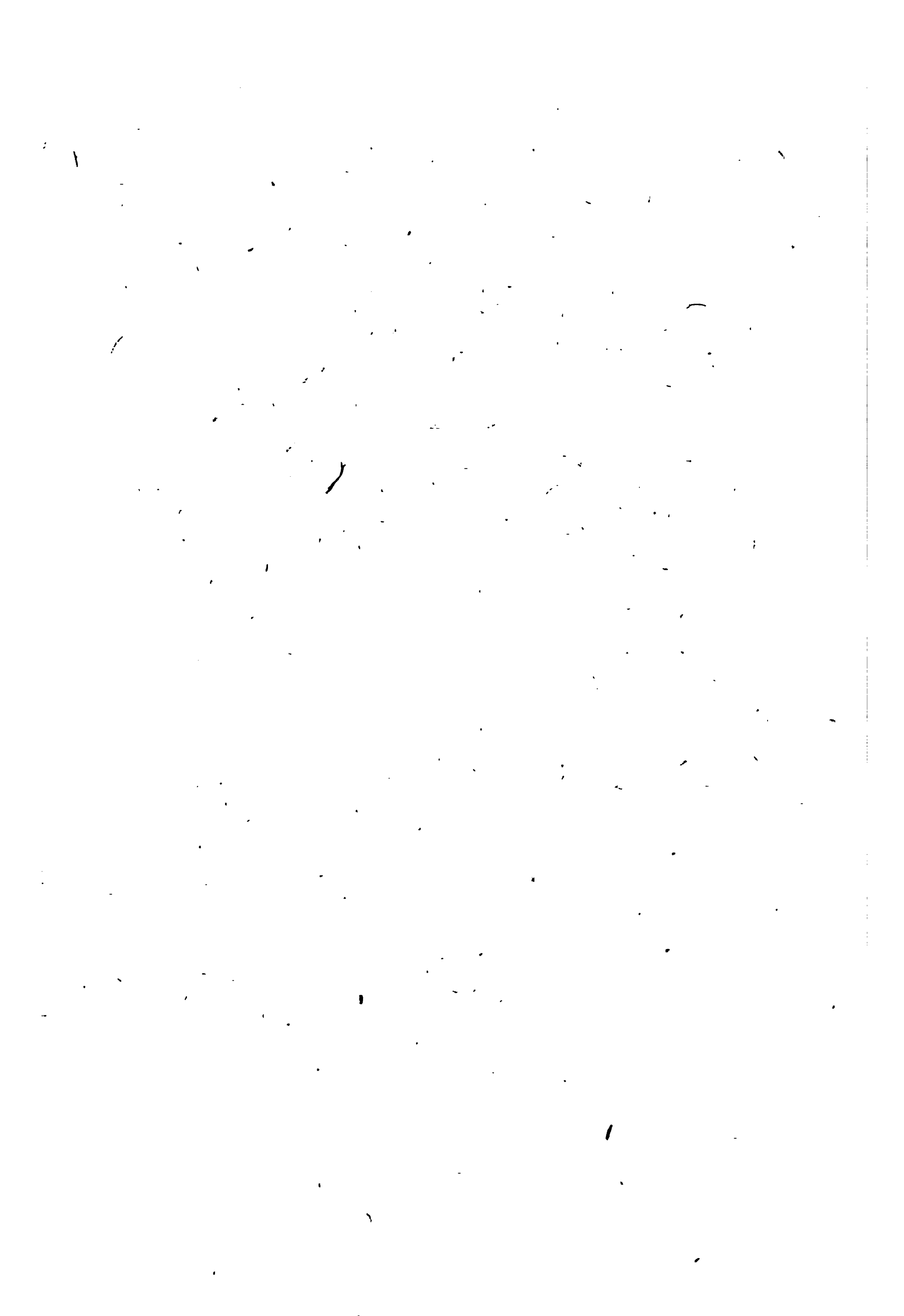
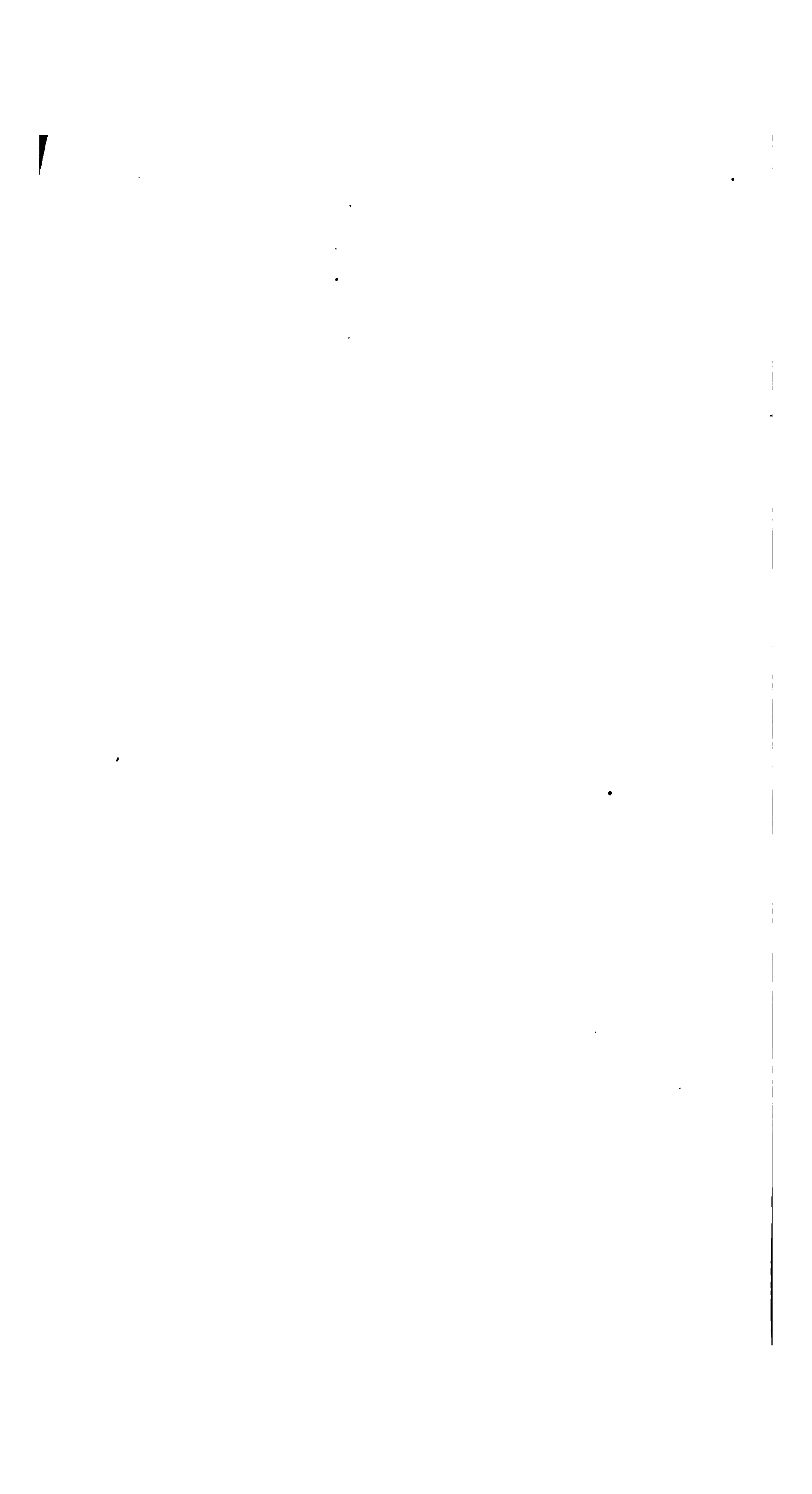










# VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

# LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

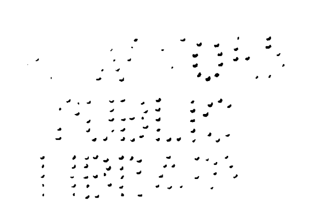
ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

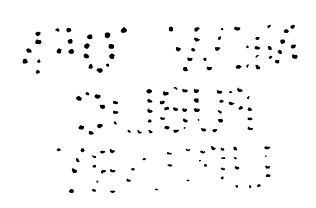
BERNHARD SEUFFERT

ERSTER BAND

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1888



WEIMAR. - HOF-BUCHDRUCKEREI.



# INHALT



# Vierteljahrschrift
für
# Litteraturgeschichte
unter Mitwirkung
von
**Erich Schmidt** und **Bernhard Suphan**
herausgegeben
von
**Bernhard Seuffert.**

---

Die unter diesem Titel vom Jahre 1888 an erscheinende Zeitschrift wird vor allem Abhandlungen über neuere deutsche Litteratur enthalten.

Sie wird mit strenger Auswahl des Bedeutenden unbekannte und nicht allzu umfangreiche Urkunden und Hilfsmittel der Litteraturforschung veröffentlichen und womöglich zugleich erläutern.

Auch kleine Nachrichten, kritische und exegetische Bemerkungen wird sie bringen.

Zusammenfassende Berichte über neue Erscheinungen sind in Aussicht genommen.

Die Vierteljahrschrift setzt sich keine engen Schranken der Zeiten und Völker, um der Entwicklung der heimischen Überlieferung und des für Deutschland besonders wichtigen Verkehrs der Weltlitteratur offen zu stehen. Sie verschliesst sich aber allem nicht streng wissenschaftlichen Vergleichen und Sammeln.

Sie sucht philologisch-historische Betrachtung mit der Pflege ästhetischer Studien zu vereinigen.

In Weimar verlegt, knüpft die Vierteljahrschrift an die dort altvererbten und neubelebten Bemühungen an und möchte, ein anderes 'Weimarisches Jahrbuch', den grossen Idealen der Litteraturgeschichte im Sinne Herders, Goethes, Schillers dienen.

Sie strebt das 'Archiv für Litteraturgeschichte' zu ersetzen und will die selbständige Ergänzung der 'Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur' sein, die, durch ihre Geschichte vorwiegend auf die ältere Zeit angewiesen, für neuere Litteratur nicht genügenden Raum zur Verfügung hat. Neben ihr und den 'Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur' möchte die Vierteljahrschrift als neue Heimstätte deutscher Philologie stehen.

Ein Band der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte wird 30 bis 40 Bogen gr. 8 zählen. Doch sind die Hefte nicht an ein bestimmtes Mass gebunden, damit die Beiträge rasch zum Drucke gelangen können. Dem Schlusse jedes Jahrganges werden genaue Inhaltsverzeichnisse beigegeben.

Zuschriften empfängt

Prof. Seuffert,
Graz (Steiermark) Harrachgasse 1.

---

Die Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte erscheint im Verlage des Unterzeichneten. Der Umfang eines Heftes wird 7 bis 10 Bogen zum Preise von 30 Pf. für den Bogen betragen. Jedes Heft soll einzeln berechnet werden. Der Subscribent verpflichtet sich zur Abnahme eines Jahrganges. Das erste Heft wird im März erscheinen und das zweite Heft bald nachfolgen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Hermann Böhlau
in Weimar.

## Inhalt von Heft 1 und 2.



---


Bestellzettel umstehend.

Unterzeichneter subscribirt auf

**1 Expl. der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte.**
Herausgegeben unter Mitwirkung von Erich Schmidt und Bernhard Suphan von Bernhard Seuffert.
I. Band. (Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.)

Ort: ........................................ Name: ........................................

WEIMAR. — HOF-BUCHDRUCKEREI.

# Christian Thomasius.

In geräuschloser Weise, aber mit jener Ehrfurcht, welche die denkende Menschheit den grossen Ereignissen der geschichtlichen Vergangenheit zollt, feiern die Universitäten Deutschlands und mit ihnen die Hochschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Österreich im laufenden Wintersemester das zweihundertjährige Gedächtniss des Tages, seit welchem die deutsche Sprache ihre Unterrichtssprache und unsere Muttersprache zugleich auch die akademische Sprache der Alma mater ist.

An einem unfreundlichen Oktobertag des Jahres 1687 musterten die neugierigen Blicke der Musensöhne an dem schwarzen Brett der Leipziger Universität den herausfordernden Anschlag eines ihrer jüngsten Lehrer, welcher es sich mit noch nicht vollendeten dreiunddreissig Jahren hatte beikommen lassen, mit den Studenten anstatt in der lateinischen Sprache rundweg deutsch zu reden. Der Mann, auf welchen damals jeder Finger zeigte, hiess Thomasius und war — zur Verstärkung seiner Schuld — ein gutes Leipziger Professorenkind. In Leipzig hatte er an den Brüsten der philosophischen und juristischen Wissenschaft gesogen und frommherzig alles von sich abgehalten, wovor ihn seine Lehrer als vor blosser Neuerungssucht warnten. Dann aber war er in Frankfurt an der Oder selber unter die Neuerer gegangen: Hugo Grotius und Pufendorf, in Leipzig als Irrlichter verrufen, wurden die Leitsterne erst des Schülers und bald auch des Lehrers. Mit Pufendorf hielt Thomasius von jetzt ab die Verbindung der Juristerei mit der Theologie für eine unnatürliche Knechtschaft und Unterjochung der ersteren; nicht mehr aus der Bibel,

sondern aus der sittlichen Natur des Menschen wollte er die Principien des Rechtes genommen wissen. Für die Befreiung der Wissenschaft aus den Fesseln der Theologie kämpfte er, seitdem er (1681) als Lehrer an die Universität Leipzig zurückgekehrt war, nunmehr unter den Augen seiner ehemaligen Lehrer, der geschworenen Feinde Pufendorfs. Aber er ging bald noch weiter: den Zwang des blossen Autoritätsglaubens und die Pedanterie der Facultätswissenschaften wollte er überwinden, den Gegensatz zwischen todtem Fachwissen auf der einen Seite und völliger Unwissenheit auf der anderen Seite wollte er überbrücken und einen aufgeklärten und gebildeten Mittelstand von Beamten, Ärzten und Lehrern begründen. Und gerade zur Verwirklichung dieser Absichten wandte sich Thomasius im Jahre 1687 nicht in lateinischer, sondern in deutscher Sprache an seine Zuhörer.

Dem nationalen Eifer bereitet das Thema seiner Ankündigung eine gelinde Enttäuschung: 'Welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben nachahmen solle.' Und doch war der ebenso begeisterte als kluge Mann ein Feind der herrschenden Fremdländerei und ein Patriot von reinstem Wasser. Er kannte die Schwäche seiner Landsleute und Zeitgenossen: die Franzosen waren ihm nur das Mittel und auf dem Umweg durch die französische Sprache hoffte er die deutschen Gelehrten von der lateinischen Sprache zur Muttersprache zurückzuführen. So hatte genau siebenzig Jahre früher Opitz den Deutschen, indem er sie den Ronsard und die Dichter des Siebengestirns nachahmen lehrte, an Stelle der lateinischen eine deutsche Renaissancedichtung gegeben. Es gab einen Standpunkt, von welchem aus die Franzosen dem Thomasius wirklich als nachahmenswerthes Vorbild, als 'die heut zu Tage geschicktesten Leute' erschienen. Was ein honnête homme, ein homme savant, ein bel esprit, ein homme galant, ein homme de bon goût ist, das weiss er mit der deutschen Sprache seiner Zeit gar nicht wiederzugeben und selbst die Definitionen dieser Begriffe entlehnt er den Franzosen. Weiss doch noch Wieland in jenem Briefe an Merck, in welchem er Goethe 'in rechtem Sinne den honnête homme

à la cour' nennt, die Stellung des weimarischen Goethe nicht mit einem deutschen Worte zu bezeichnen! Zu Thomasius Zeiten gab der Vorwurf des Jesuiten Bouhours, welcher den Deutschen schlechtweg die Fähigkeit zur Erzeugung sogenannter beaux esprits absprach, Stachel und Sporn für die einheimische Production: Thomasius war der erste, welcher seine Landsleute anfeuerte, das Gegentheil zu beweisen, und noch Klopstocks Ehrgeiz wurde durch den Spott des Franzosen entflammt. Thomasius Meinung ist es gerade, dass wir die Franzosen, anstatt ihnen in Äusserlichkeiten der Mode u. dgl. nachzufolgen, in ihren wesentlichen Eigenschaften nachahmen sollen. Wie unsere praktisch denkenden Nachbarn alle grillenhaften Schulfuchsereien vermeiden und sich auf die 'anmuthigen und nützlichen Wissenschaften' verlegen, so soll auch die deutsche Wissenschaft praktischen Einfluss auf das Leben suchen und der deutsche Gelehrte zugleich ein Mann von Geschmack zu werden trachten. Wie die Franzosen die Wissenschaften in ihrer Muttersprache betreiben, so sollen auch die deutschen Fürsten, Beamten und Ärzte entweder in deutscher Sprache oder in der französischen schreiben, welche jeder Deutsche, selbst der mittleren Stände, im 17. Jahrhundert verstand. Man sieht, dass Thomasius keineswegs einen nationalen Gedanken zur Geltung bringen will: nicht die Competenz der deutschen Sprache will er erweitern, sondern die Grenzen der Wissenschaft und der gelehrten Kreise. Die gelehrte Abschliessung zu bekämpfen, Aufklärung und Wissen über die Facultäten hinaus in möglichst weite Kreise zu tragen: darum empfiehlt er an Stelle der lateinischen die deutsche oder die französische Sprache. Und auch die Schranken, welche die Geschlechter in der Bildung von einander abtrennten, hoffte er auf diese Weise zu eröffnen. Seit dem 16. Jahrhundert nehmen die Frauen an der durch den Humanismus begründeten Wissenschaft, seit dem 17. Jahrhundert an der deutschen Renaissancedichtung wiederum Antheil. Als Thomasius das Deutsche zur Sprache der Universitäten zu erheben suchte, wollte er damit auch den Frauen an dem Unterrichte und der Gelehrsamkeit der Männer einen Antheil vergönnen.

Die theoretische Ankündigung sogleich durch die That zur Wahrheit zu machen, las Thomasius noch im Wintersemester 1687/8 ein Collegium in deutscher Sprache. Und, um auch die Studirenden in dem wissenschaftlichen Gebrauch der Muttersprache zu erziehen, hielt er im Sommer 1691 Übungen in dem deutschen Stil ab: die ersten deutschen Stilübungen an einer deutschen Universität und eine Disciplin des akademischen Unterrichtes, welche meines Erachtens noch heute viel zu wenig berücksichtigt wird. Deutlich und 'artig' schreiben, lautete das einfache Programm unseres Thomasius, dessen Erfüllung er allein auf dem praktischen Wege anstrebte, indem er die Studenten Exercitien zuerst im leichteren Briefstil, dann im oratorischen Stil von Hochzeit- und Leichenreden und zuletzt in Erzählungen anstellen liess.

Wie der gute Dramatiker so ist auch der Geschichtsschreiber kein Freund der Überraschungen. Thomasius ist mit seinen Ansichten und Meinungen ebensowenig fertig vom Himmel gefallen wie irgend ein Grösserer oder Kleinerer vor ihm. Dem gelehrten Pedantismus wie der verknöcherten Gelehrtensprache ist vor ihm ein eifernder Satiriker, der Hamburger Pastor J. B. Schupp, zu Leibe gegangen. 'Höret, so rief er den Schulregenten zu, es ist keine Sprache an eine Facultät gebunden und keine Facultät an eine Sprache. Warum soll man nicht ebenso gut in der deutschen als in der lateinischen Sprache lernen können, wie man Gott recht erkennen und ehren solle? Warum sollt ich nicht ebenso wohl in meiner Muttersprache sehen, was recht und unrecht sei? Ich halte dafür, man könne einen Kranken ebenso wohl auf deutsch als auf griechisch oder arabisch curiren. Es ist der allergrössten Thorheiten eine, so unter Gelehrten getrieben wird, dass man die Kunst, lateinisch zu reden, der Jugend in lateinischer Sprache fürmalet. Ja, dass man zehn oder zwölf Jahre auf die lateinische Sprache wendet, da man kaum drei oder vier Jahre auf die Facultät legen kann. Fragt ihr Herren Scholastici, warum ich dies in deutscher Sprache zu euch rede? Darum, weil ich weiss, dass viel unter euch die lateinische Sprache lehren wollen und selbst nicht

wissen. wie theuer die Ell.' Und wie für Opitz und Thomasius, so sind auch für ihn die Franzosen und Italiener die Gewährsmänner, dass man Wissenschaft und Gelehrsamkeit auch noch in einer anderen als der lateinischen Sprache betreiben könne.

Einhundertundsiebzig Jahre früher war Luther aufgetreten, welcher die deutsche Sprache für den Glauben und Gottesdienst eroberte; genau hundert Jahre nach ihm schuf Opitz als Seitenstück zu der lateinischen Poesie der Humanisten eine Renaissancedichtung in deutscher Sprache; wiederum siebzig Jahre später begründete Thomasius die wissenschaftliche Prosa in der deutschen Sprache und Litteratur. Sein Beispiel fand nicht sofort Nachahmung. So wenig als Opitz und seine Anhänger die lateinische Dichtung über der deutschen vernachlässigten: so wenig hat auch Thomasius augenblicklich etwas anderes erstrebt und erreicht, als der deutschen Sprache n e b e n der lateinischen die Existenzberechtigung auf dem Boden der Wissenschaft zu sichern. Ja, der theoretischen Wissenschaft, welche mit dem gemeinen Leben keine Berührung hat, 'denen, welche aus der Gelehrsamkeit selbst Profession machen', will er das Latein zur Mittheilung auch fernerhin nicht entziehen. Er selber fährt fort, neben deutschen auch lateinische Vorlesungen zu halten und seine strengwissenschaftlichen Arbeiten in der üblichen Gelehrtensprache zu schreiben; und jener oben citirte Schupp, der beredte Anwalt der Muttersprache, hat früher und mehr in lateinischer als in deutscher Sprache geschrieben. Aber an der neugegründeten Universität Halle, an welcher wir Thomasius bald wiederfinden werden, wird schon um 1717 in deutscher Sprache gelesen und bald folgen die protestantischen Universitäten Deutschlands diesem Beispiel.

In seiner Vaterstadt Leipzig hielt es Thomasius nicht lange mehr aus. Der Theologe Alberti, welcher sich als Überwinder Pufendorfs geberdete, schürte auch gegen Thomasius das Feuer. Dieser wiederum griff bei der kecken Zuversicht seines Wesens begierig nach jeder Waffe, mit welcher er seinen Gegnern zu Leibe rücken konnte. In seiner Monatschrift fanden sich verschiedene seiner Collegen

unter falschen Namen angegriffen. An der Universität las er im Winter 1689/90 unter grossem Zulaufe über die 'Vorurtheile', welche an der Erkenntniss der Wahrheit hindern. Durch ihn ist das Wort 'Vorurtheil' ein Schlagwort der Aufklärungsperiode geworden, in welcher späterhin so mancher 'Mann ohne Vorurtheil' mit dem Scheuleder vor den Augen herumlief. Unter den Vorurtheilen aber, welche Thomasius bekämpfte, stand der Autoritätsglaube obenan: in der belletristischen Form von Gesprächen, mit satirischen Streiflichtern, nicht selten aber auch in derbkomischen Wendungen gab Thomasius hier ebenso unerschrocken als rücksichtslos seine erbitterten Collegen, deren Namen jedem auf den Lippen schwebten, dem Gespötte seiner Leser und seines Auditoriums preis. Und nun trat er zu guter Letzt noch obendrein als warmer Vertheidiger des von der orthodoxen theologischen Facultät in Anklagestand versetzten Pietisten A. H. Francke auf!

Es war keine persönliche Verbrüderung, sondern Gemeinsamkeit der Überzeugungen und Richtungen, was in Francke und Thomasius die Vertreter der später einander so feindlichen Strömungen des Pietismus und der Aufklärung zusammenführte. Der Pietismus verlangte Freiheit des Glaubens gegenüber dem orthodoxen Lutherthum, wie Thomasius die Wissenschaft nicht genug ausbreiten zu können glaubte. Der Pietismus wandte sich von den theologischen Subtilitäten und Streitigkeiten ab, wie Thomasius dem Hochmuthe der pedantischen Facultäten trotzte. Der Pietismus wollte einen Glauben, der nicht blosse Lehre war, sondern sich im Leben bethätigte; Thomasius wollte die Wissenschaft im Leben praktisch bethätigt und nützlich erwiesen finden. So gingen Pietismus und Aufklärung, ein Jahrhundert später die geschworenen Feinde, hier in ihren Anfängen Hand in Hand. Im Mai 1690 erfuhr Thomasius zugleich als Aufklärer und Vertreter des Pietisten Francke den Hass der altgläubigen Universität: Vorlesungen und Druck wurden ihm durch das Oberconsistorium verboten und sogar ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen, welchem er sich nur durch die Flucht entziehen konnte.

Er floh nach Berlin, wohin Leibniz und Spener sich

gewandt hatten und wohin auch Pufendorf längst berufen war. Dem Schüler Pufendorfs war es hier ein Leichtes, feste Stellung zu finden: der Kurfürst Friedrich III. verlieh ihm den Rathstitel und 500 Thaler Gehalt mit der Erlaubniss, an der Ritterakademie in Halle zu lehren. Unter ungeheurem Beifall begann Thomasius hier seine Vorlesungen und bald folgten ihm die Pietisten Francke und Anton nach. Im Jahre 1694 wurde die Universität Halle errichtet, als deren geistiger Urheber Thomasius zu betrachten ist und welche von seinen Feinden mit einem Wortwitze Carpzovs als die 'höllische' bezeichnet wurde. An ihr fanden die Vorlesungen in deutscher Sprache ihre erste dauernde Stätte.

In Halle hat Thomasius 1691 seine 'Einleitung zur Vernunftlehre' veröffentlicht, welche (bezeichnend genug für die Absichten ihres Urhebers) nicht den Philosophen, sondern 'allen vernünftigen Menschen, weserlei Standes und Geschlechts sie seien', bestimmt ist. Denn so wie der Pietist Arnold in seinem berühmten Kirchenlexikon selbst die Ketzer in die Kirchengeschichte mit einschloss, ebenso war auch Thomasius der Meinung, dass auch 'der unstudirte Mann, Soldat, Kaufmann, Handwerksmann oder Bauer oder eine Weibsperson' die Wahrheit nicht allein ebenso gut verstehen, sondern auch ebenso gut vortragen könne, als gelehrte Leute. Und weil die Weltweisheit so leicht zu fassen ist, dass sie von allen Leuten begriffen werden kann, darum hat er sie hier in deutscher Sprache vorgetragen. Aber in keinem pedantischen Deutsch! Als ein in allen Dingen weitherziger Mann hasst er den lächerlichen Purismus, welcher auch mit der Übersetzung der Kunstwörter lästig fällt. Wie Leibniz in seinen Unvorgreiflichen Bedenken empfiehlt er die Beibehaltung des fremden Wortes überall dort, wo die Sache oder der Begriff selbst ausländisch ist. Dann ist nur die Form des Wortes unser rechtmässiges Eigenthum, dann gilt nicht das Übersetzen, sondern das Naturalisiren durch den nationalen Accent, die nationale Aussprache und nationale Flexion.

Den Geist des Pietismus, welcher den Glauben nicht in todtes Wissen, sondern in lebendiges Gefühl verlegte,

verräth diese Schrift nicht bloss in dem Inhalt, welcher gegen jede Vermischung von Wissenschaft und Glauben protestirt. Etwas von der edlen Sanftmuth Speners verräth sich auch in der Form: der rücksichtslose Aufklärer ist zusehends milder geworden und fasst seine Gegner weit glimpflicher an. Er hat die schlesischen Mystiker Böhme und Weigel nicht bloss studirt, um sie gegen den Vorwurf der Ketzerei und Narrethei zu vertheidigen: er hat auch von ihren Gedanken und ihrer Sprache angenommen. Ohne Selbstverläugnung durfte er sich hingeben; denn Mystiker und Pietisten stellen unter den Theologen des 17. Jahrhunderts die fortschrittlichste und vorgeschrittenste Richtung dar. Aber seine Hingebung war nicht von langer Dauer. Der Feind jedes Autoritätsglaubens und jedes Sectenwesens ertrug auch die Autorität Speners und die Secte der Pietisten nicht lange. Er griff auch als Stilist bald wieder zu Luthers 'freidiger und sinnreicher', und zu des Erasmus ironischer Schreibart zurück, ohne die Schärfe und Bündigkeit seiner ersten Periode wieder zu erreichen. Recht als ein Aufklärer endigte er im Kampfe gegen die Hexenprocesse: ein Vorurtheil, von welchem er sich selbst erst nach langen Kämpfen mühsam und in späteren Jahren losgerungen hatte.

Kein Zweifel: eine geräuschvolle Feier des Thomasiustages dürfte heute schwerlich auf grosse Theilnahme rechnen. Der allgemeinen Bildung ist nur noch der Name des Mannes geläufig, welcher einstmals so siegreich ihre Sache vertreten. Die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts aber denkt gering von der Aufklärung, welche durch Thomasius begründet wurde und im 18. Jahrhundert gründlich abgewirthschaftet hat. Von wem sollte eine Thomasiusfeier ausgehen? Den Philologen ist ein Mann nur von bedingtem Werthe, welcher den Sprachunterricht überhaupt und den in den classischen Sprachen im besondern unläugbar unterschätzt, zwischen den Wissenschaften und den Sprachen als von einander getrennten Dingen geradezu wie zwischen Inhalt und Form unterscheidet und in gewissem Sinne als Anreger der modernen Realschule gelten kann. Den Litterarhistoriker erinnert der Geschmack des Kunstrichters Thomasius be-

denklich an Nicolai, wenn er ihn an die Lohensteinschen Romane mit dem Masstab der Nützlichkeit herantreten sieht. Zum nationalen Fahnenträger ist der Mann verloren, welcher den Gebrauch der deutschen Sprache in der Wissenschaft in einem Athem mit dem der französischen empfiehlt. Der Pietismus, mit welchem wir Thomasius verbündet finden, ist anrüchig geworden und schon das Wort erweckt bei dem heutigen Geschlechte keine frohen Vorstellungen mehr. Dreierlei aber wird mit dem Namen des Thomasius immer verknüpft bleiben: erstens der Sieg über das Vorurtheil der Hexenprocesse; zweitens die Begründung der wissenschaftlichen und gelehrten Prosa in Deutschland, welche sich als nothwendige Folge ergab, seitdem die deutsche Sprache durch Thomasius die Sprache der Wissenschaft und bald auch die Weltsprache der Wissenschaft geworden war; und endlich seine Wirksamkeit auf dem Gebiete der deutschen Publicistik, welche in den 'Monatlichen Unterredungen' des Jahres 1688 culminirte.

Wien. Jakob Minor.

## Zur Geschichte der Faustsage.

In der Michaelismesse des Jahres 1727 gab der Schleusinger Gottlob Friedrich Wilhelm Juncker, damals Gottschedianer, Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, als welches er 1729 bei dem jährlichen Wettstreit den Preis der Poesie erhielt, und eine Zeit lang Secretär des Generals Fitzner in Dresden (s. Nachricht von der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig, bis auf das Jahr 1731 fortgesetzt. Leipzig, S. 55; über seine späteren Schicksale s. Allg. deutsche Biographie 14, 691 f.), einen Band Gedichte heraus unter dem Titel: Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesener Gedichte siebender theil. Franckfurt und Leipzig, Verlegt's Paul Straube. Der schlesische Poet figurirt hier nur als Lockschild, in Wahrheit enthält die Sammlung fast ausschliesslich Dichtungen des sächsischen Dichterkreises: von Juncker, Clodius, Hamann, Hofmann, Seidel, König, Mencke,

Besser, Günther u. a. Vorangestellt hat Juncker eine 'Untersuchung Herrn Gottfried Benjamin Hanckens Weltlicher Gedichte', die 1727 erschienen sind. Es ist eine der elenden litterarischen Stänkereien, an denen jene Zeit der kleinen Talente und der grossen und intriganten Coterien so reich war, ein Vorstoss gegen die viel beneidete litterarische Hegemonie Schlesiens, vielleicht gar direct von Gottsched veranlasst. Der streitbare Candidat errichtet nach zahlreichen anderen Vorwürfen seinem Gegner ein 'Bilder-Cabinet von Copien' und rückt ihm darin (Bl. d 8[b]) als Plagiat die Verse vor aus dem Gedicht 'auf das höchst-prächtige Anno 1725. in Dressden gehaltene Carneval' (Weltl. Gedichte S. 2, Gedichte, 1. Theil. 2. Aufl. Dressden und Leipzig 1731 S. 5):

Hülff Himmel! was ist das? wie? wach ich, oder nicht?
Was Masqven ohne Zahl? was vor ein helles Licht?
Was vor ein süsser Thon der angenehmen Saiten
Sucht aller Ohr und Hertz mit Anmut zu bestreiten?......
Hülff Himmel, was vor Pracht? welch Wunderschöner Schein!
Kan doch der Himmel selbst nicht angenehmer seyn....
Vortrefflichster Prospect! höchst-angenehmer Saal!....
Entwerfft durch Rechen-Kunst, wie viel hier Lichter brennen,....
Bezaubernde Music! o mehr als süsser Thon!
So spielt nicht Orpheus, so spielt nicht Amphion....
Wohin soll man sich doch am allerersten wenden,
Weil so viel Lust und Pracht die Augen gantz verblenden?
Doch wer versichert mich, dass hier nicht Zauberey
Von so viel Herrlichkeit die Qvell und Ursprung sey?....
Hat etwa Doctor Faust dies alles ausgefunden?

Das Original und zwar speciell für den letzten Vers erblickt Juncker in einem Gedicht Johann Ulrich Königs aus dem Jahre 1721:

O König was stellt uns heut deine Tafel für?
Das sind ja nichts als Hexereyen,
Der Doctor Faust ist nur ein Narre gegen dir.

Diese Verse finden sich nicht in der 1745 herausgegebenen Sammlung der Gedichte Königs, sie können also nur einer seiner vielen 'Wirthschaften' entnommen sein. Ich fragte daher bei der Direction der Kgl. Bibliothek in Dresden an, welche Dichtungen Königs vom Jahre 1721 dort vorhanden wären, und im Auftrage des H. Oberbibliothekars Professor

Dr. Schnorr von Carolsfeld ermittelte H. Dr. Ludwig Schmidt mit freundlicher Zuvorkommenheit die angeführten Worte. Sie stehen in der Sammlung: Dressdnische Carnevals-Lust, Bestehend in Poetischen Einfällen über das Königliche Büchsen-Schiessen u.s.w., wie solche, und zwar das erste, meistentheils ohne gehabte Bedenck-Zeit Der Hohen Gesellschaft offentlich vorgesagt worden von Johann Ulrich König. Dresden 1721 Bl. C 2ᵃ. Es folgt dort darauf folgende Erklärung: 'Dieses zielet auff obgedachte Inventions-Tafel, welches eine Machine, da von unten herauff, wann eine Tafel abgeht, augenblicklich eine andre mit Speisen und allem zugehörigen bereits besetzt, an deren Stelle kommt, ohne dass die Gäste von ihrem Sitze aufstehen. Dabey kein eintziger Bedienter in dem Gemache zu sehen, weil niemand zur Auffwartung vonnöthen, indem sich die Tafel in allen Stücken von selbst bedient.'

Selbstverständlich blieb Junckers Angriff nicht ohne Erwiderung. Sie kam aus Hanckes nächster Nähe, wenn nicht von ihm selbst, und war nicht minder kleinlich und aufgeblasen. Die anonyme Antwort führt den Titel: Poetischer Staarstecher, In welchem sowohl Die Schlesische Poesie überhaupt als auch Der Herr von Lohenstein und Herr Hoffrath Neukirch Gegen die Junckerische Untersuchung verthaydiget, absonderlich aber die Ehre der Hanckischen Gedichte gerettet und dergleichen Tadlern ihre poetische Blindheit gewiesen wird. Breslau und Leipzig 1730. Darin heisst es S. 122 nach Anführung der fraglichen Stellen: 'Meines Erachtens wird wohl Herr Hancke den Hoff-Poeten König niemals zu imitiren suchen, und ich glaube, dass es ihm die gröste Straffe wäre, wenn er dergleichen Verse zweymahl lesen solte. Ich wolte auch wetten, dass Herr Hancke die Königischen Verse niemahls gesehen, weil er im Jahre 1721. da König solche gemacht, annoch in Schlesien gewesen, wir aber von dergleichen Arbeit keine Liebhaber sind: Alle Kinder wissen bey uns (in Schlesien) vom D. Faust, und diese Fabel ist vor kein Geheimniss oder Sacra Eleusines anzusehen.'

Aus diesen Zeugnissen geht die grosse Popularität der Faustsage in Sachsen und Schlesien für das zweite und

dritte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts hervor. Interessant ist, dass sie offenbar jene Gestalt des Volksschauspiels voraussetzen, die aus der Einwirkung des italienischen und wienerischen Geschmacks entstanden ist und die am einfachsten mit dem Ausdruck des viel jüngeren Kurzschen Theaterzettels (Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust, Halle 1878 S. 111) als 'grosse Maschinen-Comödie' bezeichnet werden kann. Faust ist der Typus der üppigem Wohlleben dienenden Zauberei, der grosse Spectakelmacher, der Veranstalter blendender Feste, er schafft glänzende Gastmähler und macht alle Bedienten überflüssig. Die kunstvollen durch Maschinen von selbst emporsteigenden Tische des Königs von Sachsen erinnern daher an ihn und die Lustbarkeiten des Carnevals erscheinen als sein Werk. Bekanntlich enthält bereits das älteste Volksbuch Schilderungen von zauberhaften Schmausereien und Festen mit wunderschöner Geistermusik (Kap. 46. 47, Braune S. 90. 91, in dem erweiterten Faustbuch von 1590 auch noch Kap. 56, bei Braune S. 136 f.). Aber Königs und Hanckes Anspielungen beziehen sich gewiss ebenso wie die Äusserung des schlesischen Staarstechers auf das Drama. Und in diesem muss, wie schon aus der Ankündigung des Bremer Theaterzettels (Creizenach S. 7), aus dem Engelschen Puppenspiel (Act 4, Scene 1) sich schliessen liess, eine breit ausgeführte und mit allerlei Maschinenkünsten gewürzte Banketscene vorgekommen sein. Ob gerade eine Tafel, die sich — nach bekannten französischen Mustern — von selbst ohne sichtbare menschliche Hülfe emporhob, bleibt ungewiss. Die Frage ist immerhin aufzuwerfen, ob nicht das Gelage, welches Faust abhält, auch in einzelnen Fassungen des Volksschauspiels in den Carneval verlegt und mit Faschingsscherzen verbunden war. Eine Erinnerung daran könnte auch bei Goethe im Carneval zu Anfang des zweiten Theils seines Faust fortleben. Indess braucht man Königs und Hanckes Vergleiche, die sich übereinstimmend auf Carnevals-Festlichkeiten beziehen, nicht so streng zu interpretiren.

Halle a. S., im Januar 1888. Konrad Burdach.

# Das Phantom in Lessings Faust.

Durch die neueren Untersuchungen über Lessings Faust ist mit ziemlicher Sicherheit bewiesen worden, dass die Anregung zu der eigenthümlichen Lösung des dramatischen Problems durch die Erschaffung eines Phantoms hauptsächlich von der spanischen Dramatik, von Calderon ausgegangen sei. Kuno Fischer (Lessing 1, 172) verweist bloss auf das eine, bekannteste Drama Calderons: 'Dieser abenteuerliche, den Weltbegierden hingegebene und in den Abgrund getriebene Lebensgang ist Das Leben ein Traum, angewendet auf den Faust!' Erich Schmidt (Lessing 1, 373 vgl. Goethe-Jahrbuch 2, 85) meint wohl dasselbe Stück, wenn er auf Calderon und Voltaire als Lessings Quellen hinweisend sagt: 'In der Erzählung Le blanc et noir, nach welcher Grillparzer Der Traum ein Leben schuf, wird ein schlafender Jüngling durch eine schauervolle Vision geängstigt und einem bescheidenen Glück zugeführt, wie Calderons Held einem Gesicht die rechte Läuterung verdankt.' Oder zielt dies auf ein anderes Stück Calderons, zu welchem Voltaires Erzählung in näherer Beziehung steht? Schmidt fährt fort: 'Aber Lessings Handlung ist nicht in dem Umfang Vision wie die Fabeln Calderons, Voltaires, Grillparzers; Faust träumt nicht bloss, sondern die Teufel ringen wirklich um seinen Besitz, werden aber durch einen wesenlosen Doppelgänger betrogen. An allerlei Phantomen ist im spanischen Drama kein Mangel.' Als Beweis hierfür wird Calderons Auto: La vida es sueño herangezogen, das mir aber die letzte Behauptung nur theilweise zu erhärten scheint. In der ersten Hälfte des Stückes wird mit dem Menschen von der Macht dasselbe Spiel vorgenommen, welches der König in der Comedia gleichen Namens mit dem Prinzen Sigismund spielt. Aus des Nichtseins Kerker soll der verborgne Sohn an das Licht der Erde hervorgezogen werden; vorher aber soll die Erfahrung

ihn prüfen; deshalb wird er, ohne noch zu wissen, wer er sei, vom Felde zu Damaskus, wo die Erschaffung vor sich geht, in ein schönes Schloss versetzt, das im Gegensatze zum azurnen Himmel sich als grünes Paradies erweist. Wie Prinz Sigismund zeigt sich aber auch dieser erste Mensch in seiner Probeexistenz übermüthig, hochfahrend und ungehorsam; wie jener die Warnung Clotalds in den Wind schlägt, so missachtet er die Warnung des Verstandes; ja wie jener im Zorn einen Diener aus dem Fenster wirft, so lässt auch er den Verstand durch den Willen und die Sünde über eine Brüstung werfen. Von dem Schatten (der Sünde) und dem Fürsten der Unterwelt verführt, begeht er den Sündenfall. Wie Prinz Sigismund wird er daher schlafend wieder in seine frühere Lage, in Kerker und Fesseln zurückversetzt. Die göttliche Dreieinigkeit aber beschliesst, ihn zu erlösen, und die Weisheit führt den Beschluss aus. Diese symbolische Erlösungsscene zieht Schmidt zum Vergleiche heran, aber weder wird der Mensch während dieses Vorganges in Schlaf versenkt, wie Schmidt S. 374 angibt, noch wird an seiner Statt ein Phantom erschaffen, sondern die Weisheit naht sich ihm in Pilgerkleidern, nimmt ihm die Ketten ab, und während er mit Wille und Verstand vor dem sich nahenden Schatten die Flucht ergreift, legt sich die Weisheit selbst die Ketten an und setzt sich in die Grotte. Es ist die Symbolisirung der Menschwerdung Christi, welche ihre Rede ausdrückt:

Deine Ketten lässt du, Mensch,
Hier in meinen Händen, doch
Mit dem Unterschiede, dass
Du sie als die eignen trugest,
Und sie mir als fremde blieben.
Doch ich mach' sie so zu meinen,
Dass der Schuld sie 's selbst erscheinen,
Sieht sie mich an deiner Stelle.[1])

---

[1]) Mas yo las haré tan mias,
Que á la Culpa lo parezcan,
Hallándome en tu lugar.

(Bibl. de Autores Españoles 58, 437)

Dieses sei das grösste Werk der
Weisheit, Macht und Liebe, dass ins
Rauhe Fell, ins schlichte Kleid
Dieser menschlichen Natur
Sich die Weisheit selbst gekleidet.

(Calderons geistliche Festspiele, hg. von Lorinser, Breslau 1871 15, 76 f.)

Von einem Wesensaustausche, von ähnlicher Gestalt ist nicht die Rede. Als Fürst und Schatten auftreten, liegt sie da, vom Schlafe oder von Traurigkeit scheinbar ganz überwältigt; sie wird von jenen für den Menschen gehalten und mit einem Aste erschlagen, richtet sich aber an diesem Holze siegreich empor, während jene zu ihren Füssen niedersinken. Nach dieser symbolischen Kreuzigungsscene tritt der Mensch, vom Erdbeben geängstigt, wieder auf:

Welcher Todesschreck, welch' Dunkel,
Reizt die Elemente wieder
Gegen mich zum zweiten Male? ...
Ist's, weil ich erbrach den grausen
Kerker, will zurück ich kehren. ...
Wer wohl sagt mir, wenn's Theater
Hier den Tod uns lebend zeigt,
Und das Leben selbst gestorben,
Ob es Sieg, ob's Trauerspiel?[1]) (15, 79 f.)

Die Weisheit verkündet ihm:

Sieg und Trauerspiel auch ist's;
Denn, dass nicht er dich verfolge,
Und dass du dich retten könnest,
Blieb im Kerker ich in deiner
Tracht[2]); da tödteten sie mich,
Und ich sie; auf diese Weise
Ist's Tragödie und ist's Sieg;
Da ich dich vertreten habe,
Gab für unendliche Schuld
Ich unendlichen Ersatz. (15, 80)

Die Himmlischen singen den Triumphgesang wie Lessings Engel; aber der Ausruf des Geretteten:

---

[1]) ¿Quién me dirá si teatro
Que á la vista representa
Viva muerte y muerta vida,
Es victoria ó es tragedia? (58, 438)

[2]) con tus señas.

Ganz verwirrt, beschämt hier steh' ich,
Grosse Macht du, Weisheit, Liebe!
Wenn auch dieses Traum jetzt ist,
Möcht' ich nie aus ihm erwachen. (15, 86)

bezieht sich auf jene früheren Erlebnisse im prächtigen Königsschlosse, die ihm als Traum erschienen waren. Ich will nicht läugnen, dass Lessing das siegreich ausklingende Stück gekannt und genützt habe; finde aber nicht die wesentlichen Elemente darinnen, auf welchen Lessings Scheinhandlung sich aufbaut.

Es liegt nahe bei einem Drama, das in der Verherrlichung des Wissenstriebes gipfeln sollte, jenes Stück Calderons zum Vergleiche heranzuziehen, in welchem ein faustischer Held durch eben diesen edelsten der Triebe dem Dämon in die Arme geführt wird, an den Mágico prodigioso. Aber gerade dort, wo aus einem ähnlichen Sagenstoffe ähnliche Charaktere, verwandte Motive, ein gleichgefügter Scenenbau so leicht sich ergeben, ist grosse Vorsicht für eine Untersuchung geboten. Man könnte darauf hinweisen, dass Calderons Cyprianus sich am Anfange des Stückes in die Einsamkeit zurückzieht, um über des Plinius Definition von Gott nachzusinnen (hg. v. Krenkel, prim. Jorn. V. 81 ff.), wie Lessings Faust in der ersten Scene des Entwurfes über Aristoteles brütet; aber auch bei Marlowe, der Lessing sicherlich unbekannt war, begegnet uns die Erwähnung des Aristoteles im Eingangsmonolog V. 5.

Die Scenenreihe, die für uns in Betracht kommt, umfasst den Verführungsversuch Justinas durch den Dämon, die Erschaffung eines Phantoms, das sie bei Cyprian vertreten soll, und die Verwandlung dieses Phantoms. Der Dämon hat Cyprian versprochen, ihm Justina zuzuführen. In seinem Monologe ruft er die Mächte der Hölle auf (terc. Jorn. V. 141 f. infernal abismo, desesperado imperio de tí mismo), um die jungfräuliche Hülle Justinens (vírgen edificio de Justina) zu verderben, und in der darauf folgenden Scene sehen wir alle sinnberückenden Höllenzauber mit fortreissender Gewalt entfesselt. Darf man eine Reminiscenz daran in der Schilderung des dritten, des seelenverderbenden, des besseren Teufels von der Verführung einer noch unberührten

Schönheit erkennen, die uns freilich nur in Engels vielleicht ungenauer Wiedergabe erhalten ist, zumal in dem Satze: 'Ich hab ihr nun eine Flamme ins Blut gehaucht' (Lachmann-Muncker 3, 388)? Immerhin mag hier Lessing unabhängig von dem spanischen Dichter zu Calderons eigener Quelle, zur Legenda aurea herabgestiegen sein (vgl. Zahn, Cyprian von Antiochia und die deutsche Faustsage, Erlangen 1882 S. 125 und Krenkels Einleitung S. 40 f.).

Der Versuch des Dämons misslingt:

Weib, der Sieg, der Sieg ist dein,
Weil dem Sieg du widerstanden[1]), (Gries 2. Aufl. 2, 311)

ruft er aus; er muss der Vertheidigung Gottes weichen: in seiner Wuth will er sie nun als 'Gebilde' (fingida) entführen.

Einen Geist send' ich alsbald,
Welchen meiner Kunst Gewalt
Soll in deine Bildung kleiden,
Und durch diese Truggestalt
Sollst du Schimpf und Schmach erleiden.

Durch einen doppelten Sieg will er sich an ihrer Tugend rächen:

Erst die Ehre raub' ich dir,
Und ein Scheingenuss soll hier
Gelten für ein wahr Verbrechen.

Was hier der Dämon thut, führen bei Lessing die Engel zu entgegengesetztem Zwecke aus: Soll hier ein Scheingenuss für ein wahres Verbrechen gelten, so wollen Lessings Engel ein Scheinverbrechen insceniren, um ihren Schützling dem wahren Heile zuzuführen. Justinas Gebet aber wird erhört, des Dämons Pläne durchkreuzt; das Phantom verwandelt sich dem beschwörenden Cyprian in einen Leichnam und verschwindet mit der ihn bekehrenden Mahnung

Also, Cyprianus, geht
Aller Glanz der Welt zu Grunde. (2, 322)

Justina ist so eine andere Helena im deutschen Faustspiele, eine succuba wie jene (vgl. Goethe-Jahrbuch 3, 122),

---

[1]) V. 305 f. Venciste, mujer, venciste
Con no dejarte vencer.

und da Lessing der Helena selbst, wie es scheint, in seinem Plane keine Stätte gewährt hat, so hat man auch die Einwirkung des Teufelphantoms auf die Gestaltung des Engelphantoms abgewiesen. Nirgends aber im deutschen Faustspiele wird die Erschaffung des Phantoms so breit ausgemalt wie in den citirten Calderonischen Versen[1]).

Immerhin war auch im Mágico prodigioso dem Phantom eine weit kürzere Rolle zugetheilt als in Lessings Plan und wir können uns mit den von hier ausgegangenen Anregungen für die Erklärung nicht begnügen. Solche Anregungen bot Lessing ein anderes Stück des spanischen Dichters, das den Phantomen weit mehr Platz in seiner Ökonomie einräumte, dessen ganze Mittelhandlung von wesenlosen Scheingestalten ausgeführt wird: En esta vida

---

[1]) Flüchtige Erwähnung verdient in diesem Zusammenhange eine der italienischen Nachahmungen des Mágico prodigioso, welche gleichzeitig mit dem (wahrscheinlich handschriftlich verbreiteten) Originale erschien und deren Inhalt Krenkel in seiner Ausgabe des spanischen Stückes (S. 107 ff.) anführt. In dem Cipriano convertito von Giacinto Andrea Cicognini hat sich der Dämon Aladin in Gestalt eines schönen, aus fernen Landen gekommenen Jünglings mit Cyprians Amme Pasquella verlobt. Von dieser 'dringend an die Erfüllung seines Eheversprechens gemahnt, erklärt er, die Trauung nach den Bräuchen seines Vaterlandes vollziehen zu wollen, und führt seine Braut in eine Höhle ausserhalb der Stadt, wo er die wunderlichsten Ceremonien mit ihr vornimmt, sie durch Zauberkunst in einen tiefen Schlaf versenkt und dann einen ihm untergebenen Geist Asmodeus herbeiruft, der in ihren Körper fährt und darauf sich in eine Katze verwandelt, um sich unbemerkt in Justinas Schlafzimmer einzuschleichen. Als letztere sich hierher zurückzieht, tritt plötzlich Asmodeus in Pasquellas Gestalt vor sie und sucht sie mit einer Beredsamkeit, die sie von der alten Amme gar nicht gewöhnt ist, zum Einlass Cyprians zu bewegen. Justina, welche dämonische List argwöhnt, fordert die angebliche Pasquella auf, ihr Anliegen vor dem Bilde Brandigis (Justinas angeblichen Gatten) zu wiederholen, und hält ihr ein verhülltes Crucifix vor, worauf der Geist erschrickt, sich als Asmodeus zu erkennen gibt und von ihr fortgejagt wird. Die wirkliche Pasquella kommt endlich wieder zum Bewusstsein und meint, aus einem wüsten Traume zu erwachen.' Über Cicognini, der noch mehrere andere Stücke Calderons bearbeitete, vgl. Klein, Geschichte des Dramas 5, 666 ff. 6, 1, 52 ff. und darnach Prölss 1, 659 ff. Lessing hat wohl nichts von ihm gekannt; bei Riccoboni kommt sein Name nicht vor und die kahle Notiz bei Jöcher dürfte zu weiterem Nachschlagen nicht aufgefordert haben.

todo es verdad y todo mentira (Keil 1, 575, Schauspiele von Calderon, übersetzt von Adolf Martin, Leipzig 1844 1, 93 ff.: nach Schack 3, 117 im Jahre 1637 gedruckt). Es ist eines der am meisten verkannten Stücke Calderons: es wirkt auch in der That beim ersten Anblättern verwirrend und enthüllt uns erst bei näherem Eindringen seine Schönheit und Tiefe, wie es z. B. Grillparzer, der daraus Motive für sein Jugendstück Der Traum ein Leben gewonnen hatte, bei flüchtigerem Wiederlesen im Alter selbst nicht mehr verstand (vgl. Werke 4. Aufl. 1, XXXI f., 13, 231).

Phokas, ein wilder sicilischer Bandenführer und Emporkömmling, hatte den oströmischen Kaiser Mauritius besiegt und sich im kühnen Verfolge seines Glücksweges selbst zum Kaiser von Konstantinopel aufgeschwungen. Als grossmüthiger Sieger kehrt der einstige Räuber nach dreissig Jahren auf die Insel zurück, mit der Absicht, seinen eigenen unehelichen Sohn, sowie den seines Feindes Mauritius, welche beide durch wunderbare Ähnlichkeit des Schicksals als Kinder in Verlust gerathen waren, aufzusuchen; den einen um ihn als seinen Erben anzuerkennen, den andern um ihn unschädlich zu machen. Seine Nachforschung ist von Erfolg gekrönt. Von dem greisen Astolph, einem treuen Anhänger des Mauritius, waren beide, Leonid und Heraclius, gerettet und in der Wildniss — auch als Halbwilde — auferzogen worden. Der besorgte Hüter weigert sich aber anzugeben, welcher von seinen beiden Pfleglingen des Kaisers eigener Sohn sei. Mit Hilfe des Zauberers Lysipp hofft Phokas zum Ziele zu kommen. Die Königin von Trinakrien Cynthia jedoch, die zu dem einen der beiden Wilden eine Neigung gefasst hat, verbietet Lysipp bei Todesstrafe, die Zweifel des Kaisers zu lösen. Der Zauberer findet einen Ausweg aus der Klemme; da er selbst nichts verrathen darf, so soll der Kaiser das Verschwiegene errathen; er will ihn die Zukunft schauen lassen; aus dem Benehmen der beiden Jünglinge soll der Kaiser ihren Werth und ihre Abstammung erkennen lernen. Er will ihm im Handeln wesenloser Bilder (en fantásticos efectos) in der kurzen Zeit eines Tages den abgeschlossnen Zirkel eines Jahres vorführen, worin, 'vòrgestellt, eh sie erfolgen', künftige Be-

gebenheiten alles ihm verkünden sollen, was im Jahre geschähe. Phokas macht ihm den Einwurf:

Wenn es falsche Schatten sind,
Leere, geist- und körperlose,
Was ich sehen soll, wie könnt' ich
Da zu einem Schlusse kommen?
Denn, wenn willenlos die handeln,
Die nach deinem Machtgebote
Jene vorzustellen haben,
Bleibt es gänzlich mir verborgen,
Was dabei sie selber thäten.

Sie selber sollen handeln, persönlich sollen sie alle in den Zauber eingewoben werden, antwortet der Zauberer (como dentro del encanto han de ser reales personas); sogleich lässt er ein prächtiges Gebäude auf dem Winde sich erheben und der Zauber beginnt. Von da ab (Jornada II S. 589[a]; Übers. S. 154) ist alles Handlung der Phantome bis in das zweite Drittel des dritten Actes hinein, wo der Zauberspuk verschwindet und die Decoration des zweiten Actes wieder erscheint ('Phokas: Ganz in derselben Handlung, in denselben Schluchten, wo mich Jäger und Gefolge aus den Augen lassen mussten, bin ich wieder' S. 599[a]; Übers. S. 197). Die weitere Handlung des Stückes hat mit unserm nächsten Zwecke nichts zu thun. Es gelingt Phokas nicht, seinen Sohn durch die zauberische Veranstaltung zu erkennen, da er im wichtigsten Augenblicke, wo er sich schlafend stellt, wirklich vom Schlafe übermannt wird und die Lösung des Räthsels bleibt der Handlung der lebenden Wesen vorbehalten.

Hier finden wir die wesentlichen Bestandtheile des Lessingschen Faustplanes vereinigt. Zu einem bestimmten Zwecke werden hier Phantome erschaffen, welche den menschlichen Wesen in Gestalt sowohl als in ihrem Denken und Thun völlig gleichen (una apariencia tan rara S. 593[a]: esos formados prodigios S. 598[b]). Ihr Handeln deutet auf das künftige Benehmen der durch sie vertretenen wirklichen Menschen. Lysipp erinnert Phokas des öfteren daran:

Ihr Benehmen nun beachte
Und ihr Reden, dass von jetzt
Ihre Neigungen und Gaben
Du daraus zu merken suchest,

Weil dem trägen Schritt der Tage
Du vorauseilst solcher Weise. (S. 173; S. 593[b])

Ebenso S. 175; (S. 594[a]): 'Achte wohl, nicht Cynthia und nicht Livia sind es, sondern . . .' Beim Auftreten des Herzogs Friedrich desgleichen S. 177: 'Als der Herzog selbst gestaltet ist das Bild (Su misma forma retrata S. 594[b]), denn hier geschieht, was geschehn wird.' Bei Lessing begräbt der Engel Faust in einen tiefen Schlummer und erschafft an seiner Stelle ein Phantom, womit die Teufel ihr Spiel treiben: für den Schlafenden ein Vorbild des ihm drohenden Geschickes.

In beiden Fällen ist der Zauber zeitlich begrenzt: bei Calderon soll der Zirkel eines Jahres in den Lauf eines Tages zusammengedrängt werden. Nach dieser zugemessenen Zeit verschwindet alles:

Nach dem Verhängniss
Hat die zugemessnen Stunden
Eben jetzt der Tag erfüllt,
Der uns kommen liess gezwungen
Durch die Formel der Beschwörung
Und den Bann des Zauberspruchs. (S. 196)

Bei Lessing übernimmt es der Teufel, Faust in vierundzwanzig Stunden der Hölle zu überliefern, von Mitternacht zu Mitternacht sollte das Stück dauern; für dieses Zusammendrängen der sonst auf zwölf Jahre sich erstreckenden Handlung finde ich im Umkreise der deutschen Faustspiele keine Analogie (vgl. Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust S. 97). In beiden Fällen löst sich der Zauber gerade in dem Augenblick, wo gegen die Phantome Gewalt gebraucht werden soll; bei Calderon als Phokas die Wahrheit durch Lysipp von den Geistern erzwingen lassen will, bei Lessing als sich die Teufel der Gestalt Fausts völlig versichern wollen.

Drittens haben die Personen des Stückes von den Vorgängen der Phantasmagorie eine Erinnerung wie von einem Traume. S. 198 (S. 599[b]):

Heraclius: Sah ich wachend, was ich träumte?
Leonid: Träumt' ich, was ich sah, im Schlummer?

Als Herzog Friedrich auftritt (S. 215), erinnert sich Heraclius, ihn bereits gesehen zu haben, was jener für unmöglich er-

klärt. 'Dennoch wahr,' antwortet Heraclius, 'weil ich ohne dich dich sah' (pero vīte á tí sin tí, S. 603[a]).

Daraus fliessen alle Zweifelreden, alle Aussprüche über Lüge und Wahrheit, die vielfach an die Reden des Prinzen in La vida es sueño erinnern und auch im Titel des Stückes sich widerspiegeln: 'In diesem Leben ist alles Wahrheit und alles Lüge.'

S. 201 Leonid: Ob ich hierin Schein vermuthe,
Und im andern Wirklichkeit?
Oder ob im Widerspruche
Dies gewiss ist, und das andre
Nichtig? —

S. 208 Heraclius: Da die Wahrheit log, und Wahrheit,
Bei der Lüge ward gefunden.

S. 209 Leonid: Sei es Lüge, sei es Wahrheit,
Sei's gewiss, sei's Bild des Truges,
Mag's verschwinden oder bleiben u. s. f.

Oder mit dem uns aus dem Auto bekannten Bilde (vgl. oben)

S. 220 Heraclius: Zweifle jetzt denn länger nicht.
Denn, wenn du die Probe dort
Zu dem Trauerspiel versuchtest,
Geht es jetzt in Wahrheit vor.
Alles, bis auf eine Rolle,
Ist, wie du es hast geprobt.

Der eine Berichterstatter über Lessings Faust hebt ausdrücklich hervor: 'Alles, was mit diesem Phantome vorgeht, ist Traumgesicht für den schlafenden wirklichen Faust: dieser erwacht, da schon die Teufel sich schamvoll und wüthend entfernt haben, und dankt der Vorsehung für die Warnung, die sie durch einen so lehrreichen Traum ihm hat geben wollen. — Er ist jetzt fester in Wahrheit und Tugend als jemals.' Bei Calderon misslingt zwar der nächste Zweck der Phantasmagorie. Aber in Heraclius wenigstens bringt das dunkle Bewusstsein von jenen Scheinerlebnissen eine Sinneswandelung hervor. Phokas will beide in Gnaden aufnehmen. Heraclius aber ist wie Grillparzers Rustan geheilt von ehrgeizigem Triebe nach königlicher Herrschaft, nach Glanz und Ruhm, er bittet um seine Entlassung, um in die Wildniss zurückkehren zu dürfen; denn es war ihm deutlich geworden:

Dass der Königspurpur blos
Staub ist mit der Farbe Schmucke,
Und des Windes leiser Odem
Allen Staub verweht im Fluge;
Dass kein menschlicher Verstand
Bei dem Unbestand des Prunkes,
Ob es Lüg' ist oder Wahrheit,
Sagen kann. Drum sei ersuchet,
Grössern Glanz mir nicht zu leihen,
Als allein, dass ich in Dunkel
Leben dürfe wie ich lebte,
Als ein Nachbar dieser Kuppen,
Ein Genosse dieses Wildes,
Und ein Bürger dieser Schluchten.
Denn nicht hören mag ich solchen
Künstlich angestellten Jubel,
Dass ich, wenn er wirklich ist,
Wann verstellt, nicht kann erkunden. (S. 202)

Was dem denkenden einsamen Jüngling durch das Spiel mit den Phantomen klar geworden ist, hat zu seiner Läuterung und Besserung beigetragen, hat ihn in Tugend und Wahrheit bestärkt.

Aber noch mehr als dieses alles konnte Lessing hier bei Calderon für sein geplantes Drama gewinnen. Man hat es bezweifelt, ob Lessing die poetische Kraft zu Gebote stand, eine lange Scheinhandlung so im Dämmerlichte von dissolving views zu halten, wie Grillparzer es in Des Lebens Schattenbild vermocht hat. War es Lessing mit der Ausführung seines Planes ernst, so konnte er die Kunstgriffe zur Vollendung dieses Wagnisses dem Virtuosen des Traumspieles hier ebenso ablauschen, wie es Grillparzer gethan hat; er hätte das rein T e c h n i s c h e der Doppelhandlung gewiss bewältigt, wenn auch vieles äusserlicher geblieben wäre und uns verstandesmässiger angemuthet hätte als bei den beiden romantischen Dichtern. Weitere Schlüsse auf die Phantasmagorie selbst sind uns schwerlich erlaubt. Sollten die Engel auch während des Teufelsgetriebes manchmal zu Worte kommen, wie Phokas und Lysipp während des Schattenspieles bei Calderon? Wurde das Phantom bei Lessing mit wirklichen Menschen in Berührung gebracht oder nur mit Schemen, das Engelsgeschöpf nur mit Teufels-

gestalten, worauf die Kürze der Zeit, innerhalb welcher die Verführung stattfindet, schliessen lassen könnte? Wir wollen uns vielmehr die gespenstische Mittelhandlung des Lessingschen Stückes diesem Calderonschen Gaukelspiel, dessen betäubender Wirrwar schliesslich die Veranstalter des Zaubers selbst ergreift, nicht allzu ähnlich denken und wollen dieses nur als das Ferment betrachtet wissen, welches in Lessings Phantasie die Umwandlung des überlieferten Fauststoffes bewirkte.

Wenn uns eine Reihe von inneren Gründen zwingen, die Bekanntschaft mit den besprochenen Stücken Calderons bei Lessing vorauszusetzen, so werden uns dennoch auch äussere Belege dafür willkommen sein. Auf die Comedia La vida es sueño wurde er zuerst wahrscheinlich durch die Anzeige der (nach der italienischen Übersetzung angefertigten) deutschen Übersetzung in der Berliner Zeitung vom 18. Juli 1750 aufmerksam (Wagner, Zu Lessings spanischen Studien, Berlin 1883 S. 6); wenige Wochen später, am 23. August, begann er das Stück selbst nach dem spanischen Original zu übersetzen, es ist uns aber nur ein Blatt mit der Überschrift und den ersten Bühnenangaben erhalten (Lachmann-Muncker 3, 303). Eine äussere Veranlassung, sich mit diesem Stücke zu beschäftigen, trat an Lessing im Jahre 1756 heran, wenn A. v. Weilen (Shakespeares Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung, Frankfurt 1884 S. 71) recht hat, die 'sehr werkwürdige Entdeckung', die Lessing in Ansehung der Weisseschen Operette Der Teufel ist los gemacht haben will, auf deren losen Zusammenhang mit dem Calderonschen Stücke zu beziehen. Für die nächstfolgenden Jahre ist uns eine Reminiscenz an Lessings Calderonlectüre durch die Ähnlichkeit bezeugt, welche die Handlung des Philotas mit wichtigen Theilen der Handlung des 'standhaften Prinzen' aufweist (Minor in der Zeitschrift für deutsche Philologie 19, 239). Vielleicht wird sich auch für einige Fragmente jener Zeit von der spanischen Dramatik aus helleres Licht gewinnen lassen. Deutlicher tritt der nie ganz versiegte Strom erst wieder in Hamburg zu Tage; in der Dramaturgie (68. Stück) begegnet uns neben Lope auch Calderons Name. Wagner

(S. 13) hat nachgewiesen, wie nahe sich Lessing in seiner Charakteristik Lope de Vegas an die Einleitung zum Théâtre Espagnol von Perron de Castera anlehnte. Obwohl dieses Buch nur Auszüge aus Stücken Lopes enthält, so weist die Vorbemerkung doch über ihn hinaus auf seinen grossen Rivalen. Lessing konnte hier einem Hinweis auf die Autos begegnen S. 5 f.: Michel Cervantes ..., Lopès de Véga et plusieurs autres Poëtes Espagnols ont fait des Intermedes assez agréables; mais il seroit à souhaiter qu'ils n'en eussent jamais donné le titre d'Actes Sacramentaux, Ouvrages moitié pieux, moitié burlesques, où le Spectateur éclairé ne sçauroit voir qu'avec chagrin les mysteres de la Foi placés auprès d'un tas de bouffonneries. Und an derselben Stelle S. 9 fand er den Einfluss der spanischen Dramatiker auf die französischen Classiker scharf hervorgehoben: nous avons souvent profité de leurs dépouilles; c'est d'après eux qu'on nous a donné le Cid, le Menteur, le Geolier de soi-même, et tant d'Ouvrages qui du fond de la Castille sont venus briller sur la Scene Françoise. Auf ein anderes gleichfalls von den Spaniern abhängiges Corneillesches Drama, dessen Titel an der citirten Stelle fehlt, wurde Lessing während der Arbeit an der Dramaturgie wiederholt hingewiesen; zehn Jahre nach Calderons En esta vida todo es verdad y todo mentira, 1647 bearbeitete Corneille denselben Stoff in seiner Tragödie Heraclius, und es darf wohl für ausgemacht gelten, dass diesem das ältere Stück nicht unbekannt geblieben ist (Schack 3, 177). In Frankreich aber wurde viel über die Priorität beider Stücke gestritten. Voltaire schickte daher in seiner Corneille-Ausgabe der französischen Tragödie eine stark verkürzte Übersetzung des Calderonschen Stückes voraus. Obgleich Voltaire auf der einen Seite manche Schönheiten des spanischen Originals höchlich bewundert und es eigentlich über den Heraclius stellt, was bei der absprechenden Meinung Voltaires über Corneilles Spätlingsdichtungen freilich nicht viel sagen will (Mahrenholz, Voltaires Leben und Werke, Oppeln 1885 2, 110), so fehlt es auf der anderen Seite nicht an Ausdrücken der Geringschätzung; tout cela paraît d'une démence inconcevable lautet eine Anmerkung (5, 54); in-

dem er zusammenfassend (S. 92) den spanischen Heraclius mit Shakespeares Julius Caesar vergleicht, ist ihm ersterer un roman moins vraisemblable que tous les contes des mille et une nuits, fondé sur l'ignorance la plus crasse de l'histoire, et rempli de tout ce que l'imagination effrénée peut concevoir de plus absurde ..... Il y a aussi des traits sublimes dans Calderon, mais presque jamais de vérité, ni de vraisemblance, ni de naturel. Nous avons beaucoup de piéces ennuyeuses dans notre langue, ce qui est encor pis: mais nous n'avons rien que ressemble à cette démence barbare. So hat er denn auch den Geist Calderons aus seiner Übersetzung völlig ausgetrieben und den zweiten Act, auf den es für unsere Untersuchung vorwiegend ankommt, in seiner Wiedergabe auf neun Seiten zusammengezogen; ja er scheint, obgleich er die Lösung des Zaubers im dritten Acte richtig an seiner Stelle belassen hat, den Eintritt der Beschwörung völlig missverstanden zu haben, wenn er sagt (S. 41): le forcier persuade à Phocas que toute cette avanture pourait bien n'être qu'une illusion; qu'on n'est sûr de rien dans ce monde, que la verité est partout jointe au mensonge. Mit Voltaires Bearbeitung wusste Lessing gewiss nichts anzufangen: sie wird ihm aber der Ansporn gewesen sein, das barocke Original selbst nachzulesen und zu studiren. Ist aber dieser Zusammenhang richtig und kommt dem spanischen Stück ein wesentlicher Einfluss auf die Entwicklung des Lessingschen Faustplanes zu, so können wir diese Phase schärfer als bisher gegen die früheren Faustpläne abgrenzen. Voltaires Commentar ist 1764 erschienen, in demselben Jahre auch seine Erzählung Le blanc et le noir. Die entscheidende Änderung, welche Lessing an dem überlieferten Stoffe vornahm, fällt daher frühestens in die Breslauer Zeit. Wahrscheinlich hat sie sich aber erst in Hamburg vollzogen, wo der Dramaturg mit den in unserer Untersuchung herangezogenen Werken täglich und stündlich beschäftigt war. Der undatirte Entwurf der ersten vier Scenen (Lachmann-Muncker 3, 380) würde darnach zu jenem Fauststücke gehören, an welchem Lessing nach dem Briefe vom 21. September 1767 'aus allen Kräften' arbeitete (vgl. auch Creizenach, Der

älteste Faustprolog, Krakau 1887 S. 17); — denn ich halte es mit Erich Schmidt (1, 372) nicht für unwahrscheinlich, dass die guten Geister erst eingreifen sollten, nachdem Faust den Irrweg schon beschritten hatte — und in diesem Stücke hätte Lessing die Lösung bereits ebenso durch eine Scheinhandlung, durch ein Phantom herbeiführen wollen, wie Engel und Blankenburg, auf spätere Mittheilungen gestützt, uns dies berichten.

Prag. August Sauer.

## Goethes Proserpina.

### 1.

Wer hätte nicht mit tiefer, lange nachzitternder Bewegung Glucks Orpheus gehört, wo über das Weh des zweimaligen Verlustes, über das Bangen der Sehnsucht, über die Wonne des gefährdeten Wiederfindens eine so siegreiche Weihe der Töne gegossen ist, dass auch die grollenden Bewohner des Tartarus nach jenem berühmten furchtbaren 'Nein' sich besänftigt vor ihr beugen. Und wer hätte nicht mit dem classischen Ohrenschmaus eine edle Augenweide verbunden? sind es doch unvergessliche, den Bildner herbeirufende Motive, wenn der verwittwete Sängerjüngling am geschmückten Sarkophage lehnt, seine Lichtgestalt im dunklen Gewirr der Furien und Larven erscheint, Eurydike unter den elysischen Schatten schmachtet, der Gatte sie schmerzvoll abgekehrt mit sich fortzieht, bis die Liebe ihn übermannt und dennoch Eros endlich das geprüfte, durch höchste Kunst und Treue neuvereinte Paar segnet. Man begreift den Wetteifer, mit dem die Plastik der Alten, die Malerei moderner Meister (Cornelius, Rahl), die Dichtung, die Musik diesen Stoff ergriffen haben. Im Mittelalter wurde der sagenhafte Sänger sogar als Sir Orfeo ins englische Feenreich verpflanzt.

Der Hinweis auf Gluck soll hier ein stimmender Accord für die Betrachtung einer Goethischen Dichtung sein, die zu dem Ergreifendsten aus der Übergangszeit zwischen

den Jugendwerken und der italienischen Epoche gehört, aber zufolge 'frevelhafter Einschaltung' in eine ungeniessbare Posse nicht nach Verdienst bewundert und studirt wird, und welche, wie wir zu zeigen hoffen, mittelbare und unmittelbare Beziehungen zu Gluck hat: Proserpina.

Als Goethe nach Weimar übersiedelte, stand Ritter Gluck schon auf der Mittagshöhe seines Ruhmes, die er weiterhin machtvoll zu behaupten wusste. In die Mitte der siebziger Jahre fällt seine Schilderhebung bei den Franzosen. Orfeo ed Euridice, 1762 italienisch in Wien, wird 1774 französisch in Paris, Alceste, 1767 italienisch in Wien, wird 1776 französisch in Paris aufgeführt, und die Iphigénie en Aulide 1774 zum ersten Mal überhaupt an der Seine dargestellt. Erst 1777 folgt Armide. Erst 1779 Iphigénie en Tauride: so haben gleichzeitig und unabhängig der grösste Tonsetzer der Bühne vor Mozart und der grösste Dichter die taurische Iphigenie nach so vielen unzulänglichen Versuchen der Vorgänger auf den Thron classischer Kunst emporgehoben. Noch 1826 widmet Goethe zu einem Exemplar seines Schauspiels für Frau Milder die Verse:

Dies unschuldsvolle fromme Spiel,
Das edlen Beifall sich errungen,
Erreichte doch ein höhres Ziel:
Von Gluck betont, von dir gesungen.

Auch wer in Deutschland Glucks heroische Opern nicht kannte, schwärmte für den Componisten Klopstockscher Oden, wie Die frühen Gräber, verlangte sehnsüchtig nach der Musik zur Hermannsschlacht und hörte mit Freuden, dass am Karlsruher Hofe der 'Klopstock der Musik' und der 'Gluck der Poesie' zusammengetroffen seien. 1774 wandte sich Herder an Gluck, dessen Weisen zu Klopstocks Strophen er gern besitzen wollte, und der ihm wie kein anderer der rechte Mann schien, sein Libretto Brutus zu componiren. J. G. Jacobi hat sich nicht nur mit dem Singspiel Elysium in Glucks Reich begeben, sondern den ersten Act seiner Oper Der Tod des Orpheus rivalisirend eng an das Glucksche Textbuch angeschlossen. Wielands Alceste, dem Stoffe nach ein Pendant zur siegenden Gatten-

treue des Orpheus, ist undenkbar ohne Gluck, und es wäre ein grosses Thema einmal nach den zuerst von H. Grimm und Seuffert gegebenen Winken umfassend die Wirkungen der idealen Oper, Metastasio und seine Nachbarn natürlich eingeschlossen, auf die Hebung des Dramas zu untersuchen. Für das Reinstoffliche leistet Heinses Kunst- und Brunstroman Hildegard von Hohenthal, worin auch eine Analyse des Orpheus nicht fehlt, immer noch Dienste.

1776 erging aus Weimar eine überschwängliche Huldigung an Gluck. Der Teutsche Merkur 3, 233 ff. brachte, nicht ohne leichtironische Fussnoten des Redacteurs, anonym, Ph. Chr. Kaysers 'Empfindungen eines Jüngers in der Kunst vor Ritter Glucks Bildnisse' (vgl. Anzeiger für deutsches Alterth. und deutsche Litt. 6, 68 ff.), wunderlich genug in kleine 'Epochen', darunter eine völlig wortlose, zerlegt, ein andächtiges Gestammel des unreif declamirenden Enthusiasmus, ein verzücktes Gebet an den 'Shakespeare in der Musik'; das Ganze ein ehrlich gemeintes Seitenstück zur Dritten Wallfahrt nach Erwins Grabe und beschlossen mit einer Anspielung auf das ungedruckte Dramolet Künstlers Vergötterung. Wieland fügt den Ausdruck des Bedauerns hinzu, dass der junge Amoroso noch nicht den Orpheus seines Apollo kenne, und äusserte brieflich: 'Nach meinem Gefühl ist nichts grösseres, liebevolleres, seelenschmelzenderes als der Gesang che farò senza Euridice in diesem Singspiel.' Würdig zu sein in Glucks Zeitalter zu leben gilt dem musikalischen Stürmer und Dränger, der doch von Glucks grossem Stil möglichst weit entfernt ist, für das Höchste. 'Ich meyne oft', so betet er, 'ich müste dich, Bild, mit meinen ewigen Wünschen und Verlangen von der Rahme herunter ins Leben zaubern. Wie würd ich dich, Urbild, umfassen in schwebendem Dranggefühl dich mir zu eröfnen! Wie würd ich mich dir eröfnen und du mir die Spuren der würkenden Schöpfungskraft zeigen! Meine eilenden Finger, wie oft glitschen sie über die Goldadern hinweg, wie oft sinkt mein Haupt in dem ungelössten Gewirre von Melodie und Harmonie in die unthätigste Gelassenheit! Das würde, das könnte, das müste all geändert werden!' Wirklich bemühen sich fünf

Jahre später Carl August und Goethe, dem guten Kayser noch den ganzen musikalischen Segen des Alten zu vermitteln (Burkhardt S. 16 ff.).

Aber 1776 kam nicht nur diese naive Weihrauchspende aus Weimar, sondern es wanderte auch eine dringende Bitte nach Weimar hin. Einen Tag vor der ersten Aufführung der Alceste, am 21. April, starb Glucks geliebte Nichte Marianne, die anmuthige, musikalisch reich begabte 'Nanette'. Briefe des verkommenen Klotzianers Riedel, der bei Gluck das Gnadenbrot ass, malen uns die Trauer um diesen Verlust. Der Meister des Orpheus wollte der Abgeschiedenen ein Todtenopfer bringen und rief die Poesie zu Hilfe. Den 10. Mai wandte er sich in einem ergreifenden Brief an Klopstock, dessen stolzes Lied 'Ich bin ein deutsches Mädchen' Nanette so oft, auch in Gegenwart des Dichters, gesungen. 'Sie war meine einzige Hoffnung, mein Trost und die Seele meiner Arbeiten. Die Musik, sonst meine liebste Beschäftigung, hat nun allen Reiz für mich verloren; oder sollte sie jemals meine Betrübniss ändern können, so müsste sie dem Andenken dieses geliebten Gegenstandes geheiligt seyn. Ist es zu viel von Ihrer Freundschaft gefordert, wenn ich wünsche, Ihre empfindsame Seele durch meinen Verlust zu rühren, wenn ich hoffe, dass Ihre erhabene Muse sich erniedrigen werde, um einige Blumen auf die Asche meiner geliebten Nichte zu streuen? Mit welcher Entzückung würde ich diesen kräftigen Trost benutzen! Von Ihrem Genie angefeuert, würde ich dann in den rührendsten Tönen meine Klagen auszudrücken suchen' (Schmidlin 1, 348). Klopstocks Antwort ist nicht bekannt, wohl aber der sehr wichtige Bescheid Wielands, an den Gluck sich gleichfalls wandte, noch bevor Klopstock abgelehnt hatte, denn Glucks Brief muss vor dem 25. Mai in Weimar eingetroffen sein. Wieland erwidert am 13. Juli 1776 (Auswahl denkwürdiger Briefe 1, 315 vom 19. datirt; Glucks Antwort nennt den 13.):

'In der Verfassung, worin mich Ihr Brief antraf, konnt' ich mit Ihnen weinen, Ihren Verlust innig fühlen und beklagen, aber etwas hervorbringen, das des entflohenen Engels und Ihres Schmerzes und Ihres Genius würdig

wäre, das konnt' ich nicht, und werd' es niemals können. Ausser Klopstock konnte das nur Göthe' — eben im Mai mit Klopstock für immer zerfallen! — 'Und zu dem nahm ich meine Zuflucht, zeigte ihm Ihren Brief; und schon den folgenden Tag fand ich ihn von einer grossen Idee erfüllt, die in seiner Seele arbeitete. Ich sah sie entstehen, und freute mich unendlich auf die völlige Ausführung, so schwer ich diese auch fand; denn was ist Göthe unmöglich? Ich sah, dass er mit Liebe über ihr brütete, nur etliche ruhige, einsame Tage, so würde, was er mich in seiner Seele sehen liess, auf dem Papier gestanden seyn: aber das Schicksal gönnte ihm und Ihnen diesen Trost nicht . . . nun ist beynahe alle Hoffnung dahin, dass er das angefangene Werk so bald werde vollenden können. Er selbst hat zwar weder den Willen, noch die Hoffnung aufgegeben; ich weiss, dass er von Zeit zu Zeit ernstlich damit umgeht; aber in einem Verhältniss, wo er nicht von einem einzigen Tage Meister ist, was lässt sich da versprechen?' Wieland hat gezögert, in der Hoffnung 'Ihnen entweder das ganze Stück, welches Göthe dem Andenken Ihrer liebenswürdigen Nichte heiligen wollte, oder doch wenigstens einen Theil desselben schicken zu können. Göthe selbst hoffte immer und vertröstete mich: ich bin auch gewiss, wie ich den herrlichen Sterblichen kenne, dass es noch zu Stande kommen wird — und so spät es auch kommen mag, Freude wird Ihr Genius und der Geist Ihrer Seligen daran haben' . . . Unmittelbar darauf betont Wieland, wie gern er selbst ein 'lyrisches Werk', d. h. jedenfalls: etwas Melodramatisches, schaffen möchte, werth durch Gluck unsterbliches Leben zu empfangen; aber er zweifle an seinem Können und finde keinen geeigneten Gegenstand — 'die drei grössten Sujets, Orpheus, Alceste und Iphigenia, haben Sie schon bearbeitet'.

Gluck antwortete, Wien 7. August 1776 (ungedruckt, mir durch Seuffert nachgewiesen): 'Die Freundschaft eines Wielands, Klopstoks und ähnlicher Männer ist hinlänglich, einen Menschen . . . für alle Leiden dieser Welt zu entschädigen und zu trösten. Sie machen mir Hoffnung, in der Person des Herrn Göthe einen neuen Freund dieser Art zu erobern, und nun ist meine Freude voll-

kommen; gesetzt auch, dass ich weder von Ihnen, noch von Herrn Göthe eine Poesie über die gute, schneeweisse, abgeschiedene Seele meiner Kleinen erwarten dürfte, so sehr ich dieses auch wünschte. Ihre Muse . . . wird Ihnen nie untreu, es sey denn, Sie wollten es selbst: und Göthe, dessen Schriften, wie die Ihrigen, ich gelesen und verschlungen habe, Göthe, von dem mir Klopstock sagte: dies ist der grosse Mann, kan gewiss durch keine Amtsgeschäfte abgehalten werden, sich begeistern zu lassen und eine seiner Rosen auf ein Grab zu streuen, das Rosen verdient. Was ist Ihnen und Göthen unmöglich? Empfehlen Sie mich diesem treflichen Manne, und sagen Sie ihm, dass ich die Gesänge seines Erwins für das hiesige Theater würde zubereitet haben, wenn es uns nicht an Personen fehlte, dieselben zu executiren.'

H. Grimm hat zuerst aufmerksam bei Wielands Briefe Halt gemacht und die äussere Entstehung der Goethischen Iphigenie auf Tauris, deren inneren Antrieb um 1776 er zugleich so fein aufdeckte, hier gesucht. Ich glaube, mit Unrecht. Fassen wir zusammen: Gluck bittet um einen poetischen Nachruf auf Nanette, den er in Musik setzen will; Goethe findet sich durch Wielands Vermittlung bereit und beginnt ein 'Stück', das nur einige freie Tage zur Vollendung braucht; Wieland kennt die 'grosse Idee' dieses der Todten geweihten Werkes; er bezeichnet aber unter anderem auch den Iphigenienstoff als durch Gluck vorweggenommen. Und nur der sehnsüchtige Monolog der einsamen Priesterin könnte allenfalls für den symbolischen Ausdruck von Geistergrüssen der entrückten Nanette in Anspruch genommen werden, wo wir doch durchsichtigere Beziehungen und ein kürzeres, enggeschlossenes, concentrirtes drama per musica erwarten. Das Melodrama für Gluck wird Proserpina heissen.

Fest steht Goethes Absicht, die Bitte Glucks sogleich zu erfüllen. Am 25. Mai 1776 schreibt er an Frau von Stein: 'Ich wohne in tiefer Trauer um ein Gedicht, das ich für Gluck auf den Tod seiner Nichte machen will.' Ebendamals beschäftigte er sich mit dem Orpheus und will am 2. Juni seiner Schwester etwas daraus schicken;

wirklich dankt Cornelie im Oktober für das Orpheusrecitativ, das erstaunliche Wirkung thun müsse, eine Stelle die man nur auf die Arie Che farò, unmöglich aber auf einen Bänkelsang aus Seckendorffs Travestie beziehen kann. Goethes Arbeit stockte, wie er in jenen Jahren nur selten zu anhaltender poetischer Production kam, wie Elpenor Fragment blieb, zwei Acte des Tasso, der Egmont, ein paar Bücher des W. Meister bei Seite geschoben wurden und die Iphigenie langsame Umwandlungen durchmachte. Bald war es zu spät, denn eine Nänie darf nicht auf sich warten lassen. Vielleicht hat Goethe im Juni 1777 nach Corneliens Tod wieder an dunklen zerrissenen Tagen, in Leiden und Träumen, Proserpinas gedacht; oder auch im Januar schon, als Christel von Lasberg in der Ilm den Tod suchte, und er in stiller Trauer einige Tage um die Scene des Todes beschäftigt war. Sein unfertiges Werk, ein Mittelglied zwischen Prometheus und Iphigenie, zwischen Ganymed und Parzenlied, hat er schliesslich zu Gunsten Coronas abgerundet und 'freventlich eingeschaltet' in den possenhaften Triumph der Empfindsamkeit (vom September 1777), aber als Proserpina ein Monodrama zuerst gesondert drucken lassen im Teutschen Merkur, Februar 1778. Es ging in die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung und 1779 in den 4. Band der Himburgischen Ausgabe über und wurde leider seit 1787 für immer mit der Geflickten Braut vermählt, nachdem Goethe, ebenso wie es später dem formell verwandten Elpenor geschah, die fortlaufende rhythmische Prosa in freie Verse zerlegt hatte; eine Form, die schon Lessings 51. Litteraturbrief als 'Quasimetrum' für das Drama empfohlen (vgl. Goethe-Jahrbuch 6, 205).

## 2.

Aus den Schätzen der antiken Mythologie, dieser reichen Fundgrube für die heroische Oper, schöpfte Goethe den Stoff zu einer Todtenfeier Nanettens. Das junge Mädchen war blühend hinabgerissen worden in jenes Reich, das ihr Oheim mit der Macht seiner Töne bezwungen und verklärt hatte. Keine schönere Anknüpfung konnte sich bieten als die Sage von Proserpina, die jählings aus dem tändelnden

lebensfrohen Kreise der Gespielen vom Herrscher der Unterwelt in den Orcus entführt wird, um dort als Schattenkönigin fern von Licht und Leben zu hausen. Das Gedicht ist ein monologischer Abschied vom Dasein, ein Threnos der Jugend. Eine herrliche Scala von Tönen steigt Goethes Dichtung hier auf und nieder. Umherirrend in der öden Felsenlandschaft des Tartarus hält die Unselige still und wirft einen Rückblick auf die in ohnmächtigem Jammer zurückgebliebenen Freundinnen und den Moment des Raubes, klagend wie ein trostloses Kind, aber nicht nimis puella, wie Gesner und ihm beipflichtend Herder von der halbwüchsigen Heroine des Ovid sagten. Sie steigert den Ton zu einer dramatisch bewegten Schilderung des Orcus, der im Triumph der Empfindsamkeit spassig parodirt, hier aber mit der elegischen Fülle Goethischer Humanität überschaut wird. Wohin das Auge sich wendet, sieht sie nur Qualen, und ihr strömendes Mitleid kann dieser Pein nicht steuern, denn auch über ihr, der Königin, waltet das eherne Schicksal, das schon im Prometheus als oberste Macht hingestellt ist. Nach scharfen lakonischen Antithesen geht sie in einen weichen Dithyrambus über, die Opfer der Unterwelt musternd:

Ach, das fliehende Wasser
Möcht' ich dem Tantalus schöpfen,
Mit lieblichen Früchten ihn sättigen!
Armer Alter!
Für gereiztes Verlangen gestraft! —
In Ixions Rad möcht' ich greifen,
Einhalten seinen Schmerz!
Aber was vermögen wir Götter
Über die ewigen Qualen!
Trostlos für mich und für sie,
Wohn' ich unter ihnen und schaue
Der armen Danaiden Geschäftigkeit!
Leer und immer leer,
Nicht einen Tropfen Wassers zum Munde,
Nicht einen Tropfen Wassers in ihre Wannen!
Ach, so ist's mit dir auch, mein Herz!
Woher willst du schöpfen — und wohin? —

Ihr Weg ist nicht mit dem ruhigen Wandeln der Seligen — Goethe entfaltet hier eine gleitende Tonmalerei wie Hölderlin im Schicksalslied — denn es rauscht nicht von

Leben, schwankt nicht von Schmerz zu Lust; wundervolle Umschreibungen der elysischen Einförmigkeit, wie Lessings ungestümes Bedürfniss nach Wechsel das himmlische Einerlei ablehnte. Indem sie an den Gatten und die flüchtige Liebesregung des Düsteren denkt, die leider auf sie, die Tochter der Ceres, fiel, schweifen ihre Vorstellungen zur Oberwelt zurück und heften sich an das Bild der Mutter. Rein menschlich wird Ceres gefasst: 'wie dich deine Gottheit verlässt im Verlust deiner Tochter'. Und im traulichen Stil des Märchens malt sich die Geraubte aus, dass die Mutter komme, um zu fragen, ob das Töchterchen ein neues Kleid brauche oder goldene Schuhe, wozu nun die Wirklichkeit in grellen Contrast tritt. Sie vergegenwärtigt sich Ceres und legt ihr leidenschaftliche Worte in den Mund, um sie dann mit bewegten Rhythmen empor vor den goldenen Stuhl des Zeus zu geleiten. Wieder wird alles lieblich anthropomorphisch ausgemalt, nicht im verschwimmenden Pantheismus des Ganymed, sondern etwa in der Art Raphaels, dessen Farnesinacyclus, von Dorigny farbig nachgebildet, täglich vor Goethes Augen stand. Sie denkt daran, wie der freundlich liebe Vater sie scherzend gegen den Himmel schwenkte, dass sie kindisch droben zu verschweben meinte, und gibt sich nun der Aussicht auf Erhörung und auf Wiedervereinigung mit der Mutter hin. Goethes Lieblingsgöttin, die Hoffnung, belebt und durchleuchtet die Stimmung. Sie 'giesst in Sturmnacht Morgenröthe'. Die Höhe der Dichtung ist erreicht. Mit der Hoffnung scheint sich die im Eingang geschilderte rauhe Landschaft zu begrünen: Proserpina findet eine Blume, ein Blatt, sie gewahrt den Granatbaum und spricht in melodischen Zeilen ihr Entzücken aus: 'Lass dich geniessen, freundliche Frucht!'— aber dem Labsal folgt, ungemein ergreifend ausgesprochen, das furchtbare Gefühl vernichtender Enttäuschung: mit eisernen Händen fasst die Hölle das arglose unschuldige vertrauensselige Kind an. Den Ausbrüchen der Verzweiflung, den Anklagen gegen den harten Rathschluss des Ahnherrn, den Verwünschungen, kurz einer wundervoll aufgebauten Gliederung des Jammers und der tödtlichen Erstarrung antwortet, wie dem Orpheus das Nein der Larven, hier, aber

ohne Umschlag, immer wieder das dumpfe monotone 'Unser, unser, hohe Königin!' Bedarf es noch eines Wortes, welch ein Geschenk diese Proserpina für den trauernden Gluck gewesen wäre und wie alles in diesem jede Stimmung des Herzens anschlagenden Gedicht mit seinem Wechsel von Klage, Gebet, Freude und Vernichtung, von Erdenlust, göttlichem Frieden und höllischer Pein, von Hell und Dunkel dem Schöpfer des Orpheus ganz persönlich, von ihm kommend und zu ihm gehend, bereitet ist?

Die Fülle von Poesie, welche Goethe hier in einem Monolog von wenigen Seiten zusammengefasst hat, erscheint noch bewundernswerther bei einem Blick auf die Quellen. Von dem, was R. Försters trockenes Buch Der Raub und die Rückkehr der Persephone in ihrer Bedeutung für die Mythologie, Litteratur und Kunstgeschichte (1874) herzählt, war ihm sehr wenig bekannt; weder die Poesie Athens und Alexandrias, noch die Masse der Sarkophage, wo man den Wagen Plutos von Eroten umschwärmt sieht, den Blumenkorb umgestürzt, Amor als Fackelträger oder Knabe-Lenker. Immerhin könnte der Ruf 'Amor, ach, Amor floh lachend auf zum Olymp' auf ein solches Motiv der Plastik deuten, und Hilfsbücher vom Schlage des Hederich wird Goethe wohl eingesehn haben. Auch Hygin, der Gewährsmann für Elpenor und die delphische Iphigenie, wäre heranzuziehen. Berninis manierirte Gruppe sah er viel später im Casino Ludovisi. Seine, ihm von Kind auf wohlbekannte, Quelle war Ovid, der Nachfolger Kallimachos und Nikanders, der Vorgänger des öden Claudian, und zwar nicht mit den Fasten, sondern mit dem fünften Buche der Metamorphosen. Der Römer beginnt mit einer Schilderung der in ewigem Lenz prangenden Umgebung Ennas, wo Proserpina und die Gespielinnen um die Wette Veilchen und Lilien pflücken. Pluto ergreift sie, ihre Blumen ('die ich, ach Entführte, aus meinem Schoose fallen liess') entstürzen, sie schreit nach der Mutter. Alles rasch auf den Effect hin erzählt, denn Ovids tantaque simplicitas puerilibus adfuit annis gilt nicht von seinem Stil. Während der jähen Fahrt ('weggerissen haben sie mich, die raschen Pferde des Orcus') ruft die Nymphe Cyane den Gott an und möchte den Raub verhindern.

Wir verlieren Proserpina aus dem Auge. Rhetorisch wird das Suchen der Ceres ausgemalt, bis sie bei Cyanes Quelle den Gürtel der Tochter findet, das Haar zerrauft, den Busen mit Fäusten schlägt und nach erhaltener Auskunft leidenschaftliche Beschwerden an Juppiter richtet, der zurückhaltend erwidert, aber, trotz dem hohen Rang seines unterirdischen Bruders, Proserpina zur Mutter emporführen will, unter der Bedingung:

si nullos contigit illic
ore cibos: nam sic Parcarum foedere cautum est.

Daher Goethes Motiv, dass die Parzen den 'hohen Rathschluss' verkünden. Der Fortgang wird kahl dahin zusammengefasst, dass die Befreiung misslang, da Proserpina während des Herumirrens in den Gärten des Orcus — so führt Goethe sie ein — sieben Körner eines Granatapfels verzehrt, also die bedungene Enthaltung von aller Speise verletzt hatte. Wiederum lenkt Ovid alsbald das Interesse von Proserpina ab und endet dann mit dem kurzen Bescheid, dass Juppiters Unparteilichkeit das Jahr zwischen dem Bruder Pluto und der Schwester Ceres theilte. Goethe hat alles Beiwerk bei Seite geworfen und seine ganze Kunst auf lyrisch-dramatische Entwicklung der Affecte Proserpinas concentrirt.

Der Stoff ist lange vor ihm in Deutschland von dem Freiherrn Wolf Helmhard von Hohenberg in zwölf Büchern erbärmlicher Alexandriner auf dritthalbhundert Seiten mit weitschweifigen Excursen über Pyramus und Thisbe u. s. w. und abgeschmackten Possen einer Hofnärrin Proserpinas breitgetreten worden: Die unvergnügte Proserpina. Durch ein Mitglid der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschafft. Regensburg 1661. Seine Reimerei ist nicht weiter der Rede werth. Aber auch die dreiactige Dichtung von Schütz, Der Raub der Proserpina. Eine Frühlingsfeier (Die Sängerfahrt. Gesammelt von Friedrich Förster 1818 S. 157 ff.), offenbar im Hinblick auf Goethes grosse Scene verfasst, kann mit einer Probe ihrer leeren Singspielverschen abgethan werden:

O funkelnde Früchte,
Wie lieblich ihr strebet!

Ihr habet gekostet
Der Oberwelt Licht.
Zu brechen euch dürst' ich!
O könnt' ich euch reichen
Der freundlichen Mutter,
Von euch möcht' ich geben
Den Schwestern ein Theil.
Allein euch geniessen,
Die Freude, wie karg,
Und doch bis zum Herzen
Die Lust sich ergiesst,
Wenn wieder die Lippe
Den Apfel geniesst
Der vorigen Lust.
(Sie isst eine Granate.)
O köstliche Labung
Aus goldener Quelle!

Die drei Parzen (zu Proserpinen herantretend).

Dies hat dich genommen,
Du bist nun gekommen
Auf ewig hieher.
Nacht hat dich gefangen,
Du darfst nicht verlangen
Zur Oberwelt mehr.

Pluto.

Bleiben musst du nun bei mir
Fortan, meine Gattin, hier.

Proserpina.

Weh, ach weh!
Nur nicht hier!
Ich vergeh
Bleib' ich bei dir.

Pluto.

Bleiben wirst du nun bei mir
Fortan, meine Gattin, hier.

Die Parzen.

Er hat dich genommen,
Du bist nun gekommen
Auf ewig hieher.
Nacht hat dich umfangen,
Du darfst nicht verlangen
Zur Oberwelt mehr.

Besonders kläglich ist es, wie der Dichterling es für keinen Raub hält, eine der herrlichsten Stellen Goethes in Handlung umzusetzen, indem Pluto seiner Gattin als grimmiger Cicerone erst Sisyphus, dann Tantalus vorführt und ihrer Absicht, dem Durstigen Früchte zu reichen, bärbeissig wehrt.

Leistete Goethe das Höchstmögliche in Vereinfachung und Verinnerlichung des Stoffes und fragte er der so durchsichtigen Bedeutung der Mythen von der Speltmutter Demeter und dem theils unterirdischen, theils oberirdischen Schössling Persephatta nicht weiter nach, so ergriff Schiller den Gegenstand als der weitausschauende culturhistorische Poet und als lyrisch-dramatischer Rhetor, der in der Klage der Ceres, weit entfernt vom Stil der Proserpina, alle Schleusen seines mächtigen Pathos öffnete und im Bürgerlied die eleusinische Ackergöttin als Begründerin der Sitte verherrlichte. Man lese daneben die zwölfte römische Elegie, wo alles von antiker Sinnlichkeit strotzt. Aber noch ein anderer Contrast thut sich auf: Heines frecher Cyclus Unterwelt, der den Ehestandsqualen Plutos wie dem Ärger der versauernden Proserpina burleske Worte leiht und die verrückte schlotterbusige Schwiegermutter auf ihrer Irrfahrt 'jene Klagen, die euch allen wohlbekannt' declamiren lässt. Das Citat 'Ist der holde Lenz erschienen' thut in dieser frivolen Parodie die gleiche Wirkung wie jenes 'Ach, ich habe sie verloren' inmitten der witzsprühenden musique canaille von Offenbachs Orpheus in der Unterwelt.

3.

Goethes Proserpina führt den Titel: ein Monodrama, und die Einlage gibt im Triumph der Empfindsamkeit Anlass zu einem spöttelnden litterarhistorischen Gespräch:

Lato.

Mit wem spielt sie denn?

Andrason.

Mit sich selbst, das versteht sich.

Lato.

Pfui, das muss ein langweilig Spiel sein.

Andrason.

Für den Zuschauer wohl. Denn eigentlich ist die Person nicht allein, es können noch mehr Personen dabei sein, Liebhaber,

Kammerjungfern, Najaden, Oreaden, Hamadryaden, Ehemänner, Hofmeister, aber eigentlich spielt sie nur für sich, es bleibt ein Monodrama. Es ist eben eine von den neuesten Erfindungen; es lässt sich nichts darüber sagen. Solche Dinge finden grossen Beifall.

Goethe hat in Proserpina, mit weiser Benutzung eines überlieferten Schematismus, das classische Monodrama geschaffen, wie ihm früher in der absterbenden Gattung des Schäferspiels das einzige bleibende Dichtwerk gelungen war. Die Wiege der Monodramen, Duodramen, Triodramen, Melodramen ist bekanntlich in Frankreich bei Jean-Jacques Rousseau zu suchen. Man vergleiche die gründliche Darstellung A. Jansens: Jean-Jacques Rousseau als Musiker 1884 S. 291 ff. In der Einsamkeit des Jura hat Rousseau 1762 die Scène lyrique Pygmalion geschaffen, die, zum grossen Theil von Coignet, zum kleinen von dem Dichter selbst mit Musik begleitet, den Parisern 1770 bekannt, aber erst am 30. Oktober 1775 in der Comédie française aufgeführt wurde, nachdem Privatdarstellungen vorausgegangen waren. Dem ersten Drucke 1771 folgte zu Wien ein zweisprachiger auf dem Fusse, und schon im Jahre der Entstehung hatte ein junger Berner, N. A. Kirchberger, auf Grund einer begeisternden Vorlesung in Motiers, der Priesterin der deutschen Rousseau-Gemeinde Julie von Bondeli einen Vorschmack der neuen eigenartigen Schöpfung geben können.

Die kurze Erzählung des Ovid, Metamorphosen 10, 243—297, von dem cyprischen Bildhauer Pygmalion, der sich in seine marmorne Schöne verliebt, sie streichelt und schmückt, bis am Festtage der Venus seine Küsse den Stein beleben, war in Frankreich schon mannigfach in Prosaromanen (Thémiseul de Ste-Hyacinthe[1]), Cantaten, Opern,

[1]) Seinen Pygmalion kannte nicht nur Rousseau, der bei ihm den Namen Galathée fand, sondern auch Bodmer (vgl. J. E. Schlegel an Bodmer 18. September 1747, Archiv für Litteraturgeschichte 14, 56; Minor, Zeitschrift für deutsche Philologie 19, 224 f.). Bodmers Prosaerzählung Pygmalion und Elise ist 1747 separat in Zürich und 1749 in Berlin, um Sulzers langweiliges Product Damon. Oder die platonische Liebe vermehrt, erschienen. Die schauderhafte Einleitung schildert, wie Pygmalion bald nach der Sündfluth Deukalions, von den schmutzigen und hässlichen, dabei mannstollen Weibern Cyperns angewidert, auf eine

Lustspielen (Poinsinet de Sivry 1760, danach Grossmann 1776) bearbeitet worden und ist in unsern Tagen gleich dem Orpheus der Travestie verfallen. Rousseau stellte alles in Schatten. Kein Zweifel, dass die Sehnsucht des ewig Einsamen hier persönliche Accente aufgesetzt hat, welche dem Gegenstand wirklich mehr lebendige Wärme schenken, als es den reflectirenden oder spielerigen Vorgängern geglückt war. Er selbst spricht die Klagen über die Ohnmacht aller Reize des üppigen Tyrus, die Albernheit des Verkehrs mit Künstlern und Philosophen, die Leere alles Lobes und Nachruhms, das Unvermögen der Freundschaft, eine innerliche Zerstörung aufzuhalten. Erlebt ist das Gefühl, bei allem Schöpfungstriebe nichts mehr leisten zu können, noch so jung schon sein Talent zu überleben — aber, leitet Pygmalions Monolog die Gedankenreihe fort: ein unsterbliches Werk bleibt bestehen und zeugt von mir. Er will die Statue prüfen, die er bisher nur bewundert, und enthüllt wundersam erregt den Marmor. Trunken steht er vor seinem Geschöpf, sich selbst anbetend in diesem übergöttlichen Werke der Schönheit. Einen Fehler, dass das Gewand die

---

einsame Insel entfloh und dort unter anderm eine weibliche Bildsäule schuf. 'Ich liebe einen Marmorkloss.' Die Hauptsache ist für Bodmer, die belebte Elise im successiven Gebrauch der Sinne zu zeigen und daran lehrreiche Gespräche zu knüpfen. Wenn sowohl Rousseaus Galathée als Bodmers Elise durch Berührung einer Statue den Unterschied zwischen Leben und Nichtleben erkennen, hat man wohl an Ste-Hyacinthe als gemeinsame Quelle zu denken; mir ist der Roman nicht zugänglich. Bodmer polemisirt in der Vorrede gegen seine höfische Pracht und seine 'materialische Metaphysik'. Im 2. Theil (S. 65 wunderliche Sätze über 'Schakespears bezauberte Insel') wird Pygmalion dank der Neugier seiner naiven Eva mit Eltern und Bruder wieder vereinigt. Den Namen Elise nahm Ramler 1768 in der von Benda componirten Cantate Pygmalion auf (vgl. Düntzer, Hempels Goethe 24, 673); daher Goethes Anspielung auf Pygmalion und Elise im ersten römischen Brief 24, 115 und ältere Stellen bei Herder und Wieland. Vor Ramler hat J. E. Schlegel in Cantatenform den in ein kurzes Duett zwischen Bildhauer und 'Stein' auslaufenden Pygmalion gedichtet, Werke 4 (1766), 208. Die Schlussmoral erscheint spöttischer bei Schiebeler, Romanzen der Deutschen 1774 S. 48: Hamburgs Mädchen sind leblose Statuen. Erwähnenswerth ist endlich, dass Schlegels folgende Nummer, die Cantate Prokris und Cephalus, gleichfalls eine starke Anregung für Ramler bot.

nackten Formen zu sehr bedeckt, will er noch abändern, aber seine Hände zittern, und er schreit nach dem ersten Meisselschlag auf, denn quellendes Fleisch scheint das Werkzeug zurückzustossen. Seine aufgeregte Stimmung spricht sich aus in abgerissenen Tiraden des Staunens, der Zärtlichkeit, des Vorwurfs, des gebieterischen Rufes, des begeisterten Pathos, gipfelnd in einem strömenden Gebet zur Schönheitsgöttin: Oui, deux êtres manquent à la plénitude des choses; partage-leur cette ardeur dévorante qui consume l'un sans animer l'autre: c'est toi qui formas par ma main ces charmes et ces traits qui n'attendent que le sentiment et la vie; donne-lui la moitié de la mienne; donne-lui tout, s'il le faut, il me suffira de vivre en elle. Endlich nach grösster Spannung und Anfällen bittrer Enttäuschung sieht er Galathée die Stufen herabsteigen und vernimmt ihr erstes Moi, dem bei der Berührung eines Steins das Ce n'est plus moi, bei Pygmalions Liebkosungen das entzückte Ah! encore moi folgt, einsilbige Antithesen von Ich und Nichtich, welche bei allem Tiefsinn das Dramolet recht gesucht abschliessen.

Eine grosse Reihe von Übersetzungen und Theaterbearbeitungen folgte in Deutschland von der Wiener Premiere an bis in die alten Tage Ifflands, der noch als sehr runzeliger Griechenjüngling durch Declamation und tafftenen Faltenwurf das norddeutsche Publicum entzückte; von Wilhelm Schlegel (Der neue Pygmalion. An Iffland. Sonett von 1798 1, 350) besungen, von Tieck bespöttelt, aber auch in Weimar sehr beifällig aufgenommen, trotz Schillers Protest gegen die Rolle, 'eine frostige handlungsleere unnatürliche Fratze' (April 1798 2, 57 ff.). Indem Goethe lässlicher nicht nur die wundervolle Repräsentation hervorhebt, sondern auch die französische Manier des Gedichts nicht ohne weiteres verwirft, bewahrt er noch ein Restchen von der einstigen Jugendbegeisterung für Rousseaus Monodram, das ihm durch Sophie von La Roche, mittelbar also durch Julie von Bondeli, um Weihnachten 1772 zugegangen war. 'Pygmalion', dankt er der Spenderin (Briefe 2, 57), 'ist eine treffliche Arbeit; soviel Wahrheit und Güte des Gefühls, soviel Treuherzigkeit (!) im Ausdruck. Ich darfs doch noch behalten, es

muss allen vorgelesen werden, deren Empfindung ich ehre.' Sein titanischer Bildner Prometheus in dem partienweise monodramatischen Gedicht verläugnet bei höchster Überlegenheit der Stimmung, Gestaltung und Sprache den Einfluss des Pygmalion nicht. Wie einzelne culturgeschichtliche Motive im jungen Leben der prometheischen Geschöpfe auf Rousseausche Abhandlungen deuten, so ist Pandora die Galatea Goethes, und Künstlers Erdenwallen setzt der vielleicht an Hogarths Bild des Armen Poeten angeknüpften Hausmisere den beseligenden Verkehr mit der Venus Urania entgegen. Ein modern-bürgerlicher Pygmalion schwärmt Klingers Franz unter seinen Gipsabgüssen. Das sinnliche 'Tappen' und Fühlen bis in die Fingerspitzen wird im Geniekreise der Goethe und Heinse zum Evangelium des Kunstgenusses erhoben, so dass die erhitzten Schwärmer das Bewusstsein, Menschenfleisch gehe allem vor um sich daran zu wärmen, aus der Galerie heimbringen und Goethes spätere Proteste gegen die Pygmalionfabel und die daraus abgeleitete ästhetische Verwirrung den Widerruf eigener Jugendanschauungen in sich schliessen. 1799 schreibt er in den 'Propyläen' (I 2, 20; Hempel 28, 57) nieder, was sich ihm aus den erwähnten Verhandlungen mit Schiller von 1798 festgesetzt hatte: 'Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er, um eine interessante Situation in der Phantasie zu erregen, seinen Bildhauer in eine selbsthervorgebrachte Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet, wenn er sie endlich in seinen Armen erweichen lässt. Das giebt wohl ein lüsternes Geschichtchen, das sich ganz artig anhört; für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges Mährchen. Die Tradition sagt, dass brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers aber zu seinem trefflichen Werk ist ganz anderer Art; sie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seiner Statue begehren können, so wäre er ein Pfuscher gewesen, unfähig eine Gestalt hervorzubringen, die verdient hätte, als Kunstwerk oder als Naturwerk geschätzt zu werden.' Ähnlich sieht Dichtung und Wahrheit (23, 42) in Pygmalion das Höchste, was Geist

und That hervorgebracht, durch den gemeinsten Act der Sinnlichkeit zerstört.

Ebenda nennt Goethe die wunderliche Production Rousseaus ein 'kleines, aber merkwürdig Epoche machendes Werk'. Es wirkte in Deutschland extensiver als in Frankreich. Zeitschriften wie die Iris Jacobis, der in der Romanze vom neuen Pygmalion den Stoff frei, in der Richtung von Erwin und Elmire, modernisirte, setzten sich dafür ein. Den Bearbeitern wollte auch Wieland sich zugesellen. Lenz dichtete, nachdem er schon 1772 sich Friederiken gegenüber als Pygmalion gefühlt hatte, 1777 nur im Titel auf den vielberufenen Bildner Bezug nehmend eins seiner schönsten kleinen Lieder Pygmalion (Sauer S. 262). Während Schiller sich weise mit wiederholter symbolischer Verwerthung des Motivs begnügte, schwoll W. Schlegels phrasenhafte Romanze Pygmalion 1796 zu fast dreihundert Zeilen voll alexandrinischer Sinnlichkeit[1]) an (1, 38 ff.), die von Strauss Ges. Schriften 2, 153 vorzüglich charakterisirt worden sind. Herder hat noch 1801, aber ohne jeden näheren Zusammenhang mit Rousseau, gedichtet: Pygmalion. Die wiederbelebte Kunst. Die scène lyrique, wurzelnd in der alten Cantate, fand zahlreiche, aber mit wenigen Ausnahmen sehr schwache Nachahmungen. Wieland, der von Metastasio ausgegangen war, wie auch Rousseau selbst eine Verbindung mit dem fruchtbaren Italiener geplant hatte, liess 1773 dem monodramatisch-musikalischen Vorspiel Aurora von 1771 das kleine 'lyrische Drama' Die Wahl des Hercules folgen, schwang sich aber zur Alceste auf und hat später im Versuch über das Singspiel Gluck als Gipfel gefeiert. Goué, Goethes Genoss an der Wetz-

[1]) Die Strophe 1, 43

Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Königin der Frauen;
Pallas senkt den sinnig ernsten Blick.
Bacchus bietet hold die frohen Gaben,
Weiche Jugend blüht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und schlau,
Mit der Glieder leichtem Bau,

ist nur eine sklavische Paraphrase der 11. römischen Elegie.

larer Rittertafel, brachte schon 1771 Der Einsiedler und Dido, zwey Duodramata; mir leider unzugänglich, das letztere vielleicht durch Metastasios Didone abandonata hervorgerufen. In Weimar bearbeitete Klopstocks Vetter Schmidt den Pygmalion und Einsiedel schrieb 1773 eine Ceres[1]). Der Hauptschwall ergoss sich über Deutschland seit den ungemeinen Erfolgen der Ariadne und Medea, auf die wir gleich zurückkommen. Schink, der im Gothaer Taschenbuch 1778 S. 60 ff. (Über das musikalische Duodrama, mit und ohne Gesang) Brandes gegenüber eine reichere Ariadne skizzirte und dem Duodrama jede Spiel-

[1]) Ceres, ein Singspiel in einem Aufzuge bey Gelegenheit des höchsten Geburtsfestes der Durchlauchtigsten Herzogin Regentin zu Sachsen-Weimar und Eisenach auf dem Schlosstheater aufgeführt. 1773 16 S. 4°, Grossh. Bibliothek Weimar. Personen: Ceres Mad. Koch, Arethusa Mad. Hellmuth, Merkur Herr Hellmuth. Das zierliche Stückchen beginnt mit Klagen um die entführte Tochter. Im dritten Auftritt wird ein kühner Übergang vollzogen: Merkur fordert Ceres auf, sich mit den andern Göttern des schönsten Tages zu erfreuen, 'der den beglücktesten der Staaten die beste Fürstin gab'; und damit an diesem goldnen Amalientage kein Leid die seligen Gefühle störe, solle Proserpina noch heute der Mutter zurückgegeben werden. Vaudeville. Dann ein Balletprogramm. Die zweite Hälfte des Vaudevilles stammt nicht von Einsiedel, sondern ist, wie ein dem weimarischen Exemplar beigelegter, mir von R. Köhler freundschaftlich mitgetheilter Originalbrief beweist, von Wieland substituirt: 'Lieber Freund! Ich habe vor Ihrer Schlussarie diese ganze Nacht durch wenig schlafen können. Ich wandte und kehrte und wälzte sie auf alle Seiten, ich bog sie, streckte sie, netzte sie, (zu reden mit Haven Slawkenbergius) but to no purpose. Endlich gab mir ein guter oder böser Dämon ein, der erste Theil dieses Schlussgesangs sollte bleiben wie er ist, und der zweyte Theil könnte ungefehr so lauten:

Ceres } Völker, die Asträens Zepter
Areth. } In Amaliens Hand beglücket,

alle 3 Stimmt in unsern [Druck falsch: unsere] Jubel ein!

Ceres } Jedes frohe Herz zerfliesse!
Areth. } Wen ihr huldreich Aug' entzücket,

alle 3 { Stimmt in unsren [Druck: lauten] Jubel ein!
Und den spätsten Enkeln müsse
Noch ihr Nahme heilig seyn!

Si quid novisti . . . . Ihr ganz eigner W.' Ein bescheidener Vorklang des Liedes an die Freude und des zweiten Fideliofinale.

art des Tragischen und des Komischen erschliessen wollte, schrieb vorher, 1776, in Magdeburg gleich drei Duodramen verschiedenster Art für Herrn Berger und Madame Vink: Inkle und Yarico, eine der zahllosen Bearbeitungen dieses europäisch-amerikanischen Stoffes, Orpheus und Eurydice — hat doch auch Glucks Libretto einen sehr monodramatischen und duodramatischen Charakter — und natürlich Werther und Lotte. 1779 folgte Julus und Rhea, ein musikalisches Drama. Eine Biblis schöpfte er aus Ovid. Dassdorf gab 1777 Andromache, ein musikalisches Drama nach Euripides und Vergil, in Prosa, mit einem riesigen Eingangsmonolog der Heldin und einer Vorrede zum Preise der Medea und Ariadne, der Damen Brandes und Seyler, welch letzterer das kraftlose Machwerk gewidmet ist. Traugott Berger beschwor in demselben Jahr Achills zürnenden Schatten. Tragisches Singspiel. Werthes, gleichfalls 1777, rief in Deucalion. Ein lyrisches Schauspiel neben dem duodramatischen Paar Deucalion und Pyrrha auch Themis und Apoll, sowie allerhand Dämonen- und Menschenchöre auf die Bühne, bestrebte sich wie Goethe Culturanfänge, erste Liebesregungen u. s. w. zu entfalten und gab seinen Verslein einen seligen Ausklang, während zumeist tragisches Ende stattfindet. Ramlers Cephalus und Prokris. Ein Melodrama in freien Trimetern von 1778 setzt sich wesentlich aus je zwei grossen Monologen zusammen; die Nymphe Hyale ist durchaus Nebenfigur. Reichardt hat es componirt. In Mannheim, wo 1778 Gemmingen den Pygmalion verdeutschte, schrieb Dalberg die kleine, stofflich auf Kotzebue vordeutende Oper Cora. Ein musikalisches Drama 1780, dem sich sogleich seine Elektra eine musikalische Declamation, wesentlich ein grosser Monolog, Neumanns personenreiche aus Prosa und Versen gemischte Cleopatra ein Duodrama und, Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit 1780 1, 287 ff., Reicherts Emma und Edgar, ein Duodrama, anschlossen. Auch des Maler Müller Niobe ein lyrisches Drama 1778 ist im Zusammenhang mit der Mannheimer Oper zu nennen, wie Schillers stillose Semele im Zusammenhang mit der Stuttgarter. In den achtziger Jahren kamen nur noch unbedeutende Nachzügler, z. B. Bernhards Pyramus und Thisbe, ein musikalisches Duodrama 1787.

Litterarhistorisch bedeutsam sind von allem, was dem engeren Kreise der Mono- und Duodramen angehört, nur die Ariadne von Brandes und die Medea von Gotter.

Johann Christian Brandes fusst in seiner schon 1772 verfassten Ariadne auf Naxos ('Ein Drama mit musikalischen Accompagnements' Leipzig 1775, 'Ein Duodrama mit Musik' Berlin, Himburg 1777), wie eine Vorrede loyal erklärt, auf der schon 1765, zusammen mit J. E. Schlegels obenerwähntem Prokris und Cephalus, erschienenen Ariadne auf Naxos. Eine Kantate von Gerstenberg. Bei Gerstenberg wird die lange von sehnsüchtiger Erwartung zu weichlichen Klagen übergehende Tirade der Heldin mehrmals durch kurze Zwischenreden einer 'Oreade des Felsen' unterbrochen. Brandes benutzt den Text Gerstenbergs mehrfach wörtlich, lässt aber eine Scene des bei ihm um einiges der Schuld entlasteten Theseus vorausgehen und die Erwachende nicht mit einem lyrischen Gruss an Aurorens goldnen Wagen, sondern sofort mit dem Rufe 'Theseus!' einsetzen. Das Schema der Rede bleibt, 'Die Stimme der Oreade' gibt auch hier schreckliche Auskunft, doch hat der bühnenkundige Macher, bemüht eine Virtuosenrolle für seine Gattin zu schaffen, in gehackter Prosa den Ton Ariadnes überaus gesteigert, die elegische Klage mit leidenschaftlichen Ausbrüchen der Wuth und wilden Phantasien von Furien und Orcus versetzt. Während Gerstenbergs Ariadne nur liebendes Mädchen und zärtliche Tochter ist, steht bei Brandes eine tragische Heroine auf dem Theater. Hier fand Goethe die grosse Scala der Affecte und Töne, freilich mehr geschickt als poetisch ergreifend, vorgezeichnet; ja das Motiv des antithetischen Rückblicks auf die Mutter mag ihm neben der geläufigen Quelle auch das bewährte Brandessche Libretto nahe gelegt haben: 'Hier — Ariadne? Sie, die Lust und Hoffnung eines Königreichs! Die Tochter Minos! Eines Gottes Enkelin — muss hier, in ihres Lebens Morgenröthe, die Hände ringend und verlassen, auf diesen Felsen irren? Ein Spott der Götter, ein Raub der Thiere seyn? . . . An meiner Mutter Busen ruhend, ihr Stolz, ihre geliebte Ariadne! Von ihren Küssen bedeckt, von ihren Armen umschlungen — so entfloh

sie mir, die beste goldne Zeit!' Und an Stelle der unsichtbaren Oreade tritt bei Goethe der unsichtbare' Parzenchor.

Die Brandessche Ariadne fand riesigen, fast unbestrittenen Beifall. Mahnte ein wackerer Pfälzer: 'Wehe uns, wenn wir den Monodramen- und Duodramengeist einreissen lassen', so verhallte die vereinzelte Warnung im Applaus der Menge (vgl. ausser Schinks Aufsatz besonders Rheinische Beiträge 1780 1, 64 ff., 261 ff., 6, 459 ff.). Aus diesem vagen Theaterenthusiasmus ist noch W. Schlegels langathmige pompöse Ariadneromanze (1790 1, 186—199) hervorgegangen, und Herder konnte 1802 in der Vorrede zu seinem umfassenden Melodrama Ariadne-Libera nicht umhin, sich auch mit Brandes 'sogenanntem Monodrama' auseinanderzusetzen (vgl. auch 4, 297 über Gerstenbergs Vorzug vor der ovidischen Epistel). Eine freie Parodie voll wienerischer Praterlustigkeit hat Joachim Perinet geliefert, Kotzebues Ariadne auf Naxos, tragikomisches Triodrama weit hinter sich lassend.

Mit der Ariadne-Brandes rang die Medea-Seyler um den Lorbeer, auch sie hochgefeiert, auch sie besungen und abgebildet, aber doch im allgemeinen Beifall diesmal trotz aller Bravour hinter ihrer Rivalin, die Graffs Pinsel verewigte, zurückbleibend. Die Stärke der Madame Hensel-Seyler lag in der tragischen Wucht; also für Frau Brandes eine sentimentale und tragische Liebhaberin wie Ariadne, für die Seyler eine ins Fach der tragischen Mütter hinüberreichende Heldin wie Medea. Gotter, Parteigänger der französischen Tragödie, schrieb Medea, ein mit Musik vermischtes Drama (Gotha 1775, Gedichte 1788 2, 339 ff. Medea, Melodrama) in dithyrambischen Versen, monodramatisch, doch so, dass die hochpathetische, zu den heftigsten Accenten anschwellende Rede der Verstossenen durch Worte der Dienerin, der beiden Knaben, Jasons, Kreusas, des Chors unterbrochen wird. Nicht die milderen Regungen der Mutter, sondern die dämonische Wucht der beleidigten Gattin hat der rhetorische Dichter am stärksten herausgearbeitet. Nach der grauenvollen Rache entschwindet Medea im Wolkenwagen, und Jason stirbt durch das eigene Schwert.

Wir sehen, dass die vornehmsten Monodramen Deutschlands ein heroisches Weib in einer furchtbaren Krise der Verlassenheit (Ariadne, Medea, Dido, Kleopatra u. s. w.), die zu tönereichen Tiraden aufforderte und Gelegenheit zu grossartigen Posen gab, vorführten. Die Recitation hatte sich der begleitenden Musik, welche auch die sehr häufig einen stummen Conflict malende scène tranquille ausfüllte, künstlich anzuschmiegen, und es unterliegt keinem Zweifel, dass dieser Vortrag, zwischen Rede und Gesang schwebend, der allmählich nach der Herrschaft ringenden natürlichen Sprache auf dem Theater leidig genug widerstrebte. 'Warum singst du nicht, rufe ich der Declamantin oder einem Pygmalion zu, da dir die Töne nachlaufen? Weil ich nicht singen, sondern nur declamiren kann . . . Diese Gattung ist also ein Mischspiel, das sich nicht mischt, ein Tanz, dem die Musik hintennach, eine Rede, der die Töne spähend auf die Ferse treten' sagt Herder scharf in der Adrastea (Hempel 14, 484)[1].

---

[1]) Tieck, Der Wassermensch (Novellen 5, 12): 'Jene damaligen sogenannten Mono- oder Melodramen gehörten gewiss nicht dem guten Geschmack an, oder dem wahren Theater... so stritt nun Stimme und Musik, diese letztere malte oft, beide störten und unterbrachen sich, keine konnte sich genug thun, und es entstand so etwas wahrhaft Barbarisches, das sich fast mit den Tutti und Unisono des Chors in der Braut von Messina messen kann. Göthe schrieb schon früh seine wahrhaft poetische Proserpina in dieser Manier, die er später, als ein herrliches Fragment und missverstandene Absicht, scherzend seinem Triumph der Empfindsamkeit einverleibte. In einer spätern Zeit scheint er diese kecke Verbrüderung der höhnenden Parodie und des schönen Monologes wieder zu tadeln, aber nach meinem Gefühl mit Unrecht: denn für sich kann solche lyrische Deklamation kein Ganzes bilden: so ohne Motiv, Ankündigung, Veranlassung oder ohne Übergänge hingestellt, kann es nur wie ein Fragment aus einer verloren gegangenen Tragödie erscheinen. — In jener Zeit, als diese poetischen Ungeheuerchen Mode waren, dienten sie einigen tragischen Schauspielerinnen, um die ganze Kraft ihrer Stimme zu entfalten, und den Ausdruck des Gesichtes, so wie ein reiches Geberdenspiel zu entwickeln.' Eine Apologie gab neuerdings W. H. R[iehl], Zweite Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 5. Februar 1885, als man in München den Anachronismus beging, die Gotter-Bendasche Medea, einer tragischen Riesendame zu Liebe, aus langem Schlafe zu erwecken.

Brandes und Gotter fanden für ihre auf Alleinherrschaft des Virtuosenthums gegründeten Tragödienextracte, diese Paradestücke theatralischer Selbstsucht, einen meisterlichen Tonsetzer in Georg Benda, der nach Schweizer auch den Pygmalion neu componirte (s. ausser Jansen a. a. O. den Artikel v. Dommers, Allg. deutsche Biographie 2, 316). Ihm gebührt ein Hauptheil des Erfolgs. Alle Künste der Frau Brandes hatten keinen vollen Sieg errungen, so lange der schwächere Schweizer, Wielands und Jacobis Componist, die musikalischen Kosten bestritt. Benda aber, sowohl an Hasse als an Gluck geschult, gewann der zwitterhaften Gattung selbst Mozarts rückhaltlosen Beifall.

Goethe hatte die Proserpina für Gluck bestimmt und musste sich mit dem Hofdilettanten v. Seckendorff, bei der späten Wiederaufnahme 1815 mit dem braven unbedeutenden Eberwein begnügen. Das erste Mal setzte Corona Schröter die melodische Macht ihrer Sprache und die 'unendlich edle attische Grazie ihrer ganzen Gestalt' (Wieland) ein, das zweite Mal bot Goethe eine reiche Inscenirungskunst auf und lobte wohlwollend die 'keusche Sparsamkeit' der Musik (Proserpina Melodram von Goethe. Musik von Eberwein, Hempel 28, 708 ff.). In den 'Erinnerungen eines Weimarischen Musikers' lesen wir (Weimarisches Sonntagsblatt 1856 S. 227): 'Hierauf [nach der Ouverture] declamirte der vierundsechzigjährige Dichter Proserpina mit einer gewaltigen Tiefe der Empfindung, so dass es mir bald warm bald kalt wurde. Wenn er an geeigneter Stelle in Leidenschaft gerieth, musste ich, noch nicht die Hälfte seiner Jahre zählend, mich zusammen nehmen, damit er mich, den Componisten, nicht überflügle. Der Unterschied der Jahre hielt ihn nicht ab, mir entgegenzukommen, nachzugeben und gefällig zu sein . . . Am Schluss erklärte sich der Meister mit der Behandlung seines Gedichts sowie der Musik vollständig einverstanden. Proserpina, fügte er hinzu, wolle er in einer Weise in Scene setzen, wie man noch nichts Ähnliches gesehen habe.'

Warum sollte nicht eine Auferstehung Proserpinas auf unserer Bühne gelingen und alle, die noch ein wenig Gefühl und Geschmack ins Theater mitnehmen, entzücken?

Einer würdigen Musik könnte dieser schöne Versuch keineswegs entrathen, aber nicht Benda, sondern Beethoven hat den Weg vorgezeichnet, wie Dicht- und Tonkunst sich harmonisch vermählen können. Und ein Meister, der alles für die reizvolle Aufgabe mitbringt, wäre wohl zur Stelle: Johannes Brahms.

Von der Musik ist Goethes Proserpina ausgegangen, zur Musik kehrte die Gestalt endlich bei Goethe zurück. Er hat die Königin der Schatten nicht vergessen. 1787 liess er sich nur durch den 'mythologischen Namen' in das alte Enna locken. Zehn Jahre später ruft Euphrosyne ihrem Dichter aus dem Reiche Persephoneias zu:

Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.

Wie die Göttin des Hades bei Homer die 'strenge' und 'furchtbare' heisst, gelobt Goethes Proserpina 'ewigen Hass', aber sie hält solchen Schwur nicht in seiner freundlichen Poesie. Die milde Gönnerin Euphrosynes erscheint im Faust als hohe geheimnissvolle Herrscherin mit einem Hofstaat vertrauter Königinnen; ein dunkler Gang führt zu ihr, die in des Olympus hohlem Fuss leis verbotenem Grusse lauscht. Hat Goethe etwa schon im Proserpinajahr 1776 von der Jähentführten ausgeschaut auf die stumm thronende Gebieterin, deren Gnade einst der thracische Sänger und Admet gefunden? Die Conception der Helena ist zwar nach Goethes Versicherung älter als die Bäume seines Gartens, aber die früheren Phasen wissen nichts von einer Orcusscene, und es währte noch lange, bis der Ruf 'Persephoneia, nimm den Knaben auf und mich' im zweiten Theile des Faust erklang. Bald wird die Weimarische Goetheausgabe, die uns kürzlich näheren Aufschluss über 'monodramatische' Bühneneinrichtung der ersten Faustpartien bot, ein bisher nur bei Eckermann angedeutetes Schema zum Gemeingut machen, wo Faust bei der verhüllten Proserpina erscheint und um Helena

wirbt, ein romantisch-classischer Orpheus. Auch hier dachte Goethe an ein Bündniss zwischen Poesie und Musik, wir dürfen sagen: an Musik Gluckschen Stils.

Berlin. Erich Schmidt.

# Kleinigkeiten zu Goethe.

## 1. Zum ältesten Faust.

Da eine zweite Auflage der Ausgabe des Urfaust doch gewiss bald nöthig werden wird[1]), so möchte ich mir die Bitte an den verehrten Herausgeber erlauben, einige Stellen an denen er von der Handschrift abgewichen ist, einer erneuten Erwägung zu unterziehen. Was Zarncke im Liter.

[1]) Der 2. Abdruck ist inzwischen erschienen, und es war mir durch Kögels gütiges Entgegenkommen vergönnt, seine Bemerkungen, die ich grösstentheils für durchschlagend halte, bei der Revision des Textes zu benutzen. Auch ist die Handschrift, die wir im Januar 1887 nur einige Tage in Weimar beherbergen durften, neu verglichen worden: 14 Docktors 316 drum 913 keine 1153 ich *war durch Druckfehler ausgefallen* 1314 im *undeutlich.* — 52 halte ich 'Mit' nach wie vor für eine Corruptel, beschränke mich aber darauf 'Ein' in der Vorrede zu empfehlen. 258 dagegen emendire ich 'Eim' gegen das 'Ein' der Hs. nun auch im Text. 1175 hat mir und anderen viel unnützes Kopfzerbrechen verursacht. Kerker 10 lasse ich 'einen', obwohl 'einem' näher liegt, solche Flexionssilben in Goethes lässiger Schreibung unzählige Male als blosse Schnörkel erscheinen und die Göchhausen eine entschiedene Neigung für n hat. Die Fälle sind neu gesammelt. Unbedingte Treue gegen die Schreiberin würde den Text sehr verunziert haben, z. B. 'kam von ihren Pfaffen' 'stand bey ihren Buhlen'. Ich habe 'Malda' 'blagen', nichts weiter, corrigirt, wie die Göchhausen selbst ihr thüringisches 'leidet' 'Drunk' corrigirte. Alle thüringischen Schreiber Goethes, auch der peinlich genaue John, verwechseln fortwährend Media und Tenuis (Kalwa Doriten Fürstenblatz), und die Nachlässigkeiten des jungen Goethe wird man doch immer aus Originalen, nicht aus Abschriften, seien sie im ganzen noch so treu, studiren müssen. 68 'genung' ist bei Goethe eine seltenere Nebenform, im Faust nur reimweis angewandt, während die Schreiberin 'genung' begünstigt, wie ausser zwei eigenen Correcturen (755 gnung: Besuch 1271) 456 gegen Paral. 21. lehrt. Wäre es nicht bloss sehr wahrscheinlich, sondern zweifellos, dass ihr eben dies Blatt vorlag, so würde ich, da es uns auf die Göchhausenschen Eigenthümlichkeiten nicht ankommt, die kleine Scene danach durchcorrigirt haben.

Centralblatt besprochen hat, wiederhole ich nicht; die Änderung in V. 52 war auch mir gleich beim ersten Lesen aufgefallen; leider ist die hsl. Lesart Werke 14, 405 nicht angemerkt. Es scheint mir, als ob wir erst jetzt recht wüssten, wie wir uns Fausts Studirzimmer zu denken haben. Die Bühne wird hier wie auch an anderen Stellen die alte Fassung sich zu Nutze machen müssen.

88 Die winkende Natur. Zweifellos ein Fehler der Schreiberin, aber nicht 'wirkende', sondern 'würkende' stand in der Vorlage, denn nur diese Form (mit k oder ck) kennt Goethe in der vorweimarischen Zeit. Ich unterlasse es, Beispiele anzuführen, sie stehen auf jeder Seite der Jugendwerke und Briefe. Auch im Urfaust: z. B. 31. 95. 107. 156. 172.

---

Es war natürlich meine Absicht, im Apparat zu Bd. 14. alle Varianten von *U* anzumerken, die nicht rein graphischer Natur sind oder zweifellose, jeder subjectiven Beurtheilung entrückte Schreibfehler (Nachs Händeduck dgl.); doch habe ich meiner an einigen Stellen verhängnissvoll gewordenen Miniaturcopie von *U* zufolge und auf Grund der neuen Collation sowie der kritischen Verhandlungen mehreres richtig zu stellen und bitte die Benutzer, Folgendes zu ergänzen oder zu ändern: 367 Docktors S. 261 316 drum 409 Ein] Mit *U* 530 so *fehlt U* 2749 den *fehlt U* 2793 Feyertage] Feyertag *U* 2805 Liebe] Lieb *U* 2818 Schnuffelt] Schnüffelt *U* S. 273 *nach der Überschrift* allein *fehlt U* 2913 denn] dann *U* Verlange] Neugierde *U* 3061 keine 3138 stand] stund *U* 3483 (lies mag) *zu streichen* 3496 nur *fehlt U* 3779 im 3787 Seel S. 278 Z. 1 *lies:* 3646–3649, 3660–3775 *fehlt U; danach* S. 253 *zu ergänzen.*

In der Einleitung des 1. Abdruckes beziehen sich die Ziffern der Anm. S. XXVIII auf Schröers Zählung (Seufferts Neudruck); ich habe das — ebenso S. XXXI Z. 4 — im 2. nach der Weimarischen Ausgabe geändert. Übrigens ist die Einleitung absichtlich fast intact geblieben; zu erwähnen S. IX Verweis auf den Briefwechsel mit Zelter 2, 317, ein weiteres Zeugniss, dass Goethe gern nach der alten Fassung citirte, die ihm gerade 1816 wieder näher gerückt war. 14. November: 'Die Leser und Meiner, die mir dein letzter Brief vorführt, mögen zu den Gesellen in Auerbachs Hof gehören, von denen Mephistopheles schon vor funfzig Jahren gesagt hat: alles spüren die Kerle, nur nicht den Teufel und wenn er ihnen noch so nah ist'; Urfaust, Auerbachs Keller 63: 'Merks! Den Teufel vermuthen die Kerls nie, so nah er ihnen immer ist'. Die ungefähre Rechnung: Leipzig 1766 wird vielleicht für kühne Zurückdatirungen der Scene — Seuffert hat mir schon vor längerer Zeit eine solche Vermuthung mitgetheilt — ins Feld geführt werden. Erich Schmidt.

258. Man weiss nicht recht, steht in der Hs. 'Ein' oder 'Eim'? Natürlich ist das letztere einzig richtig, die Form ist in Frankfurt und Umgegend noch heute üblich und wird durch die Construction gefordert. Falls die Hs. 'Ein' hat, würde ich es unbedenklich ändern.

1175 Es ist ein Kautz wie's mehr noch geben. So die Hs., Schmidt setzt 'mag' für 'noch'. Mit Unrecht. Es liegt eine dem Rheinländer ohne weiteres verständliche und noch heute vollkommen gebräuchliche constructio *κατὰ σύνεσιν* vor, wie mir Prof. Brugmann, ein Wiesbadener, mittheilt. Man sagt dort bei einem Plural immer nur 'es geben' für 'es gibt'; die Ausdrucksweise setzt voraus, dass der Accusativ nicht mehr als solcher, sondern als Subject empfunden wird, so dass also an unserer Stelle 'mehr' der Nominativ ist. Weiteres hierüber Paul, Principien der Sprachgeschichte² S. 239. Vgl. auch DWB. unter geben S. 1704[1]).

Kerkerscene 10 Mein Schwesterlein klein hub auf die Bein an einen kühlen Ort. Schmidt setzt in Übereinstimmung mit *ABC* 'einem' für 'einen' und merkt die hsl. Lesart im Apparat zu Bd. 14 nicht an. Ich bezweifle die Nothwendigkeit der Änderung. Denn aufheben heisst doch hier soviel als begraben oder doch wenigstens bei Seite legen, bergen (da Bein, der alte endungslose Plural = mhd. bein, natürlich ossa bedeutet), und warum soll man dazu nicht den Accusativ des Orts setzen können auf die Frage wohin? Begraben mit dem Accusativ belegt J. Grimm im DWB. 1, 1304 durch mehrere Beispiele, u. a. aus Klinger.

Kerkerscene vor 37 Faust erfasst sie wütend um den Hals. Dafür Schmidt 'er fasst' (auch Bd. 14 S. 284). Warum? Die Hinzufügung des Pronomens findet sich mit wenigen Ausnahmen nur dann, wenn der Name der handelnden Person nicht unmittelbar vorausgeht, hinter dem Namen fehlt es in der Regel: vgl.: 'Faust zittert wankt ermannt sich' u. s. w.; 'Marg. wälzt sich vor ihn hin'; 'Faust will sie weg ziehen' u. s. w. Sollte Schmidt an der Construction 'erfassen um' Anstoss genommen haben? Goethes Jugendsprache ist doch reich an ähnlichen Kühnheiten.

---

[1]) H. Prof. Burdach wies mich auf die Parallele DjG. 1, 171 Z. 1 hin. Sfft.

68. Über 'genung' im Reime auf 'Buch' (in den Lesarten zu Bd. 14, V. 421 nachzutragen) will ich nicht endgiltig absprechen. Ich frage nur: ist es wahrscheinlich, dass die Göchhausen das schriftgemässe und ihr doch geläufige 'genug' in alterthümliches und dialektisches 'genung' verändert haben sollte, namentlich da sie, wie Schmidt zeigt, ihrer Vorlage mit peinlicher Genauigkeit folgte? Überhaupt hätte ich mich nach Massgabe dessen, was S. XXXVII über die Treue bemerkt ist, mit der das Fräulein copirt hat, bei den Änderungen auf das äusserste Mass beschränkt und ich weiss nicht, ob ich nicht auch 'blagen', 'Malda' und die n für m im pronominalen Dativ ruhig stehen gelassen hätte, wenn auch für die letzteren die thüringische Schreiberin gewiss theilweise haftbar ist. Zu beachten bleibt doch immer, dass Goethe selbst diese n ganz gewöhnlich in der ehemals Knebelschen Hs. der prosaischen Iphigenie setzt (Düntzer hat sie in den Apparat verwiesen). Und blagen für plagen wäre ihm auch zuzutrauen zu einer Zeit, da er Hans Sachs studirte (vgl. DWB. unter plagen); vgl. auch Blatte für Platte Tagebücher 1, 40,5.

Ich schliesse an, was ich mir sonst zum Texte angemerkt habe.

Vor 1 Am Pulten. Die Form ist neu, ich finde sie nirgends verzeichnet, auch nicht in den Idiotiken. Wahrscheinlich haben wir auch den Nominativ in der Form Pulten anzusetzen, indem die Endung -en als der Rest des -um vom lateinischen pulpitum angesehen werden könnte (mhd. allerdings nur endungslos pulpit). Ein schwachflectirtes Pulte hat wenig Wahrscheinlichkeit.

37 Dann über Bücher und Papier trübseelger Freund erschienst du mir. Also über mit dem Accusativ wie im Fragment. Die spätere Änderung des Dichters in 'Büchern' bleibt zu bedauern, weil dadurch die Stelle unklar wird. Was soll es heissen: du erschienst mir über den Büchern? Sollen wir uns die Bücher und das Papier zur Arbeit auf dem Pulte liegend denken? Ursprünglich hat es der Dichter gewiss nicht so gemeint, sondern es sollten die in langen Reihen auf den Regalen stehenden Bücher und das Papier an den Wänden verstanden werden wie in V. 52, also die

Karten, Pläne, Bilder, womit das Zimmer rings besteckt ist. Dann aber kann nur über mit dem Accusativ richtig sein: der Mond geht auf und wirft sein Licht über die Bücher und das Papier hin; 'er-' drückt nur den Eintritt der Handlung aus. Die Construction ist ähnlich wie die oben besprochene von 'erfassen um den Hals'.

134 erathmend. Nicht 'schwer aufathmend', wie Düntzer erklärt, sondern schwer und mit Anstrengung athmend, vor Aufregung; mit Beziehung auf das Bergaufgehen gebraucht im Schwager Kronos: 'Nun schon wieder den erathmenden Schritt mühsam Berg hinauf.'

177 Ach wenn man in sein Museum gebannt ist. Fehlt 'so' hinter 'man' etwa nur durch Druckfehler? In den Lesarten zu Werke Bd. 14 V. 530 ist nicht angemerkt, dass in *U* 'so' nicht steht.

181 Wenn ihrs nicht fühlt ihr werdets nicht erjagen. Ich weiss nicht, ob zu dieser Stelle schon DjG. 3,687 herangezogen ist: 'Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres, allein sie ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber das Glas! Wem's nicht gegeben wird, wird's nicht erjagen.'

202 Und all die Reden die so blinkend sind In denen ihr der Menschheit Schnizzel kräuselt. Die bisherigen Erklärungen der Stelle befriedigen nicht, auch nicht die von Hildebrand im DWB. unter kräuseln. Schnitzel ist ein dialektischer Ausdruck für Flunkereien; schnitzen heisst im Hessischen aufschneiden, flunkern (vgl. v. Pfister, Nachträge zu Vilmars Idiotikon, Marburg 1886 S. 264), Schnitz im Bayrischen schlaue Lüge (Schmeller 3, 502). Also: In denen ihr der Menschheit ein X für ein U macht. Eigentlich dürften wohl Schnitzel die Späne sein, die bei der Tischlerarbeit abfallen. Daraus dann die Bedeutung Abfall, Tand, werthloses Zeug, schliesslich auf das geistige übertragen leere Worte, Flausen, Flunkereien. In kräuseln ist das Bild nicht festgehalten: das Verb bedeutet wie an anderen Stellen kunstvoll zusammenlegen oder -setzen und kann dann natürlich nicht von den Spänen, sondern nur

von den leeren Worten verstanden werden. Mit dem Geschäft des Haarkräuslers hat demnach der Ausdruck nichts zu thun.

205 Ach Gott die Kunst ist lang Und kurz ist unser Leben. Derselbe Gedanke in einem Briefe an Johanna Fahlmer vom 15. November 1774 (Weimar. Ausgabe Nr. 260): 'Die Tage sind kurz und die Kunst ist lang.'

Auerbachs Keller 65. Durch die prosaische Fassung wird die entsprechende Stelle des späteren Faust (V. 2176) erst recht verständlich. 'Die Würme aus der Nase ziehen' heisst also nichts weiter als ausforschen; Frosch will aus ihnen herausbekommen, woher sie sind; er versucht es zuerst mit dem Westen, dann mit dem Osten. 'Bey Wurzen ists fatal, da muss man so lang auf die Fähre manchmal warthen': die Muldenbrücke ist erst 1828 hergestellt, vorher wurde der Verkehr durch zwei Fähren vermittelt, welche besonders zur Zeit der Leipziger Messen stark in Anspruch genommen waren. 'Wir wecken die Häscher unterm Rathaus': noch jetzt befindet sich daselbst die Rathswache. — 95 Monden Kühlung einzusuckeln. Suckeln, Intensivbildung zu saugen, hat den Nebenbegriff des langsamen, genussreichen Einsaugens, wie mir Prof. Brugmann mittheilt; vgl. auch Vilmar, Hess. Idiotikon S. 407.

475 Ich schlich mich hart am Stul herbey. Die spätere Lesart 'vorbei' verwischt den Sinn, denn im Vorbeigehen kann er die Beichte nicht vernommen haben. Er hat sich vielmehr an den Stuhl herangeschlichen und dort zugehört. Man möchte vermuthen, dass 'am' ein Fehler für 'an' = an den sei; aber der Ruhecasus bei Verben der Bewegung ist ja auch sonst nichts Seltenes.

494. Warum hat der Dichter 'Tage' in 'Stunden' geändert? Ein formeller Grund ist nicht ersichtlich und der Sinn widerstrebt: denn in sieben Stunden etwas zu erreichen, kann Faust doch unmöglich erwarten, wohl aber auch ohne den Teufel in einer Woche.

611 ff. König in Tule. Das Gedicht war uns bisher in zwei Fassungen bekannt. Die eine *(A)* trägt deutlich den Charakter eines ersten Wurfes an sich; sie ist handschriftlich überliefert in einer Abschrift der Göchhausen aus Her-

ders Nachlass (Werke 1, 405. Loeper[2] 1, 361) und gedruckt in Seckendorffs Liedern 1782 (Hirzels Verzeichniss S. 25. Fehlerhafter Neudruck davon in DjG. 3, 150); in dem Druck der Zusatz: Aus Göthens D. Faust. Die andere ist die uns geläufige Fassung *(B)*, zuerst gedruckt 1790 im Fragment. Man sollte nun erwarten, dass im Urfaust *(U)* die Gestalt *A* erschiene. Das ist aber sonderbarer Weise nicht der Fall, sondern wir erhalten hier eine neue, dritte Fassung, welche zwischen *A* und *B* in der Mitte steht. Während V. 1—6 *U* mit *A* geht, steht es V. 13—17. 21 ff. mit *B* gegen *A*. Diese vermittelnde Stellung zeigt sich besonders in Strophe 4 und 6.

| *A U* | *B* |
|---|---|
| Es war ein König in Thule | Es war ein König in Tule |
| Ein' goldnen Becher er hätt | Gar treu bis an das Grab, |
| Empfangen von seiner Bule | Dem sterbend seine Bule |
| Auf ihrem Todes Bett. | Einen goldnen Becher gab. |
| | |
| Den Becher hätt er lieber | Es ging ihm nichts darüber, |
| Trank draus bei jedem Schmaus... | Er leert' ihn jeden Schmaus, ... |

| *A* | *U B* |
|---|---|
| Beym hohen Königsmale[1]) | Er sas beym Königs Mahle |
| Die Ritter um ihn her | Die Ritter um ihn her |
| Im alten Vätersaale[1]) | Auf hohem Väter Saale |
| Auf seinen[2]) Schloss am Meer | Dort auf dem Schloss am Meer. |
| | |
| Da sass der alte Zecher . . . | Dort stand der alte Zecher . . . |
| | |
| Er sah ihn sinken, trinken | Er sah ihn stürzen, trincken, |
| Und stürzen tief ins Meer | Und sinken tief ins Meer |
| Die Augen thäten ihm sinken | Die Augen tähten ihm sinken |
| Trank nie keinen Tropfen mehr. | Trank nie einen Tropfen mehr. |

Für diese vermittelnde Stellung von *U* zwischen *A* und *B* ist noch zu beachten V. 2 Ein' *A* = Einen *U* 4 *B*; 5 Den Becher hätt er lieber *A* = Der Becher war ihm lieber *U*

[1]) Im Seckendorffschen Drucke übereinstimmend mit *U* 'Königs Maale' 'Väter Saale'. [2]) 'seinen' in der Göchhausenschen Abschrift und in Seckendorffs Druck, was ausdrücklich bemerkt sei, weil in der Weimar. Ausgabe der Gedichte 1, 406 'seinem' steht; auch ist daselbst der Punkt hinter 'Meer' zu tilgen.

= Es ging ihm nichts darüber *B.* — Dass die Reihenfolge der Bearbeitungen *A U B* gewesen ist, ergibt der erste Blick auf die Abweichungen; ich brauche auf das Einzelne nicht einzugehen. Wie ist dieses eigenthümliche Verhältniss zu erklären, da wir doch den Faust in der Gestalt vor uns haben, wie ihn Goethe mit nach Weimar brachte? Falls die Ballade eigens für den Faust gedichtet worden ist, gibt es natürlich nur die eine Möglichkeit der Erklärung, dass sie in Weimar umgearbeitet ist. Aber da wäre das Faustmanuscript, aus dem die Göchhausen abschrieb, wenigstens blattweise nicht mehr 'das erste' gewesen und wir würden in Widerspruch zu der bekannten Stelle der Italienischen Reise (Rom, den 1. März 1788) gerathen; auch würde diese Annahme zu bedenklichen Consequenzen führen. So bleibt nur übrig, die Ballade vom Faust loszutrennen und anzunehmen, dass eine bereits vor dem Faust vorhanden gewesene ältere Fassung *A* zum Zwecke der Einlage in *U* umgearbeitet worden sei. Merkwürdig bleibt aber doch, dass Seckendorff, der doch sicher *U* gekannt hat, die frühere Fassung *A* componirt und den Text noch dazu mit dem Zusatz 'aus dem Faust' versehen hat. Auch gestehe ich, dass mir die Loslösung des Gedichtes von der Gretchentragödie einigermaassen gegen das Gefühl geht; aber ich sehe keinen Ausweg.

1027 Was soll das? Keinen Straus? Später 'keinen' in 'einen' geändert. Man fragt sich vergeblich nach dem Grunde der Änderung, die entschieden eine Verschlechterung ist. Wenn Gretchen eine Blume abpflückt und die Blätter auszurupfen beginnt, kann Faust unmöglich denken wollen, dass sie einen Strauss zu binden beabsichtige. Mir war dieses 'einen' längst anstössig. Dagegen ist es leicht verständlich, dass er, das Irrige seiner ersten Vermuthung einsehend, die ihm kam, als Gretchen sich bückte, verwundert feststellt: Es soll also kein Strauss werden! Statt des Fragezeichens hinter 'Straus' stände vielleicht besser ein Ausrufezeichen. Der Ton liegt natürlich auf 'keinen'.

1282 Mit tauben Schmerzen. Taub = unsäglich, namenlos, Besinnung raubend, Empfindung tödtend. Vgl. mhd. toup = unsinnig, wüthend; touben = empfindungslos machen. In

unserem betäuben schimmert die alte Bedeutung noch durch. Auch diesem 'taub' würde ich vor dem späteren 'tausend' den Vorzug geben.

1326 Brandschande Maalgeburt. Gewiss als éin Wort zu lesen: Brand-Schandmal-Geburt = mit dem Brandmal der Schande oder eingebranntem Schandmal gezeichnete Geburt. 'Brand' muss irgendwie mit 'Maal' zusammengenommen werden, sonst gibt die Stelle keinen Sinn. Was soll auch Brandschande sein? Ein viergliedriges Compositum hat der Dichter auch in der Prometheusode gebildet: 'weil nicht alle Knabenmorgen Blütenträume reifften' = Morgenblüthenträume des Knaben oder Träume, die der Knabe am Blüthenmorgen hatte. Die Lesart in DjG. 3, 158 ist schon aus dem Grunde zu verwerfen, weil die Hs., nach welcher gedruckt ist, 'Knabenm**o**rgen' hat (zur Noth kann man auch 'margen' lesen, denn o ist undeutlich, daraus aber 'märgen' herzustellen ist ungerechtfertigt); und so steht auch, wie mir Erich Schmidt vor einiger Zeit freundlichst mittheilte, in der hsl. Sammlung im Goethearchive ($H^2$) und in den daraus geflossenen Abschriften der Stein und Herders (dieser hat 'Knaben-Morgen').

## 2. Zu der Weimarischen Ausgabe der Gedichte.

Nicht um kleinliche Kritik zu üben, sondern um denen zu dienen, die den v. Loeperschen Apparat wissenschaftlichen Arbeiten zu Grunde legen werden, gebe ich eine kleine Desiderienliste mit gelegentlichen Anmerkungen.

Der neue Amadis. V. 14 *fehlt die Lesart* Drachen in den Bauch *Iris 1875 statt des späteren* D. durch d. B. In den Liedern der Schröter ($J^1$) steht, im Widerspruch zu v. Loepers Angabe: V. 21 Himmelbrod, 28 verrätherisches. Da auch die Abschrift der Frau v. Stein 'Himmelbrod' hat, so möchte man vermuthen, dass so, nicht 'Himmelsbrod' auch in $H^2$ stehe. Jedenfalls ist es die ältere, echtere Form des Wortes; Luther, Hans Sachs und alle übrigen älteren Schriftsteller verwenden nur sie (DWB. II 1343). Mit Recht hat der Herausgeber Z. 12 den Druckfehler 'verstört' ausgemerzt.

Christel. Die Abweichungen der ältesten Fassung, welche DjG. 3, 163 gedruckt ist, sind nicht vollständig ein-

getragen. 10 *nicht* Braune *wie v. Loeper angibt, sondern* Braunen *also der Plural.* 13 Was sie so gar einen süssen Mund *im Apparat nachzutragen, desgleichen* 17 dann 19 da gehts *zweimal für* das geht 37 fasse *für* halte. Dass die Überschrift 'Christel' sich zuerst bei Himburg findet, hätte erwähnt werden sollen, da sie der Dichter adoptirt hat (in der Ausgabe der Gedichte Berlin 1882 S. 272 ist es angegeben).

Rettung. Nicht berücksichtigt ist die stark abweichende Fassung in dem Handbuch fürs schöne Geschlecht zum Nutzen und Vergnügen 1786 (Hirzels Verzeichniss S. 31). Die Abweichungen scheinen sich dadurch zu erklären, dass der Aufzeichner aus dem Gedächtnisse schrieb. Es sind folgende: 2 f. Diess machte mich zum Menschenhasser; drauf lief ich an ein stilles Wasser, 4 bey mir 5 stand verzweifelt 7 Fast] Bald 8 ging] lief 10 *und* 11 *in umgekehrter Folge* 13 Da] Drauf 16 Ach! liebes Käthchen 18 Auf immer 20 Sey du auch meines 21 dann] drauf

Liebhaber in allen Gestalten. Ist der Hinweis auf das Verzeichniss der Bäbe Schulthess Nr. 17 absichtlich unterblieben? Für die Datirung des Gedichtes wäre die Angabe doch wichtig. Auch bei Willkommen und Abschied vermissen wir sie.[1])

An Belinden. Nicht berücksichtigt ist der Druck in Gesänge mit Begleitung des Claviers, Leipzig und Winterthur 1777 (Hirzels Verzeichniss S. 19). In der Iris (wie auch bei Himburg) steht V. 11 'Ahndungsvoll', nicht wie v. Loeper angibt 'Ahnungsvoll'.

An Lottchen. Die Varianten des Drucks im Merkur 1776 sind nicht ganz vollständig eingetragen. Es steht in diesem Druck: V. 12 vollen Herzensausdruck. 21 Welt-Gewühl, was ich nicht erwähnen würde, wenn nicht V. 12 'Herzens Ausdruck' angegeben wäre.

---

[1]) Zum Verzeichniss der Bäbe Schulthess: H. Dr. C. Schüddekopf in London machte mich 6. Dezember 1887 aufmerksam, dass Nr. 22. 23. 31 (diese zwei aus Martial) J. N. Götz zum Verfasser haben; vgl. C. H. Schmid, Nekrolog Berlin 1785 2, 807; die Stücke stehen in dessen Almanach der deutschen Musen 1777 S. 243. 227. 204 mit der Chiffre G.; nur das letzte ist in Ramlers Götzausgabe 1, 162 übergegangen. Sfft.

Herbstgefühl. Übersehen ist die Handschrift des Dichters, welche Urlichs in den Briefen von Goethe an Johanna Fahlmer S. 89 bespricht. Nach ihr der Druck in der Iris, der also textkritisch keinen Werth hat. Es ergibt sich, dass die Lesart V. 6 'und glänzet voller' (statt 'glänzend') auf eigenmächtiger Änderung Jacobis beruht. Dagegen stimmt V. 10 'Früchtende' (mit Umlaut) zu Goethes Handschrift (mhd. vrühten). V. 5 'Zwillings-beere' ist in der Iris wohl nur Druckfehler, die Hs. hat 'Zwillingsbeeren'.

Rastlose Liebe. 4 muss die Variantenangabe heissen: Durch Nebeldüfte] Wolkenebeldüfte $H^{23}$ $H^{24}$. Das Compositum ist natürlich zu verstehen als Wolken-nebeldüfte, indem ein n für zwei gesetzt ist.

Geistes-Gruss. Übersehen ist die Hs. in Lavaters Tagebuche der Rheinreise S. 153 (nach Goethes Dictat); danach ist das Gedicht ungenau gedruckt DjG. 3, 151. Einzige wesentliche Abweichung: V. 8 Den Becher angefüllt (*später* der). Die Angabe der Bäbe Schulthess 'Auf der Lahne im Vorbeyfahren' entbehrt man ungern.

Wonne der Wehmuth. Die wunderbar schöne älteste Fassung hätte einen zusammenhängenden Abdruck verdient, wie man überhaupt damit nicht allzu karg sein sollte. Interessant ist die Interpunction 'Trocknet nicht! trocknet nicht! Thränen der heiligen Liebe'. Die beiden Ausrufezeichen sind in der Herderschen Abschrift in Kommata geändert. Der Herausgeber fragt: von Herder? Ja von wem denn? In der Vorlage standen natürlich die Ausrufezeichen: Herder aber, der, wie wohl meistens bis jetzt geschehen ist, 'trocknen' als Transitivum und also 'Thränen' als Object ansah, hielt sie für falsch und setzte die Kommata ein. Nun ist klar, dass 'trocknet' Intransitivum, 'Thränen' der Vocativ ist.

Über allen Gipfeln ist Ruh. Wie der Herausgeber dazu kommt, die Fassung bei Fielitz, Briefe an Frau v. Stein 1, 276 als eigenhändige Niederschrift des Dichters hinzustellen, weiss ich nicht, da doch Fielitz Worte 'Auf das andere Blatt des Briefbogens hat Frau von Stein das Gedicht geschrieben' keinen Zweifel übrig lassen. Übri-

gens glaube ich, dass die Stein das Gedicht aus dem Gedächtniss aufgezeichnet hat und dass sich daraus die Abweichungen erklären. Merkwürdig ist, dass in V. 1 die Stein mit der späteren Fassung übereinstimmend 'Gipfel[n]' hat: fast möchte man vermuthen, dass durch die Freundin der Dichter angeregt worden ist, die frühere, meinem Gefühl nach vorzuziehende Lesart 'Über allen Gefilden ist Ruh' zu verlassen.

Jägers Abendlied. V. 1 hätte die Variante der Stein: 'Im Walde schleich' ich still und wild' nicht unterdrückt werden sollen, wenn sie auch vielleicht nicht dem Dichter angehört.

Der untreue Knabe. Nicht berücksichtigt ist der Druck in Seckendorffs Liedern, wohl mit Absicht, da derselbe auf *E* zu beruhen scheint. Aber dieser Sachverhalt hätte angegeben werden müssen.

Der König in Thule. Nachzutragen sind jetzt nach der Veröffentlichung des Urfaust die Lesarten in *U*, s. o.

Anhangsweise bespreche ich noch eine Stelle der Tagebücher, wo der Herausgeber von der hsl. Lesart abgewichen ist, und zwar, wie mir scheint, mit Unrecht. 1, 10 'Der Wirth entschuldigte sich wie ich eintratt dass mir die Herbst Butten und Zuber im Weeg stünden; wir haben sagt er eben dies Jahr Gott sey Dank reichlich eingebracht. Ich hies ihn gar nicht sich stört, denn es sey sehr selten dass einen der Seegen Gottes innkommodire.' In DjG. 3, 699 ist die hsl. Lesart beibehalten, Erich Schmidt aber nimmt an 'stört' Anstoss und setzt dafür 'stören'. Aber wird dadurch die Schwierigkeit gehoben? Kann man sagen: störe dich nicht statt lass dich nicht stören? Mir wenigstens kommt ein reflexives 'sich stören' äusserst befremdlich vor und ich kenne dazu keine Parallelen. Das ist das eine. Nun aber weiter! Ist denn heissen mit dem Particip etwas so ganz Unerhörtes? Und müssen wir nicht in den Schriften aus der Jugendzeit des Dichters darauf gefasst sein, auf Schritt und Tritt alterthümlichen und mundartlichen Formen und Wendungen auch auf syntaktischem Gebiete zu begegnen? Wenn es sich nun herausstellt, dass die in Rede

stehende Construction, abgesehen von den übrigen altgermanischen Sprachen, im Mhd. vorkommt und dem älteren Nhd. nicht fehlt, so schwindet jeder Anlass, die Stelle zu ändern. Belege für heizen c. part. Mhd. WB. 1, 658ᵇ. Lexer 1, 1226 (z. B. du hetest die vart heizen vermiten: wir haben disen brief heizzen geschriben), aus frühnhd. Quellen DWB. H 912 (es sind z. Th. dieselben wie bei Lexer). An dem Fehlen des ge- wird niemand Anstoss nehmen, der die Freiheit des jungen Goethe in Bezug auf diesen Punkt kennt, vgl. DWB. G 1609. 1620.

Leipzig, 21. December 1887. Rudolf Kögel.

# Zwei fliegende Blätter von Caspar Scheit.

Als Vorläufer einer Monographie über Fischarts Lehrer Caspar Scheit von Worms bringe ich im folgenden zwei fliegende Blätter aus Scheits Feder zum Abdruck, die die Tübinger Universitätsbibliothek, bisher an verstecktem Orte, bewahrt. Während das eine (I) lateinisch abgefasste nur insofern Werth beanspruchen kann, als es das Bild von Scheits litterarischer Thätigkeit vervollständigt[1]), bietet das zweite (II) in deutschen Reimen selbständiges Interesse. Letzteres ist nun freilich in seiner grösseren Hälfte (II V. 1—6. 13—160) bereits seit Jahren gedruckt (Scheible, Das Schaltjahr 4, 100, vgl. Weller[2]), Annalen 2, 463 Nr. 909): da aber das von Scheible benutzte Exemplar unvollständig war — es verschweigt deshalb den Verfassernamen —, so wird ein Neudruck nicht überflüssig sein. Beide Blätter

[1]) Verloren scheint ein weiteres Bildergedicht, das Scheit zum Verfasser hat und dessen Fischart in seiner Practik 1574 B 5ᵇ, 1607 und 1623 A 5ᵃ Erwähnung thut, vgl. Wackernagel, Fischart S. 107 Anm. 232. Zum Inhalt vgl. auch Goedeke² 2, 505 Nr. 75 (Fischarts Gargantua, Neudr. von Alsleben S. 175); DWB. 6, 283; Kirchhoffs Wendunmuth 1, 131 Nr. 103. — Die zuletzt von mir Anzeiger f. d. Alterth. u. d. Litt. 12, 261 berührte Newe Zeittunge des C. Scheit aus dem Jahre 1549 ist trotz vielfacher Nachfrage meinerseits bisher noch nicht wieder zum Vorschein gekommen. [2]) Das von Weller erwähnte Ulmer Exemplar war nicht aufzufinden und scheint abhanden gekommen zu sein, wie mir H. Dr. Veesenmeyer mittheilt.

sind von Gregorius Hofmann (Comiander) [1]) in Worms gedruckt, aus dessen Officin auch der Grobianus, die Lobrede von wegen des Meyen, die Fröhlich Heimfahrt hervorgegangen sind und ebendaher stammt, obwohl die Druckangabe fehlt, auch jenes Foliodoppelblatt, das im Tübinger Exemplar (Dk II 34 fol.) den Scheitschen Arbeiten vorgeheftet ist. Es ist dies der RHYTMVS CODRI VRCEI DIE | DIVI MARTINI PRONVNCIATVS. Die Verse des Italieners Codrus Urceus (1446—1500) finden sich ausser in den Gesammtausgaben seiner Werke (Goedeke[2] 2, 119; Zarncke, Die deutschen Universitäten im M.-A. 1, 257; C. Malagola, Della vita e delle opere di Antonio Urceo detto Codro, Bologna 1878 S. 410 ff.) auch einigen Drucken der quaestio fabulosa De generibus ebriosorum et ebrietate vitanda (DGE) angefügt, so z. B. der Ausgabe von 1557 (vgl. Zarncke S. 116 ff. 154) und einer Wormser [2]) bei G. Hofman gedruckten (Bl. G 1[ab]). Das Berliner Exemplar der Wormser Ausgabe enthält denselben Rhythmus noch einmal und zwar mit Holzschnitt und Noten als zweite Beilage auf einem mit dem Tübinger Exemplar identischen Doppelblatte. Als erste Beilage findet

---

[1]) Gregorius Hofmann war der Gevatter der Anna von Erntraut (Irmtraut), der Gemahlin des Hans Jacob von Wachenheim, deren Lebenslauf Scheit in seiner Fröhlichen Heimfahrt allegorisch behandelt hat, vgl. Fröhlich Heimfahrt A 3[a]. C 1[b]. [2]) Den Hinweis auf die Wormser Ausgabe verdanke ich C. Wendeler. Ihr Titel ist: DE GENERIBVS | EBRIOSORVM ET EBRIETA- | TE VITANDA, IOCVS QVODLIBETI | ERPHVRDIENSIS LEPIDISSIMVS. | Cui accessêre | De Ebriorum affectionibus et moribus problemata. | ITEM | De meretricum in suos amatores et concubinarum in sacerdotes fide: Quod- | libeti Heydelbergensis quæstiones salibus et facetijs plenæ, tum quam- | pulcherrimis optimorum scriptorum flosculis refertæ: nouis | quibusdam Rhytmorum Carminumque additionibus | festiuissimis, laxandi animi iocique suscitan- | di causa, nuper illustratæ. Nun folgt der von Scheible a. a. O. S. 106 wiedergegebene Holzschnitt und darauf in zwei Columnen je zwei Distichen = Zarncke, Die deutschen Universitäten im M.-A. S. 117 V. 29—36. Auf dem letzten Blatt IN VETERI | VANGIONVM | VORMATIA | EXCVDEBAT GREGORIVS | COMIANDER.; auf dem Verso Hofmanns Druckerstock: in einem Medaillon zwei gekreuzte von je einer Hand gehaltene Fackeln. Exemplar in Berlin, kgl. Bibliothek Xg 6975 4°, auch in Wolfenbüttel nach Mittheilung des H. Dr. Milchsack; vgl. noch Trübners Kat. Nr. 47 (Strassburg 1887) unter Nr. 614.

sich ebenda das von Scheit verfasste lateinische Blatt (I), und auch seine deutschen Reime (II), die sich wie I inhaltlich nahe mit der Scherzrede DGE berühren, tauchen vielleicht noch einmal bei weiterem Nachspüren in Exemplaren des Wormser Druckes der DGE als weitere Beigabe auf [1]).

Die Holzschnitte, mit denen die im Tübinger Exemplare vereinten drei Doppelblätter in der Mitte geschmückt sind, zeigen Verwandtschaft. Scheits Opuscula haben das gleiche, 15 cm. breite, 9³/₄ cm. hohe Bild, das aus zwei Stöcken zusammengesetzt ist und vortrefflich nach Entwurf wie nach Ausführung genannt werden darf. Links sehen wir vor einem weinumrankten Spalier einen dickbäuchigen Bacchus auf einem Weinfass, in der erhobenen Linken ein Trinkgefäss haltend (vgl. H. Sachs hg. v. Keller 4, 244, 26 ff.); zwei Knaben füllen aus dem Fasse Wein ab. Daran reiht sich rechts ein zweiter Stock, eine zechende, thierköpfige Gesellschaft darstellend. Es ist derselbe, der auch für den Titel der ersten Ausgabe des Scheitschen Grobianus verwerthet ist. Eine Reproduction des combinirten Holzschnittes gibt Scheible a. a. O. S. 100, vom Holzschnitt der ersten Scheitschen Grobianusausgabe Könnecke, Bilderatlas S. 101 [2]). Das Bild, das den Rhythmus ziert, ist aus dem eben beschriebenen Bacchus-Stock und (rechts) einem andern (vier um einen Tisch sitzende Männer, nach den vor ihnen liegenden Noten singend: Discantus, Tenor, Altus, Bassus) componirt.

Obwohl die Scheitschen Blätter keine Jahreszahl tragen, so lässt sich doch wenigstens für die Volle Bruderschaft (II)

---

[1]) Es ist wohl kaum Zufall, dass Scheibles Abdruck unmittelbar nach Scheits Versen S. 106 den Titelholzschnitt der Scherzrede DGE nach dem Wormser Drucke bringt; über den Holzschnitt der Erfurter Ausgabe s. Zarncke a. a. O. S. 116. Die Tübinger Blätter können zu keiner Zeit mit der Wormser Ausgabe der DGE verbunden gewesen sein, erstere haben Folioformat und waren nie anders als einmal in der Mitte gefalzt, während die letztere in Quartformat gedruckt ist.

[2]) Die Wiedergabe bei Könnecke weicht jedoch vom Original — der Grobianus B 2 (nach Milchsacks Bibliographie) gibt den Holzschnitt der ersten Ausgabe als Spiegelbild und als Nachschnitt — insofern ab, als der acervus stercoris und der vomitus des Saumenschen aus Rücksicht auf das Publicum entfernt worden sind, s. Könnecke S. 316.

mit Sicherheit das frühere Entstehen gegenüber dem Grobianus nachweisen. Während der Holzschnitt zu II den Inhalt der Vollen Bruderschaft genau illustrirt, steht der gleiche, für den Grobianus verwerthete mit dem Inhalt desselben nur in losem Zusammenhang, und selbst wenn man hier in dem Holzschnitt die Illustration des unmittelbar vorhergehenden Mottos: Porcorum uiuit gens pecuina modo erkennen wollte, würde die vorgetragene Ansicht nichts an Wahrscheinlichkeit einbüssen. Aber auch I entstand vor dem Grobianus, also wohl gleichzeitig mit II: wie C. Wendeler mir schreibt, ist der Holzschnitt zu Scheits lateinischen Versen (I) um vieles klarer und schärfer als das Titelbild des Grobianus (B 1); die Platte war damals noch weniger abgebraucht.

Scheits Blätter, die wir als Vorläufer zum Grobianus betrachten dürfen, sind, wie ich schon andeutete, durch jene amüsante, auch von Fischart ausgenutzte quaestio fabulosa De generibus ebriosorum et ebrietate vitanda angeregt worden, die im Jahre 1516 wohl sicher aus einer Erfurter Officin hervorgegangen und mehrfach nachgedruckt worden ist (Goedeke[2] 1, 437; Zarncke a. a. O. S. 243. 254). Wir kennen nicht den Namen des Verfassers, aber aller Wahrscheinlichkeit nach verhält es sich mit ihrer Abfassung gerade so wie mit der der Epistolae obscurorum virorum. Beide Werke entstammen dem Erfurter Humanistenkreise und wie bei den Epistolae dem Crotus Rubianus der Löwenantheil zufällt, so steht zu der Erfurter quaestio fabulosa Eobanus Hessus in nahen Beziehungen, wenn er auch nicht ihr eigentlicher Autor sein kann (Zarncke a. a. O. S. 254; Krause, Helius Eobanus Hessus. Sein Leben und seine Werke 1, 201 ff.). Das nämliche Thema wie jene Scherzrede, gelegentlich mit wörtlichen Übereinstimmungen, behandelt auch Eobanus Hessus in seiner in dem gleichen Jahre 1516 erschienenen Elegie gegen die Trunkenheit (De vitanda ebrietate elegia, additis super eadem re aliquot epigrammatis, vgl. Krause 1, 201 A. 2), das Bild eines Gelages zechender Thiere, wie es die Scherzrede zeigt (Zarncke S. 116), gleichfalls herübernehmend.

Scheits Flugblätter, deren erstes genau wie die Scherz-

rede betitelt ist, zeigen eine sehr ähnliche bildliche Darstellung: aus den neun an bezw. auf einem runden Tische zechenden Thieren (Esel, Sau, Kalb, Schaf, Hund, Wolf, Gans, Bär und Affe) sind bei ihm zwölf geworden: zu den genannten kommen noch Löwe, Katze und Fuchs. Die Distichen in I sind zum Theil wörtlich aus der Scherzrede DGE entlehnt, und auch in der Vollen Bruderschaft (II) findet sich mehr als eine Berührung mit derselben. Das Übrige in I wurde bis auf die ziemlich langweilige Prosa gewiss gleichfalls von Scheit humanistischer Litteratur entnommen, doch ist es mir nicht gelungen, die Originale ausfindig zu machen.

Bevor ich nun die Scheitschen Blätter wiedergebe, denen sich einige weitere Bemerkungen anschliessen mögen, will ich nur noch vorausschicken, dass in I die Zeilen 1—12 links, 13—24 rechts vom Bilde stehen, darunter in vier Columnen mit kleineren Typen die Zeilen 25—32. 33—40. 41—48. 49—56; die dann folgende Prosa erstreckt sich in 12 Zeilen fortlaufend über die beiden Innenseiten des Doppelblattes. In II wird der Holzschnitt links und rechts von je 6 Versen (1—6. 7—12) eingeschlossen, darunter 5 Columnen mit kleineren Typen: 13—52. 53—90. 91—128. 129—164. 165 bis Schluss.

## I.

## DE GENERIBVS EBRIOSORVM ET EBRIETATE VITANDA.

Quàm noceat teneræ Ebrietas uitiosa iuuentæ,
Hîc agitur uiuis lector imaginibus.
Conuiuas uitulos, ursos, asinosque, suesque,
Prensa uides bruto stringere uina pede.
5 Ebrius est bruto fœdus magis, hoc sibi quantum
Sufficit, ille dato gurgitat absque modo.
Quid mirâre? tuos hîc aspicis helluo fratres,
Qui quoties potas talis es ipse pecus.

---

I. Die Abkürzungszeichen für que, et und m habe ich aufgelöst. 1. 2 = DGE 117, 25 f. = versus Barth. Gotii Threisensis. 1 iunentæ. 3. 4. 7—12 = DGE 117, 29—36. 3. 4. 7 = Opera poetica ECordi, Francf. 1564 Bl. 107$^b$, Epigr. lib. I In pictum brutorum convivium. 3 ursos] hircos: DGE. asinosque suesque canesque: Cordus.

Quandoquidem pressis rationem sensibus auffert
10 Aemula Circeis artibus ebrietas.
Quam si bellipotens Germania tolleret hostem,
Clarior hac nusquam natio gente foret.
Scilicet ingenuus, clarisque parentibus ortus,
Esse tamen uel sic bestia magna potes.
15 Adde decus patris, claros tibi sume propinquos,
Esse tamen uel sic bestia magna potes.
Sint tibi diuitiæ, sit larga et munda suppellex,
Esse tamen uel sic bestia magna potes.
Denique quicquid eris, nisi sit prudentia tecum,
20 Magna quidem dico bestia semper eris.
Taurus habet certas potandi tempore leges,
Sic equus et liquidus quem uehit aër auis:
Sed nos diuina qui cum ratione uigemus,
Cur Venus et Bacchus nocte dieque tenent?
25 Quanta sit ebrietas et quàm fœdissima pestis,
Vna potest uero causa probare modo:
Nam cum multa fluunt titubantes uina per artus,
Omnia scire putans, nescius ipse sui est.
Ebria corda facit spumantis cyphus Iacchi,
30 Fecibus obnubit lumina clara suis.
Corporis eneruant uires, sensusque molestant,
Et tremulas reddunt pocula larga manus.
Obijciunt oculis glaucomata densa, loquelam
Præcludunt, cessat tunc rationis apex,
35 Audaces faciunt, mendaces et furiosos,
Hausta sub æquali pocula lege uiros,
Qui sic dementes mentis secreta recludunt,
Et causam præbent sæpius exitio.
Castra locant, armantque uiros, tentoria figunt,
40 Et ciuile regunt quodlibet officium.
Quidam Mopsopiæ perquirit sacra Mineruæ,
Nodosas leges soluit hic, ille ligat:

---

9. 10 Vgl. Grobianus 2217 f. So jn dann Bacchus höher steigt, Vnd die vernunfft von dannen fleugt u. s. w., mit der Randglosse Wann wein eingeht, so geht witz auss. 11. 12 Vgl. DGE 138, 11 ff. Corollarium I. Germani rebus bellicis et omni virtutum genere Italis sunt nobiliores und ebenda 146, 15 Nulla maior pestis erepsit unquam in nostram Germaniam. — Hunc hostem (ebrietatem) in nostris finibus adeo superbe grassantem vincere aut prohibere nullo modo possumus; s. auch Scheits Widmung zum Grobianus (Neudr. S. 4 oben). 21—24 = DGE 144, 3—6 = Celtis Amor. I, 9 (Hartfelder, Fünf Bücher Epigramme von Konrad Celtes S. 114 V, 58). 22 Sic] Et: Celtes. 24 tenet: Celtes. 25—28 = DGE 118, 7—10 = versus Berteri Dami.

Hic canit ad numeros, hic ebria carmina ructat,
Nititur hic magno cum Cicerone loqui.
45 Consuit hic tunicam, lanam polit ille, fenestras
Hic reficit, ualet hic artibus innumeris,
Hic sapidos Arabum flores, hic uendit alutam,
Hic captat pisces retibus ille feras.
Sumit inops animum diues fit, rusticus esse
50 Nobilis affectat, cornua quique gerit.
Ampla caue tribuas nimium tua guttura Baccho,
Ebrietas etenim plurima damna mouet:
Quippe mouet Venerem, rixas, conuitia, cædes,
Nec celanda timet prodere lingua loquax:
55 Sic ludit Bacchus temulentos inter alumnos,
In stabili qui non conditione manent.

Homini (teste Lactantio) status rectus, sublimisque uultus ab artifice Deo datus est: spectare enim cœlum Deus nos uoluit, ut ipsum (cuius illa sedes est) quoniam oculis non possumus, animo contemplemur. Hominem igitur ex humo subleuatum (cæterorum animalium pronis in terram corporibus) ad contemplationem sui 5 artificis Deus erexit: quod optimè ingeniosus poëta Ouidius significauit. Pronaque cum spectent animalia cætera terram, Os homini sublime dedit, cœlumque uidere Iussit et erectos ad sydera tollere uultus. Hunc utique ἄνθρωπον Græci appellarunt, quòd sursum spectet: ipsi ergo sibi renunciant, seque hominum nomine abdi- 10 cant, qui non sursum aspiciunt, sed deorsum, ut et id cui dominari debent imitentur et nominis sui et rationis obliti, oculos suos de alto deijciant, soloque defigunt, quasi eos pœniteat homines et non belluas esse natos. O crudeliora feris immanissimis hominum genera, pecudum uitam imitantia, ad uos ipsos redite, digni- 15 tatem uestram animo reuoluite, quanta beneficiorum copia anima uestra (cuius imperio et corporis seruitio uiuentes uti deberetis) à summo omnium opifice donata sit perpendite. Qui homini corpus organicum mirabili opificio extructum sensibus copulauit, ipsique cœlos et sydera, elementaque omnia et ex illis composita, seruire 20 iussit, ipsi angelos ad custodiam deputauit, ipsi leges et præcepta bene beateque uiuendi instituit. Et cum nec sic suum creatorem agnosceret, misit unigenitum Filium suum, qui uiam ueritatis illum doceret, qui errantem ad uitæ semitam reduceret, qui denique illum sanguine suo precioso redimeret. Quid igitur ô belluarum more 25 uiuentes, tam egregiam, tam insignem, tam præclaram tam denique Deo charam creaturam ad imaginem et suam similitudinem formatam, peccatorum labe deturpatis? et rebus, quorum seruitio

---

49 lies: sit? 1 Lactantius VII, 9, 11, vgl. auch De ira dei 20, 10 ff. 6 Ovidii Metam. I 84—86; dieselben Verse citirt zu gleichem Zwecke Aegidius Albertinus De conviviis et compotationibus 1604 Bl. 62 a.

uti deberetis, uestræ uitæ turpitudine, uos inseruire cogitis? Ex-
30 pergiscimini aliquando et uos homines, non belluas a Deo productos memorate, ad sydera uultus erectos tollite, illuc aspirate, totisque uiribus bene beateque uiuendo tendite. Hæc, amice lector, ex probatissimis autoribus per me Casparum Scheit nuper ad communem studiosæ iuuentutis utilitatem collecta, æqui bonique
35 consulito et ea frontis hilaritate, qua huiusmodi scripta legere consueuisti, perlegito.

Quid mentem traxisse polo, quid iuuerit altum
Erexisse caput, pecudum si more feramur.

Vormatiæ excudebat Grego-
40 rius Comiander.

## II.

## Die volle Brůderschafft.

Wo nu ein voller weinschlauch wer,
Der komm zu disen Brüdern her,
Er sey jung, alt, Weib, oder Man,
Seins gleichen wol hie finden kan.

---

II. Zum Titel vgl. ausser den unten behandelten Werken des Schertlin und Bock noch des H. Sachs Gedichte Wappen und Gesang der vollen Brüder (Keller 3, 527; Goedeke-Tittmann 2, 257). 'Die vollen brüder' Altd. Blätter 1, 401 V. 7; 'ein voller bruder' Uhland, Volkslieder S. 595. 'Das gfelt den vollen brüdern wol' Scheits Grobianus 3582. Im Todtentanz widmet Scheit der 'voll truncken rott' (Schertlin *A* Bl. A 4ᵇ 'volle rott') mit Berufung auf Ephes. 5, 18 die Verse: 'Wolher mit mir du volle rott, Die trunckenheit verbeut euch Gott. Ohne rew vnd leidt sterbt jr dahin, Erger dan vnuernunfftig schwein. Dann in dem Weinglass vill mehr sterben, Dann die durch scherff des schwerts verderben,' vgl. dazu Grobianus S. 82 'Es ersauffen mehr im wein dann im wasser.' Murners Mühle von Schwindelsheim 1067 f. 'Von drincken sein vil mer gestorben, den sunst natürlichs tods verdorben.' Simplicissimus Neudr. S. 475. — Das von Scheit behandelte Thema ist auch der Gegenstand des Corollarium I. der Erfurter quaestio fabulosa DGE: variis bestiis assimilari ebrios (Zarncke S. 122 ff.). 1 weinschlauch vgl. Zarncke zum Narrenschiff 16, 4. 'so ist die leidig aller schedlichste füllerey vnd trunckenheit in ein solchen schwanck komen, dass vnser leben ein lauter voll sauffen worden, vnd wer nicht ein weinschlauch sein will, zu keiner geselschafft gehen — můss' Widmung zum Grobianus S. 5, s. auch V. 1944. 4008. 4732 und S. 96 der weinschleuch hofrecht. H. Bock D 3ª Cůntz weinschlauch. Vgl. noch (unten S. 84): ein Fastnachts Gesprech: Den Hopffenbrüdern vnd Weinschleuchen zur Warnung 1582. Hutten, Opera (Böcking) 4, 283, 34. Verschiedene Bezeichnungen für den Trinker sind auf einem Holzschnitt zu Schwarzenbergs Büchlein wider

5 Wer also truncken wirt vom Wein,
Der lasz jm disz ein spiegel sein.
Der mensch wirt in ein thier verkert,
So bald er sein vernunfft zerstört.
Wer also viehisch leben thůt,
10 Dem wirt auch sein belonung gůt,
Das er mit andern Thieren gleich
Wirt faren in jr himelreich.

Bachus spricht:

Bachus der Weingott bin ich gnant,
Den vollen Zapffen wol erkant,
15 Die dienen mir mit aller macht
Vom morgen an bisz mitternacht,
Mit füllen saufen grossem prassen,
Ich gib jn wein ausz vollen Fassen.
Wann sie dann truncken sein vnd voll,
20 Vnd von dem wein seind dumm vnd tholl,
Wirt jeder in ein Thier verwandlet,
Dergleichen er dann thůt vnd handlet,
Wie man jetz von jn sehen soll,
Dann wie mich dunckt sind sie schon voll.
25 Herzů jr Brüder, hört mein sag:
Ich will das jr auff disen tag
Mir hie vertreiben solt die weil
Vnd machen hie ein Fasznachtspil,
Da soll ein jeder sein gerüst,
30 Vnd zeigen, wann er truncken ist,

---

das Zutrinken vermerkt: Trunckenpoltz, Flaschenzapf, Weinschlauch, Rebenhans, Speyenwein. Weinnarr, Offenwein, Prasser, Schlemmer, Püffel, Esel (Der Teutsch Cicero 1540 Bl. 83ᵃ). 6 Auch H. Bock sagt, Bacchus habe die ganze Welt zu einem Narrenhaus gemacht:

Stets voll sein ist jhr můt vnnd syn.
Wer solchs mir nit kan glauben wol,
In disen spiegel schawen soll,
Schawen würt der Narren so vil,
All gattung, wie mans haben will.
(A 3ᵃ) Bacchus ist jrer aller Herr.
Horcht was er euch wird sagen mehr.

7. 8 vgl. H. Bock 5 f. in der Anm. zu 39 ff. 14 die vollen zapfen auch bei S. Franck Laster der Trunkenheit G 4ᵇ und DWB. 4, 1, 1, 484 unter Füllboden. Lindeners Katzipori (Lichtenstein S. 127). der vollzapf, vollzapfen bei Erbenius (s. unten S. 84) A 3ᵇ, B 1ᵇ. die weinzapffen Grobianus S. 69. 30 ff. vgl. H. Bock A 3ᵇ:

Was nun dein Natur ist,
Wissen wilt was dir brist,

Sein art, natur, vnd eigenschafft,
Dem gib ich dann gůt Rebensafft,
Wer da kan der vnfletigst sein,
Dem will ich geben dopplen wein.
35 Dann wölln wir ein weinliedlin singen,
So will ich jedem einen bringen.
Schweinkůntz fah du zum ersten an,
Bisz sich ein ander rüsten kan.

Die Saw spricht:

Höchster Bache das soll geschehen,
40 Ich will mein hofzucht lassen sehen,

---

Drinck weins gnůg, sauff dich voll,
Wein dirs als zeigen soll,
5 Was du bist für ein mann,
Finsts im wein gschriben stahn.
Sew Jost soll der erst sein,
Lad ich zum newen wein.
Wer darnach weiter will,
10 Gibt man wenig vnd vil
Was jedes zalen kan,
Es sei fraw oder man,
Bacchus thůts all laden
Zum Wein vnd zum fladen.
15 Schenck ein das ein můt treib,
(A 4 a) Bring brot das vber bleib.
Nun facht ein sauffens an,
Jeder sei vornen dran,
Biss ir all werden voll,
20 Das gfellt dem Baccho wol.

35 auch magst ein feins weinliedlin singen: Grobianus 3213. 37. 43. 54. 167 Schweinkůntz vgl. den Swynkuncius, den Stifter der Schweinezunft in J. Schrams Monopolium der Schweinezunft, Zarncke S. 103 ff. bes. 107, 5 ff., wo es heisst: solent enim in Thuringia porci nominari Kunezichen, kunczichen, quod diminutivum est a Kuncius et derivatum a swyn et kuncius (s. auch DWB. 5, 2752 und Fischart im Gargantua Neudr. von Alsleben S. 165: wolst darumb nicht Kuntz heissen, weil man inn Sachssen den Schweinen also locket —?). DGE 124, 29 ff. vnd werden also schweynzvol, sewvol, ut seipsos nonnunquam sues appellitent: Sewclauss, Schweinkuntz u. s. w., ebenda 126, 14 Sewkuntz. Fischart in der Trunkenlitanei (Gargantua Neudr. S. 140): 'o Schweinkuntz von Morenfeld, o Säu Jost', womit wenigstens zu vgl., falls nicht nähere Verwandtschaft obwaltet, 'Sew Jost von Morenfeld' bei H. Bock A 4 b (s. unten S. 91 und Anm. zu 39 ff.: H. Bock V. 20; Morenfeld hier zu deuten wie Moringer, Narrenschiff 72, 10). Albertinus De conviviis Bl. 67a nennt Sawhansen, Epicurische Säw vnnd Schweinkuntzen. 39 ff. 167 ff. Am längsten

Vnd zeigen hie ein Burgers lust,
Meim magen raumen vnd der brust.
All jr Schweinkůntzen secht mir zů,
Wann ich vol bin, wie ich jm thů;
45 Thůt auch ein ander mal also,
Der vollen Saw ist Bachus fro.
Wann wir dann zů sant Bächten wandern,
Findt sich ein voll saw bey der andern.

---

verweilt DGE bei denen qui sues fiunt ex hominibus per ebrietatem (Zarncke 124, 23 ff.), weil sie omnium maxime ridendi sunt. J. Pauli erzählt in Schimpf und Ernst (Oesterley 162): 'da lesen wir in andern hystorien, da Noe die reb wolt setzen, da macht er fier grůben, zů der einen schüt er affenblůt, zu der andern süwblůt, zů der dritten scheffinblůt, zů der fierden lewenblůt deren thier eigenschafft haben die truncken lüt an inen. — die andern sein süw, wan sie truncken sein, so spüwen sie vnd kotzen vnd ligen eben als mer vnder dem banck als daruf vnd bleiben in dem mist ligen wie die andern süw.' Unter den vier Temperamenten neigt das des Phlegmaticus in der Trunkenheit zu den äussersten Excessen; sein Symbol ist daher auch die Sau (Scheible, Die fliegenden Blätter d. 16. u. 17. Jhs. S. 135 Nr. 35; H. Sachs 4, 240). Nach H. Bock ist der Säukunzen erste Tugend:

Stäts voll sein vnd nimmer lere,
Gleichsam sie durstig Parther wern,
Die nimmer sauffens werden satt. Plini. lib. 14. cap. 22.
Sauffen thund sie frü vnd spat,
5 Biss jr vernunfft gar zerstört (Scheit 8),
In ein vihisch leben verkert (Scheit 7).
Legen sich hin in die mist (Scheit 49),
Wie der vollen schwein gwonheit ist (Scheit 50),
Oder weltzen sich in pfůlen (Scheit 51),
10 Da die schwein hin gehn zur schůlen (Scheit 52).
Bald raumen sie jrem magen (Scheit 42),
Ir not den sewen thůnd klagen
Mit gurtzen, wurgen aus der brust (Scheit 42).
(B 1a) Vil haltens vor ein beondern lust (Scheit 41).
15 Von newem hebens wider an
Zů sauffen, soll sein wol gethan.
Lieber schlucker, gaudeamus,
Den Becher bring ich dir gar auss.
Also helt sich der schwein orden.
20 Ich Sew Jost binn Doctor worden.

42 DWB. 8, 288 und H. Bock V. 11 in der Anm. zu 39 ff. 46 Zarncke und Goedeke zum Narrenschiff 66, 102; im Grobianus häufig: S. 4 Teutsche volle sew. S. 105 Gebt der vollen saw platz. S. 111 und 115 die volle saw erfreuwet jederman; auch ein Lieblingsausdruck von Fischart. Simplicissimus Neudr. S. 23. Ch. Weise, Drei Erznarren Neudr. S. 26.

So legen wir vns in den mist,
50 Wie aller Sew gewonheit ist,
Vnd wäschen vns imm wüsten pfůl
Vnd richten da auff ein Sewschůl,
Da fürn ein Epicurisch leben,
So wirt es mer Schweinkůntzen geben.
55 Das ist mein weisz, die treib ich immer,
Ich fügt wol in ein Frawenzimmer.

Der Esel.

An disen reyen ich mich stell,
Bin on ein g ein fein gesell,

---

49 Vgl. S. Franck, Laster der Trunkenheit F 2a: Wer sich aber inn gefar gibt, billich ists, das er darinn verderb, sehen den vor vns vmbpurtzelen, noch haben wir kayn rûw, wir ligenn dann bey jm imm dreck, wie die sew greynen wir inn der misthül. H. Sachs 3, 524, 17 vom Trunkenen: vnd sich im kot sult wie ein schwein, vgl. ebenda 4,241, 14. wer dein (des Weins) zu viel geladen hat, den legst du als ein schwein ins kaat: Altd. Blätter 1, 413. 49—52 Vgl. H. Bock 7—10 in der Anm. zu 39 ff. 53 Erat enim (Sardanapalus) et ipse unus Epicuri de grege porcus DGE 122, 9 f. und ebenda 124, 32 isti Epicurei, porci voluptarii, scrophae scotophagae. Bei Schertlin 1538 Bl. E 3a findet sich die Randglosse: Die ordensbrüder Sardanapauli seind alle schlemmer, die des leibs lust pflegen vnd nach disem leben keyn freud mer sein achten. In der Fröhlichen Heimfahrt A 3a in der Widmung an den Herrn v. Wachenheim redet Scheit von denen die 'wie die vnuernünfftigen Bestien als Epicurische sew dahin leben vnd nichts anders im mund haben dann Frisz spil vnd sauff zu diser frist, dann nach dem todt kein wollust ist'. 57 ff. vgl. DGE 122, 28 ff. De hiis qui dicuntur habere asininam ebrietatem. Fischart, Gargantua Neudr. S. 149 citirt in der Trunkenlitanei ein Lied Den Esel will ich preisen, ist aller Sauffer Fürst u. s. w., auch weinesel öfter bei Fischart. H. Bock B 4b:

Noch findt man ander weintrollen.
Wann sie des haben ein vollen,
Rhümen sich jrer lehr vnd kunst,
Was sie zů Dauender vnd sunst
5 Zů Löuen hoch studiert haben
Griechisch, Latinisch bůchstaben,
Kennen drei I im ABC,
Vorn stehts A, in der mitt ein T,
Die machen ein wort heist Ita,
10 Gůt Latin, hat nur zwo sylba.
Dar zů kreischen sie also sehr,
Bei jn glerten sunst nichts gelten mehr.

Dann ich wol kan mit der Sackpfeiffen,
60 Vnd kan die löcher artlich greiffen;
So kan ich auch noch gůt Latein:
I. A., fehlt noch ein Bůchstab drein.
Ich hab eins mals ein Schůlsack gfressen,
Vil gůter künst sind mir vergessen,
65 Vnd het ich schon noch mehr vernunfft,
Bin ich doch in der Esel zunfft.

Der Beer.

So hab ich gar ein groben sinn,
Knöllisch dölppisch ich allzeit bin.

---

Bald fahends an zů figuriern.
Der graw esel will auch Bassieren,
15 Kan Solmisieren Vt Re Fa Re
Ita Vt Fa Re mi la Re.
Der text aber heist, thet es wehe,
Die meidlin liessend knaben gehn.
Im schůlsack habens mehr gessen,
20 Wissend dstern am himmel zmessen........
Der wein all kunst desel thůt leren.
(C 1a) Wann sye aber wol nüchtern weren,
Das maul gar nit dorfften auffthan.
Sunst findens im wein gschryben stahn.
25 Ja der kunst kan ich noch mehr,
Brecht mir einer mein bůch daher,
Darinn steht alles geschryben,
Was all Esel hand getryben.
Der wein solchs als zů wegen bringt,
30 Das yeder Esel ja singt.

58 über gesell s. Zarncke zum Narrenschiff 16, 45. zu 'gesell on ein g' vgl. fliegen on ein F Grobianus S. 19, nhd. Engel mit einem B. Erasmus Alberus: meinstu, grober gesel, esel wolt ich sagen (DWB. 3, 1145). Über die beliebte Schreibung gEsell (z. B. Grobianus S. 43. 96. 101. V. 3502) s. Simplicissimus hg. v. Keller 2, 1178 f. Anzeiger f. d. Alterth. u. d. Litt. 14, 110. 67 ff. etlich werdenn berntrunken, etlich sewvoll, etlich hundtstruncken, etlich der teufel gar, das einer solt lieber bey den wölffen seyn dann bey disen leuten. — die wylden beren solt man eynschliessen, biss sie nüchter wurden vnnd dermassen mit jn handlen, das sie den weyn mit lieb deweten vnnd fürhin wyssten was sie truncken: S. Franck, Laster der Trunkenheit C 4b. H 4b. Der Bär ist das Symbol des trunkenen Cholericus (Scheible, Die fliegenden Blätter S. 135 Nr. 35. H. Sachs 4, 239). heulen, grummen thůnt Wölff vnd Beren: H. Bock A 2b und B 1b, wo im Abschnitt 'Beren wein' Wolf, Löwe und Bär zusammengenommen sind: aber

Zu vollen Brüdern komm ich her,
70 Zu brummen wie ein wilder Beer:
Pfeiff auff, so wird ein Beerentantz,
Dann lůg ein jeder seiner schantz,
Da schlag ich drein als seh ich nit,
Wo Beeren seind ist wenig frid.

Der Wolff.

75 So bin ich zwar ein rechter frosz.
Mein magen ist gantz bodenlosz,
Da ghört fressen vnd sauffen zů,
Bisz ich mein wanst erfüllen thů:
Dann reisz ich vnd hab Wolffes art,
80 Drumb will ich jetzund auff die fart:
Frisch dran, dann ich lasz mir nit grawen,
Wil mich mit dir zu stücken hawen.
Dann wer bey Wölfen wonen will,
Der hewl mit jn, vnd schweig nur still.

Der Hundt.

85 So kan ich mich hundstruncken sauffen,
Dann schlag ich weib vnd kind zu hauffen,
Lasz meinem Weib ein wasserkrůg,
Von meinem murren hat sie gnůg,
Vnd so mich etwas hindern thůt,
90 Zerschlag ichs, vnd verthů mein gůt,

---

Wolff, Beren, Löwen wein Macht schellig als werns wilde schwein. 68 Knöllisch belegt das DWB. nur noch aus dem gereimten Vorwort des Scheitschen Grobianus S. 2 V. 21. 83 f. vgl. Simrock, Die deutschen Sprichwörter 11801. 2. 85 ff. DGE 123, 7 ff. De hiis, qui dicuntur ebrietatem caninam. Zu hundstruncken vgl. Anm. zu 67 ff. und DWB. 4, 2, 1940. 1941 unter Hundssoff, -trunk, -trunken, -voll. Hundtsköpff stets bellen und nerren: H. Bock A 2[b] und B 1[a]

Andere (nämlich die Hundstrunkenen) können auch sauffen vil,
Drumb sye offt tretten übers zyl,
Beim wein schweigen als ein mauss,
Biss sye kommen heym ins hauss.
5 Daselbst jhr natur sich regen thůt.
Weib vnnd Kinder habens nit gůt,
Werden gescholten, übel geschlagen,
Grossen hunger darbey klagen u. s. w.

Albertinus, De conviviis Bl. 81[a]: Wofern auch diese Hundtstrunckene Kunden nit als gleich Leut finden, mit den sie köndten balgen oder greinen, so lassen sie jren Hundstrunck vber Weib vnd Kind auss, deren sie mechtig seyndt.

Vnd ist mirs nit im rechten laun,
Brich ich ein hader von eim Zaun.
Mit dir balg ich zu leid vnd tratz
Bisz einer hie bleibt auff dem platz.
95 Dann (wie man spricht) der hats nit gůt,
Der schlaffend Hund erwecken thůt.

Der Löw.

So hab ich gar eins Löwen můt,
Wer sich an mich reibt, hats nit gůt.
Dann was man facht für lermen an,
100 Bin ich allweg der förderst dran.
So jemands mangel hat an mir,
Der heisch mich von dem tisch herfür,
So will ich jm zu willen werden,
Das er die stück sucht auff der erden.
105 Der wein gibt mir grosz sterck vnd krafft,
Nun weiszt man auch mein eigenschafft.

Die Katz.

So kan ich mauntzen vnd murmawen,
Nur beissen, pfuchtzen, kratzen, krawen,
Dann ich leid nit dasz man mich fatz,
110 Manchem sein angsicht ich zerkratz,
Die augen auch hab so zerkrammt,
Dasz er sich hat vier wochen gschammt:
Den spott műsz er zum schaden han,
Drumb laszt die vollen katzen gan.

92 Albertinus, De conviviis Bl. 80a: Vierdtens gehören hieher (in die hündische Schlemmerzunfft) alle die, welche von einer schlechten vrsachen wegen zürnen vnd einen vnlust vom zaun brechen, also dass niemandts weiss der jhn thon hat. 95 f. Zu dem sprichwörtlichen Gebrauch s. DWB. 4, 2, 1912. Simrock a. a. O. Nr. 5080. Grobianus S. 113: Wecke ein schlaffenten hundt. 97 ff. Die fierden sein wie die lewen, wöllen fechten, stechen vnd hawen vnd wöllen alle welt dot haben: J. Pauli S. 162 (s. Anm. zu 39 ff.). 107 mauntzen vnd murmawen DWB. 6, 1814. 2717. 108 pfuchtzen s. Schmeller, Bayer. Wörterbuch[2] 1, 423. H. Bock B 2b 'Bald sye (die Katzentrunkenen) zu pfuchsen fangen an' und B 3a 'Gross flůch, pfuchsen vnd lesterwort Werden von wilden katzen ghort. Die wollen jedermann fatzen, Wans je gschicht, müssen sie kratzen.' 113 Vgl. Simrock a. a. O. Nr. 8798. 115 ff. 137 ff. vgl. DGE 124, 12 ff. Quidam inebriati fiunt vituli et simiae. J. Pauli S. 162 (s. Anm. zu 39 ff.) 'Die ersten sein wie die affen, sie springen vnd sein gůter ding vnd sol einer wol ein rip in dem leib entzwei fallen, er würt sein nit gewar bisz an dem morgen, so er

Der Aff.

115 So bin ich hurtig wie ein Aff,
Vnd steht mir wol an was ich schaff,
Ich vberwirff mich, tantz vnd spring,
Vnd mach die Brüder gůter ding.
Spring vber tisch, auch stůl vnd bänck,
120 Darzu treib ich vil gůter schwänck.
Besih mich hie wie hüpsch ich bin,
Dunck mich der schönst in meinem sin.
Drumb lang mir her gůt Affen wein,
An Affen soll kein mangel sein.

Die Gansz.

125 Die gänsz die können schnaderns vil,
Ein schleyer ghört zu jedem spiel.
Wo gänsz vnd weiber sind, man spricht,
Da fehlt jn gschwatz vnd tadern nicht.
Ir Brüder habents wol bedacht
130 Das jr mich in die zech habt bracht,
Die ürthen solt jr für mich geben,
So mach ich euch ein frölich leben.
Drumb laszt den wein herümbher gon,
So wöllen wir ein täntzlin hon,
135 So wüschen wir ein mal herumm,
Lůg du die weil das niemand kumm.

Das Kalb.

Ich lůg wo etwas ist zu schlecken,
Geil wie ein kelblin an eim stecken,

---

nüchtern worden ist. das sein affen. was sie sehen thůn, das wöllen sie auch thůn.' Der Affe ist Symbol des trunkenen Melancholicus (Scheible a. a. O. S. 135 Nr. 35. H. Sachs 4, 242). 125 ff. über Weingans, Gänsebrüderschaft, Gänseritter s. DWB. 4, 1, 1, 1264. 1267. 1277; auch Fischart braucht öfter weingans, weingänsslein, z. B. Gargantua Neudr. S. 18. H. Bock C1ª 'Gänss, Enten, wann die seind beim wein, Da můss es allzeit geschnadert sein.' Albertinus hat in Lucifers Königreich und Seelengejaidt (hg. v. Liliencron S. 189 ff.) den Weingänsen ein besonderes Capitel gewidmet. — Man sagte auch Weineulen (Goedeke, Gengenbach S. 682), Bieramseln und Weintrosseln (Erbenius A4ᵇ. s. unten S. 84). 126 vgl. Simrock a. a. O. Nr. 9082 'Wo kein Schleier, da ist keine Freude', vgl. Grobianus S. 12 ubi non est peplum, ibi non est gaudium. 127 f. vgl. Simrock a. a. O. Nr. 3007 'Wo Gänse sind, da ist Geschnatter und wo Frauen, da sind viel Mären'. 131 Zarncke zum Narrenschiff 77, 87. 137 ff. vgl. zu 115 ff. saufen wie eine Kuh, Zarncke zum Narrenschiff 16, 53. DWB. 5, 52. 2549. Murners Mühle von Schwindelsheim

Sitz hie zu schmiren vnd zu streichlen,
140 Vnd wolt mich gern nah zu euch schmeichlen.
Mûtwillig Kalbfleisch ich noch hab,
Darumb habt jr kein grawen drab,
So wöllen wir zwey sein ein par,
Ich wags doch gern mit fauler war.

Das Schaff.

145 All gûtte schlucker wissens wol
Dasz ich der best bin auff disz mol,
Dann ob ich gleich wach oder schlaff,
Bin ich gedultig wie ein Schaff,
Fromm einfältig, bin recht vnd gût,
150 Vnd gib kein bösen was man thût,
Dann Herman gûtschaff ist mein namen,
Drumb fügen wir nit wol zusamen.

Der Fuchs.

Halb ausz gilt es dir disen wein,
Darnach so wil ich Fuchszwild sein.

---

993. geyl kölber sauffen sich weins toll: H. Bock A 2b, gebern wie kölber am stecken: ebenda B 3b; Weinkälber auch öfter bei Fischart. 141 Vgl. DWB. 5, 58. 145 ff. DGE 123, 30 ff. Aliqui fiunt ebrii ut oves. J. Pauli S. 162 (s. Anm. zu 39 ff.) 'Die dritten sein lemlin, wan sie vol sein so sein sie an dem geistlichsten vnd sagen von beichten, von der hel, vnd beweinen ir sünd, ia das truncken ellend, sie wöllen alle welt reformieren, vnd morgens wissen sie nichtz darumb.' Das Schaf ist das Symbol des Sanguineus und bezeichnet den harmlosen Trunkenbold (Scheible a. a. O. S. 135 Nr. 35. H. Sachs 4, 238). Albertinus, De conviviis Bl. 81a nennt schafstrunken die Idioten vnd Schafweichhertzige forchtsame alte vnd junge Lappen vnd Leffelgänss, welche mit Weiber Hertzen begabt seind vnd wann Wein vnd barmhertzigkeit zusammen stossen, das truncken Elend beweinen, vnd sprechen: Miserere mei Deus, mea culpa, mea maxima culpa. 151 Herman gûtschaff, vgl. DWB. 4, 2, 1113. Wackernagel, Kl. Schriften 3, 87. Schmeller, Bayer. Wörterbuch[2] 1, 1162 verzeichnet Herman: vervex sectarius. H. Bock C 2b Hermann gût schaff ein stiller man Weiss gar nichts von bösen dingen, Drumb lasst ers weib dantzen, springen. Fischart, Gargantua Neudr. S. 165 Wolt ich darumb niht wöllen Herman oder German heissen, weil man dem Bock, Herman stoss nicht, sagt? (welchs doch ein Antiquitet von den Hörkriegischen stossenden Teutschen, vnd Noachs oder Bachi Bock ist) Oder weil man die Gäuch, Herman gut Schaf, nennt? 153 ff. vgl. Fuchswein DWB. 4, 1, 357. Fuchs Narren werden vom wein geschwindt: H. Bock A 2b und B 3a Etlich schlucker seind der fuchsart,
Wann sie schleichen zu der weinfart,

155 Ich kan was einem Fuchs zu ghört,
Wie ichs von Füchsen hab gelert,
Duckmausig, falsch, geschwind vnd klůg,
Ich gib euch alln zu schaffen gnůg.
Wie mancher des ist worden innen,
160 An Füchsen ist nit vil zu gwinnen.

Bachus.

Was dunckt euch nun vmb dise gsellen,
Ob sie sich nit rumörisch stellen?
Dann was ich hab von jn begert,
Des haben sie mich wol gewert.
165 Nun kommt herzu, nemmt ewren lohn,
Ir habent all das best gethon.
Schweinkůntz du bist der best imm spil,
Drumb můstu haben noch so vil,
Das du so wol verdienet hast,
170 Dann du bist der vnflätigst gast.
Nun gilts euch allen in gemein,
Das glasz ist mir nur schier zu klein,
Nun laszt vns in dem wein hie baden,
Zwölff hab ich ewer her geladen,
175 Wer sich versaummt der hab den schaden.

Beschlusz.

Ist aber das nit grosse klag,
Dasz kein thier mehr trinckt dann es mag,

---

Da wölln sie gantz nüchtern bleiben,
Biss der wein kumpt vff die scheiben.
5 Dann redens weisslich von sachen,
Können all ding glimpffig machen,
Seind aber falsch vnd seer geschwind,
Lachen dich an, geben dich hin,
Ist der klůgen vollen füchs sinn,
(B 3 b) 10 Vornen lecken, hinden kratzen,
Wie jr fründ die böse katzen u. s. w.

154 Fuchszwild auch Grobianus S. 113. 121. 173 ff. Im Grobianus verwendet Scheit den Dreireim unkünstlerisch: er findet sich nicht nur am Kapitelschluss (und da nicht regelmässig), sondern auch mitten im Text aus Reimnoth. 176 ff. Dann es (das Zutrinken) ist je ein sünd wider die natur, daz sehen wir an den vnuerünfftigen thieren, die nit mer essen oder trincken dann sy lust darzů haben: Hans von Schwarzenbergs Vorrede zu dem Büchlein wider das Zutrinken (Der Teutsch Cicero 1540 Bl. 81a); vgl. auch Grobianus 4929 ff. Im Fastnachts Gesprech des M. Nicolaus Erbenius (s. S. 84) fragt Bl. A 4a

So sich der mensch so vberfult,
Den Gott hat nach jm selbs gebildt,
180 Der doch lebt erger dann ein vich,
Mit fullerey verderbet sich?
Vnd was ein schand war bey den Heyden,
Kan man den Christen nit erleyden.
Wie vil man daruon sagt vnd singt,
185 Wie vil vnraths darausz entspringt,
So hilfft es doch nit vmb ein har,
Es ist so ein gewurtzelt gar,
Dasz mans nun nit darff schelten mehr,
Vnd was vor schand war ist jetzt ehr.
190 Fünd man der trunckenheit ein rhat,
Vermitten blib grosz angst vnd not,
So wir sonst alles vnglück erben,
Auch leib vnd seel darzu verderben.
Drum rhat ich, secht disz gleichnusz an,
195 Bedenckt euch wol vnd stoszt euch dran.
Laszt Gottes gschöpff nit so verwüsten,
Als ob wirs alls verderben müsten.
Vnd seydt danckbar vmb alles gůt,
Das er täglich bescheren thůt,
200 Auff das wir auch Gott wol gefallen,
Wünscht Caspar Scheit von Wormbs vns allen.

Gedruckt zu Wormbs, durch
Gregorium Hofman.

---

der Student Petrus: 'Sol man denn nicht trincken?' worauf der Schulmeister Nicodemus antwortet: 'Trincken vnd sich stickende, wickende, rasende voll füllen, sind gar weit von einander. kühe vnd schwein trincken so vil jhr natur erfordert' und erzählt dann eine Geschichte von einem Affen, der einmal vom Weingenuss trunken gemacht, nicht zu bewegen war, je wider einen Becher mit Wein anzurühren. 182 ff. vgl. S. Franck, Laster der Trunkenheit Bl. D 1[b]. 2[a]. F 1[a]. Schertlin 1538 Bl. D 2[b] (1543 Bl. D 3[b]): 'Vor zeitten wars bein Heyden schand, Wa man ein truncknen hort vnd fand. Jetzt ist es ehr im Christenland.' Grobianus 4943 f.: 'Von Heyden lisst man solches nit, Da jetz Teutschland hůt brangen mit.' 189 vgl. auch Schwarzenbergs Kummertrost (Der Teutsch Cicero 1540 Bl. 157[a] Sp. 2): 'New findt man jetz imm oberlandt, Das etwa was ain grosse schandt. Wann trincken fast soll sein ain kunst Vnd bey den leyten machen gunst. Nem wir recht war was das bedeut, Kain sünd macht vngeschickter leut'; s. auch die in der vorigen Anm. aus Schertlin ausgehobene Stelle. 201 Der Grobianus umfasst gerade 5000 Verse, die Volle Bruderschaft 99 Reimpaare und einen Dreireim (173—5).

Das in der Vollen Bruderschaft (II) behandelte Thema, die Ideė von der Metamorphose der Menschen zu Thieren durch den Wein, geht auf jüdische Überlieferung zurück, vgl. Eisenmenger, Entdecktes Judenthum 2,628; Tendlau, Buch der Sagen jüdischer Vorzeit Nr. 35 S. 181; Weimar. Jahrbuch 1,424; Oesterley zu Gesta Romanorum S.738 Nr. 159; Köhler, Anzeiger f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 9,403; Bolte, Shakespeare-Jahrbuch 21, 188; H. Sachs hg. v. Keller 4, 237; Simplicissimus Neudr. S. 82. Die am häufigsten zum Vergleich herangezogenen Thiere sind Schwein, Löwe, Schaf, Affe. Dass diese Lehre im Zeitalter des Grobianus, in dem das deutsche Nationallaster der Trunkenheit seine wüstesten Orgien gefeiert hat, besonderen Anklang finden, zu weiterer Ausführung reizen musste, kann nicht Wunder nehmen. Konnte doch bei ihrer Darstellung auch der Humor zu seinem Rechte kommen, der aller Rohheit in der Litteratur des 16. Jhs. die Wagschale hält, was man von der des 15. Jhs. weniger behaupten kann, man vergleiche nur die Verschiedenheit des Fastnachtspieles in den genannten beiden Zeitabschnitten. Humor zeugt von geistiger Gesundheit und im 16. Jh. sollte er ganz besonders wirksam in unserer Litteratur werden: nicht lediglich zur Ergötzung wird er aufgetischt; unter der Maske des Scherzes verbirgt sich nicht selten ein tiefer Ernst und eine Wirkung wird erzielt, um die alle Moralpredigt vergeblich sich bemüht hatte. Ausgangspunkt der ganzen Richtung ist Brants Narrenschiff, in unserm Falle besonders Kap. 16 von fullen vnd prassen und Kap. 72 von groben narren. Aber während bei Brant der Moralist überwiegt, weiss Erasmus, der Schüler Lucians, in seinem Encomium Moriae (1509) ernste Absichten in das Gewand heiterster Laune zu kleiden. In gleicher Linie bewegen sich die Epistolae obscurorum virorum und die aus denselben Kreisen hervorgegangene quaestio fabulosa, von der schon oben die Rede war. Der Freiherr von Schwarzenberg schreibt um 1516 sein sehr ernst gemeintes Büchlein wider das Zutrinken[1]), gibt demselben aber die Form eines aus der Hölle an die Zutrinker gerichteten

[1]) Vgl. E. Herrmann, Johann Freiherr von Schwarzenberg S. 43 ff. L. Weissel, Hanns Freiherr von Schwarzenberg S. 19 ff.

Sendbriefes, der Anweisungen aufstellt, wie man die Menschen zum übermässigen Trinken, das ihnen wiederholt sogar durch kaiserlichen Erlass verboten worden war, verführen könne und solle: 'zů trinken soll verpoten seyn, Drumb halt ich das mit disem wein' (Teutsch Cicero 1540 Bl. 83[b]); und sehr ähnlich bescheidet der Schulmeister Nicodemus den Studenten Petrus in des Nicolaus Erbenius Fastnachtsgespräch, den Hopfenbrüdern und Weinschläuchen zur Warnung 1582[1]) (s. Weller, Annalen 2, 242 Nr. 73) Bl. B 1[a]: 'wenn der frome gott trunckenheit geboten, würde niemand folgen, nu ers verbeut, nitimur in vetitum, das ist des fleisches lust' u. s. w. (vgl. Scheits Grobianus Neudr. S. 6. 109). Dedekind-Scheit endlich feiern, wenn auch nicht als erste, den Grobianus, nachdem die Tischzuchten früherer Zeit unbefolgt geblieben waren, unter dem Motto 'Lisz wol disz büchlin offt vnd vil, Vnd thů allzeit das widerspil' und hierher gehört auch Scheits Volle Bruderschaft.

Das Kapitel des Weinlobes in der deutschen Litteratur, mit dem 'nüchternen Schlaftrunk des Ritters' anhebend bis zum 'abendlichen Zechgelag der Schlemmer' ist schwer zu erschöpfen. Wir verfolgen es als besondere litterarische Gattung, wenn wir absehen von der lateinischen Vagantenpoesie, vom 13. Jh. an, in dem die Wiener Meerfahrt, der Weinschwelg, der Weinschlund entstehen (vgl. Schultz, Höf. Leben 1, 342), bis ins 15. und 16. Jh., wo die Weinlieder, -Grüsse, -Segen und -Büchlein an der Tagesordnung sind. Das classische Beispiel dieses reichen Repertoires ist die Trunkenlitanei in Fischarts Gargantua. Gegen das übermässige Trinken, das von dem Ausländer am widerlichsten empfunden und daher auch am schärfsten getadelt wurde (s. Zarncke zum Narrenschiff 92, 32; Herford, Studies in the literary relations of England and Germany in the 16th century S. 380; vgl. auch oben S. 69 die Anm. zu I 11. 12), hat meines Wissens die deutsche Litteratur nicht vor dem 16. Jh., oder doch nur gelegentlich[2]) und jedenfalls nicht in selbständigen

---

[1]) Am Schlusse dieses Dialoges heisst es im Munde des Schülers Modestus Bl. B 3[a]: ich muss zur gelegenheit weitter fragen, warumb doch die heyden diese drey thier, ein esel, ein bock und ein schwein, dem Bacho geopffert haben, es wird sein sönderliche meinung haben. [2]) Ich

Schriften Einsprache erhoben, aber von da ab dürfen wir von einer besonderen Trinkerlitteratur reden, deren Darstellung wir von C. Wendeler erhoffen. Es genüge hier ein Hinweis auf S. Francks viel gelesene Schrift Von dem greuwlichen laster der trunkenhayt (1528)[1], auf H. Sachs 3,517—29; 4,232—54. Auch unter den verschiedenen Teufeln, die seit der zweiten Hälfte des 16. Jhs. den Büchermarkt überschwemmen (Goedeke[2] 2,479 ff.), fehlt der Saufteufel nicht. Aus der übrigen einschlägigen Litteratur (s. z. B. Goedeke[2] 1, 394 Nr. 8[2]); 2,94 Nr. 32 (vgl. S. 460), 283 Nr. 47—50, 480 Nr. 5, 482 Nr. 38. 40; Weller, Annalen 1,301 Nr. 50, 305 Nr. 63, 309 Nr. 89, 311 Nr. 103, 316 Nr. 129, 322 Nr. 161[3]),

---

denke hier namentlich an die Predigtlitteratur, die in der Lehre von den sieben Todsünden unter der gula auch die ebriositas behandelt, und an die von der Predigt beeinflussten Sitten- und Tugendlehren des Mittelalters.

[1]) Vgl. dort Bl. F 2a Darumb man spricht: Es sind weynmär, darauff nicht zů bawenn ist. Lieber gesell, ich bin vol gewesst, hab es inn eim trunck geredt (vgl. Scheits Grobianus 4055 ff.), zechred soll man nit lang gedencken. Wo weyn eingehet, do gehet wytz auss (vgl. Scheits Grobianus Neudr. S. 69). geben also der Creatur Gottes die schuld vnnd sind daher zwayer straff wyrdig, das sie sich wissennt inn gefär gebenn, weyl sie (F 2b) den weyn kennen vnd sich nit hütenn, darnach, das sie den vnschuldigen weyn beschuldigenn vnnd die vrsach auff drächen jrer missethat. Do sicht einer seltzam leut. Der singt, der ander bewaynet das trunckenn ellend. der will nun weerloss fechten, der gelt zölen vnnd hat kains, der prediget vonn fastenn, diser lacht, waisst niemanndt was. diser rümpt sich grosser straych. der sagt seyn aygen schand. der will bůlen, der mit Ciceroni reden (s. oben S. 70 V. 44). Diser wirt schamloss, enntplösst sich gar, yhener wird hofflich vnd nassweiss, das er vor grosser weisshayt zum narren wirt vnnd die eselsoren herfür reckt. diser traumt jm selber ein guldin traum, ist seer reych, hat aber weyt haym. der kanns alles. der schlafft nun. der murt nun wie ein hunnd. der brummelt wie ein beer. der speyt nun. der kreucht in ein stal zů den sewen. do sprechen sie ein ander freuntlich zů, machen gross pact vnd pündt, wöllen wayss nicht was anfachen. zů morgens wayest kayner nichts darumb: sind das nicht narrenn, so wayss ich nit was narren sind. [2]) Der Tractat Wider das grausam Laster der wüsten Trunkenheit 1560 ist nach gütiger Mittheilung des H. Dr. Milchsack eine Klage über das allgemeine Laster des Trunks bei Männlein, Fräulein und Nönnlein, ohne allen humoristischen Charakter, im Predigertone und ausgehend von einigen Bibelstellen, übrigens aber in Versen. [3]) Ein Gesang vom Vollsaufen, Worms 1561: es wäre wünschenswerth, hierüber weiteres zu ermitteln.

338 Nr. 242, 346 Nr. 291, 382 f. Nr. 548. 549; 2, 242 Nr. 73, 474 Nr. 967) sei hier nur auf diejenigen Werke besonders aufmerksam gemacht, die gleichfalls wie Scheit die Metamorphose durch den Wein berühren, in der oben S. 83 verzeichneten Litteratur aber fehlen. Ich zweifle nicht, dass auch mir manches entgangen ist. Ohne das bereitwillige Entgegenkommen der Berliner, Stuttgarter und Ulmer Bibliothek, ohne C. Wendelers stets gerne gespendete Auskunft hätte ich nicht einmal diese Mittheilungen machen können.

Im Jahre 1538 erschien zu Strassburg bei Jakob Cammerlander (über ihn s. Goedeke, Gengenbach S. 608—610; Allg. deutsche Biographie 3, 727) Leonhard Schertlins Künstlich trincken. EYn Dialogus (*A*[1]); Goedeke[2] 2, 273 Nr. 63), der

[1]) Künstlich trincken | EYn Dialogus von Künstlichem | vnd höflichem, Auch vihischem vnd vnzüch | tigem trincken. Item Was nutz vnd schad auss beden | teylen entspring vnd herkum. Auch mit was gaben | (Gott Bachus) die seinen begabet vnd belont. Vnd | wie er allerley geschlecht der menschen durch seine gaben bedört | vnd zů jm bringt, wie hierinn durch vil Exempel der Bibli- | schen vnd Heydnische(n) historien wirt anzeygt. Fast frucht- | bar vnd kurtzweilig zů lesen vnd spilen (dem entsprechend heisst es Bl. A 4[b] nach der Vorrede: Nun folgt der Actus). Durch Leon- | hardum Schertlin. auss gelerten ersůcht vnnd | mit fleiss zůsammengetragen. Hierauf ein Holzschnitt, einen weinbekränzten dickbäuchigen (aber bekleideten) Weinwirt darstellend, wie er, auf einem Fasse stehend, mit der Rechten einer im Kreise stehenden Bürgerschaar kredenzt, in der Linken ein Banner schwingend, auf dem verschiedene Becherformen als Embleme eingewirkt sind. Bl. A 1[b] Leonhart Schertlin, wünscht | Jacob Beyel von der Nawstatt | Heyl vnd wol drunckenheyt. Die Widmung ist ‘Geben zů Klingen Münster, den zehenden | tag Februarij. Im jår 1538’. Hierauf folgt die Danksagung des J. Beiell an L. Schertlin mit dem Schluss (Bl. A 2[a]): Geben zu Speier, den 21. Februarij. Anno 1538. Bl. A 2[b]—3[b] Prosa: Vrsach disz schimpflichen bůchlins | warumb es in truck kummen sei, Bl. A 4[ab] gereimte Vorrede, Bl. B 1[a] beginnt Silenus das Gespräch. Am Ende (Bl. E 6[a]): Getruckt zů Strassburg Im jar M. D. XXXVIIJ. Inclusive des Titelbildes enthält diese Ausgabe (*A*) sechs Holzschnitte, ausserdem Randglossen. (Exemplar in Berlin, kgl. Bibliothek Yp 8171. 4.) Obwol der Drucker sich nicht nennt, kann doch kein Zweifel sein, dass das Werkchen aus Cammerlanders Officin hervorgegangen ist. Dies lehrt eine Vergleichung mit der Ausgabe von 1543 (*B*): Die vol Bruderschafft. Hierauf folgen im Munde des Bacchus zwei Verszeilen, von Silenus gesprochen 6 Verszeilen, und dann der gleiche Holzschnitt wie in *A*. Die Rückseite des Titelblattes enthält einen Holzschnitt mit

ebenda 1543 neu aufgelegt wurde, jedoch unter dem Titel Die vol Bruderschafft (*B*). Diese zweite Ausgabe gibt Bl. A 4^b eine Inhaltsangabe in den Versen:

Künstlich trincken hat wol bedacht
  Leonhart Schertlin, vnd gemacht
Ein gesprech von vier personen,
  Da finst du innen Bachj lohnen.
5 Silenus, Bachus vnd Mistes
  Die wehren sich nahm allerbest,
Wie das volsauffen sei ein ehr,
  Pittacus strebt dar wider ser.
Aber es hilfft auffs letste nit.
10 Er will die fläschen tragen mit.

Schertlins Dialog, der Bekanntschaft mit S. Francks Tractat wider die Trunkenheit und mit Joh. v. Schwarzenberg verräth, berührt (*A* Bl. C 1^b = *B* Bl. C 2^a) das hier in Rede stehende Thema, dem auch eine Illustration beigegeben ist (Menschen mit Thierköpfen, die durch Zechen streitsüchtig

---

sechs Einzelfiguren, ebenso Bl. F 4^a nach Angabe des Druckortes vier Einzelfiguren, von denen die 4. = der 6. auf Bl. A 1^b ist (nicht im Druck *A*); die Danksagung J. Beiells gibt Bl. A 3^a als Datum den 9. (statt 21. in *A*) Februar an und schon hier findet sich der Vermerk: Getruckt zů Strassburg bey M. | Jacob Cammer Lander. | Anno. M. D. XLIIJ, was am Schlusse (Bl. F 4^a) wiederholt wird. Die Prosa in *A* Bl. A 2^b—3^b fehlt in *B*, andererseits gehen *A* jene oben im Text mitgetheilten Verse ab, die eine Inhaltsangabe des Ganzen bieten und in *B* zwischen der gereimten Vorrede und dem eigentlichen Beginn (der Rede des Silenus) stehen mit der Überschrift: Künstlich trincken. Abgesehen von den erwähnten bildlichen Ausschmückungen auf der Titelrückseite und am Schluss von *B* hat *B* sieben Holzschnitte, von denen aber der zweite mit dem siebenten identisch ist (die Wiederholung des gleichen Stockes wurde durch die in *B* hinzugefügte gereimte Inhaltsangabe veranlasst); es sind also auch in *B* thatsächlich nur sechs Stöcke verwendet und von diesen weicht nur der in *B* an sechster Stelle stehende von dem fünften in *A* ab: bei gleichem Thema (Gelage) zeigen *AB* hier verschiedene Stöcke. Es entsprechen sich demnach

*A* 1. 2. 3. 4. 5^1. 6.
*B* 1. 6. 2. 3. 4. 5^2. 6.

An Stelle der Randglossen in *A* zeigt *B* Randleisten rechts und links, *A* hat auf der Normalseite 34, *B* 31 Zeilen. Bl. F 4^b, die Schlussseite in *B* ist mit einer auf einer Kugel dahinschwebenden Fortuna, deren Augen verbunden sind, geschmückt. (Exemplar in Berlin, kgl. Bibliothek Yp 8176. 4.)

und handgemein geworden sind, der Zechtisch im Umstürzen, die Bank bereits umgestossen, der Saumensch liegt am Boden und vomirt), in folgender Weise:

Pittacus.

O Gott vom himmel sihe darein,
Was doch zů wegen bringt der wein.
Jha hett Noe sich recht bedacht,
Wie manches leyd der wein hat bracht,
5 Hett on zweiffel sein müh gespart
Vnd etwan auff eyn ander art
Auch gůtten most gezeyget an,
Dabei vernunfft hett mögen bstan,
Der dmenschen nit so bald vnd schlecht
10 In grewlich art dess vihes brächt.
¶ Nun hörent zů was sauffen schafft:
Gar offt es auss den menschen macht
Sew, kelber, wölff, füchs, essel, aff,
Lew, katzen, auch gedultig schaff,
15 Gens, wütend hund, auch beren art
Wirt hie in keynen weg gespart.
Der vollen zecher zucht vnd schwenck
Ein jeder bei jm selbs bedenck
Vnd schaw wol an eins jeden schilt,
20 So merckstu, was das wappen gilt,
Wie bei jhm ist veracht all ehr,
Freuntschafft, liebe gilt gar nichts meer.
Zů trutzen, bochen steht jr sinn,
Trachtend nur, wie sie schaden thůn
25 Eim jeden, der nit stets mit lacht
Vnd recht spricht was ein jeder macht.
¶ Der Saw ein pful gar wol gezimpt,
Ein dreck sie für ein perlin nimpt.
Der Gänsse schnattern ist man vol.
30 Beren grummen das weisst man wol.
Darzů die Kelber blerren gern.
Wölff reissen darff gar keins bewern.
Wie wol das schaff demütig ist,
Nach seiner art jm nichts gebrist,
35 So hat es doch ein solchen fůg,
Wer sunst ist dapffer, weiss vnd klůg,
Sitzt weins halb da gleich wie ein Schaff,
Als ob er hinderm tisch entschlaff.

Was ein jeder von natur ist, des weins trinckt er vnd zeigt solchs an.

Natur vnd art der vollen ist nit zů beschreiben.

Sew wein (*B* Bl. C 2b) (*A* Bl. C 2a)

Schnatter wein. Bern wein. Kelber wein. Wölff wein. Schaff wein. Hunds wein. Esel wein. Affen wein. etc.

---

10 grewliche des vichs art *A* 17 volle *A B* 22 lieb *B* in *A* nach 28, in *B* nach 27 der oben erwähnte Holzschnitt.

(B Bl. C 3a) Der Esel grob truckt für vnd für:
40 Ist das eins dapffern mannes zür,
Lůgt das ich ewer keynen rür.
(A Bl. C 2b) Vnd wer die gröste witz solt han,
Nimpt sich der affen gaucklen an,
Dreibt bossen wie eyn lotterknab,
45 Meynt jeder hab gefallen drab.
Der alt hans geylt sich wie eyn kindt,
Sůcht lang biss er die kappen findt.
Geschweig auch was er forter treib,
So er ersicht eyn junges weib,
50 Wie närrisch er sich darzu stell,
Als sei er noch eyn hüpsch jung gsell.
Die katz murrt, schnurt stets vnd auch fest
Vnd will im spil alweg sein dbest.
Des hundes art man täglich sicht,
55 Greint, nerrt, so jm schon nichts geschicht.
Die hadermetzen meyn ich recht,
Die bhalten wöllen jr gebrächt
Vnd weichen niemands vmb eyn har,
Ir leben ehe verlassen gar.

Fällerei macht onkeusch, treibet zum ehebruch vnd gebürt alle vnzucht. Gene. XIX. Prouer. XX. Ephe. V. Hier. V. Vj. VIII.

Bringt zanck, hader, mord. Pro. XX. XXIIj. Eccle. XXXj. Osee VIj.

Ausserdem sei noch eine Stelle zur Probe ausgehoben:

Pittacus.

(A Bl. C 4a B Bl. D 1a) Zwölff eygenschafft ich zeyg hie an,
Welch die truncknen all an jn han,
(A Bl. C 4b) Wann sie seind als vol wie züber,
Von wein schier lauffen über.
5 ¶ Der erst gross weissheyt pfleyen thůt,
Wie ers hat glert auss eim filtzhůt.
Der ander will der best auch sein,
So frischt der drit recht wie ein schwein.
Das druncken ellend beweynt der vierdt.
10 Der fünfft dunckt sich sein wol geziert,
Můss bůlet vnd gehůret han.
Der sechst ist eyn onchristlich man,
Mit gotslästern vnd grossen schwiern
Jha thůt er stets sein leben fiern.
15 Der sibendt můss gehadert han.
Der acht ist eyn verthönig man.
In volkeyt verkaufft er das sein
Jha Bache durch die gaben dein.
(B Bl. D 1b) Der neundt gar nichts verschweigen mag,
20 Was er je ghört, bringt er an tag.

Zwölff eygen schafft der vollen.

[N]ichts verschweigt die [T]runkenheyt [P]rouer. XXXj.

53 alweg imm spil B 3 wic A 5 pflegen B

Der zehendt mů̊ss haben gerů̊t.
Waffen die elfft saw schreihen thů̊t.
Gar niemandt für jm ghören kan,
Also bedeuben jederman.
25 Der zwölfft kotzt von jm was er hat
Gfressen, gsoffen frü vnd spat.
Das seind vnser feinen brasser.
Geb man jn nur brott vnd wasser!
Welchs sie dannocht auch kam seind werdt,
30 Wiewol jn Got das selb hat bschert.

Die S. 87 f. erwähnte bildliche Darstellung einer Zechgesellschaft mit Thierköpfen in Schertlins Dialog findet sich nun auch und zwar als Titelbild nebst einem andern eben daher entnommenen Holzschnitt (Bacchus auf einem Fasse stehend mit erhobener Kanne den davorstehenden Trinkern einschenkend und zu ihnen redend) in einer weiteren einschlägigen Schrift, in Hieronymus Bocks[1]) Der vollen brüder orden, die also vermuthlich gleichfalls aus der Strassburger Officin des Jacob Cammerlander oder dessen Nachfolgers Wendel Rihel hervorgegangen ist. Mit Schertlin verglichen erscheinen die Holzschnitte bei Bock verbraucht; des letzteren Werk wäre demnach später erschienen als Schertlins Dialogus, etwa zwischen 1543 und 1550. In seiner zu Strassburg 1555 bei Wendel Rihel gedruckten Teutschen Speisskammer — einen älteren Druck von 1550 führt Grässe, Trésor 1, 458$^b$ an, vgl. Briefwechsel Meusebachs mit J. und W. Grimm hg. v. Wendeler S. 385 — verweist Bock Bl. 53$^b$ (fälschlich 54, welche Zahl zweimal gezählt ist) im Abschnitt: 'Krafft vnd Würckung des Weins an den vollen Zechbrüdern auss Plinio lib. XIIIJ' auf sein 'voraussgangnes reimenbüchlin, in welchem noch vil Weinstugent beschriben seind', womit nur Der vollen brüder orden gemeint sein kann. Eine Inhaltsangabe dieses interessanten Büchleins, auf das schon Zarncke in seiner Ausgabe des Narrenschiffes S. CXXXI (vgl. auch Goedeke, Pamphilus Gengenbach S. 685) die Aufmerksamkeit lenkte, scheint um so eher geboten, als Beziehungen zu Scheits zweitem Bildergedicht obwalten, über

21 gerů̊gt *A*

[1]) Vgl. Allg. deutsche Biographie 2, 766; Goedeke$^2$ 2, 283 Nr. 47; über Bocks Kräuterbuch s. noch Wendeler in Birlingers Alemannia 6, 184.

die ich freilich endgültig einstweilen nicht urtheilen möchte, doch vgl. den S. 74 in der Anm. ausgehobenen Passus aus H. Bock.

In einem Prolog erklärt der Narr die unmässigen Trinker als zu seiner Zunft gehörig (s. die Excerpte bei Zarncke a. a. O. S. CXXXI); Herr dieser Zunft sei Bacchus, der an die Trinker eine Ansprache hält:

(A 3a) Ich Bacchus von Thebas
Kom erst aus dem Elsass,
Bring euch ein gůt vol vass
(A 3b) Mit wein u. s. w.

Hierauf fordern 'weinsticher' und 'weinrüffer' zum Trinken auf, letzterer mit den Worten

(A 4a) Hie gehet er aus,
Ausser des grossen Codri hauss.
Ein gůte Mass zwen kreutzer gilt,
Dann der wein ist schön, darzů milt.
5 Kein besser wein im Elsas was.
Versůcht jn, es ist ein voll vass.

Ein Fremdling, müde von der Wanderschaft, kehrt in Codrus Haus ein, um sich zu stärken, er findet dort eine lärmende Gesellschaft, von Bacchus geladen, 'alte leuth vnd junge knaben' und beobachtet sie, um bei seiner Rückkehr darüber seinen Freunden berichten zu können, denn

(A 4b) Jeder wissen wil, was vorhand
Newer zeit sey im Teutschen land.
Sihe der Sew Jost von Morenfeld
Mit sauffen den ersten platz bhelt.

Und nun folgen die einzelnen Weinnarren: Sew wein (A $4^b$), Hundskopff wein (B $1^a$), Beren wein (B $1^b$); in letztere Kategorie gehören auch jene Wölfe und Bären, die —:

Die můss man nüchtern beschweren.
Abends wöllen sye krieger sein
(B 2a) Vnnd mit dem schlachtschwert schlagen drein.
Begern von Hauptleuten auff dhandt
5 Etlich kronen, byss sye ins landt
Von Franckereich oder Brabant,
Vbers wasser in Engellandt
Kommen mögen als frische knecht.
Zům schlaffdrunck seind dsachen all schlecht.
10 Marter, leiden, tausent tonnen,
Herr Hauptmann, ich hab mich bsonnen,

Ein lauffgelt mögt mir geben an,
Biss auff den platz ich kommen kan,
Den articuls brieff zů hören
15 Vnnd fürter die Feind zerstören.
Mit hauwen, stechen vnd brennen,
Weiber vnd Jungkfrawen schenden
Ist mir wol, drumb ich den degen
Newlich kaufft han lassen fegen,
20 Ein langen spiess darbey bestelt.
Dann ziehe ich gerüst vbers felt
Mit andern frommen Landtsknechten.
Morgens frü wars nit wie nechten.
Herr Hauptmann, der schimpff rewet mich,
25 Nempt ewer gelt wider, bitt ich.
Mein druncken maul mich verfürt hatt,
Das kumpt mir zů schand frü vnnd spadt.
Etlich werden zů schölmen gmacht,
Nemen gelt auff dhandt bey der nacht.
30 Morgens wöllen sye nichts drumb wissen.
Abends krieger, morges bschissen
Mistlader, Holtzhäwer, Trescher.
(B 2b) Beim wein seinds all grosse wescher.
Yedermann wöllen sye hawen todt.
35 Wolff, Beren machen solche nodt.
Im wein steckt solcher trutz vnnd zorn.
Wann der verdawt, ists gar verlorn.
Lose Gecken vnnd wein Beren
Nüchtern möcht mans hinden bscheren.

Hierauf: Katzen wein (B 2b), in welchem Abschnitt es u. a. heisst:

(B 3a) Ins kalt bad haderkatzen ghörn.
Da soll man sie mit wasser bschwören.
Katzen nit sollen drincken wein,
Es gschech dann mitten in dem rhein.
5 Sunst wurden wir kein frid nit han,
Wann katzen zum wein solten ghan.

Es folgen: Fuchs wein (B 3a), Kölber wein (B 3b). Letzterer kennzeichnet den jugendlichen Übermuth und ihm spricht daher 'ein treffenlich feines gesind' zu, vor allem Studenten, junge Domherren und Bürgerknaben, sie

(B 4a) Schlemmen, sauffen die gantze nacht.
Am morgen so man dörten macht,
Dann kommen die rechte kinds wehe.
Mancher nit weiss wo sein kopff steh.

5 Etlich versetzen all jr habe.
Der arm dem reichen gar nit mage
Gleichen, dann sie hands allen tag
Anzůtreiben, wie ich dir sag,
Den armen dients zum bettel stab,
10 Die werden jedermans schabab.

Esel wein (B 4[b]), Gänss vnd hetzen wein (C 1[a]). Die Gänse-, Enten- und Elstern-Gesellschaft ist trefflich charakterisirt und es nimmt sich fast wie ein Vorläufer von Fritz Reuters Vogelgeschichte in Hanne Nüte aus, wenn die eine der anderen in ehelichen Angelegenheiten ihr Leid klagt; freilich schaut unter dem Bilde stets das Weibergeschlecht, das gemeint ist, hervor und im Verlauf wird der Vergleich ganz aufgegeben.

(C 1 a) Thestilis liebste gfatter mein,
Weil wir yetzt bey einander sein,
Theylt mit mir ewern gůten rhadt:
Keyn nütz ist mein mann frü vnnd spadt.
5 Etwann war er der aller best.
Ich halt, er sitz im storcken nest.
Thestilis, vil mannen bekannt,
Hatt diser sachen gůt verstannt,
Sprach, lieb gfatter Hetz, merckt mich wol,
10 Ewern bresten bald biessen soll
Ein junger Pfaff, mir wol bekant.

Der soll ihr den Hunger bei Nacht vertreiben, wenn der Mann beim Wein sitzt. Und nun beginnt die ausgelassenste Fröhlichkeit mit Gesang (newe leyss) und Tanz, an der sich sogar Mönche, Pfaffen und Nonnen betheiligen. Hat doch der pater Prior selbst letzteren Urlaub gegeben!

Es ist hinnacht vnser kirchweih.
Am morgen gilt die gleissnerey.
Abends seind die eulen all schwartz.

Thestilis stimmt das auch Fischart (Gargantua Neudr. von Alsleben S. 70, vgl. DWB. 5, 782) bekannte Lied an:

(C 1 b) Nun sehet all auff mich, Nun sehet all auff mich,
Thůnd wie ich, thůnd wie ich. Ein münch,
Zwen münch, drey münch, Batten mich
Vmb ein alte Kippen, Kappen hat sich etc.

Zu den Mitwirkenden gehören: Herr Ganssert, Jungkfraw Flora, Lupa, Ägle. —

Schaff vnd gauchs wein (C 2ª). Hermann Gutschaff (s. oben S. 80 Anm. zu V. 151) wird nur so nebenbei genannt; die eigentlichen Agirenden sind (der Grasmückenhahn) Corruca, sein schönes Weib Coturna (vgl. coturnix Wachtel) und (der Kuckuk) Hans Gauch. C 2ᵇ wird eine Wallfahrt an den Rhein citirt, die die Frauen fruchtbar macht. — Nachtgallen wein (C 3ᵇ). Dirnen, von Jägern, die den Erlös ihrer Fuchsbälge vertrinken wollen, mit zum Wein genommen, unter ihnen auch eine Braut 'von still', erzählen sich, durch den Wein redselig gemacht, ihre bisher geheim gehaltenen, recht bedenklichen Liebesabenteuer, aus denen sie sammt und sonders nicht ungefährdet hervorgegangen sind.

(D 1ª) Diss alles ward beim wein geredt,
Als nachtgallen singen die wedt.
Seltzam ding wein zů wegen bringt.
Was heymlich ist, bey jm erklingt.

Zu diesen 'jungen gallen' gesellen sich 'alte gallen', Kupplerinnen, die ihnen nicht minder bedenkliche Rathschläge ertheilen.

Affen wein (D 2ª). Die besten Trinker sind noch zu nennen: sie geberden sich wie die Affen. Bei denen geht alles drunter und drüber. Da gilt alt so viel wie jung, einer überbietet den andern in Tollheiten, Mummerei und Tanz, in übermässigem Speisen und wüstem Zechen. Aus Mönchen und Pfaffen, Domherren, Kaufleuten, Studenten, jungen Doctoren und Licentiaten, ja selbst aus Nonnen setzt sich diese Zechgesellschaft zusammen. Zum Schluss

sang jeder was er kund.
(D 3ª) Dis leiss hernoch ist ein ausbund:
Semlicher brůder hab ich mein tag nie gsehen,
Die kommen zsamen zum aller besten leben.
5 Vil tragends Kappen vnd Chorröck an
Vnd hinden lange zwibelseck dran.
Horremus, Horremus.

Nach dem liecht[1]) facht ein anders an,
Ein jeder was er singen kan.
10 Ein meistergsang ist vorhanden,
Kumpt newlich aus frembden landen.

---

[1]) liecht = liet

Schnap Elssgin helt im gsang gar eng,
Die würt gehört in allem gseng.
Bacchus von Thebas vnser Herr
15 Hats erstlich gsungen, singts vns mehr.

Wer mit vns[1]) will ein gůt gsell sein,
Der drinck mit vns den besten wein.
Will er dann ein huderbutz sein,
Sauff er wasser, verlob den wein,
20 Darzů pack sich bald von leuten, aut bibe, aut abi.
Far ins holtz noch bůchenscheiten.
Cůntz weinschlauch drincks gar aus, gar aus,
So würt ein voller brůder draus.

Dis weintugend vberbliben
25 Sind von mir hieher geschriben,
Das, wer den wein nit kan leiden,
Sol der schlucker gselschafft meiden.
(D 3b) Dis lied haben dAffen gsungen,
So bald sie zum wein seind kommen.

**Gesind vnd Bettler wein (D 3b). Wie der Herr so der Diener. Das Ende alles Zechens ist der Bettelstab. Schliesslich findet sich alles Gesindel auf der Kirchweih zusammen und was es da erbettelt — wird wieder verzecht.**

(D 4b) Zur Kirchen ist jn allen not.
Das macht, sie hand nit gelt, kein brot.
Diser ist schebig, der ist lam,
Jener sein schenckel bald auffband.
5 Als er nackend vor dkirchen kam,
Erhebt sich gross heischen, bitten.
Offt sitzt ein blind in der mitten,
Růfft laut: blinder mann, armer man,
Der sein brot nit mehr gwinnen kan.
10 Vil leut sich deren erbarmen,
Geben gelt aus disen armen.
So bald nun kirchweihe vergangen,
Schlagen sich all bettler zsamen.
Ein new freud ist da vorhanden,
15 Dann sie tragens als zůsamen
Pfeffer, fleisch vnd der hirschenbrei,
Was jn worden, tragends herbey.
Vmbs gelt kauffen sie wein den besten,
Sauffen sich voll, das zum letsten

---

[1]) Im Druck 'will vns'

20 Jeder sein creutz vergessen thůt.
Schöffen von wein ein frischen můt,
Fahen an zreimen, zů singen.
Die krüppel dantzen vnd springen,
Alle bettler hupffen hernach.
25 Frölich sein ist jn allen gach.
Keiner weiter dieser gedenckt,
(E 1a) Was jhn hab beschwert oder gkrenckt.
Solchs als würt beim wein vergessen,
Biss sye hinfarn inn die eschen.

Und nun folgt ein Lob des Weines.

(E 1b) Der Beschluss.

Also habt jhr gesehen, das
Vil bossen stecken im weinfass.
Zů dem helt sich wol yederman.
Münch, Pfaffen, Bawer, Edelman,
5 Doctor, Schreiber vnnd die Nunnen
Haben all nit seiden gspunnen.
Knaben, Jungkfrawen der gleichen
Vom wein wöln sye nit weichen.
Knecht vnd mägt können vil wein drincken,
10 Darzů Bettler so sunst hincken.
Vber das yetzt der weiber vil
Schreiten, springen manchmol vbers zyl
Mit weinsauffen vnnd schnadern,
Fahen offt an seer zů hadern.
15 Mit den männern wölln sye kriegen,
Biss sye des streits vnden liegen.
Solchs alles war schand bein heiden.
Yetzt kan mans nit erleiden [1]).
Warnung hilfft yetzt nit ein har,
20 Schafft, es ist eingewürtzelt gar.
Das vihe inn ställen weiser ist,
Welchs nit mer drinckt dann jhm gebrist.
Aber wir wöllend nun beschliessen
Vnnd fürther des weins mer geniessen.
25 Yeder gedenck aber dar an,
(E 2a) Wie Androcydes der weiss mann — Plin. lib. 14 cap. 5.
Dem Alexander thet sagen,
Da man füllerei hort klagen:
König du drinckst der erden blůt,
30 So offt du füllest deinen můt.
Vil wein sauffen in die lenge
Bringt den schnellen todt behende.

---

[1]) Zu V. 17 f. vgl. Scheit II V. 182 f. (oben S. 82).

Darfür vns Gott wöll bewaren,
Lehrn vns wein zur notdurfft sparen.
End.

Der Zeit nach wäre hier nach Wendelers Vermuthung Fischarts 'halb dachisch volleseuordnung' einzureihen, die er im Gargantua (Neudr. S. 21) unter 'seines gespunst Büchertiteln' aufführt und die etwa als fliegendes Blatt mit Holzschnitt erschienen sein könnte, veranlasst durch Scheits opuscula. Weiter schreibt mir Wendeler: 'wie es scheint, schweben bei diesem Titel Speierische Verhältnisse vor. Gargantua 1575 F 4ª. 1590 S. 113 [Neudr. S. 90] kommen 'halbe Thächer' neben 'Hellegablische Bordäl, Sixtische Mummenheuser' u. s. w. zur Anführung; wo diese waren, ersieht man aus dem Gedicht Von den welschen purppeln bei Weller, Dichtungen des 16. Jhs. 1874 S. 104: 'Gen Speyr kumens zum halben rach (lies: tach), Da hebt sich erst gross ungemach'. Es sollte also wohl das wüste Treiben im Speierischen Frauenhaus geschildert werden. 1570 war Fischart in Speier, gelegentlich des Reichstags.'

Endlich sei noch des Aegidius Albertinus Tractat De conviviis et compotationibus, München 1598 erwähnt (Goedeke² 2, 579. v. Liliencron in seiner Ausgabe von Lucifers Königreich und Seelengejaidt, Deutsche Nationallitteratur 26, IX), den wieder J. H. Weienmaier in seiner Betrachtung der Füllerey und Trunkenheit, Nürnberg 1672 S. 69 ff. benutzte. Albertinus unterscheidet (in der Ausgabe von 1604 Bl. 45 ff.) vier 'Grewel', die aus der Trunkenheit entstehen: 1. die Dienstbarkeit, 2. corruptio corporis, 3. virtutum ablatio, 4. transformatio bestialis (Bl. 60ᵇ); bei letzterer heisst es Bl. 64ª: 'Ob nun wol der Mensch durch volnbringung einer jegklichen Todsünd in ein Bestia verkehrt wird, so geschicht doch solchs fürnemmlich durch das Laster dess Frases, dann bey den andern Lastern behelt der Mensch dannoch seinen Verstand, aber bey der trunckenheit verleurt er alle kräffte dess verstands. Das Viech ist ohne sorgen, eben also thut ein Trunckener vnnd läst ein kleines Waldvöglein sorgen (vgl. Bl. 55ᵇ; Zarncke zum Narrenschiff 94, 31).' — (65ª) 'Aber wir wöllen noch etwas eygentlicher erwegen, auff was weiss die Menschen durch die Trunckenheit inn

allerhandt vnvernünfftige Thier verwandelt werden.' — Mit Berufung auf Matth. 8, 31 heisst es Bl. 65[b]: 'Weil dann auss diesem Spruch der Heyligen Schrifft abzunemmen, dass die böse vnreine Geister so gern inn den Säwen wohnen, so wöllen wir die erste Schlemmerzunfft der Säw beschreiben. Dann die Saw machet die meisten jungen vnd hat allein die Kron auff.' Nun folgen, indem Albertinus u. a. die Erfurter Scherzrede und S. Francks Tractat wider die Trunkenheit, wo übrigens die Thiermetamorphose nur vorübergehend gestreift wird (vgl. S. 76 Anm. zu V. 67 ff.), weidlich ausschreibt, gelegentlich Reime citirend und neu bildend: Säwische Schlemmerzunfft (66[a]), Esel truncken vnd Eselische Schlemmerzunfft (67[b]), Wolffs voll vnd Wölffische Schlemmerzunfft (69[b]), Hasenschlemmerzunfft (71[a]), Affen Schlemmerzunfft (73[b]), Hirschtruncken (78[a]), Hundstruncken vnd Hündische Schlemmerzunfft (78[b]), Schafstruncken (81[a]), Gänsstruncken (82[a]), endlich Teuffelische Schlemmerzunfft (83[b]), die mit vier Distichen des Euricius Cordus aus der Erfurter Scherzrede beschlossen wird (Zarncke 117, 29—36), woran noch ein deutsches Reimpaar anknüpft:

Dann all arbeit wir Teutschen vertragen
Ohn Durst, daran thun wir verzagen.

Tübingen. Philipp Strauch.

## Verse in antiken Massen zur Zeit von Opitz Auftreten.

W. Wackernagel erwähnt in seinem Collegienheft zur Litteraturgeschichte, wo er von Opitz spricht, auch einen Dichter Joh. Brandmüller, welcher Hexameter und andere Metra der lateinischen Dichtung deutsch nachgebildet habe. Von der Baseler Bibliothek erhielt ich ein hierzu gehöriges Doppelblatt, welches die von Wackernagel nur kurz angezogenen Proben abschriftlich enthielt, insbesondere auch die Titel der Gedichte angab. Endlich fand ich auf der Züricher Bibliothek die Originaldrucke in einem Sammelband mit der Bezeichnung Gal. XXV. 139 C unter Nr. 23 und 24.

Es sind zwei Dichtungen, von denen die eine die Baccalaureen der Baseler Universität von 1621 beglückwünscht, die andere einigen derselben, welche 1624 die Magisterwürde erwarben, gewidmet ist. Die eine Druckschrift enthält 8 Blätter kl. 4°, signirt mit A II. III und B I—III, die zweite 6 Blätter (A II—V).

Im Einzelnen wird die Einrichtung der Drucke und der Inhalt der Gedichte schon aus dem unten folgenden Auszuge klar werden, der nur Jupiters Rede im ersten Gedicht vollständig bringt. Wichtiger als der Inhalt erscheint die metrische Form. Der Dichter bezeichnet sie selbst als neu; auch der Titel 'Erstes Gedichte' ist wohl so zu verstehen. Von den verschiedenen Vorgängern, über die Wackernagels Geschichte des deutschen Hexameters (Kl. Schriften 3, 1 ff.) wohl am besten unterrichtet, scheint er demnach nichts gewusst zu haben, wie auch seine Bestrebungen von den Späteren völlig unbeachtet gelassen worden sind. Begreiflich, da sie nach des Dichters eigenen Angaben in seinen nächsten Kreisen nur Spott erfahren haben.

Seinerseits ist er gegen die herrschenden gleich langen Reimzeilen so feindlich gesinnt, dass er sie mit Schwebelhöltzlinen vergleicht; nur in den Schlussversen des 2. Stückes gegen Zoilus gebraucht er sie.

Den Reim wendet er übrigens selbst in seinen antik gebauten Versen und Strophen an: zwar nicht in seinen Hexametern, Distichen, sapphischen, asklepiadeischen, alcäischen Strophen und den aus Hexametern und Jamben gemischten, sowie in den jambischen Senaren des 2. Gedichts; wohl aber in seinen Trochäen, Jamben, anakreontischen, aristophanischen, phaläcischen Versen. Allerdings ist er sehr bescheiden in seinen Ansprüchen an den Reim: er bindet Hectore : Helene, zúvor : Dóctor.

Wichtiger ist, dass Brandmüller sich wie Gesner u. a. bemüht, auch die Gesetze der lateinischen Quantität zu beobachten, wenn auch mit vielen Ausnahmen z. B. 'deiner für', 'trotzt es vil' als Dactylen u. a. Eine Anzahl von Silben, auch Stammsilben, gebraucht er als anceps; in diesem Fall macht er oft eine Randbemerkung: lŏblichest, jĕdoch u. a.,

ewiglich, ŏn und ōhn. Im Abdruck unten sind diese Randbemerkungen nicht berücksichtigt worden.

Unter dieser Beachtung der Quantität musste die des deutschen Worttons leiden. Der Dichter betont érlaubtén, érweisén, eínandérn, álle derén, hóchloblichén, Éntscheidén mögé. In der Regel stehen diese unrichtig betonten Worte im Versanfang, vor der Cäsur des Hexameters, weniger in der zweiten Vershälfte. Doch schliesst ein Pentameter mit 'gschléchteren óder inhált'. Die Odenformen sind im ganzen besser accentuirt, wie sich dies auch bei Clajus u. a. beobachten lässt.

Auch die Sprache steht unter dem Einfluss des Lateinischen, in syntaktischer Beziehung. Gott fleissige jmmer bass begabt: das Verb gehörte hinter das Subject. Nichts diese Welt denen hat gewünschters = lat. nihil eis exoptatius. Nicht einen unlang machtste Pact = lat. Nonne quendam nuper fecisti pactum?

Im letztangeführten Beispiele ist die Form 'machtste' für die Mundart zu beachten. Diese drängt sich auch sonst ein, im schwachen Plural töchteren, der künsten, im Reim Beckius: leget auss, zumal aber in der Wortwahl: auff faule Tandtmär wirt erhönen keine sich, dich so lätz gestelle nicht, Gemächnussen = testamentorum, ereufnen = exaltare, äfere = repeto, herd = terra, oder in einsen älte = aut in aliqua aetate.

Die zahlreichen Synkopen und Apokopen, welche z. Th. namentlich im Hiatus gegen den Druck durchzuführen sind, erweisen den Dichter als guten Alemannen: g(e)segnete, Dest(o) jhr gelobter altet u. a.

Johannes Brandmüller war auch sonst litterarisch thätig; er verfasste eine kurze Lebensbeschreibung des verdienten Bürgermeisters von Mülhausen, Johann Petri.

An seinen poetischen Bestrebungen hielt er fest. Nach gütiger Mittheilung des H. Oberbibliothekar Dr. L. Sieber in Basel besitzt die dortige Universitätsbibliothek von ihm unter der Nummer A. G. II. 12 ein grosses episches Gedicht in antik gemessenen Hexametern und zwar das Autograph des Dichters, 334 Seiten folio. Der Titel lautet:

Johannis Brandmüllers | Poema Rauricum | oder der Sach und weis halb, gantz newes Teutsches | Heroisches Versgedicht: | von des jungen Ritters | Fridamoris, und Schäfers Erotandri, | bey den vhralten Rauracherm, Nachbarn vnd andern Völckern, | lob vnd liebreichen | Verhaltungen, | Neben der Seinigen vnd anderer, alter vnd junger Helden | Vnd hiemit | des gantzen Raurichs : seiner vhralter Augststatt : | vnd anfängliches Basels : wie auch der Burg daselbst : | vnd anderer Orten, lustige Beschreibung | . . . . . . | Eben insonderheit | die anmütige kunstliche Poesin, oder Dichterey | nach der Griechen vnd Latineren vhralter Verskunst, | christlicher, vnd nit Heidnischer weise, | bey Vnseren lieben Teutschen | hiemit auch einest in | gantz [l. gang? glantz?] zu bringen . . .

Dass das Gedicht 1657 entstanden ist, zeigt nach dem Eingang folgendes Distichon (S. 5):

Herr, für alle genad der Preis dir ghöret alleine:
MeIn Gott Vns gnäDig freIe gar aLLes VbeLs.

Das erste Capitel des ersten Buchs beginnt:

Lang vor 1200 Jahren gantz herrschete christlich
Der fromm Thüringisch König Gottholde Tychaeus.

H. Sieber gab mir auch über Brandmüllers Leben die beste Auskunft, wesentlich nach der von Pfarrer Joh. Georg Salathe gehaltenen, in Basel gedruckten Leichenpredigt (Basel, Kirchenbibliothek G. IX. 17 Nr. 11).

Joh. Brandmüller wurde am 5. Februar 1593 'im minderen Basel' geboren. Sein Vater hiess Baruch B.; sein Grossvater, Joh. B., Dr. der Theologie und Professor, auch Pfarrer der St. Theodorsgemeinde in Kleinbasel, war aus Biberach gebürtig. Der letztere hat zahlreiche Predigten veröffentlicht, von denen die Predig vom Geitzteufel (Basel 1579. 8°) in Goedekes Grundriss² 2, 482 angeführt wird.

Unser Joh. B. ward 1611 Magister, 1612 Prediger, kam 1613 nach Toggenburg, dritthalb Jahre später nach Langenbrück in Baselland, 1624 nach Mülhausen. 1613 hatte er sich mit Margareta Ottendorf verheirathet; diese Ehe blieb kinderlos ebenso wie eine zweite 1650 geschlossene. Er starb am 13. September 1664.

1.

[1a] Ein Lehr- Lob- vnd Wunschreiches,
Nach so Griechischer, alss Römischer arte, da jede Sylbe
zu bedencken,
Erstes Teutsches Gedichte,
Zu Ehren nachgenandter vnd wolgelehrter
Jünglingen:
Alss Sie, auss newlichen Studenten,
zu loblichen Laureaten Freyer Künsten,
In vnsers fürgeliebten Vatterlands weitberhümter hoher
Schule, sonderem EhrenSaale, zu Basel,
Durch den Ehrenvesten, Hochgelehrten Herren,
Johan Friderich Werdenberg, der Artzney Doct.
vnd Profess. Dialect.
Nach grossgönstiger vnd rechtmässiger Erkanntnuss
jhrer zugleich so ordenlich als danckbarlich
angezogener H. Lässmeistern,
Vnder deren hochehrenden, vnd nicht minder
verdientem, alss gelehrtem H. Decano, M. Samuele Coccio, Pfarherren zu St. Martin,
Offentlich gewürdiget vnd bestähtiget worden:
namlich den 4. Christmonats, dises ablauffenden 1621. Jahrs,
Alss der Ehrwürdig, Hochgelehrt Herr Johannes Wolleb, Doctor heiliger Schrifften, vnd Professor altes Testaments, zumal Ecclesiae Antistes
vnd Rector Academiae war.
Getruckt zu Basel,
Durch Johann Jacob Genath.

[1b] Folgen die Nammen aller
in disem, von einem jhrer guter Gönneren,
alss gut er konte, vnd die zeit gabe,
nach so gemeinen, alss sonderen Gesätzen, gesteltem
Gedichte,
wolerjnnereter vnd geehreter
Jünglingen.

Nicolaus Hertzog, von Basel,
Marquard Müller, von Mülhausen.

Heinrich Strübin
Andreas Burckhardt
David Warzascha
Jacob Immhauser
Christophel Ottendorf
Wolffgang Gernler
Heinrich Meier
Imbertus Rechberger
Friderich Mentzinger

} von Basel.

Ein sonderer, dem
Christophel Otendorf,
gegebner Raht, nach ausweisung seines dergestalt
versetzten Nammens.

Trochaisch.

‒ ◡ ‒ ‒ ‒ ◡ ‒ ‒ ‒ ◡ ‒ ‒ ‒ ‒ ◡ ‒

O erforsch vil Todten [NB. v. für ph.]

O geliebter N. o erforsch vorauss vil Todten offt,
Dann von jhnen höchste Weissheit mancher höret unverhofft.
Weil von jhnen stäte Frommkeit wurde sonderlich geehrt:
Und von jhnen alle Waarheit am gewissten wirdt gelehrt.

[8 Zeilen.]

[2a] JUPITER.

Befihlet der Mutter, dass die Musae beyder
Töchteren jhre so lang den Teutschen verhaltene
newe Dichterey anheben.

Heroisch.

‒ ◡ ◡ ‒ ‒ ‒ ‒ ‒ ◡ ◡ ‒ ◡ ◡ ‒ ◡
‒ ‒ ‒ ◡ ◡ ‒ ◡ ◡ ‒ ‒ ‒ ◡ ◡ ‒ ◡

Höre mich ein kleines, für andere meine Geliebte
Mnemosyne, alss deiner fürtrefflicher Ehre Bewahrer
Und der deine vorab mehret kunstreiche Gedechtnuss.
Mit wie vil Spraachen, mit wie vil Künsten ob allen
5 Geisteren habe bissher neun vnsere göttliche Töchtern
Ich zugleiche begabt, du weissest ohne bedencken.
Wie dann (mich lieber verständige) kommet es: allweil
Das loblichest Teutschland biss anher für alle mit alten
Vnd newen Künsten gezieret warde von jhnen,
10 Dass jhm keine jedoch sie samtlich gonnet in eigner
Mutterspraache, vorauss deren Haupt- vnd freye Begriffe?
Wie sie es erlaubten doch den Chaldęeren, oder
Agyptern vorhin, und hernach den Griechen ob andern:
Dass ich häle so vil durchumb verrhümte Latiner.
15 Wie wol ich auch deinen Fürwurffe schon höre darüber.
An der Zunge gewiss den Teutschen es heutige zeite
Nicht fählet, wie grob, wie rauch dise ware vor altem.
Warde je ein wilder Volck alss dasselbe geachtet?
Seydher aber bleibt es lang eine gesegnete Mutter
20 Hochglehrter Leuten so wol, als grossmütiger Helden.
Warde je ein öder Lande alss derselben erachtet?
Seydher aber trotzt es vil Königreiche der Erde
An Grass, Viehe, Gewild, Ertz, Saltze, Obs, Weine, Getreide.
Zwar dises herfleusset von Gottes vnendlicher hulde,
25 Vnd yberal fleissig zudienet Christlicher Eifer.

Also wo nach langem den Teutschen käme von vnsern
Töchteren ein Anmut, jhre aller Zierde gemässe
Vollkommne, vnd jmmer wortreichere Zunge ze üben
[2b] Ihnen es vnmüglich nie wäre, mit heiliger Hilffe
30 Fürohin alle deren spitzfindige Künste, Gedichte,
Vnd wercke auffs schärffest zu bringen in eigene Spraache.
Nie denen vnfüglich wäre auch zum preise des Höchsten
Hübsche gesäng, oder auch dem Nächsten fründliche Glückwünsch
Zu stellen (wie man nennt solche) gebundener Arte.
35 Dass Sie aber länger daran auch nicht zweifflen, ich endlich
Will, dass zum Probstuck deine heut Jungfräwliche Musę
Alle nach einandern jhren Liebhaberen einest
Teutsche Gedicht freudig singen zu würdiger ehre
Auff vil weise: damit deren andere züchtige Buler
40 Sampt disen einbrünstig dem Gsange nacheiferen, oder
Dichten gleiche: Dabey jeglichen der Kunste Verächter
Keine nur auch anschaw, ich schweig zu fräche beantwort,
Sonder jhn erweisen lasse einen besseren Anfang.

Mnemosyne
Verschaffet, dass jhre Musae, nach des Vatters
wille, jhren lieb- und lobwürdigen Knaben manches
jhnen raht- vnd ehrsames fürsingen:

Jambisch.

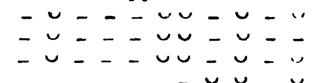
– – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – – – ⏑ – – – ⏑ ⏑
– ⏑⏑ ⏑ – ⏑⏑ – ⏑ – ⏑⏑ – ⏑ –

Ey liebster Herre, weil dir es so sehr gefallt,
Dass deine kleinste Gaaben auch man würdig halt,
Sie nicht verachte, sonder an-wol-lege die,
Vnd das geringstes Pfündlin eins vergrabe nie
[50 Zeilen.]

[3b] Folgende vier Musae
Ermahnen die 11. junge Studenten, zu stäter Danckbarkeit, gegen jhren vorderen Zuchtvättern: Alss

1. Clito [so!]
Gegen Freyer Künsten Wolgelehrtem Herren,
M. Cůnrad Pfister, Rhetori, oder Lässmeister, von
mancherley Ordnungen vnd Zierden lieblicher
Reden.

Sapphisch.



Vatter vnd Mutter deren endliche Erben
Sollen on nachlass yber alles ehren:

Immer auch folgen deren hertzgetrewen
Rähten on auffschub.
[32 Zeilen.]

2. Euterpe.

Gegen der Artzney Hochgelehrtem Herren,
D. Johann Friderich Werdenberg, Dialectico, oder
Lässmeister, von mancherley Mitteln vnd Grün-
den kunstlicher Schlussreden.

Elegisch.

– – – ◡◡ – – – – – ◡◡ – –
– – – ◡◡ – – ◡◡ – ◡◡ –

Gleichmässig sehet auch, o jhr glücksälige Jüngling,
Vns zu liebe vorauss dass wol jr ehre beweisst
Alle dem Hochgelehrten gegen euch hertzgütigen Herren
Werdenberge. Der euch seydher hat alle gelehrt
[16 Zeilen.]

[4a] 3. Thalia,

Gegen der Rechten Hochgelehrtem Herren,
D. Jacob Burckhardt, Oratori, oder Lässmeister von des
M. Tullii Ciceronis gwesenes Burgermeisters zu Rom
so zierlichen alss grundlichen Reden:

Anacreontisch.

– – ◡ – ◡ – –
◡ – ◡ – ◡ – ◡

Nicht minder, hübsche Knaben
Ihr auch ze dancken haben
Dem hochgelehrten Herren
Burckhardo. Der mit Ehren
Euch alle tag bewisen
Was jhene zwen geprisen.
[28 Zeilen.]

[4b] 4. Melpomene,

Gegen Freyer Künsten Wolgelehrtem Herren,
M. Heinrich Jäckelman, Græco, oder Lässmeister
vilfältiger Griechischer Spraache, sonderlich auss des
Homeri vhralten vnd kunstreichen Gedichten.

Aristophanisch.

– – – ◡◡ – ◡◡ – ◡ – – ◡◡ – – – – ◡◡
– – – – – – – – ◡ – ◡◡ – – – ◡◡ ◡◡ –

Mitler weile wol alle bedencket
Was für einen Mann geschencket
Euer Gott auch seither am Herren
Jäckelmanne. Der euch wol lehren
That der Griechen nutzliche Zunge.
[28 Zeilen.]

Folgende fünff Musæ,
Ermahnen die 11. newe Laureaten, zu ernster Gehorsamkeit gegen jhren ferneren Zuchtvätteren: Alss,

5. Terpsichore,
Gegen Freyer Künsten Wohlgelehrtem Herren,
M. Ludwig Lucio, Organ: oder des scharffsinniges Wercks Aristotelis (von beyder Vnderscheid- vnd Vnderred- vnd so Bewähr- als Beschreibkunste aller Künsten) Lässmeister.

Jambisch.

– – ◡ – ◡ – ◡ – – – ◡ –
◡ – – ◡ – ◡◡ – ◡◡

Ohn zweiffel jhr Studenten habet gnug gehört,
Wesshalben ewere Vordere
Lässmeister jhr noch billich jmmerdar verehrt.
Weil aber vnder andere
[40 Zeilen.]

[5b] 6. Erato,
Gegen der Artzney Hochgelehrtem Herren,
D. Martin Chmielecio, Physico, oder Lässmeister von allerley Himmelischen vnd Elementischen Leibern, vnd deren natürlichen so gemein- alss eigenschafften.

Asclepiadeisch.

– – – ◡◡ – – ◡◡ – ◡◡

Alssdann könnet jhr auch alle den herrlichen
Vnd gantz eiferigen Mann Chmieleziu̅m
Dessen nicht weniger zuchte befohlen jhr,
Vernemmen derenthalb desto gelehrniger.
[24 Zeilen.]

7. Polyhymnia,
Gegen der Artzney Hochgelehrtem Herren,
D. Peter Ryff, Mathematico, oder Lässmeister von aller Hymmeln vnd jhrer Sternen mancherley Kreisen, Lauffen, vnd Zeiten, wie auch nötigen Zahl- vnd Mässkünsten.

Trochaisch.

– ◡ – – – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ –
– ◡ – ◡ – ◡ – – – ◡ – – – ◡◡

Wöllet aber weiter, jhr Geliebte, wissen alle steiff,
Welches euch d' wolgeübt vnd hochgehalten Herre Reyff
Fürgesetzt zu läsen ist: wie diese Welt zu sönderen
Nicht so vast den Wasseren nach, Bergen oder Völckeren
In gewisse Länder..
[30 Zeilen.]

[6a] 8. Vrania,
Gegen der Rechten Hochgelehrtem Herren,
D. Joh. Rudolph Burckhardt, Ethico: oder Lässmeister
von der Menschen eigentlicher jrrdischer Seligkeit,
vnd allen dazu dienst- vnd ehrli-
chen Tugenden.

Alcaisch.

– – ⏑ – – – ⏑⏑ – ⏑⏑
– – ⏑ – – – ⏑⏑ – ⏑⏑
– – ⏑ – – – ⏑ – ⏑
– ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑ – ⏑

O Ihr Studenten, wöllet jr unserer
Holdschaffte letstlich gniessen in alle weg:
O folget allem wol gehörtem
Rahte bissher so getrewer Heilgen!

[40 Zeilen.]

[6b] 9. Calliope,
Gegen Freyer Künsten Wolgelehrtem Herren,
M. Johann Buxdorff, Hebræo: oder Lässmeister
Hebreischer Spraache, durch aussführliche derselben
Beschreibung, vnd verständliche Dol-
metschung heiliger Schrifften.

Phalęcisch.

– – – ⏑⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑

Eines gleichwol jr angenämste Knaben
Zum Beschlusse von vns ze lehrnen haben
Zweiffels ohne verhoffen ewer etlich
In dem Gsatze des Herren also Göttlich
Zu erlustigen jhre Sinne on ende:
Dass durch seine genaad jr auch behende
Heilger Schriffte gelehrte Leute werden.

[36 Zeilen.]

[7a] Phœbus
Der Musarum Bruder vom Vatter her, be-
kräfftigt deren vilfältigen Rahte vnd Gonste: vnd wür-
diget alle die Jüngling zu angehenden (wie gleichgeehreten,
also mehr verpflichteten) Laureaten.

Jambisch.

– – ⏑ – ⏑ – ⏑⏑
– – ⏑ – – – ⏑ –

Nun mir so wolbefohlene,
Vnd seydher vnderwisene,
Von meinen edlen Schwesteren,
Vnd beider höchsten Elteren.

[164 Zeilen. Vorletzte Strophe:]

Dann singet alle Musici,
Fürnemlich jhr Didascali
Herr Marschal, vnd Herr Beerewein,
Braucht ewre Stimme vnd Griffe fein.

[8a]

Chorus

Bissher wol erjnnerter vnd zumal gekröneter newer Baccalaureen verpflichtet sich den Musis gäntzlich zu so nutzlichen alss billichen Diensten.

Heroisch und Jambisch.

– ◡◡ – ◡◡ – ◡◡ – ◡◡ – ◡◡ – ◡
– – ◡ – – – ◡ – – – ◡◡

Selbs wolan alle bissher so von vns vil erheischete Pflichte,
O höchster Herr, vnd währtste Gmein der Jüngeren
Des Sohns Gottes anhört: o Freyer Künsten Erhalter
Vnd gute Gönner aller jhrer Werberen.
[36 Zeilen.]

[8b]

An den Zoilum Neidhart.

Trochaisch.

– ◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡

Keiner etwas häderig verachte,
Er vorhin was artlichers betrachte,
Vnder augen auch es häll beweise.
Meine Besserer ich in ernste preise.

2.

[1a]

Eine Hertzliche Glückwünschung
mit recht gebundenen vnd den Latineren wolbekandten
Versen vnd Reymen.
Gestellet zu liebe vnnd ehren,
Den Ehrenhafften vnd Wolgelehrten
Basleren,
H: Francisco von Speir.
H: Nicolao Hertzog | H. Christophoro Ottendorff.
H: David Warzasch | H. Henrico im Hoff.
Nachdem Sie, auff aller gnügsame Bewährung, vnd
einhällige Erkandtnuss jhrer hochehrender Herren Præceptoren, der Philosophey Professoren,
In der Weitberühmter jhres Vatterlands
Hocher Schule,
Durch den Ehrenvesten Hochgelehrten
Herren, Jacob Burckhart, beider Rechten
Doctorem, vnd Profess: Orator:
Der freien Künsten, Magistri

sind offentlich erkläret, gewürdiget, vnd bestättiget worden
den 17. Hornungs. des 1624. Jahrs.
Allweil die auch Ehrenveste vnd Hochgelehrte Herren,
D. Thomas Plater, Anat: vnd Bota: Professor,
der Academey Rector,
vnd
M. Ludwig Lucius, Org: Arist: Professor,
Philos: Facult: Decanus,
waren.
Gedruckt zu Basel, durch Johann Schröter.

[1b] Die Glückwünschung wirt in zweyen
Gesprächen begriffen.
In deren Erstem,
Neben dem Dichter, eingeführet wird
Die Vrania,
Eine auss den erdachten neun Musis,
oder Göttinen freier Künsten.

Durchauss Heroisch:

| 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. |
|---|---|---|---|---|---|
| – – | – – | – – | – – | – – | – – |
| – ◡◡ | – ◡◡ | – ◡◡ | – ◡◡ | – ◡◡ | – ◡ |

Der Dichter:

EJa, Was also behend mit sonderm Glantze vom Himmel
Jch sihe züfliegen, schön vnd schneeweisse bekleidet?
HERR mein Gsichte bewahr, vnd abwend alle gefahre,
Jch nider vnmächtig müss sincken. Christe mir helffe?

Die Vrania.

5 Eia, was erschrickest, ô du kleinmütiges hertze,
Ab meiner nunlang erwünschter frölicher ankunfft?
Auffwache, mit diesem grünem Lorzweige noch einest
Auss der MUSARUM kunstreichem Brunne begossen.

[108 Zeilen. Auf die Mahnung der Muse, die ihn 'du mein Brandmüller' anredet, er möge doch zur Zier etwas dichten, erwidert er:]

Was, mein Vrania? Jch den Leuten frische Gelächter
Soll machen? lieber, deines Dieners spotte nit also.
[2b] Nach Schwebelhöltzlinen, ey, ich meine gemessene Reymen
Solle vor hochglehrten spieglen, gleich anderen Affen?

Die Vrania:

Wann alleine geliebt der Versen newe Maniere
Etlichen auss vnsern Vertrawten, nimme der andern
Kein achtung: Lache nur selbsten, wann andere lachen.
Schlechtere kein Weiser verwirfft, biss bessere kommen.

Der Dichter:

Vmb deinetwillen, wolan, ich will leiden es alles,
Vnd plumbs fahren hinein, biss man mich förmlicher anweist:
Jch wenig auss eignen Reglen noch weisse ze ändern.
Zeige jedoch frey an, was man zum liebsten anhöret.

[Die Muse stellt ihm alles frei; er bittet um ihren Beistand.]

[4a] Das Ander Gespräch
lautet gleich einem Sendbrieffe, an seinen sonders lieben Schwager,
M. Christophel Ottendorffe
der newen Magistern einen:
darinnen Mercurius, einer auss dess Jovis erdachten kunstreichen Söhnen, wirt eingeführet.

Zweierley Jambisch.

| 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| ◡ – | ◡ – | ◡ – | ◡ – | ◡ – | ◡ – | etc. |
| – – | ◡ ◡◡ | – – | ◡ – | – – | ◡ ◡ | |

| 1. | 2. | 3. | 4. | |
|---|---|---|---|---|
| ◡ – | ◡ – | ◡ – | ◡ – | etc. |
| – – | ◡ – | – – | ◡ ◡ | |

Der Dichter.

JCh zuvor alles Gůts vom HERren wünsche dir:
Du täglich auch dir gnäme Dienst zůtrawe mir,
Wolglehrter vnd fürgliebter Herre Schwåager. Jch
Nicht solle dir verbergen, vnserthalbe sich
5 Was nächten hat begäben. Als ich harte schlieff,
Da mir zu — Einer, schawe, gar mit ernste — rieff:

Mercurius.

Ja schlaffe nur mein lieber Herr,
(Von Kirchenarbeit müde sehr,
Jch wol gedencke) Gleichwol ich
10 Nicht lůtzel ab dir wundre mich,
Dass du so vil verheissen, vnd
Nicht werckst daran gleich diese Stund.

[120 Zeilen.]

[6a] Des Dichters Zugab,
Wider den Spötter Zoilum.

Der Neidhart.

Botz eia du wol blibst daheimen,
Mit diesen armer Witze Treumen,
Vnd deine Klippelverse mittest:
Dergstalte kein Gespeie littest.

Der Dichter:

5 Fort Neidebutz: Rechtschaffne Leute
Nichts deiner Hönung achten heute.
Wilt machen aber Solche lachen?
Mache schlimmre, tedle bessre Sachen.

[6b] Gedichtet, vnd verfasset, also in eile,
Durch
M. JOHANNEM BRANDMVLLER
von Basel,
Ewer aller gůter Gönner,
vnd
Vnsers HErren Christi, vnd seiner
Kirchen dieser zeite Dieneren einen,
zu Můlhausen, im Oberen Elsass.
Ende.

Strassburg, 12. Dezember 1887. Ernst Martin.

## Die streitenden Liebhaber,
### eine Gesangsposse aus dem 17. Jahrhundert.

Die Handschrift, welcher ich das nachfolgende Stück entnehme, ist ein der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen gehöriges Liederbuch (Ms. Thott 841. 4°), über welches ich noch im Niederdeutschen Jahrbuch berichten werde. Es ist in den Jahren 1605—1608 zu Rostock von dem dort studirenden Petrus Fabricius aus Tondern (1587—1651), einem Freunde des bekannten Peter Lauremberg (1585—1639), geschrieben und enthält eine grosse Zahl von Volks- und Gesellschaftsliedern, meist mit den dazu gehörigen Melodien. Die hier mitgetheilte Nr. 26 ist eine den Possenspielen der englischen Komödianten nachgebildete Singekomödie, welche man mit den gleichzeitigen Versuchen Ayrers zusammenhalten muss. Darauf weist schon die rasch beliebt gewordene und auch von Ayrer viermal benutzte Melodie des englischen Singspieles 'Ach Nachbar Roland (richtiger: Robert)'; vgl. Böhme, Altdeutsches Liederbuch 1877 Nr. 85 und Bolte, Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 10 (1885) Nr. 3 S. 38. Das Motiv der zwischen zwei Liebhabern gleich getheilten Gunst des Mädchens be-

gegnet genau ebenso bei J. Cats, Rhodopis (im Proefsteen von den Trou-ringh 1661 S. 226, zuerst 1634; vgl. Titz. Deutsche Gedichte hg. von L. H. Fischer 1888 S. 33); es erinnert auch an den von W. Wackernagel (Zeitschrift für deutsches Alterth. 6, 292—294) und R. Köhler (Germania 6, 306) behandelten Schwank von dem Weibe und den drei Liebhabern.

## Ein neuw Liedt mit vier Personen
auff die Melodei: Ach nachbar Roland.

**A.** Der Erste buhler tregt einen krantz auffem Heubt,
**B.** Der ander buhler stehet mit blossem Heubtt,
**C.** Die Jungfrauw tregt ein krentzelein,
**D.** Der Jungfrauwen mutter.

1.

**A.** Jungfreulein, mein Jungess Hertz
hastu vorwundet sehr,
von deinet wegen leid ich smertz;
dein Hertze zu mir ker,
5 lass mich der lieb geniessen,
verlass mich nimmermer;
thue für mir nit zuschliessen
dein Hertz, ist mein beger.

2.

**B.** Gleicher mas, Jungfrauw zardt,
10 durch ewre schon gestalt
bin ich mit lieb verwundet hart,
vorwirret mannigfalt.
Wolt godt, ihr kont ermessen,
wie ich euch liebe so sehr,
15 Eur Hertze sol vorgessen
meiner auch nimmermer.

3.

Eur Diener will ich stetes sein,
gebt mir nur ewre gunst,
damit nicht muge das Hertze mein
20 gemartert sein vmsonst,
den lieben kostet leben
vnd bringet in grosse nodt,
euch hab ich mich ergeben,
errettet mich auss dem todt.

4.

25 Ach liebe mutter tugentsam,
vernemt, was ich beger:
Ewr tochter mocht ich gerne hahn
zum weib. **A.** Das sey Ja ferr!
Dan mir must ihr sie geben,
30 das kan nicht anders sein.
Wer wil mich widerstreben?
**B.** Ach bruder, ich sag nein.

5.

**D.** Ich danck euch beiden seuberlig
wegen der tochter mein,
35 mit bit, wolt ihr fein zuchtiglich
anhórn, was ich rate drein.
Ich will euch nit verleiten,
sonder in kurtzer zeidt
thun von einander scheiden,
40 behend ohn allen streidt.

6.

Mein tochter soll erwehlen,
dan ess billich geschicht;
den wil ich ihr vormehlen,
den sie am liebsten sicht;
45 man muss bei solchen sachen
Jetzundt in der welt
vernufft vnd Rahtt gebrauchen.
**A. B.** Der anschlag vns gefelt.

7.

**D.** Nun Tochter, thue du weisen
50 mit einem zeichen schnell,
welcher sei von den beiden
dein hertzliebster gesell.
**C.** Wolt ihr dan damit friedlich sein,
so saget es mir frey.
55 **A. B.** Schons megdelein, gewislich,
es soll nicht anders sein.

8.

**B.** Zu wahrer trew vnd sicherung
geb ich euch meine handt.
**A.** Zu gewisser verpflichtung
60 sol dis auch sein mein pfandt.
**A. B.** Wir bitten aber fleissig,

35 *l.* ihr wolt 53 *Etwa:* Wolt ihr sein damit friedlich

Ihr wolt ohn lang anfaht
Erlösen vns. **C.** Gantz hofflich
sol das geschehen baldt.

9.

65 Ach schoner knab, mit diesem schmuck
soltu gezieret sein,
von meinetwegen vnverruckt
lass dirs befolen sein.
**B.** Ich sage euch danck von Hertzen.
70 **C.** Das dorfft ihr warlich nicht.
**A.** Das bringt mir grosse schmertzen.
**B.** Die gab erfreuwet mich.

10.

**C.** Ach Jungelein, ach Jungelein,
gib mir das krenzlein her.
75 **A.** Euch soll es nit vorsaget sein,
wens auch von perlen wer,
Ich frew mich aus der massen
von wegen solcher Ehr.
**B.** Solt ich den sein vorlassen?
80 das hoff ich nummermer.

11.

**C. D.** Hiemit gehn wir von hinnen,
Ade zu guter nacht.
**A.** Mein hertz fertt vort zu brinnen
in meinem leib mit macht.
85 **B.** Wie schon vnd auch wie lieblich
Ist doch das krentzelein!
**A.** Die Jungfrauwe gantz hoflich
nam hin die gabe mein.

12.

Ich hoff vnd achte, das ich sey
90 der liebste. **B.** Nein, ich bins.
**A.** Wir wollen baldt zusamen frey
leben — **B.** Das denck nicht eins!
**A.** In lusten vnd in freuden
vnd aller fröligkeit.
95 **B.** Du must sie warlich meiden,
wers dir auch immer leidt.

13.

**A.** Sie setzt mein krentzlein auff den kopff,
zu zeigen deutlich an,
das ich solt — **B.** Ey du grober tropff!

---

62 *l.* ohn lang aufhalt

100 **A.** Gewisslich sein ihr man.
**B.** Ja hinter sich! **A.** vnd herschen,
wie mir das wolgefelt.
**B.** Mich dunckt, man wirt euch gecken,
der korb ist schon bestelt.

14.

105 **A.** Kein grosser freud auff dieser Erd
mir kondt ietz widerfaren,
den das ich heut ein megdlein werdt
beynah von aczein Jaren
Erlangt. **B.** Lass doch dein rumen,
110 vergeblich ist dein sin,
du mochtest dich wol betruben;
den ich sie nemme hin.

15.

**A.** Das hat gemacht mein krauses Har —
**B.** O tropff! **A.** Vnd gelber bardt —
115 **B.** Du bist ein narre, das ist wahr.
**A.** Dazu mein glieder zardt,
mein grosse kunst — **B.** Hans Hase!
**A.** Verlest mich nit in nodt,
setzt mich — **B.** Dreck auff die nase.
120 **A.** Das megdlein in den schoss.

16.

Ach Bruder, lass dich raten!
**B.** Dir selber raht entbricht.
**A.** Weich ab von solchen thaten,
dass megdlein — **B.** kreigstu nicht.
125 **A.** Tregt mein krantz — **B.** Vnd ich ihren.
**A.** Zum zeichen warer treuw,
**B.** Sie thutt dich recht vexieren.
**A.** Das ich mich ser erfreuw.

17.

Was mir Godt hadt bescheret,
130 das wirstu mir wol lahn.
**B.** Ein korb ist dir vorehret,
den machstu sicher han.
**A.** Ich mus man gan vnd kauffen
zur Hochzeit alles ein,
135 **B.** Du machst wol sachte lauffen,
die Braudt ist doch woll mein.

18.

Ach gnedig Hern vnd freulein,
weil ihr gesehen habt,

wie mir ist heutt das krentzelein
140 verehr zu einer gab,
Ich bit, ihr wolt erkennen,
wer doch der liebste sey,
vnd ihnen deuttlich nennen;
dass sol euch stehen frey.

19.

145 Hiemit wil ich von hinnen gehn,
dess vrtheils gwertich sein.
**A.** Ich hoff, das megdlein werd ich sehn
baldt in mein kemmerlein.
**B.** Im kuhstall lass dich warmen,
150 dass du so gar verblendt,
des muss ich mich erbarmen.
Solchs schenck ich euch behend.

Berlin. Johannes Bolte.

## Hamann-Briefe aus Nicolais Nachlass.

Zu den fünf Briefen Hamanns an Nicolai, die bisher nur bekannt waren, bringen wir hier, zum Theil in verkürzter Form, sieben Briefe an Nicolai, einen an Moses. und eine besonders lesenswerthe Antwort Nicolais, die uns in einer Copie erhalten ist. Der Veröffentlichung werth sind diese im Besitz der Kgl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Originale, erstens weil Hamanns, wenn auch geringe. Helferdienste zu den Litteraturbriefen nun klar gestellt werden, zweitens wegen der häufigen Erwähnungen Herders, die manches Neue bringen; drittens aber werfen diese Briefe ein ganz eigenthümliches Licht auf Hamanns Verhältniss zu Nicolai trotz und während seiner und seines lieben Herders Fehden mit dem buchhändlerischen Machthaber. Die sonstigen Ergänzungen und Berichtigungen bisheriger Irrthümer sind in die Erläuterungen verwiesen; zunächst sei eine kurze Einführung in den Briefwechsel gestattet.

Auf der Durchreise nach England hatte der sechsundzwanzigjährige Hamann den ein Jahr älteren Moses Mendels-

140 *l.* verehrt

sohn Ende Oktober 1756 in Berlin zufällig kennen und 'mit entscheidendem Geschmack' sofort lieben gelernt. Nach seiner im Juli 1758 erfolgten Rückkehr in die Heimat gaben die alsbald beginnenden Litteraturbriefe Veranlassung zur Correspondenz mit Moses (s. dessen Schriften 5, 427. 430. 432). Als diese Wochenschrift, damals von den Dreimännern Nicolai, Moses und Abbt besorgt, ihren Culminationspunkt bereits überschritten hatte, erhielt Hamann im März 1762 zunächst einen anonymen Werbebrief aus Berlin, auf den er umgehend an den Verleger Nicolai antwortete (Hamann, Schriften 3, 140), und dann im Juli die förmliche Einladung zur Mitarbeit an den Litteraturbriefen. Hamann wiederholte diesem Antrage gegenüber seine Erklärung (Schriften 3, 172), dass 'er sich blos auf Nachrichten von wirklich merkwürdigen Werken einschränken müsse'. Allzu sehr beeilte er sich nicht, diesem Versprechen nachzukommen, denn erst im Januar 1763 traf seine erste litterarische Sendung in Berlin ein, begleitet von dem unten folgenden Brief Nr. 1 und einem (ungedruckten) Beschwerdebriefe Lindners, worin dieser 'ohnedem genug besetzte Schulmann' sich gegen die Kritik seiner Schulbühne (Litt.-Brief 231 u. 232) zu wehren suchte, schliesslich aber um Nicolais Gunst mit den Worten buhlte: 'es soll mir eine wahre Freude machen, durch gefällige Dienste ein Band wechselsweiser Achtungen angenehm zu knüpfen'. Nicolai antwortete nicht. Lindners Brief blieb ein Unicum in seiner Sammlung. Auch auf Hamanns Originalbriefe fehlt eine Notiz über Beantwortung, so dass wir von dem sonst so accuraten Nicolai als sicher annehmen dürfen, dass sich sein weiterer Verkehr mit Königsberg nur auf Büchersendungen beschränkte (Hamann, Schriften 3, 185. 187). Der Briefwechsel schlief ein, obwohl Hamann am 4. März 1763 (Schriften 3, 189) und am Pfingstheiligabend Ansätze[1]) zu Schreiben machte. Hatte er doch auch inzwischen mit F. C. von Moser in Frankfurt a. M. angeknüpft, von dem ihm

[1]) In dem mir vorliegenden Original (im Besitze des H. Dr. Franklin Arnold in Königsberg) heisst es: 'einen Brief an Ihnen anzufangen, ohne dass ich weiss, wie viele Monathe ich zum Fortgange und Beschluss desselben nöthig haben werde'.

soeben sein litterarischer Ehrentitel 'Magus im Norden' verliehen worden war (Litt.-Brief 258, und Schriften 3, 202. 205). Erst im Oktober 1764 auf der Rückreise von Frankfurt, wo er Herrn v. Moser vergeblich gesucht hatte, lernte Hamann bei einem viertägigen Aufenthalte in Berlin Nicolai persönlich kennen. Was bei dieser Begegnung Unangenehmes vorgefallen, lässt sich aus Hamanns Bericht (3, 301) nicht ermitteln, 'dieser Verleger ist aber, fährt er fort, ein Mann von vielen Fähigkeiten, von geschwinden Einfällen, und Moses gibt seiner Ehrlichkeit und den Gesinnungen seines Herzens ein sehr gutes Zeugniss'.

Die Correspondenz mit Moses wurde wieder aufgefrischt, als diesem ein Töchterchen geboren worden. Hamanns Gratulationsschreiben ist hier unverkürzt wiedergegeben (Nr. 2). Das Wichtigste daraus ist die Notiz über Herder, dessen Name also volle zwei Jahre früher in Berlin bekannt war, ehe Nicolai sein gradezu lächerliches Versteckspielen mit Herder begann, um ihn für die Allgemeine Deutsche Bibliothek zu gewinnen. An Hamann schrieb Nicolai erst nach mehrjähriger Briefpause im August 1769, als Herder plötzlich aus Riga verschwunden war. Die Klotzischen Händel scheinen ihn veranlasst zu haben, Hamanns Rath einzuholen. Dieser antwortete mit unsrer Nr. 3. Die folgenden Nummern 4 und 5 sind Empfehlungsschreiben, die von den Clienten persönlich überbracht wurden. Sie sind des Abdrucks um so mehr werth, als wir von Hamann aus dem Jahre 1770 überhaupt nur einen Brief bisher hatten.

Die zweite Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit begann Hamann bekanntlich mit kritischen Angriffen auf seines lieben Herders Preisschrift, denen dann bald heftige litterarische Händel mit Nicolai sich anschlossen (vgl. Minor, Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode S. 48). Dass die öffentlichen Feinde trotzdem eine gemüthliche Privatcorrespondenz führten, zeigen die Nummern 6[1]) und 7. Ja als Herder und Nicolai im

---

[1]) Der bei Gildemeister 2, 90 mitgetheilte Brief vom 27. März 1773 hat zwar mit unserer Nr. 6 einen ähnlichen Anfang, ist sonst aber so gänzlich verschieden, dass Hayms hartes Urtheil über Gildemeister (Herder 1, 54 Anm.) schwer abzuweisen ist.

Sommer 1774 die letzten Briefe wechselten und erbitterte Gegner wurden, brach Hamann die Beziehungen zu dem einflussreichen Berliner Buchhändler nicht ab. Schon zwei Jahre später, als er seine Bibliothek verkaufen wollte, rief er dessen Hülfe an (Nr. 8). Vergeblich wartete Hamann vier Monate auf Antwort, schrieb dann den von Dorow (Denkschriften und Briefe 1, 123) mitgetheilten Brief, und erhielt endlich auf seine beiden Briefe erst Dreivierteljahr später Antwort, im Oktober 1777 aus Leipzig, woselbst der vielgeplagte Nicolai trotz des Messtrubels den nöthigen Humor hatte, diese Nummer 9 zu schreiben.

Herders Jahre lang verhaltner Groll gegen Nicolai machte sich in leider übereilten Angriffen im Merkur 1782 Luft. Er wusste wohl nicht, dass sein alter Freund Hamann von Zeit zu Zeit noch ganz liebenswürdige Briefe an Nicolai schrieb, die mit den Ausdrücken 'der lange Nickel'[1]) oder 'Nicolai der Grosssprecher und Philister' (Schriften 6, 255. 296) wenig übereinstimmten. So sprach aber Hamann nur in Briefen an Herder; wie dagegen seine Briefe gleichzeitig an Nicolai lauteten, das zeigt uns Nr. 10. Man braucht ihm deswegen nicht gerade Falschheit vorzuwerfen, aber ein besonders 'würdevoller' Charakterzug leuchtet aus diesen Briefen nicht hervor. Goethe wurde in seinem allzu günstigen Urtheile über Hamann vielleicht durch seinen Schwager beeinflusst. Schlosser nennt (in der Vorrede zum Gastmahl, Königsberg 1794) Hamann den 'seligen auch hier unsterblichen, den man zuerst den Nachkommen nennen müsse, damit sie ihre Väter nicht ganz verachten, sondern erkennen, dass die Menschheit ihre Würde nie völlig verlieren kann.'

Wir achten solche Urtheile aus dem Munde grosser und tüchtiger Männer über ihre Zeitgenossen, machen uns aber keiner Impietät schuldig, wenn wir sie unerfüllte Prophezeihungen nennen.

---

[1]) Schriften 5, 159. Mit den daselbst erwähnten 'beiden Gesellen' sind die Recensenten Dh. und Hd. in der Allg. deutschen Bibliothek XXIV 1, 296 gemeint.

## 1. An Nicolai.

Königsberg d. 21. Christmonat 1762.

Ew. Hochedelgebornen habe die Ehre meinen Verbindungen gemäss die Erstlinge meines Vaterlandes zu bewustem Gebrauche zu übersenden. Sollte alles Maculatur in den Augen der Kunstrichter seyn: so ist wenigstens meiner Pflicht und meinem Willen ein Genüge geschehen. — Das Wenigste von Beyliegendem habe bisher noch durchlesen können; und der einzige mögliche Beweisgrund hat eben die Presse verlassen. Eben der Verfasser [1]) ist willens seine Vorlesung über die physische Geographie drucken zu lassen.

Der Verfasser der Rhapsodie heisst Hippel [2]) und hat nebst Hrn. Hintz, meinem näheren Freunde, jetzigen Collaborator an der Domschule in Riga, an der Hochzeitsammlung [3]) Antheil. Der Kroat ist ein gewisser Lieutnant Neumann, von dem ein Paar Stücke in Schäfner's jugendlichen Gedichten [4]) stehen, die ich nur ihrem Namen und dem Gerüchte nach kenne, weiter nicht.

Die Sommerstunden oder Zerstreuungen auf Kosten der Natur [5]) sind schon eine Weile heraus; habe aber dem Verleger zu Gefallen kein Stück beylegen wollen, der durch eine vorläufige Anpreisung derselben an ihrem Abgange leiden möchte. Ew. Hochedelgeboren werden diese Achtsamkeit einem jungen Anfänger zum Vortheil anwenden, und vielleicht die Recension dieses Buchs, das ich bloss angesehen habe, bis nach der Messe aufhalten können. — An dem Briefwechsel [6]) habe weiter keinen Antheil genommen, als dass ich das Imprimatur aus dem Juvenal dazugeschrieben, und die Anfangsbuchstaben der respective Hrn. Correspondenten vermittelst der Kabbala erfunden habe.

---

[1]) Der Herausgeber von Kants sämmtl. Werken in chronol. Reihenfolge, Hartenstein, setzt den Einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes, Königsberg bei J. J. Kanter 1763 an die richtige Stelle; dagegen werden seine Bemerkungen über die Drucklegung der Physischen Geographie durch diese Briefstelle bedeutend berichtigt. Vgl. die Vorrede zum zweiten Bande.

[2]) Hippel wird also 1½ Jahre früher erwähnt, als Gildemeister 1, 161 wusste. [3]) Vgl. Hippels Selbstbiographie S. 392. [4]) Diese erschienen also 4 Jahre früher als Scheffner in seiner Selbstbiographie S. 77 angibt. [5]) Dieses mit einem merkwürdig gedruckten Titelblatt geschmückte Büchlein von Trescho (390 Seiten lang) trägt die Jahreszahl 1763 und wurde erst im August 1764 im 291. Litteraturbrief besprochen. Der Verleger ist ebenfalls Kanter. Siehe über ihn meine Ausgabe von Herders Briefwechsel mit Nicolai S. 125.

[6]) Hamann verleugnet hier also seine Autorschaft. Vgl. über seine Fünf Hirtenbriefe Schriften 3, 169.

Was den Beytrag zu Schulhandlungen anbelangt: so muss ich Ihnen freylich im Vertrauen bekennen, dass meine Empfindungen mit des unbekannten Recensenten seiner sehr harmoniren (den man hiesiges Orts, wo ich nicht irre, für Hr. Moses[1]) hält) und ich gleiches Schicksal mit ihm in Ansehung der Stücke selbst, ein noch schlimmeres aber als er bey der Vorrede habe leiden müssen. Der Schluss mit dem Dolch [?] auf eine ganze Gattung ist mir nicht eingefallen; auch hat mich der gelehrte Sermon über die Natur der Poesie überhaupt und der dramatischen Poesie insonderheit, nebst dem zufälligen Postscript leyder mehr gekitzelt als erbaut. So lange man bey den blossen Symptomen des verdorbenen Geschmacks stehen bleibt; wird das Verdienst der Kunstrichter zunehmen, aber der Endzweck weder auf das allgemeine Beste noch einzelne kaum erreicht werden. Unter dem einzelnen verstehe ich den entscheidenden Vorzug einer geläuterten Urtheilskraft. Zeit und Gedult werden diese Anmerkung theils auslegen theils bewähren.

Von Pfingsten habe beynahe feriirt[2]); oder vielmehr einheimische Angelegenheiten haben die tägliche Plage des Lebens vervielfältigt. Ich lebe jetzt Gott Lob! ein wenig ruhiger. Das überstandene Jahr giebt mir Muth ein neues wieder anzufangen. Liegt nicht das Loos unseres Schicksals, nach Homers Zeugniss, auf den Knieen oder im Schoosse des Vaters der Götter und Sterblichen? — Ew. Hochedelgeboren vergeben, dass ich Sie mit bestmöglicher Besorgung dieser Einlage beschweren darf. Hr. Pr. Zachariae[3]) hat mich durch einen Zufall zu einem seiner Allmoseniren erwählt; ich will mein Bestes thun, mich seines Vertrauens zu einem Unbekannten nicht unwürdig zu machen. Gedruckte Einlage interessirt einen dasigen guten Freund. Zu allen Gegendiensten bin verpflichtet und willig.

Nach Anwünschung eines glücklichen und gesegneten Neujahrs, wie auch herzlicher Begrüssung meines Freundes Moses, den ich durch ein Misverständnis mich gefreut habe hier persönlich näher kennen zu lernen[4]), empfehle ich mich Ihrem ferneren Wohlwollen, und bin mit aufrichtiger Hochachtung
Ew. Hochedelgeboren

ergebenster Diener Hamann.

---

[1]) Hamann irrt allerdings, Verf. des 231. und 232. Litt.-Brfs. ist Abbt. Hamann teilt seinem Freunde Lindner dieselben abschriftlich mit (Schriften 3, 164 ff.) unter Begleitworten, die mit den hier vertraulich geäusserten stark kontrastiren. [2]) feriiren wurde ein Lieblingsausdruck von Herder. [3]) Nach Hamann Schriften 3, 176 und 180 verständlich. Er lernte Zachariae erst 2 Jahr später persönlich in Braunschweig kennen. [4]) Diese Worte widersprechen sich mit Schriften 1, 192.

2. A Monsieur Moyse, Fils de Mendelson
Sçavant très celebre à Berlin.

Königsberg 6. November 1764.

Geliebtester Freund,

Vorgestern habe mit unendlichem Vergnügen Ihre werthe Zuschrift erhalten, an deren Innhalt ich den aufrichtigsten Antheil nehme und herzlich wünsche, dass Gott die Zufriedenheit Ihrer Ehe durch den süssen Vaterstand erhöhen und fernerhin vervielfältigen, auch Ihrer liebwerthen Hälfte, der jungen Mutter, zu Fortsetzung Ihres Berufs Kräfte und Reitze wiederschenken wolle. — Herr Nicolai darf mit Durchlesung des Homme de lettres [1]) nicht eilen, da mein lieber Herder den unvermutheten Ruf zur Collaboratorstelle, die ebenso einträglich als gemächlich ist, nach Riga erhalten und ich auf seine baldige Abreise so viel möglich dringen werde. Bitten Sie aber Ihren Freund, dass er seinem gütigen Versprechen gemäs einen Defect im Dante supplirt, und mir folgende Verse aus dem XIX und XX Canto del Paradiso durch einen seiner Bedienten abschreiben lässt; nemlich Canto XIX v. 40

All'estremo del Mondo, e dentro ad esso bis zum 67:
Assai t'è mo aperta ta latebra.

und Canto XX von v. 78 Ciascuna cosa, quale ell è diventa
bis zum v. 117 Fu degna di venire a questo giuoco.

Was die sogenannte Opera omnia [2]) anbetrifft: so liegen selbige schon für Sie fertig und warte nur darauf, dass ich ausgehen werde um selbige zum Buchbinder zu bringen. Die Sokratischen Denkwürdigkeiten bin aber nicht mehr im stande Ihnen zu schaffen, weil selbige bereits längst fehlen. Da selbige von Druck und Schreibfehlern wimmeln, so wäre mir um desto mehr gelegen Ihnen ein corrigirtes Exemplar zu übersenden. Vielleicht werde ich auch eine kleine Abhandlung statt eines antidoti, von Hrn. M. Kant beylegen können, auf dessen Umgang ich mich gegenwärtig einschränke; Er wird unter anderm darinn die Opera omnia eines gewissen Schwedenborgs [3]) recensiren, die neun grosse Quartanten betragen und in London ausgekommen sind.

---

[1]) Zu Garniers Homme de lettres vgl. Herders Lebensbild 1, 2, 5. 8. 9. Die Pindarische Ode, welche Garnier S. 36 übersetzt, ist Pyth. II Vgl. ferner Haym, Herder 1, 347. Die daselbst erwähnten Auszüge aus Garnier kann Herder erst im Sommer 1765 gemacht haben, da Hamann erst Ostern das Büchlein von Nicolai erwartete. [2]) Hamanns Werke, die er damals sammelte. [3]) 'Swedenborgs unendliche Schwärmereien hatte Hamann kurz vorher durchwandert', Herders Lebensbild 1, 320. Die Recension von Kants Träume eines Geistersehers in der Allg. deutschen Bibliothek IV 2, 281 ist von Moses.

Vergessen sie nicht Mutter und Tochter auch im Namen Ihres abwesenden aber in Gedancken oft gegenwärtigen Freundes zu umarmen und empfehlen Sie mich bestens unserm gemeinschaftlichen Freunde. Mein alter Vater segnet Sie. Ich umarme Sie gleichfalls und ersterbe Ihr treuergebenster

Hamann.

3. An Nicolai.

Königsberg d. 21. September 1769.

Geliebtester Freund,

Erlauben Sie mir diesen vertrauten Titel, unter dem ich immer an Ihnen gedacht habe, ehe ich Sie noch persönlich kannte, und durch letzteres noch ein grösseres Recht dazu glaube erlangt zu haben, ohngeachtet der Ausnahme, die ich sonst gegen Berliner überhaupt zu machen gewohnt bin und ohngeachtet einer andern kleinen — Saumseligkeit, die ich noch lange Ihnen nachgetragen habe, welche Sie aber durch das gegenwärtige Merkmal nicht nur Ihres Andenkens sondern zugleich redlicher Achtsamkeit völlig ersetzen. Ich ergreife daher diese ebenso unerwartete als angenehme Gelegenheit mit beyden Händen, Sie wenigstens meiner aufrichtigen und unveränderten Ergebenheit zu versichern.

Was die Sache selbst betrifft; so bin ich nicht im stande Ihnen die geringste Bedenklichkeit entgegen zu setzen, und weil ich mich gar nichts mehr erinnern kann, so muss alles schlechterdings Ihrem eigenen Urtheil überlassen und anheimstellen. Ich setze den Bewegungsgrund Ihrer freundschaftlichen Anfrage zugleich als eine Richtschnur zur Ausführung zum voraus, und im Fall ich nur das Decorum eines Anonymi für mich selbst habe, werde niemals auch das ärgste überlassen; gebe Ihnen also carte blanche mit desto mehr Zufriedenheit, wenn dadurch der geringste Vortheil zu Ihrer Absicht oder Plan, auch nur bloss contrastweise oder per antithesin erreicht werden kann. Was ich vom Decoro des Anonymi gesagt, betrift nur eigentlich dasjenige, was ich selbst schreibe, das ich niemals weder recht Herz noch Lust gehabt habe mit offner Stirne zu rechtfertigen; ich suche dadurch nicht im geringsten die Urtheile anderer gegen mich einzuschränken und überlasse es jedem gern dasjenige selbst zu verantworten, was er selbst schreibt. Ich mache Ihnen diese verlorne Anmerkung, liebster Freund, nur auf allen Fall, dass der übrigen Correspondence dadurch nicht ein Haar entzogen wird, sondern alles der Wahrheit des damaligen Periods gemäss bleibt. — Ich schreibe bey Licht, welches gar nicht mehr gewohnt bin. Wenn Sie von meiner gegenwärtigen Verfassung nicht wissen, so melde Ihnen, dass über 2 Jahre bey der hiesigen Provincial Direction als Secretair-Traducteur arbeite, mit viel Zufriedenheit, aber so überhäuft, dass ich bey meiner verjährten Atonie des

Geistes kaum Augenblicke übrig behalte zu naschen, geschweige zu studiren. Unter allen häuslichen Druck und privat Mühseeligkeiten hoffe ich noch immer auf eine Zeit der Erholung, und ich bin zufrieden, dass mir mein gegenwärtiges Joch erträglich, ja bisweilen leicht fällt. Ausser meinem Beruf finden sich noch immer Kleinigkeiten, die meine unbändige Hypochondrie oder Phantasie in Wichtigkeiten verwandelt und vice versa, aber auch in diesem Betrug ist etwas unterhaltendes. Der Himmel weiss, wann ich unserm Freund Phädon sein agio wieder vergelten kann. Die Noth hat mich jetzt zu einem so guten Wirth gemacht, dass ich eines von seinen goldenen Pferden [1]) nunquam retrorsum, die er mir damals zum Vorspann vorstreckte, noch bis jetzt ihm zum Andenken aufgehoben habe. Ihren Rammler über[—] ich sich meiner zu erinnern, solang er nur meine Landsleute, wenn ich die Litthauer dafür ansehen darf, seine Freunde nennt. Seit dem Valetbriefe unsers Herders weiss nichts von ihm [2]). —

Einen guten Abend kann ich mir von Hrn. Lessings 2. Theil [3]) versprechen. Ist der Verfasser der Romantischen Briefe [4]) noch ein Räthsel? und darf man keine Fortsetzung erwarten? Umarmen Sie unsern lieben Phädon, den ich anderthalb mal gelesen aber nicht Zeit gehabt beurtheilen zu können. Rousseau's Anmerkung über Plato scheint mir ziemlich gegründet. Nun gute Nacht und Gottempfohlen bis auf ein glückliches und muntres Wiedersehen. Hamann.

Nicht im Hartungschen Buchladen, sondern auf dem Accise Zolldirekt. zu erfragen; nicht Sedentem sondern Stantem in telonio.

### 4. An Nicolai [5]).

Königsberg d. 27. Januar 1770.

Sie sind so gütig gewesen mir den 2ten Thl. der antiquarischen Briefe zu übersenden. Ich habe mich geschämt, dass ich

---

[1]) Goldstücke mit der Aufschrift numquam retrorsum hatte ihm Moses zu seiner Rückreise von Berlin nach Königsberg geliehen im September 1764 (Schriften 3, 300). [2]) Hier folgt die in Schriften 8, 1, 174 unvollständig, und bei Gildemeister 1, 2 etwas vollständiger abgedruckte Stelle: 'Mein blindes Gefühl' u. s. w. Aber weder Gildemeister noch Roth wussten, dass dieser Brief an Nicolai gerichtet war. [3]) Der 2. Theil der Antiquarischen Briefe war zur Ostermesse erschienen. [4]) Darnach erkundigte sich Herder schon im Januar (s. meine oben citirte Briefausgabe S. 34 letzte Zeile), und noch vier Jahre später bei Herder selbst Hamann (5, 69). Der Verfasser ist der Schweizer Leonhard Meister. [5]) Der Anfang dieses Empfehlungsschreibens, das ein Unbekannter am 14. Februar überbrachte, ist weggelassen.

kaum Zeit übrig gehabt habe selbige zu durchblättern und blos meinen Freunden hier ein Vergnügen damit machen können, welches ich desto lieber in gegenwärtigem Fall meinem eignen vorziehe, da ich mich nach meiner jetzigen Verfassung kaum der Form, geschweige der Materie dieses Briefwechsels gewachsen fühle. — Unser deutscher. Phädon scheint mich ganz vergessen zu haben. Die Nachricht von seinem Briefe an Lavater hat mich eine halbe Nacht wie Pilatus Weib, ich weiss nicht warum? schlaflos gemacht. Ich habe nicht ruhig seyn können, bis ich Lavaters Zueignung in Augenschein genommen. Der deutsche Bonnet ist mir unerträglich gewesen; der französische gefällt mir besser, Lavater selbst aber wie Phaethon, der über den Flug seiner Einbildungskraft den Tramontane [1]) zu verlieren scheint. Wir werden hier wol einige Posttage noch auf Hr. Mendelsohn Sendschreiben [2]) warten müssen. Eine Verlegenheit von beiden Seiten scheint mir in solchem Falle unvermeidlich zu seyn, und eine aufrichtige Erklärung kommt mir so unmöglich vor, als ich selbige für nöthig und statthaft halte. Ich empfehle mich Ihrem freundschaftlichen Andenken bis zu mehrerer Musse und in Erwartung einer Palingenesie meiner Fibern Hamann.

P. S. Von unserm Torsisten habe seit seiner Einschiffung nicht eine Zeile Nachricht erhalten. Er soll itzt in Paris sein; ich wünschte, dass er seinen Cursum bald vollendet hätte. M. Starck [3]) der einige äusserliche Ähnlichkeit mit ihm hat, thut nun seiner Academie die Ehre an Prof. extraord. Linguar. Orient. zu werden. a Dio.

### 5. An Nicolai [4]).

Königsberg d. 12. September 1770.

Wenn Sie oder unser Phädon Kinder haben, die Sie für die Geissel und das Gift der Blattern sichern wollen; so bedenken Sie sich keinen einzigen Augenblick Ihre Lieblinge der gewissenhaften Kunst und glücklichen Behändigkeit dieses in jedem Verstande braven Mannes anzuvertrauen. Ich schreibe Ihnen mit so viel Eifer und Zuversicht aus der dankbarsten Überzeugung, denn ohngeachtet ich ein blosser natürlicher Auctor und zwar

---

[1]) Vgl. Schriften 8, 1, 201. [2]) Bonnets Philosophische Untersuchungen der Beweise für das Christenthum, aus dem Frzs. übers. von Lavater, Zürich 1769, und die daran sich knüpfenden Schriften sind von Eberhard recensirt Allg. deutsche Bibliothek XIII 2, 370—396. [3]) Starck war drei Jahre älter als der 'Torsist' Herder. [4]) Der Impfarzt Dr. Motherby überbrachte dieses ihn empfehlende Schreiben, welches 5 Bogen Beilage enthielt, am 20. Oktober. Der Anfang ist im Drucke weggelassen.

per fas et nefas[1]) geworden bin: so biethe ich doch auch allen privilegirten bürgerlichen Vätern in der ganzen Mark und besonders zu Berlin, dem ombilico terrae, Trotz mich in väterlicher Innbrunst und Begeisterung zu übertreffen.

Hr. Kanter hat mir einige Beylagen zur Bestellung aufgetragen, die ich diesen Abend ganz nass aus der Presse erhalten und die seit dem August auf den Abdruck gewartet haben. Aus Warners Memoirs of the Life of Sir Thomas More von dessen Utopia London 1758 die ich vor wenigen Tagen aus London bekam, ersehe, dass ersterer noch eine Kirchengeschichte von England geschrieben. Seine History of the Rebellion and Civilisation in Ireland liegt schon seit einem halben Jahre bey mir, ohne dass ich noch Musse gehabt selbige anzusehen. Das andre Werk aber über die alte irrländische Geschichte soll nicht mehr in London zu haben seyn; wiewol mir Herr Green, der Freund unsres Kant, auch dazu Hoffnung gemacht. John Macpherson scheint in seiner Critical Dissertation eben nicht vortheilhaft davon zu urtheilen. — Ich war eben im Begriff mein Exemplar von des Hr. Prof. Kant Disputation[2]) für den Hrn. Mendelsohn beyzulegen, wenn ich mich nicht besonnen hätte, dass er selbige bereits längst mit der [?] würde erhalten haben.

Herr Herder scheint mich ganz vergessen zu haben; den letzten Brief erhielte von ihm ehe er von Riga an Bord stieg. Ich möchte fast des Magnier [?] sein Tant mieux! und tant pis! über Hume, auch über ihn ausrufen.

Ist es wahr, dass Herr Lessing an einem Deutschen Wörterbuche[3]) arbeitet? Deutschland könnte alsdenn sich und ihm dazu Glück wünschen. — Was macht der andächtige Lavater? Nimmt er keinen Antheil an dem Türkenkriege? Beiste Stakkar! sagt man in Lappland bey interessanten Auftritten, so wie heiliger Bruder! wenn sie einen liebkosend anreden. Conf. Leemius[4]).
Ich empfehle mich etc. Hamann.

---

[1]) Anspielung auf seine Gewissensehe, wie er selbst sein Verhältniss zur einstigen Magd seines Vaters nannte. [2]) In Hartensteins Ausgabe Bd. 2 Vorrede, die unter Nr. XVI aufgeführte.

[3]) Nicolai schrieb schon im Dezember 1768 an Herder: 'Zu einem Deutschen Wörterbuche hat er [Lessing] viel zusammen getragen; es wird aber wohl nie zu Stande kommen.' Und Eschenburg schrieb 1774 in einer Recension Allg. deutsche Bibliothek XXIII 1, 236: 'In Ansehung eines eigentlichen deutschen Wörterbuchs ist eine tiefere Untersuchung und genauere Bekanntschaft mit unserer Sprache nöthig, als bloss die grammatikalische. Keiner unsrer deutschen Gelehrten ist vielleicht dieser Arbeit gewachsener, als Herr Lessing, und wir freuen uns, zur Vollendung seines längst unternommenen deutschen Wörterbuchs nähere Hofnung geben zu können.' [4]) Knud Leem, De Lapponibus Finnmarchiae eorumque lingua, vita et religione commentarius. Havniae 1768.

6. An Nicolai.

Königsberg, den 27. März 1773.

Ew. HochEdelgeboren werden vermuthlich meine Erklärung in dem 22. Stück der hiesigen gelehrten und politischen Zeitungen [1]) gelesen haben. Da wir vielleicht beyde ein wenig zu partheiisch über den Handel des Ex-Mandarinen mit dem M. Coelius Serotinus urtheilen möchten: so mag die ganze Sache den Kunstrichtern, besonders den neuesten, zum Zeitvertreibe dienen, falls es ihrer Mühe lohnt. Wenn der Ex-Mandarin die Absicht gehabt mich lächerlich zu machen, oder abzuschrecken: so bin ich ihm gut dafür, dass ihm beydes nicht gelingen soll. Weder seine chinesische Caricatur, noch der rolandsche Tubus [2]) irgend eines andern Pseudo-Propheten, alias Projectmachers, werden mir das Ziel verrücken. Die erste die beste Musse soll meiner kleinen Handschrift gewidmet seyn, und ich werde alles von meiner Seite thun um den Durchgang der öffentlichen Censur zu erleichtern und die Weissagung des Urgrossvaters — in nostrae amicitiae memoriam — ohne sibyllinische Wucherung wahr zu machen. Dies ist alles was ich nöthig finde meinen schriftlichen und gedruckten Erklärungen — gegen Sie besonders, als ein Mann von Wort, hinzuzufügen. Ich schliesse aus meinem alten ehrlichen Montaigne II Ch. 17. Qu'on accuse, si on veut, mon project, mais mon progrez, non —

Erwarten Sie also bey Gelegenheit das Manuscript selbst um Schiedsrichter, oder was sie wollen, darin zu seyn. Mehr können Sie von einem ehrlichen und gleichgültigen Autor nicht erwarten, um dem Henker selbst das Maul zu stopfen. Si Dominus voluerit et si vixerimus, faciemus hoc aut illud.

Ich habe innerhalb 6 Wochen meinen Platon zum zweiten mal durchgepritscht. Seit 10 Jahren, dass mein empyrisches Studium unterbrochen worden und fast gänzlich aufgehört, ist mir die Sprache ziemlich ungeläufig geworden. Ich habe mich daher grösstentheils an den Faden der Übersetzung gehalten und bloss Stellenweise in den Text selbst geguckt. Auf die Woche bin ich willens den Xenophon zum ersten mal zu lesen durch und durch. — —

Mein kleiner unartiger Apoll, der heute seinen $3^1/_2$-jährigen Geburtstag feyert, zupft mir hier das Ohr, den M. Coelius Serotinus an das sauber gedruckte und mit Kupferstichen gezierte Buch zu erinnern. Haben Sie ein wenig Nachsicht für die Begeisterung eines etwas abergläubischen Vaters — — Warum hab ich nicht eben so viel Recht — als Malherbe, eine alte Magd, zum

---

[1]) Abgedruckt bei Gildemeister 1, 89. Zum Verständniss des Briefes dienen die im 4. Band von Hamanns Schriften stehenden Streitschriften gegen Nicolai. [2]) Schriften 4, 80.

Oracul meiner Kritik und Autorschaft zu machen. Der Knabe weiss schon seine ganze Bibliothek in folio, sein Spectaculum Naturae et artium[1]) das Neue Abcbuch, 50 alte griechische und römische Köpfe und noch einmal so viel Dinge mehr auswendig — Wenigstens ist er auf gutem Wege bald für seinen alten Vater die Stelle eines lebenden Nomenclator zu vertreten. Wenn eine Maintenon oder Beaumont sich seiner Erziehung annehmen sollte: so steh ich nicht dafür, dass er nicht alle französischen natürlichen Schriftsteller von 7 Jahr bald übertreffen wird.

Ew. HochEdelgeboren werden daher so gütig seyn unsre gemeinschaftliche Ungedult zu befriedigen, und dem Vater und Sohn den usum fructum der versprochenen Beute zu erlauben, ohne dass dem Eigenthumsrecht des Mien-Man-Hoam der geringste Nachtheil daraus erwachsen soll; sobald er sich darnach selbst melden wird; woran ich eben nicht verzweifele. Denn würde er wol die Nummer meiner Hausthür zu seiner Adresse gewählt haben, wenn er einer der neuen Pseudo-Propheten oder leidigen Projectmacher wäre, die in der Provinz weniger gedeyen als in einer grossen Residenz und Hauptstadt wie Ihr Berlin.

Um des Himmels willen! Hat das Mährchen von einer gelehrten Zusammenverschwörung oder einem Triumvirat[2]) im Reich der deutschen Litteratur einigen Grund? Man redt hier Wunderdinge davon. Sie werden am besten im Stande seyn, mir einiges Licht hierüber zu ertheilen — — Und was sagen Ihre dortigen Sternwarten zur Erscheinung des Mercurs? Man lobt ihren calculum — —

Ich thue aber, Höchst zu Ehrender Herr und Freund! zu viel Eingriff auf Ihre bevorstehende Messgeschäfte. Empfehlen Sie mich meinem alten Freunde Mendelsohn, dem Hrn. Prof. Rammler und Hrn. Meil und vergessen Sie nicht ganz, nach verrichteter Arbeit, Ihren aufrichtigen ergebenen Freund und Diener

Joh. Georg Hamann.

D. 28. Mart.

Vor langer Weil und ob fugam vacui.[3])

Wenn die Schweitzer unsere Väter sind (ich habe sie blos für Thorhüter unserer Sprache bisher gehalten) was heisst Zweis?[4])

---

[1]) Dies Buch interessirte noch den Leipziger Studenten Goethe in seinem Briefe an Cornelie 12. Dezember 1765 (Weimar. Ausg. IV 1, 32); es erschien in vier Sprachen (deutsch, lat., franz., ital.) mit Meilschen Kupfern. [2]) Merck, Goethe, Herder in den Frankf. Gel. Anzeigen. [3]) Diese letzte Briefseite schrieb er am Sonntage in fast unleserlichen Zügen. Er liebt solche Postscripta, vgl. Gildemeister 2, 424. [4]) Vgl. Schriften 4, 171, im nächsten Briefe erklärt ers mit 'diverbium der Römer'.

Wir Preussen sind wie Sie wissen keine Deutschen, und seit dem Tode meines letzten Hauswirths, des sel. Baron von Bondeli, kenne ich keine Schweitzer mehr in meinem Vaterlande, wo sie vermuthlich das französische Sprichwort: point d'argent, point de Suisse vertrieben.

Was sind winzige Nachtigallen?

Ausser andern Druckfehlern — im Concept des Ex-Mandarin hat gestanden orphische Eyer[1]). D. Faust ist ein wenig naseweise und nachlässig. Ich habe ihn bereits beym Pluton deshalb belangt.

Die beyden Definitionen sind nichts als Schlussfolgen und ohne die præmissen unverständlich.

Wissen und Thun sind freylich zwei sehr verschiedene Dinge, aber nicht geradezu das Gegentheil — als durch Schuld der Acteure [?]

Wenn Wunder und Zeichen nicht zur anschauenden Erkenntnis gehören: so verstehe ich gar nicht, was sehenswerth ist.

Ist es Ihr Ernst, mein l. Serotine! dass man in Berlin nicht Plus und Minus versteht. Sie mögen bey meiner Treu, da weder punico noch prutencia noch Sinica ist, Recht haben —

Wie heist das Wort [?] in Ludovici.[2]) Ich habe kein deutsches Kaufmannslexikon und verlange auch keins anzuschaffen. Wenn Sie mir le Dictionnaire des Finances par M. Peschier, das Beaumont in den Memoires pour servir à l'histoire generale des Finances (Preface XII) anführt verschaffen und auftreiben können, welches ich seit 3 Jahren umsonst aus Frankreich verschreiben lasse, so bitte es mir zu verschaffen und mit meinem Hr. Gevatter dort zu berechnen. Meine Commission geht höchstens bis 15 Thlr. ungefehr. Wenigstens bitte mir eine Idee [?] bey Gelegenheit von dem Buche aus. In Eil — Es geht zur Messe.

### 7. An Nicolai.

Königsberg, den 7. Juni 1773.

Der Anfang steht in Hamanns Schriften 5, 34—36. Wir bringen aus dem dann Folgenden nur das Wichtigste. Zur Fortsetzung des Sebaldus Nothanker mahnend, schreibt er:

Wer ist hierzu tüchtiger als mein Freund Nicolai in Berlin, der in der Theorie und Practik des Handels sowol als den Geheimnissen der deutschen Autorwelt und Autorschaft ein Rupertus expertus in gradu superlativo seyn muss. Was denken Sie von — und was sagen Sie zu — dem apokryphischen Versuche einer Schrift auf Subscription, über die Möglichkeit, dass die Gelehrten

[1]) Schriften 4, 175. [2]) Über dies Buch vgl. Herders Briefwechsel mit Nicolai S. 136.

Eigenthümer ihrer Schriften werden? — Aber um Vergebung, mein Herr! Sie sind mir würklich ein wunderbarer Mann, aus dem man gar nicht klug werden kann. Einem ex-chinesischen Betrüger thun Sie die Ehre an ihm in einem gedruckten Sendschreiben für ein Manuskript von 4 Bogen zu danken; und mir antworten Sie keine Sylbe auf meine treuherzige und uneigennützige Anerbietung einer Handschrift, die ich so bald ich Lust dazu bekäme in 4 kleinen Oktavbändchen nach dem neuesten auszumünzen im stande bin. — — Unser Herr Lotteriedirektor Kanter ist noch nicht hier. Ich weiss also nicht, ob ich durch Ihre gütige Vorsorge das Dictionnaire des Finances erhalten werde, welches mir um so lieber jetzt wäre, da ich in der letzten Ziehung der Hannoverschen Lotterie 100 rthlr. in Golde gewonnen und also mit viel Gemächlichkeit meine Jahresrechnung im Kanterschen Buchladen sogleich abzutragen willens bin, als die einzige und letzte Schuld, die mir noch auf dem Herzen liegt. Ich weiss aber nicht wie viel für agio in Golde ich unserm Israeliten Mendelssohn schuldig bin. Wie sehr wünschte ich sein Äsculap zu seyn — 'Kindermachen, Kindermachen, sagte mir ein grosser Financier in Pekim, erschöpft die animalische Haushaltung mehr als Predigen und Bücherschreiben'. Wozu bedient er sich nicht des mosaischen beneficii, der Ribbe seines Leibes einen Scheidebrief zu geben? Statt eines Hahns bleibt er mir den Phädon und den 3ten Theil der philosophischen Schriften schuldig. Grüssen Sie ihn statt des agio in meinem Namen, so oft Sie ihn sehen und sprechen, Morgens, Mittags und Abends. — — Dieser geschwätzige Brief ist gewiss ein Vorbote meines herannahenden Alters. Die grauen Haare finden sich auch schon an einem Augenbrauen. Anstatt eines fontenellischen: O Sparte! Sparte! werde ich ehestens epigrammatisiren: O Athen! O Athen! Kein Goldwasser! Keine Magentinctur! Keinen sokratischen Kelch des Heils! Wie übel, und weh und See-siech!

O Navis! referent in mare te novi
Fluctus?[1]) O! quid agis?

Sie werden keine Zeile mehr von mir sehen biss nach Empfang Ihres zweyten Theils des M. Sebaldus. Ich empfehle mich Ihrem Andenken als Ihr aufrichtig ergebenster Freund und Diener

Hamann.

8. An Nicolai.

Königsberg d. 18. August Dom. XI p. Trin. 1776.

HöchstzuEhrender Herr und Freund,

Exegi — besser weiss ich Beyliegendes[2]) Ihnen nicht zu überreichen, die mir so sauer geworden als irgend eine Arbeit in

[1]) Nach dieser Interpunction zu schliessen, citirt er Bentleyschen Text. [2]) Katalog seiner Bibliothek.

meinem Leben, dem es an Köstlichkeiten oder Mühseeligkeiten niemals gefehlt. Es muss etwas in meiner Natur liegen, das allen mechanischen Handgriffen zuwider ist, besonders denjenigen, die zum Packen, Fleyhen[1]) und Rangiren gehören. Ich kann keine Unordnung leiden, bin aber auch gar nichts im stande in Ordnung zu bringen. Ungeachtet der unzähligen Bedürfnisse bey meiner fast wallfahrenden Lebensart hab ich niemals mein Gepäcke selbst machen können. Ich habe also niemals meine kleine Bibliothek selbst gefleyht, und jetzt darin so wühlen müssen, dass alles um mich herum liegt in meinem kleinen Hause. [Nun folgt eine Beschreibung des Katalogs seiner Bücher, die er verkaufen wollte, und zum Theil verschenkt.] Da mein Landsmann Herr Kapellmeister Reichard Ihr guter Freund ist: so ersuche ergebenst, ihm nebst einem Exemplar Einliegendes von unserm Kreuzfeld einzuhändigen. Meinem ältesten dortigen Freunde Hrn. Mendelssohn etwa auch eins. Kenne übrigens keine Gelehrten als die Herrn Prof. Rammler, Sulzer und Merian, der damals mich auch mit dem dono der Pucelle d'Orleans beehren wollte, welches ich aber ausschlagen musste, weil mir der Druck zu fein war. Ich schätze übrigens sehr dies Gedicht und glaube, dass es leider! länger leben wird als die liebe Henriade. Wenn mein jüngster Freund[2]) in Charlottenburg, den ich gern von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt hätte, wenn es Sein und Gottes Wille gewesen wäre, kein Liebhaber von Catalogen ist: so geben Sie es ihm als einen Vorboten meiner bürgerlichen Sterblichkeit. Verliere ich alle meine Bücher: so hab ich keinen eignen Haushalt mehr nöthig, und hätte manchmal Lust meine 3 Kinder den Philantropisten in Dessau zu vermachen zu ihren Experimenten, wenn ich es nicht für anständiger hielte in meinem Vaterlande mit ihnen zu verhungern, wie zu den Zeiten schwerer Belagerung. — Den Beschluss Ihres Nothankers habe ich auf der Stelle gleich durchgelesen. Er hat mir eben so sehr gefallen als dem ganzen Publico; aber Ihnen aufrichtig zu gestehen, wenig erbauet, welches doch mit zu Ihren Absichten scheint gehört zu haben. Dass endlich Ihr Held durch eine leidige apokalyptische Zahl sein Glück macht, konnte zufälligerweise den alten Aberglauben an dies verfolgte Buch mehr befördern, als das verschwendete Salz über selben auszubeizen im stande seyn wird. Sollten Sie in den Pränumeranten biss zur

---

[1]) Fleyhen ist noch jetzt Königsberger Ausdruck für: schichten. Hamann bildet das Particip gefleiht, Scheffner dagegen in seiner Selbstbiographie S. 36: gefliehen. [2]) Eberhard, mit dem Hamann damals schon seit vier Jahren correspondirte. Denn Eberhard schreibt 3. Oktober 1772 an Nicolai (ungedruckt): 'Von Hamann habe ich heute einen langen, lustigen aber apokalyptischen Brief erhalten.' Seine Preisschrift ist die Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens, vgl. Jördens, Lexikon 1, 422 Anm.

Zahl 665 gestiegen seyn: so bitte für meinen Namen ein Plätzchen für die unmittelbar darauf folgende Nummer[1]). — Ungeachtet ich gar keine Zeitungen beynahe als von ohngefehr lese: so habe doch aus einem Blatte ersehen, dass unser Freund Eberhard auch den letzten Preiss davongetragen. — Ins zehnte Jahr leb ich nunmehro in meinem Vaterlande, ohne zu begreifen, wie ich so lange ohne Nachtheil meiner Gesundheit habe aushalten können. Wie nöthig ich Erholung, Zerstreuung und eine Pause nöthig hätte, können Sie leicht selbst erachten. Den 27. hujus soll ich mein 47. Jahr antreten; habe aber keine Lust meinen Geburtstag wie sonst zu feyern; will ihn auf den Geburtstag meines Sohnes verlegen, der d. 27. Sept. einfällt. Gott gebe nur, dass Sie diesen Brief lesen können. Der verwünschte Catalog hat an allem Schuld, dass mir der Kopf so wüste ist; ich hab ihm auch schon mehr als einmal wie Scarron[2]) seinem Schlucker [?] gedroht. Vergessen Sie nicht Ihren Freund und Diener

Johann Georg Hamann.

### 9. Nicolai an Hamann.

Leipzig den 11. October 1777.

Hochzuehrender Herr und Freund!

Ich muss endlich wohl einmahl ein Zeichen des Lebens von mir geben. Ihre beyden letzten Briefe von Dominica XI. p. Trinit. 1776 und vom Weihnachts Heil. Abend 1776 habe ich seit beynahe Jahr und Tag vor mir, in der guten Absicht Ihnen darauf vielerley zu sagen, und vielerley mit Ihnen zu plaudern. Diess ist aber nicht so leicht wenn man 80 bis 100 Meilen von einander entfernt ist. Ich bin von Geschäften erdrückt, und weil mich die gerechte Rache des Schicksals, dafür dass ich so oft über Diplomata gespottet habe, unter lauter diplomatischen Büchern und Archiv Urkunden seit Jahr und Tag begraben hält; so hab ich mir durch vieles Lesen die Augen so rechtschaffen verdorben, dass ich fast nichts mehr schreiben kann, sondern alles dictiren muss. Also nur 2 Worte, wie schon gesagt, nur zum Zeichen meines Lebens.

Wir halten's mit einander gerade umgekehrt wie die meisten Eheleute, wir zanken uns öffentlich und lieben uns heimlich, dafür aber auch schreiben wir unsre Zankschriften dergestalt, dass sie uns beyden nicht verständlich sind; unsere Liebesbriefe hin-

---

[1]) Zur apokalyptischen Zahl 666 vgl. die boshafte Anmerkung in der Allg. deutschen Bibliothek XXIV 1, 294 und Hamann. Schriften 5, 155. [2]) Scarrons Roman wird in den Briefen jener Zeit häufig citirt, z. B. Sulzer an Gleim 1746: 'Denken Sie an Scarron, der im Gefängnisse gescherzt hat.' Körte, Briefe der Schweizer S. 34.

gegen, die uns gewiss mehr von Herzen gehen, so, dass wir fein wissen, was wir damit sagen wollen.

Ich habe alle Ihre Zankschriften gelesen, und wenn Sie beym Schreiben nicht üblere Laune gehabt haben als ich beym Lesen, so ist aus Ihrem Herzen aller Groll vertilget, bis auf den kleinsten, der an die Wand pisset.

Es ist mir sehr angenehm wenn die Vorrede des Almanachs Ihnen das Gegengift auch nur einer halben schwermüthigen Stunde geworden ist. Die Schwermuth ist eine Kupplerin die uns den Genuss der lieblichsten Schönen anbeut und uns mit hesslichen Metzen zusammensteckt, welche uns die Fr—„—„ ins Blut bringen, so dass wir glücklich genug sind, wenn wir nur mit dem Verlust der Hälfte unserer Sinne genesen können. Dass übrigens die Lieder nicht authentisch alt wären, haben ihre Freunde ebenso ungerecht gemuthmasset, als dass Bunkel nicht ächt englisch wäre. Die Lieder stehen grösstentheils in einer alten Samlung Bergmanns-Lieder, die im 16. Jahrhundert schon in Nürnberg gedruckt worden; selbst No. 15 von Furwitz [1]) der Kramer steht fast wörtlich darinnen. Ich dachte Ihnen mit diesem Briefe den 2ten Theil übersenden zu können, wovon schon seit einigen Monaten Bogen gedruckt sind, da ich aber, wie schon gesagt, jetzt in Archiv-Urkunden nach Männern suche die längst vergessen sind, und nach Häusern welche längst umgerissen worden, so habe ich noch in einigen Monaten nicht Zeit an Volkslieder, Genies und andre solche ungelehrte Sachen zu denken. Ich habe diesen Sommer eine Reise nach Brandenburg gethan um die Alterthümer des Doms zu untersuchen, und unter andern zu meinem grossen Vergnügen im Kreuzgange viele Wände voll fast verloschener Innschriften entdeckt, die vermuthlich aus dem 14. Jahrhunderte sind, und allen Brandenburgischen Geschichtsschreibern unbekannt geblieben; jetzt ist man mit dem Abschreiben und Abzeichnen beschäftigt, welches sie vielleicht mehr verdienen, als die Inschriften auf den beschriebenen Bergen Arabiens. Sollten Sie also von mir nächstens zwar nicht Marmora brandenburgensia aber doch lapides brandenburgenses mit einem gelehrten Commentario in folio, im Messcatalogo angekündigt sehen, so wissen Sie doch wovon die Rede ist. Es gebührt sich, dass ein Autor, der sich ehrlich durch die Welt schreiben will vom Ysop dem Friedensverlocker [2]) sich bis zur Ceder eines diplomatischen Commentars in folio erhebe, und hiermit Gott befohlen. Gott behüte Sie vor Fiebern, Versen, Urkunden und Missvergnügen mit der Welt, welches ärger als die Krätze ansteckt, und nicht einmal

---

[1]) Im Feynen kleynen Almanach 1, 93 beginnt die Nummer XV Eyn Fassnacht-Reyen mit den Worten: 'Furwitz der Cramer hat vil Waar Gebracht aus fernen Landen'. [2]) Spielt er vielleicht auf Psalm 51 Vers 9 an? oder I. Buch der Könige 4, 33?

wie die Krätze ein Heilmittel wider die Schwermuth ist. Unser Freund Moses, der bey mir ist, ob er gleich nicht bey mir ist, grüsst Sie von Herzen, und Freund Eberhard, welcher zu Charlottenburg seine Bauren, die Bürger heissen wollen, in heil. Orthodoxie lehret, und vergnügt bey seinem Weibchen und ein paar Freunden unter seiner Linde den Sokratischen Becher trinkend alles gelehrte Geschmiere mehr nicht achtet, als das Geschwirre der Wespen um seine Apfelbäume, grüsset Sie desgleichen, und ist nicht wenig erfreut, dass Ihnen seine Apologie nach öfterem Genuss nicht minder schmeckt. Er will nun endlich diesen Winter zum 2ten Theil [1]) schreiten, quod D. B. V. Und hiermit nochmals Gott befohlen. Ich bin von Herzen Ihr ergebenster

Nicolai.

**10.** An Nicolai.

Königsberg, Dom. Misericordia [4. Mai] 1783.

Höchst zu Ehrender Herr und Freund,

Herr Pr. Köhler schickte mir den 11. Januar eine gedruckte Bestellung zur Pränumeration Ihrer Reisebeschreibung zu. Ohngeachtet meiner wenigen Verbindungen mit dem hiesigen respectiven Publico und meiner ökonomisch philosophischen Abneigung gegen alle Geschäfte κατ' ἐξοχήν, war es mir überaus angenehm, nach so langer Zeit ein Merkmal Ihres freundschaftlichen Andenkens zu erhalten. Über den Wunsch, Sie von meinen ebenso unveränderten Gesinnungen zu überführen, schlich sich auch der Wunsch in mein Herz, Ein Exemplar zu gewinnen, weil ich zum grösten Leidwesen meiner Philosophie und Ökonomie kein baares Buch mehr zu lesen im stande bin. [Folgt die Pränumerantenliste.] Wiewol ich als ein alter emeritus hier auf der Bärenhaut liege, und nicht mehr eigne Jagd thun kann: so freut es mich doch in meiner Seele, meinem Freunde von Schriftsteller und Verleger einen Leckerbissen abgeilen oder sine dolo malo ablauren zu können. Ich schmeichele mir daher, dass Sie sich bey dieser Gelegenheit erinnern werden, mir Ihren Versuch über die Tempelherren und das doppelte Geheimniss beyzulegen. Ich schäme mich ein geliehenes Exemplar noch länger zu behalten, und habe eben so wenig Lust, selbiges vor der Hand wiederzugeben, wegen des noch wie es scheint hangenden Processes, an dem ich aus manchen Beziehungen, wie Sie leicht erachten können, den nächsten Antheil nehme, bei einer ebenso grossen Entfernung von einer zu merkurialischen oder zu saluminischen [?] Kritik. Non nostrum est, tantas componere lites. Der Misverständnisse möchten aber von beiden Theilen so viel

[1]) Über den zweiten Theil von Eberhard, Neue Apologie des Sokrates vgl. Nicolais Gedächtnisschrift auf ihn, S. 24 ff.

seyn, dass die Differenz auf weniger denn nichts herausliefe; und wenn auch in diesem ganzen Handel von reiner Wahrheit die Rede wäre, und seyn könnte: so wird jeder unpartheiische Richter wie Pontius Pilatus sagen — 'Phänarete war keine Xantippe.'

Grüssen Sie unsern alten Freund Moses Mendelssohn auf dessen Psalmen aber — ich weis nicht was? — ich mich auch im Geist freue. Leben Sie nach Herzens Wunsch und behalten Sie in gutem Andenken Ihren ergebnen Freund und Diener

Joh. Georg Hamann.

Zum Schlusse geben wir eine Übersicht der Gesammtcorrespondenz Hamanns mit Moses und Nicolai, welche den Werth der vorstehenden Veröffentlichungen überschauen lässt. Die gesperrt gedruckten sind unsere Nummern, die eingeklammerten fehlen.

1762 11. Februar Hamann an Moses Hamann, Schriften 3, 123.
2. März Moses an Hamann „ „ 3, 129.
5. März Hamann an Moses „ „ 3, 134.
[? März Nicolai an Hamann.]
21. März Hamann an Nicolai „ „ 3, 140.
[1. Juli Nicolai an Hamann.]
3. August Hamann an Nicolai „ „ 3, 172.
21. Dezember Hamann an Nicolai Nr. 1.
1764 6. November Hamann an Moses Nr. 2.
1765 1. April Hamann an Moses Hamann, Schriften 3, 330.
1769 21. September Hamann an Nicolai Nr. 3.
[29. Oktober Nicolai an Hamann.]
1770 27. Januar Hamann an Nicolai Nr. 4.
12. September Hamann an Nicolai Nr. 5.
13. September Hamann an Moses Hamann, Schriften 5, 3.
1771 [13. April Nicolai an Hamann.]
22. September Hamann an Nicolai Dorow, Denkschriften 1, 121.
1773 27. März Hamann an Nicolai Nr. 6.
[24. April Nicolai an Hamann.]
7. Juni Hamann an Nicolai Nr. 7 und lückenhaft in Hamann, Schriften 5, 34.
[27. September Nicolai an Hamann.]
1776 18. August Hamann an Nicolai Nr. 8.
24. Dezember Hamann an Nicolai Dorow, Denkschriften 1, 123.
1777 5. Oktober Hamann an Moses Hamann, Schriften 5, 252.
11. Oktober Nicolai an Hamann Nr. 9.
1783 4. Mai Hamann an Nicolai Nr. 10.
[26. Juli Nicolai an Hamann.]

Möglicherweise sind die fehlenden Briefe in Hamanns Nachlass vorhanden. Ihre Daten sind aus Nicolais Notizen festgestellt.

Steglitz. Otto Hoffmann.

## Aus ungedruckten Briefen Herders an Hamann.

Unter den Quellen zu Herders Leben ist sein Briefwechsel mit Johann Georg Hamann von besonderer Wichtigkeit. Die Jahre 1764 bis 1787 umfassend reicht er von Herders schüchternen Anfängen bis zur Höhe seines Lebens. reichhaltig, traulich und vertraulich wie kein anderer aus diesen Jahren. Für die spätere Zeit nehmen die Briefe an Georg Müller annähernd eine gleiche Stelle ein, hier wie im Verkehr mit Hamann macht sich vornehmlich das Menschliche geltend: dem jungen Schweizer Freunde wird Herder, was ihm Hamann gewesen ist, und sein pädagogischer Trieb. seine Freude am Lehren und Leiten findet in den Briefen an Müller einen eben so vollkommenen Ausdruck wie in denen an Hamann das Bedürfniss, sich einem Älteren anzuvertrauen und in Verehrung hinzugeben. Was Goethe in seiner unvergleichlich feinen Charakteristik Herders den abstossenden Puls seines Wesens genannt hat, davon ist in seinem Verkehr mit Hamann selten etwas zu spüren, eine Entfremdung ist zwischen ihnen niemals eingetreten: auch in der Zeit, wo sie sich weniger verstehen, bleiben sie sich innerlich zugethan. Sie vertrauen sich, wie rechte 'Gevattern', alles und jedes an; ihre Briefe führen uns aus dem Amts- und Arbeitszimmer in die Wohn- und Kinder- und Wochenstube, aus der Bibliothek in den Garten: Hauskreuz und litterarische Erfolge, Urtheile über das, was die letzte Messe gebracht hat, und über Personen der Umgebung, Nachrichten von Hof und Stadt, eins lagert sich zum andern, wie es trifft. Wochen-, bisweilen monatlang wird mit verschiedenen Ansätzen an diesen 'Zeitungsbriefen' geschrieben; bunt und lässlich stilisirt sind sie, wie Zei-

tungen, und auch lang wie Zeitungen; zum ersten Bogen (Quartformat) gibt es oft eine Beilage, wenigstens ein Beiblatt, und es füllt sich, wie das Hauptblatt, in engen Reihen mit kleiner, gedrängter Schrift. Auch so wird das Bedürfniss, sich die Dinge, 'bona mixta malis' von der Seele zu reden nicht völlig gestillt. 'Leben Sie wohl, lieber Alter!' heisst's dann zum Schluss. 'Meine Seele wandert oft zu Ihnen herüber und hangt an Ihrem Halse. O dass uns Zeit und Raum so weit trennen!' (März 1782, ungedruckt).

Erst seit Haym seine Herderbiographie auf dem gesammten, unverdrossen durchforschten Quellenmaterial aufzuführen begonnen hatte, ist man auf die Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit der bisherigen Publication des Hamann-Herderschen Briefwechsels aufmerksam geworden. Friedrich Roth, der sich als Herausgeber von Hamanns Schriften ein entschiedenes Verdienst erworben hat, ist doch mit der Correspondenz mehr, als man denken sollte, nach der alten Manier verfahren; nach eigenem Bedünken hat er in Hamanns Briefen, viel mehr noch in den Briefen an Hamann, Streichungen vorgenommen und mit vermeintlich Unwichtigem dem Leser nicht Weniges vorenthalten, was litterarisch von erheblichem Belang ist. So habe ich unlängst erst Hamanns Äusserungen über Friedrichs II. Schrift De la littérature allemande hervorgezogen. In 'Herders Lebensbild' sind dann, so gut es der Herausgeber Emil Gottfried von Herder verstand, die Briefe vollständig gegeben worden, doch ist diese formlose Quellensammlung bekanntlich nicht über die Strassburger Periode vorgerückt, und die Correspondenz mit Hamann findet sich darin nur bis zum Frühjahr 1769.

Nach einer ungefähren Schätzung, die eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist, fehlen in dem Briefwechsel, wie ihn Hamanns Schriften bieten, fünfzig Nummern. Der erste, der zur Ausfüllung der Lücken beitrug, war Düntzer. Im Bremer Sonntagsblatt, 1859 Nr. 42 und 43, veröffentlichte er Ungedruckte Briefe zwischen Herder und Hamann, sieben von Hamann, drei nebst einem umfänglichen Brieffragment von Herder. Der Abdruck ist ungenau, vielleicht nach Abschriften, die Ferd. Gottfr. von Herder geliefert hatte, veranstaltet. Den ersten Brief Herders datirt Düntzer aus

freier Hand: 'Weimar im Januar 1774'. Dergleichen konnte vor dreissig Jahren geschehen. Es bleibt ihm das Verdienst, uns zwei Briefe gerettet zu haben, von denen sich im Nachlass nichts mehr findet: Hamann an Herder, 24. März 1779 und Herder an Hamann, 6. Mai 1779. Auch ist Düntzer der einzige geblieben, der den Bestand vermehrt hat; denn der in der 'Gegenwart' 1874 (6, 187) gedruckte Brief Hamanns an Herder ist, wie auf den ersten Blick ersichtlich, eine Fälschung (vgl. Haym, Herder 1,742[1]).

Geraume Zeit erst nach der Vollendung der Herder-Biographie ist nun eine beträchtliche Anzahl von Briefen Herders an Hamann zum Vorschein gekommen, eine wahre Bereicherung des an Briefwechseln so reichen Herder-Archivs. Zweiunddreissig Nummern: ein Brief aus Königsberg (Juni 1764), neun aus der Rigaer Zeit (drei aus dem Jahre 1765, der letzte an dem Tage geschlossen, wo Herder seine Seereise antrat), vier aus Bückeburg, achtzehn aus Weimar, darunter der erste, der von dort nach Königsberg gegangen ist; der letzte ist vom 15. Februar 1787. Nicht mitgezählt ist bei den weimarischen ein Brief, den Herder für seinen kleinen Sohn August (Hamanns Päthenkind) geschrieben hat, und ein langer Brief von Caroline Herder, welche sonst mehrmals ihre Nachrichten eigenhändig den Briefen ihres Mannes bei- und anfügt.

So ist nun das handschriftliche Material, soweit es heute noch erreichbar sein wird (es müssten denn noch die zwei seit 1859 durch Ferd. Gottfr. von Herder verzettelten Stücke sich finden) beisammen. An eine Herausgabe der gesammten Correspondenz Herders im Anschluss an seine Sämmtlichen Werke wird noch lange nicht zu denken sein. Desto nothwendiger ist die wissenschaftliche Publication einzelner wichtiger Briefwechsel. Mit dem Nicolai-Herderschen hat im vorigen Jahre Otto Hoffmann einen trefflichen Anfang gemacht. Es freut mich, mittheilen zu können, dass er mir für die Herausgabe der Hamann-Herder-Briefe gut gesagt hat. Es wird eine langwierige Arbeit sein, da auch ein rüstiger Arbeiter in dem Gestrüpp der Hamannschen Briefe schwer vorwärts kommt. Ich schicke also hier einige Proben voraus, um von der Wichtigkeit des Unveröffent-

lichten einen Begriff zu geben. Ich wähle sie aus den Weimarer Briefen, welche am deutlichsten den oben beschriebenen Charakter tragen, und gebe daraus nur so viel, als zum bezeichneten Zwecke erforderlich ist.

1.

Weimar, den 13. Januar 1777 am HilariusTage.

Gott mit Ihnen, lieber H. Ein verpflanzter Mensch ist wie ein Kind neugebohren: er muss also lang erst nach Luft schnappen und Dinge sehen lernen, wie sie sind, ehe er spricht und sprechen kann: so wars auch mit mir, desswegen schreibe ich so langsam und vielleicht noch zu früh . . . . . [Aufbruch von Bückeburg. Reise über Halberstadt. Einkehr bei Gleim.] Endlich kamen wir den 1. Oktober 1776. Abends um 10 Uhr, hier an. Es war eben an dem Tage wenige Stunden vorher ein falscher Feuerschrecken in unsrer Nachbarschaft gewesen, daher die Sprützen noch standen und wir von mehr Leuten empfangen wurden, als wir so spät glaubten. Die Küsters aller Kirchen umringten mich mit ihren Küsterformularen: das grosse leere Haus dicht hinter der Kirche, ein blinder Nachtwächter, der dicht unterm Fenster das Lied 'Eins ist noth, ach Herr' sang und es aus blosser Höflichkeit ganz aussingen wollte und eine Reihe andrer Umstände machtens sehr wüst um uns her: meiner Frauen Bruder, der aus Darmstadt seiner Gesundheit wegen hieher kommen war und uns mit empfing, war das einzige bekannte Gesicht, an das wir uns hielten.[1]) Den Morgen drauf war Alles, wornach ich frug, nicht zu Hause: der Präsident des Oberkonsistoriums als mein gewesner Vokationskorrespondent, Herzog, Goethe[2]) etc. Meine HHrn. Kollegen also und Wieland waren die Einzigen, die ich sah, um doch was gesehn zu haben. Von letzterm ging ich sogleich mit dem Eindruck fort, ihm auf der Welt nichts mehr übel zu nehmen, so ein schwacher, guter Mährchenträumer ist er persönlich. Er ist in Nichts hassens- eher Mitleidswürdig in seinem Gespinste, das zu seinem Wesen, seiner Haushaltung, seinem schwachen Nervenbau leider so gehört, als jetzt die Merkurfabrik zu seiner Existenz. Er hat eine Reihe von 5. Mädchen, eine schwächliche sehr gute Frau, seine Mutter, die Seniorin in Biberach gewesen und sehr an mir hangt: alles in seiner Wirthschaft hängt so sonderbar, seiden und Spinnwebmässig zusammen, als seine Gedichte und Romane. In

---

[1]) Vgl. Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds v. Herder von Carolina v. Herder 2, 3. [2]) Goethes Tagebuch 1. Okt. Nach Erfurt, kam der Herzog mit Wedeln. 2. Okt. . . . Weggeritten . . . Nachts zu Herdern. Mit ihm gessen. 3. Okt. Morgends Herder zum Herzog.

den ersten Wochen konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, als ob ich einen träumenden Menschen vor mir hörte; noch oft wandelts mich an: er ist aber sonst, das Steckenpferd seiner Autorschaft ausgenommen, ein guter Mensch und hat in manchen Dingen bon-Sens, wo ihn andre nicht haben. — — Es würde Sie und mich eckeln, wenn ich so im Tagbuch meines Hieseyns fortführe durch alle die Besuche und Gegenbesuche, Präsentationen und Handschläge der Geistlichen des ganzen Landes etc. Da 10. nach meiner Stelle gestrebt hatten, so war ich dem Pöbel als Atheist, Freigeist, Socinianer, Schwärmer verschrien: und da ich mich nun hier, wie ich bin, zeigte, predigte u. dgl. so gings mir wie Paulus auf Malta, da er die Otter wegschleuderte. Meine erste Predigt, die ich in aller Ruhe eines Unwissenden aller vorigen Gerüchte hielt, wandte mir hohes und niedres Volk so unglaublich zu, dass ich nun freilich auf ein so leicht gewonnenes Gut nicht viel rechne, es doch aber zum Anfange als eine sehr gute Schickung und Hülfe ansehen muss . . . . .

Ich geniesse so viel Zuvorkommenheit und Auszeichnung, als ich nur verlangen kann, schränke mich aber sehr ein, daher Sie keiner Lügensage trauen müssen, die nach der jetzigen Mode über Weimar und also auch über mich ergehet.[1]) Der Herzog, ein guter Naturvoller Mensch, der manchmal Blicke thut, dass man erstaunet, ist mir gut, besucht mich zuweilen, wir haben aber weiter keine Gemeinschaft zusammen, als bei Concerten, oder der Tafel, wenn ich zu ihr geladen werde. Meine Frau ist der jungen Herzogin, zu der sie manchmal gehet, mit Leib und Seele zugethan und ich nicht minder: sonst aber und im Ganzen leben wir hier einsamer und zurückgezogner als in Bückeburg selbst, weil ich bei so vielen Menschen, die einem im Anfange durch die Hände gehen, noch nicht den wahren Schatz, einen Freund, habe. Der uns am meisten besucht, ist Wieland, wir berühren uns aber nur am Rande — —

— Seit ich hier bin, ists, als ob ich zwischen Feenbergen wohne, aus Lethe getrunken und mich der Sachen nur im Traum erinnre. Und was das sonderbarste dabei ist, finde ich hier soviel Ähnlichkeiten mit meinem Aufenthalt und Antritt in Liefland, dass ich oft mich selbst erwecken muss. Mein Präsident Lynker ist gerade wie dort der Rektor der Domschule Lindner: dieselbe Aufnahme, derselbe laute Beifall und Kopfschütteln der HH. Kollegen, dieselbe Stadt und Nation — Das ist mir im Ganzen gut, denn dort habe ich mich sehr wohl befunden. Besuchen Sie mich und wir sehen uns hier, wie wir uns dort sahen, so ist die Ähnlichkeit vollkommen und ich muss sagen, dass ich daran nicht verzweifle . . . .

[1]) Vgl. Erinnerungen 2, 4 und den dort als Quelle benutzten Brief Herders an Hartknoch vom 13. Januar 1777. Von und an Herder 2, 79.

2.

Weimar, den 17. Februar [1783].

Nur um ein Zeichen des Lebens von mir zu geben, schreibe ich heut, bester Einziger meiner Freunde. Ich habe mich von einem Fieber wieder erholt, das mich vorige Woche im Bett hielt und mir noch nicht recht aus den Gliedern ist: indess bin ich heut und gestern aus gewesen. Sie werden vielleicht schon durch die Zeitungen von der Freude unsers Landes wissen, das den 2. Februar endlich seinen Wunsch und lange Hoffnung, einen Erbprinzen erhalten. Mittwoch war die Taufe und ich lege die Taufrede bei; zuerst in einem beschnittenen Exemplar, das bessere sollen Sie für sich und meine Schwester mit der allmälich annahenden Messe erhalten. Bei der Geburt ists hart hergegangen und das Kind, das ungewöhnlich gross und stark ist, ist am Rande des Lebens gewesen; dafür befindet es sich jetzt desto besser und gesunder. Der Herzog ist ungewöhnlich froh, die Herzogin innig erquickt, weil sie Gott ihren langen Wunsch fast ohne Hoffnung (denn sie erwartete wieder ein oder gar 2. Mädchen) hat erleben lassen. Meine Frau besucht sie oft und von der Seite lebt alles hier in Gedichten, Glückwünschungen und Freude. Meine Anrede bei der Taufe beurtheilen Sie nach dem Auditorio gnädigster Taufzeugen und einer Menge des Adels, aller Diener und einiger tausend Personen des Volks, denen nichts anders, Eingängliches in* ihr Ohr, gesagt werden konnte. Unser Capellmeister Wolf, Reichards Schwager, arbeitet jetzt an einer Cantate zum Kirchgange, den Gott frölich und gesund wolle seyn lassen. Und so viel hievon. Nun von uns selbst. Meine Frau befindet sich Gottlob wieder besser: .... Sie lernt jetzt mit dem Gottfried und ihm zur Anmunterung Griechisch, hat die Declinationen schon recht gut inne und schlägt sich jetzt mit *τυπτω* herum. In Jahr und Tag wird sie Ihnen einen Griechischen Brief schreiben. Die Buben und Mädchen sind alle wieder wohl; vor einigen Wochen war es anders und Ihr August lag sehr gefährlich danieder. Er ist uns wiedergegeben und hat Sie sehr lieb, redet täglich von Ihnen und erinnert mich immer, an Sie zu schreiben, er wolle es auch thun. Ihm haben Sie also auch zum Theil diesen Brief zuzuschreiben, und einer Stimmung des Gemüths, die mich nirgend Ruhe finden lässt, als bei Ihnen. Gehe es Ihnen recht wohl, bester Alter! .......[1])

Den 10. März. So weit war der Brief und er blieb, ohngeachtet der Anmahnungen Augusts, ob ich den Brief denn noch nicht fortgeschickt hätte, da Seiner so lang fertig sei, liegen. Gottlob, heut ist mit dem gestrigen Tage unser Freudentumult zu Ende und Alles geht zu seiner alten Ruhe. Die Cantate, die

[1]) Ausgelassen 16 Zeilen: Klagen. Arbeit am 'Geist der Ebräischen Poesie'.

gestern gesungen wurde, kommt auch hiebei[1]: sie ist sehr schön und feierlich componirt, ward aber wegen der unzählichen Menge Volks das unaufhörlich zuströmte, etwas dumpf aufgeführt. Meine beiden Predigten am Geburtsfest und Kirchgange sollen und müssen gedruckt werden[2], weil die Bürgerschaft sich erst an mich durch Deputation über Deputation gemacht hat und endlich den Herzog darum anging: also gehe ich heut oder morgen an die Arbeit und wäre sodenn fertig. Ich habe ausser Rechnungen und einem examine mit seinen lästigen speciminibus, noch ein kleines Büchelchen für Hartknoch zum Druck zurecht zu machen, das dem grösten Theil nach seit 2. Jahren daliegt, doch aber die letzte Hand fodert[3]; also habe ich bis Ostern und zu der Messe mein beschiednes Theil: Präparation der Confirmanden und den übrigen Zug meiner Amtsgeschäfte mit eingerechnet. Bei der Predigt am Geburtsfest hat sich unmittelbar nach dem Amen folgender Dialogus in der Kirche, in dem sogenanten Rathsstande zugetragen:

Göthe. Was denkst du zu der Predigt?
Wieland. (wie er wenigstens sagt:) Nun, es war eine wackre Predigt.
Göthe. Er hat doch aber so eine harte Manier, die Sachen zu sagen. Nach solcher Predigt bleibt einem Fürsten nichts übrig als abzudanken.
(Ergreift seinen Hut und geht still aus der Kirche.)

Zweiter Dialogus bei der Herzogin Mutter.

Sie. Was denken Sie von der heutigen Predigt?
(Wieland ohngefähr wie oben.)
Sie. Mich dünkt aber, dass sie doch vor diesen Tag unerwartet war: beim Regierungsantritt oder solchen Tagen könnte sie wohl gehalten werden.
Wieland. Je nun! weil der Herzog sonst nicht in die Kirche kommt, so hat Herder vermuthlich den Augenblick ergriffen, da er ihn hatte.
Sie. Er sollt freilich mehr in die Kirche gehen etc.[4]

Dritter Dialogus, Abends im grossen Saal bei Hofe.

Herzog. Sind Sie heut in der Kirche gewesen.
Wieland. Ja Euer Durchlaucht.
Herzog. Wie hat Ihnen die Predigt gefallen?

---

[1]) Herders sämmtliche Werke 28, 122 ff. mit C. Redlichs Anmerkung S. 557. [2]) werden: von Carolines Hand über der Zeile zugeschrieben. [3]) Die Schrift über Joh. Valentin Andreä. Näheres in meinem Schlussbericht zum 16. Bande S. 621 ff.

[4]) Darnach gestrichen: Doch wov-. Wahrscheinlich zu ergänzen in dem ablenkenden Sinne: Doch wovon ich (eigentlich) reden wollte....

Wieland. (wie oben.)
Herzog. Ich weiss doch aber nicht, was die Leute bei einem Kind für erstaunende Hoffnungen haben. Es ist doch nur ein Kind.
Wieland. Aus dem indessen Alles werden kann und da hofft jeder, dass das Beste aus ihm werde.
Herzog. Ubrigens war die Predigt ganz ohne Piques. (das ist ein Lieblingswort hier).
Wieland. O ganz ohne Piques: sie war dünkt mich so rein wie sie von der Kanzel kommen muste.
Herzog. Es war eine brave Predigt.

Dies ist was der Hofpoet in einer Ergiessung seiner guten Laune und neuen Freundschaftswärme erzählte, dazu ihn vor wenigen Wochen ein Genius in der Nacht ermahnt hat. Ich muss Ihnen doch auch diesen Traum hersetzen.

„Mich dünkte, ich stand bei einem Concert an Hofe im Saal „an der Wand und hörte. Herder so angekleidet, wie er bei „Hofe erscheint," (d. i. in Mantel und Kragen) „tritt vor mich „und sieht mich mit sehr ruhigem, guten Blick an. Mir war „das fatal: denn ich hatte mir fest vorgenommen, gar nicht „mehr an Sie beide zu denken" .....

Von den Worten 'neuen Freundschaftswärme' an ist der Schluss des Briefs als Nr. 8 im Bremer Sonntagsblatt S. 332 gedruckt. Ich habe die nächsten Zeilen hier wiederholt, um mehrere Versehen des ersten Drucks zu berichtigen. Die Erzählung von Wielands Traum, durch welchen sich das durch eine gegen Caroline begangene 'Grobheit' gestörte Einvernehmen wiederherstellte, schliesst Herder mit dem Satze: 'Sie lernen auch hieraus den Poeten kennen, bei dem immer 2. Genien, ein schwarzer und weisser geschäftig sind.' Dann kehrt er zu dem, was den Hauptinhalt seines Briefes bildet, zurück und erzählt von einem sinnigen Geschenke, das Caroline gemeinsam mit Frau von Stein (beide waren bei der Niederkunft der Herzogin zugegen gewesen [1]) der hohen Wöchnerin dargebracht hatte. 'Beigehende Verse wurden mit goldnen Buchstaben auf einen weissen Milchflor gemahlt [2]): die 2. Sterne der Ilythyien oben, ihre 2. hübsch grosse Fackeln unten und so,

[1]) 'und besuchten sie also währenden Wochen oft' (im ersten Druck falsch: während den Wochen).

[2]) Im ersten Druck falsch: gemacht.

da sie aus der Kirche kam, fand sie das Zaubertuch in ihrem Zimmer' u. s. w. In einer Nachschrift bekennt Caroline, dass die Verse nicht von ihr sind: 'ich verstehe nicht in der Sprache der Götter zu reden, ich lalle kaum mit meinen Kindern.'

In einem Beitrag zu den Preussischen Jahrbüchern (Bd. 50) 'Aus Weimar und Kochberg' habe ich die Verse, die sich in Herders Nachlass vorgefunden, mitgetheilt. Auch von Herders Cantate zum Kirchgang ist dort die Rede. Wie alles damals 'in Freude und Glückwünschungen gelebt', merkt man jedem Briefe an, der in diesen Wochen aus und nach Weimar gegangen ist. 'Der Erbprinz hat allen Menschen vor Freude die Köpfe verrückt', schreibt Wieland an Merck, und sein Enthusiasmus verschönt und erhöht ihm alles, was mit dem frohen Ereigniss in Verbindung steht. 'Herder hat bei der Taufe des Prinzen gesprochen, wie ein Gott. . . . Ich kenne nichts Reineres, Sublimeres, Simpleres, Herzfassenderes, schöner Gedachtes und schöner Gesagtes weder in Teutscher noch in einer andern Zunge. Ich zweifle, ob jemals ein teutscher Fürst eine edlere und schönere Taufe ausgerichtet hat, als diese war.' (10. Februar.) Herders Ansprache ist in der That schön. Sie richtet sich an die geliebte Fürstin. 'Gott hat Ihnen die süsseste Unsterblichkeit geschenkt, die Hofnung, Wohlthäterin des Landes auch in Ihrem Sohne zu werden und mit ihm einen Baum gepflanzt zu haben, in dessen wohlthätigem Schatten sich die späte Nachwelt segne.'

'Wacker' hat Wieland auch die am Dankfest gehaltene Predigt gefunden. Es lässt sich, sieht man auf die Gesinnung, kein besseres Beiwort finden. Herder redet (der Text ist Psalm 102, 26—29) von den Bedingungen des 'Bleibens und Gedeihens' fürstlicher Macht: den Blick fest auf das Nothwendige richtend gibt er unter allen Eigenschaften, die dem Fürsten zu wünschen sind, der 'thätigen (praktischen) Weisheit' den ersten Preis. Er thut es mit einer auffallenden Herbheit, man könnte sagen, mit puritanischer Strenge. Er scheut es nicht, sich mit dem Zeitgeist in Widerspruch zu setzen. 'Kunst, Kunst ist jetzt die Losung, süsser mystischer Opiumtraum unverstandner

Ideen und Gefühle!' so klagt er dem Königsberger Freunde, indem er eine Reise des Herzogs nach Kassel erwähnt, der Residenz des kunstliebenden Landgrafen, der seine Landeskinder verkauft hatte, um Museum und Gallerie zu bereichern. Bedenkt man, wie mühsam Herder die Mittel erstritt, die seiner Fürsorge anvertrauten Bildungsanstalten zu heben, so findet man die Härte, mit der er sich unzeitigem Dienste des Schönen widersetzt, begreiflich.

Diese Härte aber musste etwas Verletzendes haben für den, der von dem unbedingten Werthe des Schönen durchdrungen war. Wir besitzen einen Brief Goethes an Herder, die Predigt am Dankfest betreffend [1]). Herder hat ihm diese, sowie die am Kirchgang der Herzogin gehaltene, bevor er sie in den Druck gab, mitgetheilt. Mit einem Dank für das Zutrauen sendet Goethe das Manuscript zurück, den 20. März 1783, er fügt 'einige Erinnerungen' bei, Erinnerungen, an denen Verstand und Herz den gleichen Antheil haben. 'Dass du in beiden Predigten keinen Gebrauch von den Motifs, die uns die kristliche Religion anbietet, gemacht hast, hat mich gewundert, wenn ichs auch nur nehme als Melodie eines bekannten Chorals'... Alles folgende bezieht sich auf die Rede am Dankfest. 'Da ich deine Predigt hörte, wünschte ich, du hättest ein tröstlich Wort für den Herzog hinzufügen können und mögen.... Da es aber damals nicht geschehen, halte ich es nicht für räthlich, etwas jetzo hinzuzuthun'. Es folgt ein Monitum gegen einen Satz des ersten Theils, dann 'bey dem zweyten Punkte eine Vorbitte für die schönen Künste.' Eine beredte Vertheidigung, von der ich hier nur einige Sätze anführen kann. 'Ich weis wohl dass jeder der für sich und andere zu sorgen hat, wohlthut sich dem nothwendigen und nützlichen zu wiedmen, und dass es gefährlich ist der Leidenschaft zum Schönen so viel Raum zu geben.' Doch sei diese die edelste Leidenschaft, und die am wenigsten kostspielige. 'Und wem ist ein Sonnenblick aus jenen höhern Regionen der Menschheit mehr zu gönnen als dem,

[1]) Aus Herders Nachlass 1, 70—73, nach einer schlechten Abschrift gedruckt. Die oben gegebenen Stellen nach dem Original, 4 SS. 4°.

der sich unter den Staubwolken des mühseeligen Erdelebens herumtreibt. Mich dünkt, man kann nicht bestimmt genug sprechen, wenn man vor dem Übermaas eines Guten. das zum Fehler werden kann, warnen will. . . . Wenn ich es zu thun hätte würde ich die roth angestrichne Stelle beym Eingang des Paragraphen weglassen, und gegen das Ende wo ausgeführt ist was thätige Weisheit, geschäftige Klugheit für Vortheile bringen, würde ich hinzusetzen: dass um so viel zu würcken keine ausgebreitete todte Gelehrsamkeit nötig sey' u. s. w.

Das Manuscript, das unter Goethes Censur gewesen, ist noch vorhanden. Die mit Röthel bezeichneten Zeilen lauten:

Es bedeutet diese Gabe [ein Volk zu regieren und glücklich zu machen] weder eine müssige [zuerst: unermässliche] Gelehrsamkeit; noch eine hervorragende Kunstkenntniss. Gelehrte Regenten sind selten die glücklichsten gewesen und die Ursachen davon lassen sich leicht finden; auch wäre es [zuerst: ists] nicht eben ein Kennzeichen vom Glück einer Zeit, wenn alle Regenten die Känntniss schöner Künste über alles schätzten [zuerst: wenn alle R. derselben nichts so gern als Kenner der Kunst seyn mögen].

Die Sätze sind an ihrem Orte geblieben, aber in letzter Redaction gemildert worden:

Es gehört nicht eben dazu jene Salomonische Gelehrsamkeit, die zu reden wusste von der Ceder auf Libanon bis auf den Ysop an der Wand, und noch minder eine ausschliessende Neigung zu dieser und jener Kunst, zu dieser und jener Weisheit. Gelehrte Regenten sind nicht immer die glücklichsten gewesen, und der feinste Geschmack der Künste, so sehr er das Leben ziert und den Geist verschönet, kann, wie wir aus Salomos Beispiele sehen, ernsthaftern, aber unangenehmern Pflichten, nothwendigen, aber mühsamern Kenntnissen sehr zum Nachtheile werden.[1])

So viel hat Goethes Einsprache gefruchtet. Sein Schlussurtheil lautet: 'Das Ganze übrigens so schön es ist, dünkt mich zu kurz, zu gedrängt, mehr Text als Predigt. Lass diesen Tadel das beste Lob sein, das ich ihr geben kann. Und verzeihe mir, wenn ich auch mehr ein Individuum aus dem Publiko als einen übersehenden Censor gemacht, und einseitige Bemerkungen vorgebracht habe.'

---

[1]) Herders Werke z. Rel. u. Theol. 4, 130 (Octav-Ausgabe, Tübingen 1806).

Erst am 28. August 1783 knüpfte sich das vertrauliche Verhältniss zwischen beiden, bei dem die Mittheilung der Arbeiten etwas Selbstverständliches war. In unserm Falle wird wohl Wielands gutmüthige Zuträgerei den besondern Anlass dazu gegeben haben. Es war von Wichtigkeit, etwas Näheres zu erfahren über 'die harte Manier die Sachen zu sagen.' Möglich, dass Herder bei der Zusendung erwähnt hat, es sei ihm mancherlei über Wirkung und Aufnahme der Predigt zu Ohren gekommen. So erklärte sich denn auch der gute Rath, den Goethe seinen 'Erinnerungen' vorausschickt: 'Zuförderst bitte ich dich, da du einmal veranlasst bist, sie drucken zu lassen, mache dir zum Gesetz, nichts weiter zu hören, was man darüber sagt.'

In Herders Predigt und dem Nachwort Goethes kündigt sich der Gegensatz an, der zwischen beiden Männern bestand, der durch persönliche Zuneigung wohl zeitweilig ausgeglichen, niemals aber ganz aufgehoben werden konnte. Wie weit Goethe in der Zeit der innigsten Befreundung im Stande gewesen ist auf Herders Sinnesweise einzugehen, sagt uns das Tagebuch der Italienischen Reise: 'Auf dieser Reise will ich mein Gemüth über die schönen Künste beruhigen, ihr heilig Bild mir recht in die Seele prägen und zum stillen Genuss bewahren. Dann aber mich zu den Handwerckern wenden, und wenn ich zurückkomme, Chemie und Mechanik studiren. Denn die Zeit des Schönen ist vorüber nur die Noth und das strenge Bedürfniss erfordern unsre Tage.' Venedig, den 5. Oktober 1786. Von Rom aus, wenige Monate später, hätte er so nicht mehr geschrieben.

Weimar. Bernhard Suphan.

## Goethes Prolog zu dem Puppenspiel
### nach der Originalhandschrift aus dem Jahre 1774.

Auf Adler dich zur Sonne schwing
Und G... dieses Blätgen bring
So Lust und Klang giebt frisches Blut
Vielleicht ist ihm nicht wohl zu Muth.

5 Ah schau sie guck sie komm herbey
Der Papst und Kayser und Clerisey
Haben lange Mäntel und lange Schwänz
Paradiren mit Eichel und Lorbeerkränz
Trottiren und stauben zu hellen Schaaren
10 Machen ein Gezwazzer als wie die Staaren.
Drängt einer sich dem andern vor
Deutet einer dem andern ein Eselsohr.
Da steht das liebe Publikum
Und sieht erstaunend auf und um
15 Was all der tollen Reuterey
Für Anfang Mitt und Ende sey?
O ho sa sa zum Teufel zu.
O weh lass ab lass mich in Ruh!
Herum herauf hinab hinein
20 Das muss ein Schwarm Autoren seyn.
O Herr man krümt und krammt sich so
Zabelt wie eine Laus, hupft wie ein Floh
Und fliegt einmal und kriecht einmal
Und endlich lässt man euch in Saal
25 Sey's Cammerherr nun sey's Lakay
Genug dass einer drinne sey.
Nun weiter auf nun weiter an
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn!
Ach sieh wie schöne pflanzt sich ein
30 Das Völcklein dort im Schattenhain
Ist wohl zurecht und wohl zu Muth
Zäunt ieder sich sein kleines Gut
Beschneidt die Nägel in Ruh und Fried
Und singt sein Klimpimpimper Lied
35 Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib
Frisst seine Apfel beschläft sein Weib
Sich drauf die Bürgerschafft rottirt
Gebrüllt gewetzt und Krieg geführt
Und Höll und Erd bewegt sich schon
40 Da kommt auch ein Titanensohn
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt und Wäldern und allem Hauf
Mit Schlachtfelds Lärm und liebem Sang
Es wanckt die Erd dem Volk wird bang
45 Und trägt sie eben in einem Lauf
Zum Schemmel den Olimp hinauf
Des wird der Herr Jupiter ergrimmt
Den ersten besten Strahl er nimmt
Und schmeisst den Kerl die Kreuz und Queer
50 Hurrlurrli burrli in's Tahl daher

Und freut sich seines Siegs solang
Biss Juno ihm macht wieder bang.
So ist die Eitelkeit der Welt
Ist keines Reich so fest gestellt
55 Ist keine Erdenmacht so gros
Fühlt ieder doch sein Endeloos.
Drum treibs ein ieder wie er kann
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann
Der hoch stolziert der kleine lacht
60 So hats ein ieder wohlgemacht.

Der vorstehende Abdruck des Prologes ist der vierten (letzten) mit deutscher Schrift geschriebenen Seite des bekannten Sammelbriefs von Goethe vom 1. Juni bis 4. Juli 1774 an den dänischen Consul Schönborn in Algier (Weimar. Ausg. Nr. 231) entnommen, den J. R. (Rist) zuerst in Schönborn und seine Zeitgenossen. Hamburg 1836 hat abdrucken lassen, ohne den poetischen Anhang auf der letzten Seite zu berücksichtigen. Dem Prologe sind noch die beiden Gedichte hinzugefügt: Ein Gleichniss, das 1815 mit der Überschrift: Rezensent in die Werke aufgenommen, zuerst in Der Deutsche, sonst Wandsbecker Bothe, 1774 Nr. 39 ohne Überschrift und hierauf in Göttinger Musenalmanach 1775 S. 59 mit der Überschrift: Der unverschämte Gast erschien. Das zweite Gedicht Auf Msll. N. N. wurde erst 1840 in die Werke aufgenommen; von beiden Gedichten hat G. von Loeper bereits die Varianten nach der Originalhandschrift mitgetheilt. Weitere Nachrichten über Gottlob Friedrich Ernst Schönborn (geb. zu Bordelum in der Landschaft Bredstedt den 14. September 1737, gest. zu Emkendorf am 29. Januar 1817) finden sich in Weinholds Schönborn und in von Loepers vortrefflichem Commentar zu Goethes Dichtung und Wahrheit in der Hempelschen Ausgabe Th. 22 und Th. 23.

Berlin. Wendelin von Maltzahn.

## Adams erster Schlaf.

Gar manche Leser dieser Blätter werden sich des nachstehenden hübschen Gedichtes von Matthias Claudius erinnern.

Aus dem Englischen.

Es legte Adam sich im Paradiese schlafen;
Da ward aus ihm das Weib geschaffen.
Du armer Vater Adam, du!
Dein erster Schlaf war deine letzte Ruh[1]).

Ungleich weniger bekannt aber wird es sein, dass sich auch unter den 'galanten Gedichten' Johann von Bessers eins findet, dem derselbe scherzhafte Einfall zu Grunde liegt. Es lautet:

Wider das Frauen-Zimmer,
aus dem Französchen.

Als GOtt das grosse Werck der Schöpffung zu beschliessen,
Den Adam, und in ihm, Sein Ebenbild gemacht;
Stund der beglückte Mensch aus nichts hervor gebracht,
Und sah die gantze Welt, als Herr, zu seinen Füssen.
Was Erd und Paradiess, was Thier und Vogel hiessen,
War alles ingesamt auf seine Ruh bedacht;
Er lebt' auch höchstvergnügt. Allein o kurtze Pracht!
Sein Glücke war zu gross es lange zu geniessen:
In Meinung, wie man sprach, er wäre gantz allein:
Gab man ihm eine Frau. Kont auch was ärgers seyn!
Der Arme lag und schlief, und konte sich nicht wehren;
Man schuf, aus ihm ein Weib, das brachte man ihm zu:
Er nahms; doch leider nur, sich ewig zu beschweren!
Sein allererster Schlaf, war seine letzte Ruh.[2])

---

[1]) Asmus omnia sua secum portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, I. und II. Theil. Hamburg 1775 S. 109. — Zuerst ist das Gedicht — nach C. Chr. Redlich, Die poetischen Beiträge zum Wandsbecker Bothen, Hamburg 1871 S. 19 — erschienen im Wandsbecker Bothen 1771 Nr. 158 'Mittewochs, den 2. October', mit der Überschrift 'Aus dem englischen.'

[2]) Des Herrn von B. Schrifften. Beydes in gebundener und ungebundener Rede. Leipzig 1711 S. 455. Andere Aufl. Leipzig 1720 S. 434 f. — Die auf das Gedicht noch folgende 'Antwort eines Teutschen, in Form einer Retorsion' geht uns hier nichts an und lasse ich daher weg.

Da in die Richtigkeit der Angaben der beiden Dichter 'Aus dem Englischen' und 'Aus dem Frantzöschen' wohl kaum ein Zweifel zu setzen ist, so geschieht die Mittheilung beider Gedichte, von denen ich nicht weiss, ob sie schon früher einmal irgendwo zusammengestellt worden sind, hier in der Hoffnung, dass vielleicht Leser derselben die Originale nachweisen können.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird von den beiden nachzuweisenden Gedichten das französische das ältere und auch für das englische das Original sein.

Weimar. Reinhold Köhler.

## Zu den Tabulae votivae.

Zur Erklärung der Tabulae votivae in Schillers Musen-Almanach für 1797 sind schon vielfach Parallelstellen aus Goethes und Schillers Schriften herangezogen worden. Ich lege hier eine Anzahl andere, wie mir scheint, auch beachtenswerthe vor und mische einige sonstige Bemerkungen ein. Ich beabsichtige keineswegs, Anlehnungen zu erweisen; ich verfolge nur den Zweck, durch das Herzutragen ähnlicher Äusserungen den Inhalt der Votivsprüche zu beleuchten, wobei dann manchmal auch ein persönlicher Bezug einzelner klarer zu werden scheint.

Die verschiedene Bestimmung.

Millionen sorgen dafür, dass die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte, zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur Einer, der einzige streuet
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Ausser der von Viehoff aus Hoffmeisters Nachlese 4, 296 angeführten Stelle aus dem Geisterseher (Goedeke 4, 309) vgl. Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 27. Brief (Goedeke 10, 377): 'Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich

zurückgiebt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen.' Ferner vgl. Goethe, Werthers Leiden, 28. August: 'Die Blüthen des Lebens sind nur Erscheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter sich zu lassen! wie wenige setzen Frucht an, und wie wenige dieser Früchte werden reif!' —

Das Werthe und Würdige.

Hast du etwas, so gieb es her und ich zahle was recht ist,
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

Der Gedanke klingt wieder in dem ersten und dritten der folgenden Distichen:

An *

Theile mir mit, was du weisst, ich werd es dankbar empfangen,
Aber du giebst mir dich selbst, damit verschone mich, Freund.

An **

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht, nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

An ***

Dich erwähl ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Diese drei Epigramme gehören zusammen. Das erste richtet sich an einen trockenen Verstandesmenschen, von dem man manches lernen kann, aber den man nicht zum Freunde wählen mag; das zweite an einen Gefühlsmenschen, der immer liebenswürdig erscheint, der aber nicht unser Rathgeber und Führer werden muss: das dritte an einen vollendeten Menschen, bei dem klarer Verstand und lebendiges Gefühl in voller Harmonie stehen. Boas deutet das erste auf Böttiger, das zweite auf Wieland, das dritte auf Goethe oder Meyer. Viehoff bemerkt, das erste ziele vielleicht nur auf aufdringliche, unliebenswürdige Menschen überhaupt, das zweite vielleicht auf Moritz, das dritte auf Goethe. Unzweifelhaft haben alle drei, wie die Tabulae votivae überhaupt, eine gewisse Allgemeingiltigkeit. Das schliesst aber nicht aus, dass Schiller bestimmte Adressaten im Sinne hatte. Dass das dritte sich auf Goethe bezieht, halte ich für zweifellos. Die beiden andern, in denen ein Tadel enthalten ist, möchte ich nicht auf Männer aus Goethes und Schillers nächstem Kreise deuten. In den Xenien sind auch diese nicht verschont, aber da entschuldigt bei der das Ganze durchziehenden Laune ein Epigramm das andre

(Goethe an Schiller 30. Juli 1796). Auch war Böttiger zur Zeit der Abfassung der Tabulae votivae den Dichtern durch seine Aufdringlichkeit wohl noch nicht so unbequem und zuwider wie später. Eher möchte ich rathen, dass das erste Epigramm auf Menschen wie Reichardt oder Nicolai ziele und gewissermassen nur eine allgemeinere und etwas feinere Fassung der Xenie Das Widerwärtige sei:

Dichter und Liebende schenken sich selbst, doch Speise voll Ekel!
Dringt die gemeine Natur sich zum Genusse dir auf!

Das zweite Epigramm ist vielleicht gegen Klopstock gerichtet, von dem Schiller in der Abhandlung Über naive und sentimentalische Dichtung sagt (Goedeke 10,475), dass er sich nicht zum Liebling und Begleiter durchs Leben schicke, immer nur den Geist unter die Waffen rufe, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu erquicken: dessen ausserordentlichem Genius und veredeltem Gefühl aber jeder Achtung zollen müsse.

Vgl. zum ersten Distichon Goethe, Tasso II 1

Die Grazien sind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch lässt sich nicht an seinem Busen ruhn.

Zum zweiten vgl. Karoline v. Wolzogen, Agnes von Lilien 1881 2, 108: 'Immer war er (Nordheim) bloss durch die Sache interessiert, mit der wir uns eben beschäftigten; ich (Agnes) sah immer nur ihn in der Sache.' —

Wechselwirkung.

Kinder werfen den Ball an die Wand und fangen ihn wieder,
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

Vgl. Goethe, An Schiller (mit einem Stein am 13. Juni 1797):

Von vielen Steinen sendet dir
Der Freund ein Musterstück;
Ideen gibst du bald dafür
Ihm tausendfach zurück.

Zum Bild vom Ball vgl. Schiller an Goethe 28. Oktober 1794: 'Die Welt ist ihm (Fichte) nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt.' —

Der schöne Geist und der Schöngeist.

Nur das leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeist,
Aber der schöne Geist trägt das gewichtige leicht.

Vgl. Aus Schillers Vorlesungen (Goedeke 10, 62): 'Die ausschliessende Kultur des Schönheitsgefühls verführt uns leicht zur Oberflächlichkeit, bringt uns Erschlaffung, Weichlichkeit und Abneigung gegen Gründlichkeit; denn wir gewöhnen uns dadurch, immer bloss auf die Behandlung, nicht auf den Gehalt zu sehen. ... Vereinigung der Wahrheit mit der Schönheit, des innern Gehalts mit dem Reiz der Form, ist das Erforderniss wahrer Vollkommenheit.' —

Die Übereinstimmung.

Wahrheit suchen wir beyde; du aussen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiss.
Ist das Auge gesund, so begegnet es aussen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiss spiegelt es innen die Welt.

Schiller an Goethe 23. August 1794 über speculativen und intuitiven Geist ist schon oft zur Erklärung dieses Epigramms herangezogen. Vgl. ferner W. von Humboldt an Schiller 6. November 1795: 'Ihre Geistesform ist reiner und nothwendiger, als irgend eine andere gestimmt, und dadurch glaube ich den paradox scheinenden Satz rechtfertigen zu können, dass auf der einen Seite Sie, da Ihre Produkte gerade das Gepräge der Selbstthätigkeit an sich tragen, das direkte Gegentheil der Griechen, und ihnen doch unter allen Modernen wiederum am Nächsten sind, da aus Ihren Produkten, nächst den griechischen, am Meisten die Nothwendigkeit der Form spricht, nur dass Sie dieselben aus sich selbst schöpfen, indem die Griechen sie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form nothwendigen äusseren Natur nehmen. Daher dann auch die griechische Form mehr dem Sinnenobjekt, die Ihrige mehr dem Vernunftobjekt ähnlich sieht, obgleich jene auch am Ende auf einer Vernunftnothwendigkeit beruht, und die Ihrige auch natürlich zu den Sinnen spricht.'

Das Epigramm verherrlicht zunächst natürlich die Übereinstimmung Goethes und Schillers: aber es hat allgemeinere Bedeutung für naive und sentimentalische Dichter, für realistische und idealistische Naturen überhaupt. Beide müssen sich ergänzen, wenn sie auf ihren verschiedenen Wegen zum Ziele kommen wollen. 'Denn endlich', so sagt Schiller im Aufsatz Über naive und sentimentalische Dichtung (Goedeke 10, 509), 'müssen wir es doch gestehen, dass weder der naive noch der sentimentalische Charakter für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschlichkeit ganz erschöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beyder hervorgehen kann.' —

Ist hier und in dem angeführten Distichon die Rede von dem wahren Realisten und Idealisten, so weist ein anderes ihre Zerrbilder, den gemeinen Empiriker oder Philister und den Schwärmer oder Phantasten auf, nämlich:

Natur und Vernunft.

Wärt ihr, Schwärmer, im Stande die Ideale zu fassen,
O so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.
Wärt ihr, Philister, im Stand, die Natur im Grossen zu sehen,
Sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor.

Vgl. Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung am Ende (Goedeke 10, 521): 'Der wahre Realist nehmlich unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freyheit umfasst und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das individuelle dem allgemeinen unterordnen; daher kann es auch nicht fehlen, dass er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, den beyde dazu einschlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht, und mit wahlloser blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift das was er betastet; er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert ..... Der wahre Idealist verlässt nur desswegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das unwandelbare und unbedingt nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch streben heisst; der Phantast verlässt die Natur aus blosser Willkühr, um dem Eigensinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können.' —

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh wie die andern es treiben,
Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.

Vgl. Archiv f. Litt.-Gesch. 14, 216. Ausserdem: Karoline von Wolzogen, Agnes von Lilien 1881 1, 11: 'Ich suche mir die individuellsten Verhältnisse des Menschen, der mir grundschief und verdorben scheint, ganz bekannt zu machen: Sein Alter, Stand, Erziehung, Temperament, Vermögen, Freundschaft u. s. w. Dann greife ich in meinen eigenen Busen, und fürwahr, vieles, vieles in seiner Handlungsweise wird mir da leichter erklärlich, was mir ausser jenen Beziehungen ungeheuer dünkte.' —

Glaubwürdigkeit.

Wem zu glauben ist, redliche Freunde, das kann ich euch sagen,
Glaubt dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch.

Vgl. Goethe, Tasso II 3:

Nur das Leben lehret jeden, was er ist. —

### Trost.

Nie verlässt uns der Irrthum, doch zieht ein höher Bedürfniss
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Vgl. Goethe, Faust I V. 317. 328 f.:

Es irrt der Mensch so lang er strebt. . . .
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst. —

### Letzte Zuflucht.

Vornehm schaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder,
Aber, seid ihr in Noth, ist er der delphische Gott.

Vgl. Schiller an Goethe 16. Oktober 1795: 'Die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will.' —

### Die Philosophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiss nicht;
Aber die Philosophie, hoff ich, soll immer bestehn.

Vgl. Schiller an Goethe 28. Oktober 1794: 'Es erschreckt mich gar nicht, zu denken, dass das Gesetz der Veränderung, vor welchem kein menschliches und kein göttliches Werk Gnade findet, auch die Form dieser (der Kantischen) Philosophie, so wie jede andere, zerstören wird; aber die Fundamente derselben werden diess Schicksal nicht zu fürchten haben, denn so alt das Menschengeschlecht ist, und so lange es eine Vernunft giebt, hat man sie stillschweigend anerkannt, und im Ganzen darnach gehandelt.' —

### Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! 'Und warum keine?' Aus Religion.

Vgl. Schiller an Goethe 17. August 1795: 'Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem höchsten und edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben erscheinen mir bloss desswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses höchsten sind.' —

### Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider und doppelt zuwider
Ist mirs, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
'Wie, du hassest die Tugend?' — Ich wollte wir übten sie alle,
Und so spräche, wills Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

Vgl. Lessing, Minna II 1: 'Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öftrer von der, die uns fehlt.' Ferner Lessing, Briefe die neueste Litteratur betr. 12: 'Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine.' —

Die Triebfedern.

Immer treibe die Furcht den Sclaven mit eisernem Stabe,
Freude, führe du mich immer an rosigtem Band.

Vgl. Karoline von Wolzogen, Schiller, aus Gesprächen Schillers am 14. März 1801: 'Man könnte den Menschen zum halben Gott bilden, wenn man ihm durch Erziehung alle Furcht zu benehmen suchte.' Und am 16. März: 'Ein frohes, heiteres Gemüth ist die Quelle alles Edlen und Guten; das Grösste und Schönste, was je geschah, floss aus einer solchen Stimmung.' —

Wahrheit.

Eine ist sie für alle; doch sieht sie jeder verschieden,
Dass es eines doch bleibt, macht das verschiedene wahr.

Vgl. Schiller, Philosophische Briefe (Goedeke 4, 55): 'Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen, ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit ist es, die gleich einer festen Achse gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Sisteme geht — Nähert euch dem Gott, den ihr meinet.' —

Aufgabe.

Keiner sey gleich dem andern, doch gleich sey jeder dem höchsten,
Wie das zu machen? Es sey jeder vollendet in sich.

Vgl. W. von Humboldt an Schiller 23. Oktober 1795: 'Jeder muss seine Eigenthümlichkeit aufsuchen und diese reinigen, das Zufällige absondern. Es bleibt dennoch immer Eigenthümlichkeit; denn ein Theil des Zufälligen ist an das Individuum unauflöslich gebunden, und diess kann und darf man nicht entfernen.' Schiller an Humboldt 4. Januar 1796: 'Besonders ist die Frage: 'inwiefern die individuell bestimmte Geistesform sich mit Idealität vertrage?' sowie auch der Satz: 'dass die Ausbildung des Individuums nicht sowohl in dem vagen Anstreben zu einem absoluten und allgemeinen Ideal, als vielmehr in der möglichst reinen Darstellung und Entwickelung seiner Individualität bestehe', von äusserster Wichtigkeit.' —

Das eigene Ideal.

Allen gehört, was du denkst, dein eigen ist nur, was du fühlest,
Soll er dein Eigenthum seyn, fühle den Gott, den du denkst.

Vgl. Goethe, Sprüche in Prosa Nr. 570 (Hempel): 'Keppler sagte: Mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Äussern

überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner gewissermassen gewahr zu werden.' —

Der Genius.

Wiederhohlen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Über Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere.
Du nur Genius mehrst in der Natur die Natur.

Vgl. Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung (Goedeke 10, 437): 'Nur dem Genie ist es gegeben, ausserhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu seyn, und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen.' —

Genialität.

Wodurch giebt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Äther und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Vgl. Schiller an Goethe 2. Juli 1796: 'Ich verstehe Sie nun (nach dem Studium des Wilhelm Meister) ganz, wenn Sie sagten, dass es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie, oft bis zu Thränen, rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Gleichheit des Gemüths, aus welchem alles geflossen ist.' Vgl. auch Körner an Schiller 5. November 1796: 'Bei Betrachtung eines Kunstwerkes, wie dieses (der W. Meister), giebt es einen gewissen Punkt, bis wie weit man dem Künstler nachspüren, und sich von seinem Verfahren Rechenschaft geben kann — aber weiter hinaus entzieht er sich unseren Blicken, so gern wir ihm auch in's innere Heiligthum folgen möchten. Wo er unterscheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, jemehr wir mit seinem Werke vertraut werden; aber vergebens suchen wir den Genius zu belauschen, wenn er dem Bilde der Phantasie Leben einhaucht. Nur durch seine Wirkungen will er sich verkündigen. Der gemeine Leser ruft aus: 'So etwas erfindet man nicht, hier muss eine wahre Geschichte zum Grunde liegen' — und den ächten Kunstfreund durchdringt ein elektrischer Schlag —

Klar ist der Äther und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.'

Die Anführung dieses Epigrammes bei der Kritik des Meister beweist, dass Körner seinen Zusammenhang mit dem Eindrucke des Romanes auf Schiller feinfühlig empfunden hat. —

Aberwitz und Wahnwitz.

Überspringt sich der Witz, so lachen wir über den Thoren,
Gleitet der Genius aus, ist er dem Rasenden gleich.

Vgl. Schiller, Über Bürgers Gedichte (Goedeke 6, 327) mit Bezug auf Bürgers Hohes Lied von der einzigen: 'Nur wundern wir uns, wie es möglich war zu übersehen, dass sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grenzen des Wahnsinns verliert.' —

Die Sicherheit.

Nur das feurige Ross, das muthige, stürzt auf der Rennbahn,
Mit bedächtigem Pass schreitet der Esel daher.

Vgl. Lessing, 111. Brief die Litteratur betr.: 'Ich weiss, dass ein feuriges Pferd auf eben dem Steige samt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtige Esel, ohne zu straucheln, geht.' —

Wahl.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach es wenigen recht, vielen gefallen ist schlimm.

Vgl. Schiller, Über Bürgers Gedichte (Goedeke 6, 317): ein Bürger, wenn er sich als Volkssänger ankündige, könne unmöglich sich ausschliessend der Fassungskraft des grossen Haufens bequemen, sondern er müsse streben, ohne der Kunst etwas zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volkes anzuschmiegen. Er scheine sagen zu wollen: Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut, was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr. Vgl. Herder, Der Beifall (Sämmtl. Werke 27, 135)

Allen immer gefallen ist ein Glücksspiel.
Wenigen gefallen ein Werk der Tugend,
Wenns die Besseren sind. Gefallen Niemand
Schmerzet und kränket.
Soll ich wählen? Ich wählte gern die Mitte,
Wenigen gefallen und nur den Besten.
Aber unter Beidem, ob Allen oder
Keinem? — O Keinem! —

Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu seyn.

Vgl. Schiller, Beantwortung der Bürgerschen Antikritik (Goedeke 6, 339): 'Rezensent erinnert sich, Herrn Bürger über alle erhoben zu haben, die mit ihm um den lyrischen Lorbeer ringen. Aber es ringen darum nicht alle, welche irgend einmal die Fülle ihrer Begeisterung in einem Lied oder einer Ode aushauchten.' —

Die Belohnung.

Was belohnet den Meister? Der zartantwortende Nachklang,
Und der reine Reflex aus der begegnenden Brust.

Vgl. Schiller an Goethe 2. Juli 1796: 'Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, dass ich die Vollendung dieses Products (Wilhelm Meister) erlebte, dass sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, dass ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältniss, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höheren Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen.' Und Goethes Erwiderung 7. Juli: 'Wie selten findet man bei den Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Theilnahme, und in diesem hohen ästhetischen Falle ist sie kaum zu hoffen, denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen und dann ist es doch nur die Neigung, die alles sehen kann was es enthält, und die reine Neigung, die dabei noch sehen kann was ihm mangelt. Und was wäre nicht noch alles hinzuzusetzen um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde.' —

Das gewöhnliche Schicksal.

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung getragen,
Einen Wechselbalg nur giebt dir der Leser zurück.

Vgl. Schiller an Fichte 3. und 8. August 1795 (Konzept): 'Es giebt nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, aber nicht, weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lektüre zu machen gewohnt ist und in ästhetischer Rücksicht zu tief gesunken ist, um so leicht wieder aufgerichtet werden zu können.'

Berlin 1887. Fritz Jonas.

# Zu den Quellen des ältesten Faustbuchs.

## 1.
## Kosmographisches aus dem Elucidarius.

'Ich solte mit den disputationibus, so noch vorhanden, fortgeschritten haben, als vom lauff, zier vnd vrsprung des Himmels, vom Winter vnnd Sommer, von Cometen Sternen, vnd Donner, vnd was da mehr sein mag, welches ich für gar kindisch geachtet, das der Geist des Doctor Fausti, so schwach vnnd vngereumbt solte geredt haben, sintemahl der Geist der beste Astrologus ist, vnnd vnder dem Himmel oder Lufft sein wohnung hat, vnd ein erfahrner Meister des Himmels. Es sol aber, wenn ich von der Astrologia in diesem Buch werde meldung thun, dennoch etwas mit angezeiget werden, wil also zu der Histori, vnd was für geschichten ich mehr gefunden, einen anfang machen.'

Das so scharf beurtheilte Werk ist das Faustbuch von 1587. Der Kritiker ist G. R. Widmann, der Verfasser des Faustbuchs von 1599 (1, 198). So wurde bereits ein Dutzend Jahre nach dem Erscheinen des ältesten Faustbuchs ein Problem desselben aufgeworfen, an dem seither kaum ein Forscher, der dem Faustbuche seine Aufmerksamkeit zuwandte, achtlos vorübergegangen ist. Unter den Forschern unserer Zeit hat das Problem am deutlichsten zuletzt Erich Schmidt zusammengefasst in seinem Aufsatze 'Faust und das sechzehnte Jahrhundert' (Charakteristiken S. 22): 'Der Autor hat den riesigen Fortschritt der Naturwissenschaften nicht mitgemacht, und so geschieht es, dass der Titan Faust, der seltsamerweise trotz Jahresgehalt und höllischer Kunst genöthigt ist in einer Zeit spöttischer Lasstafeln und Prognostica sein Leben als Horoskopsteller zu fristen, und sein Berather in naturwissenschaftlichen Dingen greulich verwahrlost sind, dass über die Bedeutung des Sonnenstands für Sommerwärme und Winterkälte ein Capitelchen von belustigender Albernheit vorgetragen und alles Astronomische ohne eine Ahnung der copernicanischen

Revolution vom Standpunkt vorsintfluthlicher Anschauung aus abgehandelt wird.'

Die Lösungsversuche des Problems zeigen drei Entwicklungsstufen. Auf der ersten steht Heinrich Kurz [1]). Da er keine Ahnung von der blinden Habsucht des zusammenstoppelnden Verfassers hat, vielmehr in der Annahme eines nach einheitlichen Gesichtspunkten gestaltenden Sammlers befangen ist, so sieht er in der Albernheit der Gespräche eine Absicht und glaubt somit aus den Gesprächen die Grundidee der Sage spüren zu müssen: 'Die der Sage zum Grunde liegende Idee ist vornämlich in den mannigfaltigen Unterredungen ausgeprägt, welche Faust mit dem Teufel hat, um von diesem alle Dinge zu erfahren, welche dem menschlichen Streben unerreichbar sind. Freilich sind die Antworten nichts weniger als belehrend, allein es war ja auch seine Absicht, den Faust zu betrügen: es sollte derselbe einsehen lernen, dass der Mensch auf verbotenem Wege nicht zur verbotenen Frucht gelangen könne, wie ja schon die ersten Menschen durch Vorspiegelungen der Schlange hintergangen wurden.' Auf einer weit höheren Stufe stehen die Ansichten von Herman Grimm, Wilhelm Scherer, Erich Schmidt [2]). Diese sehen in den Gesprächen ein dem kümmerlichen Geiste des Verfassers entsprossenes Rankenwerk, welches die Grundgestalt der Sage überwuchert. Eine gewisse Selbständigkeit sprechen sie dem Verfasser nicht ab. Auf einer dritten Stufe steht Georg Ellinger [3]), insofern er für die Gespräche naturwissenschaftlichen Inhalts mit einem Analogieschluss von den topographischen Stellen, für welche er die Quellen in der gedruckten Litteratur jener Zeit theilweise gefunden hat, die bestimmte Vermuthung ausspricht, dass sie aus Praktiken und astronomisch-astrologischen Handbüchern wahllos entlehnt und zusammengeschrieben seien. Auch Ellinger überschätzt die Thätigkeit des Verfassers. Nicht aus mehreren

[1]) Geschichte der deutschen Litteratur, Leipzig 1876 2, 165.

[2]) Grimm, Fünfzehn Essays. 3. Folge 1882; Scherer, Das älteste Faustbuch, Berlin 1884; Schmidt a. a. O.

[3]) Zeitschrift f. vergleichende Litteraturgesch. und Renaissancelitt. 1, 166.

Quellen, sondern aus einer einzigen ist die gesammte naturwissenschaftliche Weisheit des ältesten Faustbuchs geflossen. Nur zwei Kapitel bilden eine Ausnahme, welche jedoch leicht erklärlich ist, da jene beiden Kapitel zu den bekannten Doppelkapiteln gehören.

Wundersam wie die Lehren, welche sie spendet, ist die Geschichte der Quelle. Hatte sie doch zur Zeit der Abfassung des Faustbuchs einen fast unveränderten Lauf von vier Jahrhunderten hinter sich. Bei einer Beschäftigung mit den Schriften Jacob Köbels von Oppenheim fiel mir ein ihm fälschlich[4]) zugeschriebenes Werk in die Hand, das mich durch Titel wie Ort und Zeit des Erscheinens zu einer Vergleichung mit dem Faustbuch von 1587 veranlasste. Dieses Buch, welches sich auf den ersten Blick als eine der reichsten und bedeutsamsten Quellen des Volksbuches offenbarte, ist M. Elucidarius Von allerhand Geschöpffen Gottes, Engeln, Himeln, Gestirn, Planeten, vnnd wie alle Creaturen geschaffen seind auff Erden. Auch wie die Erd in drei theyl getheilt, vnd dero Länder, Sampt der Völcker darinn, eygenschafften, vnd wunderbarlichen Thiern, Auss

[4]) Dass Jacob Köbel nicht der Verfasser des Elucidarius ist, wie Scheibel, Astronomische Bibliographie und nach ihm Grässe, Litterärgeschichte behaupten, hat schon Eisenhart, Allg. Deutsche Biographie mit Hinweis auf die alten Lucidarien erwiesen. Dass Jacob Köbel aber auch nicht der Bearbeiter des aus dem Lucidarius entstandenen Elucidarius ist, wie Eisenhart mit theilweiser Billigung von Scheibels Gründen annimmt, lässt sich noch leichter zeigen. Die einzige Stütze der Scheibelschen Hypothese ist der Umstand, dass den Elucidarien ein 'Bauerncompass' angehängt ist, in dessen Vorrede Köbel sich als Verfasser des 'Bauerncompass' bekennt. Die Thatsachen, dass gerade in dem ersten mir bekannten Elucidarius, von 1549 (Franckfurt, Gülfferich), den auch Scheibel anführt, der Bauerncompass fehlt, dass derselbe sich nur in den Elucidarien Egenolffschen Verlags findet, werfen diese Stütze schon allein um. Hierzu kommt, dass ein Bestandtheil, der zwischen den Elucidarien und den Lucidarien den wesentlichsten Unterschied bildet, die fast wörtlich eingeschobene 'Mappa Europae', so weit mir bekannt, frühestens 1536 erschien, während Köbel 1533 starb. — Für die Geschichte des Lucidarius vgl. Zeitschrift f. deutsche Philologie 1881: 'Benutzung des Imago mundi des Honorius in dem deutschen Lucidarius', in Doberentz, Die Erd- und Völkerkunde in der Weltchronik des Rudolf von Hohen-Ems.

Plinio Secundo, Solino, vnd andern Weldtbeschreibern, ein kurtze vnd lustige anzeygung. Mit angehencktem Bawren Compass, vor die jenigen gestelt, so sich auff den Compass nicht verstehn, oder denselben nit allezeit bey sich haben, die Stund des tags in der Hand durch den Strohalm zu erlernen. Cum privilegio Imperiali. [Drei Vignetten neben einander.] Getruckt zu Franckfurt am Mayn. M.D.LXXII. [Rückseite des vorletzten Blattes: Flammender Altar und die Worte:] Gedruckt zu Franckfort am Meyn, Bey Martin Lechler, in verlegung Christian Egenolffs seligen Erben. 52 Bll. (letztes Bl. leer) oder 13 Bogen (A—N).

Da von vornherein anzunehmen war, dass aus der ungemein grossen Menge von Ausgaben nicht gerade die vorliegende im Faustbuch benutzt sei, so musste durch Vergleichung eine genauere Bestimmung versucht werden. Ein ausreichendes Mittel hierzu bot sich in einer Reihe von siebenzehn Eigennamen. Ausser den naturwissenschaftlichen Stellen sind nämlich unzweifelhaft auch Theile der Höllen- und Paradiesbeschreibungen entlehnt, in welchen sich elf Namen der Hölle und sechs Namen der vier Paradiesflüsse finden. Mit Hülfe dieser Namen liessen sich unter den vielen Ausgaben, welche die hiesige Bibliothek besitzt, drei Klassen scheiden, als deren Vertreter der Lucidarius von 1479, der Elucidarius von 1549, der Elucidarius von 1572 herausgegriffen und genau verglichen wurden. Es ergab sich folgende Liste, in der nicht bemerkt ist, dass in den Lucidarien und Elucidarien terra oblivionis vor Tartarus steht und dass seit 1572 die Namen der Hölle aus der deutsch gedruckten Umgebung — ebenso wie im Faustbuch — durch lateinischen Druck herausgehoben sind. Die leeren Stellen bedeuten Übereinstimmung des Lucidarius und der Elucidarien mit dem Volksbuch.

| Faustbuch 1587 | Lucidarius 1479 | Elucidarius 1549 | Elucidarius 1572 |
|---|---|---|---|
| Lacus mortis | | | |
| Stagnum ignis | | Stagum | |
| Terra tenebrosa | | | |
| Tartarus | | | |
| Terra obliuionis | | | |
| Gehenna | Gehenne | | |

| Faustbuch 1587 | Lucidarius 1479 | Elucidarius 1549 | 1572 |
|---|---|---|---|
| Herebus | Crebus | | |
| Barathrum | baratrum | Baratrum | |
| Styx | Stix | Stix | |
| Acheron | asteronta | Asteronata | Acheronta |
| Phlegeton | Flegeton | Flegeton | |
| Ganges | | | |
| Phison | | Pison | Pison |
| Gihon | (fehlt) | | |
| Nilus | vilus | | |
| Tygris | Tigris | Tigris | Tigris |
| Euphrates | Eufrates | | |

Durch diese Liste lässt sich feststellen, dass der Elucidarius von 1572 unter den dreien dem Faustbuch am nächsten steht. Es bot sich jedoch ein weiteres Mittel zur engeren Begrenzung, das ausserdem die Beweise der Entlehnung vermehrt. In dem berüchtigten Kapitel 'Von dess Himmels Lauff, Zierde vnnd Vrsprung' finden sich äusserst weitschweifige und unklare Schilderungen, für welche der Elucidarius von 1572 keine genügende Grundlage bietet, merkwürdiger Weise aber eine Himmelskarte, die in einem Elucidarius des gleichen Verlages von 1589, nicht aber in dem von 1572 enthalten ist. Es ergab sich hieraus die Vermuthung, dass der Verfasser eine Ausgabe zwischen 1572 und 1587 benutzt habe, in welcher jene Karte bereits steht. Eine Ausgabe des Elucidarius von 1584, die sich in Strassburg fand, bestätigte diese Vermuthung[5]).

Von Bedeutung für das Verhältniss des Faustbuchs zum Elucidarius ist die Form des letzteren. Das ganze Buch gibt sich als Gespräch, in welchem der Jünger von seinem Meister Elucidarius in gleicher Weise belehrt wird wie im Volksbuch Faust von Mephostophiles. Es liegt die Vermuthung nicht fern, dass der Verfasser des Faustbuchs durch den allbekannten Elucidarius auf den Plan gebracht wurde,

[5]) Ein Vergleich sämmtlicher Elucidarien würde vielleicht zu noch engerer Begrenzung führen, falls man sein Augenmerk auf das erste Auftreten der Schreibung 'Baratrum' richtet. Der von 1572 zeigt nämlich 'Barathrum' wie das Volksbuch, die von 1584 wie 1589 dagegen 'Baratrum'; so ist vielleicht eine Ausgabe zwischen 1572 und 1584 als unmittelbare Quelle anzusetzen.

die in der Sage angedeuteten wissenschaftlichen Bestrebungen Fausts durch eingeschobene Disputationen zu erläutern, und dass er bei der Ausführung durch den so bequem geformten Stoff zu der unkünstlerischen Aufschwellung des Disputationstheils verleitet wurde.

An der Hand des Faustbuchs sollen nun die Entlehnungen durchgegangen werden, und zwar so, dass an die erste Stelle, welche die Hölle behandelt, gleich die übrigen Nachrichten über Hölle und Paradies angeschlossen werden, damit alsdann die naturwissenschaftlichen Stellen in ununterbrochener Reihenfolge betrachtet werden können.

Die Hölle:

Faustbuch S. 38—39

Die Hell vnd derselben Refier ist vnser aller Wohnung vnd Behausung, die begreifft so viel in sich, als die gantze Welt, vber der Hell vnd vber der Welt biss vnter den Himmel, hat es zehen Regiment vnnd Königreich, welche sind die Obersten vnter vns, vnd die Gewaltigsten vnter sechs Regimenten, vnnd sind nemlich die:

1 Lacus mortis
2 Stagnum ignis
3 Terra tenebrosa.
4 Tartarus.
5 Terra obliuionis.
6 Gehenna.
7 Herebus.
8 Barathrum.
9 Styx.
10 Acheron. In dem regieren die Teuffel, Phlegeton genannt. Diese vier Regiment vnter jhnen sind Königliche Regierung, als Lucifer in Orient, Beelzebub in Septentrione, Belial in Meridie, Astaroth in Occidente,

Elucidarius Bl. B3—B4

M. Zehen namen hat die Hell. J. Wie sindt sie genandt? M. Sie heisst in der heyligen Schrifft, Lacus mortis, ein see dess todts, dann welche Seelen darein kommen, die mögen nimmer darauss. Sie heisst Stagnum ignis, ein hitz dess Fewrs, Wann als die stein des Meers gründt nimmer trucken werden, also erkülen die Seelen nimmermehr die darein kommen. Sie heisst Terra tenebrosa, das ist, eine finstere erd, Wann der weg, der zu der Hellen geht, ist jmmer voll rauchs vnd gestancks. Sie heisst auch Terra obliuionis, das bedeut die Erden der vergessung, Wann die Seelen, die darein kommen, seyn verlorn, vnd wirdt jr vor Gott nimmer gedacht. Sie heisst auch Tartarus, das bedeut die Marter, Dann da ist jmmer weynen der augen, vnd grissgrammen der zän von frost. Sie heisst auch Gehenna, das bedeut ein ewig fewr, Wann das hellisch ist so stark, dass vnser fewr ein schatten gegen dem Hellischen fewr ist. Sie

| Faustbuch S. 55 | Elucidarius Bl. B 3—B 4 |
|---|---|
| Vnnd mercke, dass die Helle ist ein Helle dess Todes, ein Hitz dess Feuwers, ein Finsternuss der Erden, ein Vergessung alles Guten, der Enden nimmermehr von GOtt gedacht, sie hat Marter vnd Wehe, vnd ewig vnerleschlich Fewer, ein Wohnung aller Hellischen Drachen, Würme vnd Ungeziffer, Ein Wohnung der verstossenen Teuffel, Ein Stanck vom Wasser, Schwefel vnnd Pech, vnnd aller hitzigen Metall. | heisst auch Herebus, das bedeut Drachen, dann die Hell ist voll fewriner Drachen vnd würm, die nimmer sterben. Sie heisst auch Baratrum, das bedeut die schwartzgienung, wann sie gient biss an den Jüngsten tag, wie sie die Seelen verschlinden mög. Sie heisst auch Styx, das bedeut on freude, da ist ewig on freud. Sie heisst auch Acheronta, das bedeut gienung, Dann da fahren die Teuffel auss vnd ein, als die funcken in einem ofen. Auch heisst dieselbig Hell Phlegeton, von einem Wasser das durchrinnet, das stincket von bech vnd von schwebel, Vnd ist auch also kalt, dass es alle Hellische hitz wendet. |

Aus einer genauen Betrachtung der Arten und Gründe der Abweichungen des Volksbuches vom Elucidarius lassen sich sichere Schlüsse auf die Arbeitsweise, Fähigkeiten und Absichten des Verfassers ziehen, so dass die Aufdeckung dieser neuen Quelle eine genauere Abschätzung seiner litterarischen Bedeutung ermöglicht.

Hiefür bieten sogleich die angeführten Stellen Beweise. Im Faustbuche sollen nach der Überschrift und den einleitenden Worten die Namen der zehn Regimente der Hölle aufgezählt werden. Vier dieser Namen stehen auch wirklich am Ende des Kapitels. In der Mitte desselben aber prangt eine merkwürdige Liste von zehn Namen, welche abgesehen von Ersetzung des Acheronta durch das correctere Acheron, des Pison durch Phison und der einen erwähnten Umstellung buchstäblich aus dem Elucidarius ausgeschrieben ist. Während der Verfasser schlau genug ist, den elften Namen des Elucidarius, den er in seiner Liste von zehn Namen nicht brauchen kann, in einem allerdings nachschleppenden und ganz sinnlosen Sätzchen unterzubringen, bemerkt er nicht, dass er nun doch vier Namen zuviel aufgetischt hat, da sich die vier Namen

am Ende des Kapitels durchaus nicht mit vier Namen der Liste decken. Die Krone und zugleich die Wurzel der ganzen Verwirrung bildet die Thatsache, dass im Elucidarius jene elf Namen nicht als Namen der Regimente angeführt sind, sondern als Bezeichnungen der Hölle nach ihren verschiedenen Eigenschaften.

Eben so deutlich erkennbar sind die Nähte des anderen Einsatzes. An das Ende einer Höllenbeschreibung, welche wahrscheinlich auch einer Entlehnung ihr Dasein verdankt. fügt der Verfasser ganz lose einen Theil der deutschen Übersetzungen der eben gemissbrauchten Höllennamen. So fröhnt er hier einer Sucht nach Häufung gleichartiger Begriffe, wie dort einer Sucht nach Einfügung gelehrten Aufputzes.

Geschickter ist die Verzahnung der nächsten Stelle. Desto auffallender die Verpfuschung des Inhalts. Aus den verschiedenen Stellen der 'ober Hell' baut er einen einzigen Ort zusammen, indem er das disjunctive 'und' einfach ausmerzt. So kommt jener auffallende Hölleneingang zu Stande. Es heisst:

| Faustbuch S. 84 | Elucidarius Bl. B4 |
|---|---|
| Bald darnach kompt er auff einen hohen Berg, einer grossen Insel hoch, darauss Schwebel, Pech vnd Fewrstralen schlugen, | J. Wo ist die ober Hell? M. An mancher statt der erden, vff den hohen bergen, vnd in den Inseln bey dem Meer, da brennet schwebel vnd bech, |

Während die bisherigen Stellen nur zur Ausschmückung breiter Schilderungen zu dienen hatten, die wohl aus irgend einem Handbuch der Dämonologie entlehnt sind, ist für die Beschreibungen des Paradieses der Elucidarius die einzige Quelle gewesen. Trennt man von dem Kapitel 'Vom Paradeiss' die erste Hälfte ab, welche nur einen Nachtrag von Reisebeschreibungen zum vorhergehenden Abschnitte bildet, so ergibt sich, dass das eigentliche Kapitel 'Vom Paradeiss' eine fast wörtliche Umschreibung der Kapitel 5 und 6 des Elucidarius ist: 'Vom Paradeiss, theilung der Welt, vnd Wassern dess Paradeiss' und 'Vom ersten theil Asia, vrsprung der vier Wasser, etc.' Nämlich:

Faustbuch S. 123—124

vnd sonderlich in der Insel Caucasus, welche mit jren Gipffeln vnd Höhe alle andere Inseln vbertrifft, vermeinte, es solt jm nit fehlen das Paradeiss zusehen. Auff diesem Gipffel der Insel Caucasi, sihet er gar das Land Indiam vnd Scythiam, vnd gegen Auffgang, sahe er von ferrne von der höhe hinauff, biss zu der Mittnächtigen Linien ein Helle, gleich wie ein hellescheinende Sonne, ein Fewerstromen als ein Fewr auffgehen, von der Erden biss an den Himmel umbgeschrencket auff der Erden, gleich einer kleinen Insel hoch, er sahe auch in dem Thal vnd auff dem Lande vier grosser wasser springen, eins gegen Indien zu, das ander gegen Egypten, das dritte gegen Armenien, vnd das 4. auch dahin. In solchem, so er gesehen, hett er. gern, ein Fundament vnd Vrsprung gewist, derhalben jm fürname, den Geist drumb zu fragen, das thät er doch mit erschrockenem hertzen, vnd fragt also seinen Geist was es were? der Geist gab jm gute antwort, vnd sagt: Es were das Paradeiss, so da lege gegen Auffgang der Sonnen, ein Gart, den GOtt gepflantzet hette, mit aller Lustbarkeit, vnd diese feuwrige Strömen were die Mawr, so Gott dahin gelegt, den Garten zu verwahren vnd vmbzuschrencken, Dort aber (sagte er weiter) sihestu ein vberhelles Liecht, das ist das feuwrige Schwerdt, mit welchem der Engel disen Garten verwart, vnd hast noch so weit dahin, als du jmmer je gewest bist, du hast es in der Höhe besser sehen kön-

Elucidarius Bl. C2

J. Welches land ligt dem Paradeiss allernehest? M. Allernechst ligt India, das heisst nach dem Wasser Indus, das entspringet auss einem Berge, der heisset Caucasus,

Bl. C1

Wo ist das Paradeiss? M. Das Paradeiss ist zu Osten in der Welt, vnnd ligt nahendt bey dem Himmel, dass es höher ist, dann alle Erden der Welt.

Bl. C2

An dem Paradeiss entspringet ein Brunn, darauss rinnen die vier Wasser. Das ein heisst Pison, vnd fleusst vmb das Land Hewilia das ist India, daselbs findet man Golt, vnnd den edlen Stein Onix. Das ander Wasser heisst Gihon, das fleusst vmb das Morenland. Das dritt, Tigris. Das vierdt, Euphrates. J. Wo entspringen die Wasser? M. Das da Ganges heisst, das entspringt in India. Aber seinen vrsprung weiss man nit. Das ander heisst Nilus, das entspringet auss einem Berg, heisst Atlass, vnnd fellet fast auff die Erde, da gewinnet es zween vrsprüng, vnnd rinnet also durch der Moren vnd Egypten Land, da beginnts sich zweyen biss hin zu Alexandrian, da fällt es in das grosse Meer. Tigris vnd Euphrates, die entspringen beide in Armenia,

Bl. C1

Nachdem Adam gefiel, lägert Gott für den Garten Edom den Cherubin, vnd ein glantzendts fewrigs Schwert, den Weg zu-

| Faustbuch S. 123—124 | Elucidarius Bl. C 1 |
| --- | --- |
| nen, aber nit war genommen etc. Dieses Wasser, so sich in 4. theil zertheilet, sind die Wasser, so auss dem Brunnen der mitten im Paradeiss steht, entspringen, als mit Namen Ganges oder Phison, Gihon oder Nilus, Tygris vnd Euphrates, vnd sihest jetzt, dass er unter der Wag vnd Widder ligt, reicht bis an Himmel, vnd auff diese fewrige Mawren ist der Engel Cherubin mit dem flammenden Schwert, solches alles zu verwaren geordnet, Aber weder du, ich, noch kein Mensch kan dazu kommen. | bewaren, dass niemandt darein mag kommen, dann mit eim guten wirckenden Glauben. |

Diese Entlehnung geht so tief, dass sogar zwei auffallende Motive des Faustbuchs im Elucidarius ihren Ursprung haben. Das erste erregt unsere Aufmerksamkeit durch den Eindruck seltsamer Ungereimtheit, welchen wir von ihm empfangen, wenn wir die Quelle nicht kennen[6]). Aus dieser lässt sich jetzt erklären, wie Faust oder der Verfasser des Faustbuchs dazu kommt, auf dem Caucasus eine Aussicht ins Paradies von vornherein zu vermuthen. Dass man dem Verfasser die Umgestaltung der Schlussworte des Paradieskapitels aus den entsprechenden Worten des Elucidarius, die im gleichen Zusammenhang stehen, zutrauen darf, beweist ein Blick in das Sprichwörterkapitel, in welchem er bekannte Sprichwörter dem Teufel mundgerecht gemacht hat. So ist also aus den dogmatisirenden Worten des Elucidarius eine Wendung entstanden, in welcher unser Gefühl einen Keim des höchsten tragischen Pathos entdeckt.

Unter den naturwissenschaftlichen Kapiteln fällt als erste Entlehnung das vielberufene 'Vom Sommer vnd Winter' auf. Abgesehen von den lediglich einleitenden Worten ist es eine fast wörtliche Zusammenstoppelung:

[6]) Düntzer, Fausts Leben von G. R. Widmann in Pfitzers Bearbeitung, Berlin und Stuttgart. Einleitung S. 14.

| Faustbuch S. 70 | Elucidarius Bl. C1 |
|---|---|
| So soltu wissen, dass von dem Mond an, biss an das Gestirn, alles Feuwrig ist, Dargegen ist die Erden kalt vnd erfroren, Dann je tieffer die Sonne scheinet, je heisser es ist, das ist der Vrsprung dess Sommers, Stehet die Sonnen hoch, so ist es Kalt, vnd bringet mit sich den Winter. | Von dem Mon biss an das Gestirn, ist der Luft aller Fewrin.<br>Bl. H2<br>Du hast mir gesagt, dass von dem Mon biss an das Gestirn alles fewrin sey.<br>Bl. H2<br>Das merck bey der Sonnen, so die je tieffer scheint, so je heisser ist, so die je höher ist, so sie je kelter scheinet.<br>Bl. H3<br>wann vns die Sonne nahendt ist, so haben wir die hitz, vnd wann sie ferr ist, so haben wir den frost, von diesen Dingen theilt sich das Jar, in Sommer vnd in Winter. |

Nicht gleich bequem zu überblicken ist die nächste Entlehnung des Faustbuchs, weil in ihr neben dem Text des Elucidarius eben jene oben erwähnte Himmelskarte benutzt ist und infolge dessen eine einfache Nebeneinanderstellung der Parallelstellen nicht möglich ist. Es folgen daher nach einander zunächst das Kapitel 'Von des Himmels Lauff, Zierde vnd Vrsprung' aus dem Faustbuch, mit Auslassung der Einleitung und einer Stelle, die besser bei der nächsten Entlehnung zu besprechen ist; alsdann die bezüglichen Stücke des Elucidarius, unter Auslassung der zur erwähnten Stelle gehörigen Parallele; schliesslich eine genaue Beschreibung der Himmelskarte.

Faustbuch S. 71—74:

Dann Gott machte anfänglich den Himmel auss dem Mittel dess Wassers, vnd theilet die Wasser vom Wasser, hiess das Firmament den Himmel, So ist der Himmel Kuglecht vnnd Scheiblecht, auch beweglich, der vom Wasser geschaffen, zusammen gefüget, vnd also befestiget ist, wie Cristall, vnd sihet auch oben im Himmel wie ein Cristall, darinnen ist geheft das Gestirn, vnd durch solche ründe dess Himmels, wird die Welt in vier Theil getheilet, als nemlich, in den Auffgang, Nidergang, Mittag vnd Mittnacht. — Der Himmel ist auch mit Feuwer erschaffen, dass,

wo die Wolcken nit mit der Kälte dess Wassers vmbgeben weren, würde das Feuwer oder Hitze die vntern Element anzünden, jnnerhalb dess Firmaments, da das Gestirn dess Himmels ist, sind die sieben Planeten, als Saturnus, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercurius vnnd Luna. Vnnd bewegen sich alle Himmel, allein der Fewrige ruhet, Vnnd wirdt also die Welt in vier Theil getheilet, als dess Feuwers, Lufft, Erden vnnd Wassers, also ist diese Sphaer vnnd Creatur formiert, nimpt ein jeglicher Himmel sein Materi vnnd Eigenschafft darauss, nemlich der Oberste Himmel ist Feuwrig, der Mittel vnd Vnterst sind Liecht, als der Lufft, der ein Himmel ist scheinlich, der Mittel vnd Vnterst sind Lüfftig, In dem Obersten ist die Wärme, vnnd das Liecht von nähe wegen der Sonnen, der Vnterst aber von Widerscheins wegen dess Glantzes, von der Erden, vnd wo je der Schein dess Glantzes nicht erreichen kann, ists Kalt vnnd Tunckel. In diesem tunckeln Lufft wohnen wir Geister vnnd Teuffel, vnnd sind in diesen tunckeln Lufft verstossen. In diesem tunckeln Lufft, da wir wohnen, sind Ungestümmigkeit, Donner, Schlag, Hagel, Schnee vnnd dergleichen, da wir dann die Zeit dess Jahrs, Vnd wie es Wittern sol, wissen können, Vnd hat also der Himmel zwölff Vmbkreiss, welche die Erde vnnd das Wasser vmbringen, so alle mögen Himmel genannt werden. Es erzehlete jhm auch der Geist, wie ein Planet nach dem andern regierte, vnnd wie viel gradus ein jeglicher Planet vber den andern habe.

vgl. Elucidarius Kap. 4 Von dess Himmels Lauff Bl. B4:

Wie ist der Himmel geschaffen? M. Den Himmel heissen die Bücher Firmamentum, das bedeut ein festung. — — J. Welcherley ist der Himmel? M. Der Himmel ist geschaffen von den vier Elementen, den wir heissen Firmamentum, vnnd ist gleich dem grünen Wasser.

Kap. 5 'Wie viel der Himmel, vnd wo Adam geschaffen sey' (Himmelskarte s. u.):

Wie viel seind der Himmel? M. Der Himmel seind drey, Einer ist von der Erd bis an den Mon der ander ist von dem Mon biss an das Gestirn. Der dritt ist oben dem Firmament, da Gott selber inn ist, vnnd seine lieben Heiligen. J. Ist in den zweyen Himmeln etwas Geschöpff? M. Von der Erde biss an den Mon seind die bösen Geist, die heissen Cacodaemones, die seind darzu gesetzt, dass sie die Menschen peinigen biss an den Jüngsten tag, von dem Lufft nemmen sie den Leib, so sie vns erscheinen. Von dem Mon biss an das Gestirn, ist der Lufft aller Feuwrin, darinn seind die heiligen Engel, die sein darein gesetzt, dass sie die Leute bewaren.

Die Himmelskarte stellt ein Quadrat mit sechzehn concentrischen Reifen dar, die theils mit Inschriften theils mit Bildern bedeckt sind. Vom Centrum ausgehend sehen wir

1: Bild eines Stadtthors. Darüber 'Erd'.
2: wasser.
3: lufft.
4: feuer. Verschiedenartige Linien suchen in der Reihe 2—4 die Natur dieser drei Elemente darzustellen.
5: ☾ der mon durcheilt die XII zeichen in XXVII tagen VII stund. XXXVI minut.
6: ☿ Mercurius erlaufft die XII zeichen auch wie venus vnd die sonn.
7: ♀ venus erreicht die zwolff zeichen geleich der sonnen.
8: ☉ sunn durchlaufft die zwolff zeichen in einem jare vnd sechs stunden.
9: ♂ Mars durchdringt XII zeichen in einem jare vnd dreihunderteinvndzuentzigk tagen vnd XXIII stunden.
10: ♃ Jupiter durchgeet die zwolff zeichen in eilff jaren vnd dreihundertfirzehen tagen vnd zwolff stunden.
11: ♄ saturnus durchschleicht die zwolff zeichen in XXIX jaren hundertfunfvndfunfczigk tagen vnd acht stund wider das firmament.
12: Bild des Zodiacus zu
13: Die acht spere des gestirnten himels bewegt sich in hundert jaren ein grad wider die erst bewegung vnnd heisst der cristallen himmel.
14: Die erst bewegung vonn orient gein occident vnd widervmb nimpt die vndersten speren alle mit ir in tag vnd nacht vnd hat die allerordenlicht bewegung.
15: Bild Gottes und der Engeln zu
16: Ob allen speren der himel ist gotliche maiestat wonung mit den IX koren der engel vnd allen selgen etc.

Die grosse Masse der platten und breiten Ausführungen des Faustbuchs ist als Umschreibung des Kartenbildes nachzuweisen. Die Arbeitsweise des Verfassers zeigt sich am deutlichsten, wenn man Satz nach Satz mit der Karte und dem Text des Elucidarius vergleicht. Nur der erste Satz weist auf eine dritte Quelle, die Bibel. Es ist jedoch nur ein Anklingen an ihre Darstellung der Erschaffung des Himmels aus Wasser allein. Wenige Zeilen weiter lenkt der Verfasser in die Bahnen des Elucidarius, da die Bibel ihm zu karges Material bietet. 'So ist der Himmel Kuglecht vnd Scheiblecht — gehefft das Gestirn' ist in den ersten Worten eine Wiedergabe der äusseren Gestalt der Himmelskarte, der Rest des Satzes ein Anlehnung an die Inschrift des dreizehnten Reifens. Im Text des Elucidarius

findet sich nicht die geringste Andeutung über diese Dinge. 'Vn durch solche Ründe — Mittnacht' ist sinnloses Geschwätz, welches nur den einen Zweck zu haben scheint. die vier Himmelsrichtungen in der im 16. Jahrhundert gebräuchlichen Reihenfolge[7]) aufzuführen. 'Der Himmel ist auch mit Feuwer — vntere Element anzünden' ist auf eine sinnige Betrachtung des Kartenbildes zurückzuführen, das sich leider nicht in Übereinstimmung mit dem Elucidarius befindet und somit dem Verfasser eine Bemerkung entlockt. die mit einer aus dem Text des Elucidarius entlehnten Stelle in argem Widerspruch steht. Während er hier offenbar nach der Karte den feurigen Himmel diesseits des Mondes ansetzt, hat er im vorhergehenden Kapitel 'Vom Sommer vnd Winter' würdevoll verkündet: 'So soltu wissen. dass von dem Mond an, biss an das Gestirn, alles Feuwrig ist'. 'Innerhalb — Luna' ist die Aufzählung der Planeten in der umgekehrten Reihenfolge der Reifen 5—11. Dass der Verfasser Sunn und Mon durch Sol und Luna ersetzt. ist ein Zug seiner bekannten Lateinsucht. 'Vnnd bewegen sich — Kalt vnnd Tunckel' sind ebenso weitschweifige wie unsinnliche Phantasien über das Verhältniss der vier innersten Reifen des Kartenbildes zu einander. 'In diesem tunckeln — wissen können' zeigt, wie der Blick des Verfassers von der Karte auf die gegenüberliegende Seite hinüberschweift. Die Stelle, welche er hierbei auffasst, nimmt unter seiner Hand sofort eine bezeichnende Gestalt oder Missgestalt an. Während im Elucidarius das lebendige Bild der peinigenden Dämonen geboten wird, erblasst dasselbe im Faustbuch zu dem Bilde von Geistern, welche mit einer Reihe von Wettererscheinungen, die in der Weise des Verfassers breit aufgezählt werden, zusammenwohnen und diese Gelegenheit zum Studium der Wetterkunde benutzen. Kein Wort verräth, dass diese Geister die Urheber des Unwetters sind. 'Vnd hat also — genannt werden': der Verfasser lenkt sein Auge zur Karte zurück, zählt unter selbstverständlicher Auslassung der beiden Bilderreifen sämmtliche Reifen um Erde und Wasser und knüpft das Ergebniss mit einem

---

[7]) vgl. z. B. Hutten, Opera hg. v. Böcking 2, 229 mit Übersetzung.

lächerlichen aber bezeichnenden 'also' an den vorhergehenden Satz an. Die 'zwölff Vmbkreis' und der 'Himmel wie ein Cristall' beweisen, da sie im Text des Elucidarius und auf den Himmelskarten bis 1572 einschliesslich nicht vorkommen, dass der Verfasser einen Elucidarius vor 1573 sicher nicht benutzt hat. Den Schluss der Himmelsbeschreibung bildet ein Satz, welcher den Inhalt der Reifen 5—11 andeutet.

Von grosser Bedeutung für die Erkenntniss der Composition des Faustbuches sind die folgenden Stellen:

| Faustbuch S. 97—98 | Elucidarius Bl. B4 |
| --- | --- |
| sahe ich hinauff von ferrne, dass der Himmel so schnell fuhr vnd wältzte, als wenn er in tausend Stücken zerspringen, oder die Welt zerbrechen wolte. — So bewegt sich das Gewülck am Himmel so kräfftig, dass es jmmer laufft, von Osten biss gen Westen, nimpt das Gestirn, Sonn vnd Mond mit sich. Daher (wie wir sehen) kompt, dass sie vom Auffgang zum Nidergang laufft,<br><br>S. 72<br>vnnd wirdt der Himmel so schnell umbgeweltzt, dass die Welt zerbreche, wo es die Planeten mit jhrem Gang nicht verhinderten. | Der Himmel ist also geschaffen, dass er jmmer laufft, von Osten bis zu Westen, da entgegen laufft, die Sonn, vnd der Mon, vnd das gestirn. J. Wie kompt das, wir sehen doch wol, dass Sonn vnd Mon von Osten gen Westen lauffen? M. Das kommt von dem Himmel, Dann der Himmel ist so kräfftig, dass er die Sonn, Mon, vnd das gestirn jres gewalts hinfürt, wie doch jr recht wer, dass sie zu Osten vndergieng. J. Durch was geschuff Gott dises also? M. Durch das die Himmelischen geschöpff nit zerbrechen, dann strebt die Sonn, vnd Mon, vnd das gestirn nit wider den Himmel, so lieff er so baldt, dass ers alles zerbrech. |
| **Faustbuch S. 98** | **Elucidarius Bl. I 1** |
| Der Stern einer war grösser dann die halbe Welt, Ein Planet so gross als die Welt, — Im herabfahren sahe ich auff die Welt, die war wie der Dotter im Ey, vnd gedauchte mich die Welt were nicht einer Spannen lang, vnd das Wasser war zwey mal breiter anzusehen. | J. In welcher grösse seindt die Planeten? M. Die Philosophi sprechen, dass der Mon also breyt sey, als das gantze Erdtreich an das Meer, vnd on das Gewülck bedeckt hat, So ist die Sonn zweymal als breyt, als der Mon, In welcher breyte die Sonn ist, also seind auch die Planeten. |

Elucidarius Bl. C 1

M. Die Welt ist aller vmbschlossen, vnd ist recht sinnwel, ist beschlossen mit dem Wendelmeer, darinn schwebt die Erden als der Dotter im Ey. J. Wovon ward die Erde befestigt, dass sie nicht entweich? M. Die Erde helt nichts auff, dann die Gottes Krafft, dann sie schwebt in der Wag, vnd rinnet dess wassers so viel darumb, wer oben in den Lüfften wer, jhn gedeucht die Erde nit breyter dann ein Pfenning.

Diese Stellen enthält im Faustbuch ein Kapitel, welches eingeleitet ist mit den Worten: 'DIese Geschicht hat man auch bey jm funden, so mit seiner eygen Handt concipiert vnd auffgezeichnet worden.' Will man sich nicht zu der Annahme versteigen, dass Faust selbst bei der 'Conception' dieses Märchenbriefes den Elucidarius oder Lucidarius, wie er zu Fausts Zeiten hiess, ausgeschrieben habe, so ergibt sich als einfachste Erklärung, dass der Verfasser, welcher bisher so vielfach dem Mephostophiles Plagiate aus dem Elucidarius und wohl auch aus anderen Büchern in den Mund legte, hier einmal dem Faust einen auf ähnliche Weise aus denselben Büchern zusammengebrauten Brief unterschiebt. Merkwürdig ist, dass gerade neben der Stelle des Elucidarius, welche für dies Kapitel unzweifelhaft benutzt ist, sich die Wendung findet 'Wer oben in den Lüfften wer'. Sollte hier der Keim liegen für das ganze Kapitel oder doch denjenigen Theil desselben, der in der häufenden, wiederholenden Manier des Verfassers die Welt aus der Vogelschau beschreibt?

Die nächste Entlehnung bildet wiederum den Stamm eines Kapitels.

| Faustbuch S. 125 | Elucidarius Bl. I 2 |
|---|---|
| Es geschicht offt, dass sich der Mond am Himmel verwandelt, vnd die Sonne vnterhalb der Erden ist. Wann dann der | J. Was sagest du hierzu, so sich der Mon verwandlet? M. Es kommet dick, dass die Sonn innhalb vnter der Erden, vnnd |

| Faustbuch S. 125 | Elucidarius Bl. I 2 |
|---|---|
| Mond nahe hinzu kompt, ist die Sonne so kräfftig vnd starcke, dass sie dem Mond seinen schein nimpt, dass er aller roht wirt, wann nu der Mond widervmb in die höhe steigt, verwandelt er sich in mancherley Farben, vnd springt ein Prodigium vom höchsten drauss, wirt alsdenn ein Comet, vnd seyn der Figur vnd bedeutung, so Gott verhängt, mancherley. Einmal bringet es Auffruhr, krieg oder sterben im Reich, als Pestilentz, Gehentod, vnd ander seuchten. Item, wassergüss, wolckenbrüch, brunst, thewrung vnd dergleichen. | der Mon vnderhalb, vnnd stehen gleich als ob ein Schnur gieng durch die erden, von der Sonnen durch den Mon, So ist die Sonn so rechtfertig, dass sie dem Mon nimpt seinen schein, dass er aller rot wirt, Wann er aber sich verwandlet, so er hoch an dem Himmel stehet, das kompt von Gottes wunder, das bedeut Mannschlacht, oder sterben in dem Reich. J. Lieber Meister sage mir von dem Stern Cometa. M. Cometa scheinet nimmer, dann so sich das Reich verwandlen soll, derselb Stern Cometa sendet den schein von jm als der Mon, derselb Stern laufft nicht vnder andern Sternen, Die Bücher sagen, dass es sey ein Liecht, das Gott mit seinem Gewalt entzündet hab in dem Lufft. |

Trotzdem die Stelle des Faustbuchs sich eng an die Worte des Elucidarius anschliesst, ist doch dessen Sinn bös vergewaltigt, insofern in ihm zwischen der Verwandlung des Mondes und der Erscheinung des Cometen nicht der geringste genetische, sondern nur ein ganz zufälliger typographischer Zusammenhang besteht. Der letztere Zusammenhang ist die Ursache davon, dass der Verfasser des Faustbuchs den ersteren, mit habsüchtiger Absicht oder aus stumpfsinniger Unaufmerksamkeit, sinnloser Weise herstellte. Die Abweichungen im Wortlaut entsprechen dem bekannten Stile des Verfassers, der eine Häufung gleicher und ähnlicher Begriffe stark bevorzugt. Der Unterschied zwischen der geringen Anzahl von Unglücksfällen, welche der Elucidarius erwähnt, und der Fülle von Unglück, in welcher der Verfasser förmlich schwelgt, ist bezeichnend.

Die nächste Entlehnung ist weniger umfangreich als bedeutsam. Sie wirft ein Licht auf die Entstehung eines der oben erwähnten Kapitelzwillingspärchen, der beiden Sternenkapitel.

| Faustbuch S. 129—130 | Elucidarius Bl. I 2 |
| --- | --- |
| Aber dass ein Stern fallen solt, ist allein der Menschen gedüncken, vnd sihet man offt ein grossen Fewrstrom bei Nacht herab fallen, das seind nicht, wie wir vermeynen, fallende Stern. | J. wie kompt es, dass wir Stern fallen sehen von dem Himmel? M. — — so mischet sich dann das Fewr vnd der Lufft so dann der Lufft den sieg gewinnet an dem fewr, vnnd die den Stern zu thal scheusst, dünckt die Leute, dass die Stern zu thal schiessen. |

Die angeführte Stelle steht im Faustbuch in einem vielleicht nur scheinbaren Widerspruch mit einer Stelle des ersten Sternkapitels und sogar mit dem Titel und Schluss des Kapitels[8]), der auch dadurch bemerkenswerth ist, dass er nur zweiter Aufmarsch der eben erwähnten Unglücksfälle ist. Da das erste Sternkapitel abgesehen von dem verdächtigen Schwanz von Vergleichen keine Compilation aus Büchern zu sein scheint wie das zweite Kapitel, für welches dies doch zum Theil nachweisbar ist, so lässt sich das Verhältniss der beiden so erklären, dass das erste eine ausgeschmückte Wiedergabe wirklicher Volkserzählung enthält und bereits fertig war, als dem Verfasser die Stelle des Elucidarius auffiel, der zu Liebe er dann ein 'ander Frag' schrieb. Dies Kapitel hat denn auch wie alle aus dem Elucidarius entlehnten Stellen einen steifen, durchaus lehrhaften Stil, von dem der Stil des ersten Sternkapitels durchaus verschieden ist.

Endlich ist ausser den einleitenden Worten das ganze Schlusskapitel des zweiten Theils des Faustbuches dem Elucidarius entlehnt:

| Faustbuch S. 131 | Elucidarius Bl. I 3 |
| --- | --- |
| wann die vier Wind dess Himmels zusammen stossen, wirdt das Gewölck dardurch zusammen getrieben, oder bringt das Gewölck zu erst daher, vnd mischet | J. Von wannen kompt der Donder vnd das Feuwer? M. So die vier Winde auss dem Meer kommen, vnnd oben in den Lüfften zusammenstossen, so |

[8]) 'vnd vile der Stern von jm zuerkündigen, vn als er sahe, wie sie sich butzten vnd herabfielen.' 'Ein ander Frag, von den Sternen so auff die Erden fallen.' 'fällt kein Stern on Gottes sondere verhengnuss.' Die Phrase 'ein Stern fällt' ist hier deshalb auffällig, weil sie in nächster Nachbarschaft steht mit dem Hinweis auf ihre Unrichtigkeit.

| Faustbuch S. 131 | Elucidarius Bl. I 3 |
| --- | --- |
| also an einem ort, einen Regen oder schwartz Gewölck, wie denn da auch zu sehen, dass vber die Statt so ein schwartz Gewölck gehet. Darnach wenn das Gewitter sich erhebt, mischen sich die Geister darvnter, vnd fechten mit den vier orten des Himmels, also dass der Himmel die Stöss erweckt, vnd das nennen wir Donnern oder boldern. Wann dann der Wind so gross ist, wil der Donner nirgend fort, stehet an, oder aber es treibet geschwind fort, darnach merckt an welchem End sich der Wind erwecket, der treibet das Gewitter, also dass offt von dem Mittag ein Gewitter daher kompt, je im Auffgang, Nidergang vnnd Mitternacht. | wirt das gestöss so gross, dass wirs hören auff erden, das ist der Donder, So sich dann der Lufft zerret von dem Fewr, so scheusst das Fewr zu thal, das seindt die Donderstralen, So dann die Stralen kommen auff die Erde, so werden sie eisen graw, die Farb nemmen sie von dem Fewr, da sie durchschiessen, so mischen sich die vblen Geister vnder das Windgestöss, vnd führen das in welches Land jn Gott verhengt. |

In den Abweichungen dieser Entlehnung tritt eine schon bekannte Eigenthümlichkeit des Verfassers besonders stark hervor: der gänzliche Mangel an Fähigkeit und Verständniss für sinnliche Schilderung. Sein phantasieloser, tautologischer Stil verwischt wie ein feuchter Schwamm die scharfe, bunte Zeichnung des Elucidarius und lässt an ihrer Stelle eine verschwommene, blasse Pfuscherei übrig. Im Elucidarius tragen die Geister das Wetter zum verhängten Ziel, im Faustbuch begnügen sie sich mit Gepolter und überlassen das übrige den Winden, deren Thätigkeit der Verfasser mit einem unglaublich nichtssagenden Phrasenschwall schildert.

Nachdem somit die Benutzung des Elucidarius für sämmtliche naturwissenschaftliche Kapitel, ausgenommen das erste Sternenkapitel und den zweiten Schöpfungsbericht, sich erwiesen hat, wird die Hinfälligkeit der Kurzschen Ansicht, die ohnehin keine grosse Wahrscheinlichkeit hatte, leicht ersichtlich. Das Buch, welches sich als Quelle herausgestellt hat, ist bekanntlich ein Werk, das für das ganze 16. Jahrhundert die naturwissenschaftlichen An-

schauungen der grossen Masse wiedergibt[*]). Es ist also ein Irrthum von Kurz, wenn er allgemein anerkannte Ansichten als ironisch vorgetragene auffasst. Und dass der Verfasser keine einheitlichen Absichten mit der Einfügung dieser Kapitel verfolgte, zeigt sich auch daraus, dass sich neben ihnen jener zweite Schöpfungsbericht findet, der wirklich einen heidnisch-teuflischen Ton anschlägt. Die einzige einheitliche Absicht dieses Verfahrens ist Aufputz der einfachen Gestalt der Sage mit naturwissenschaftlichem Flitterwerk.

Man wäre versucht, den heidnischen Schöpfungsbericht für einen alten Bestandtheil der Sage zu halten, wenn er nicht durch groben Widerspruch in sich selbst als Compilation verdächtig wäre. Während nämlich die zweite Hälfte auf antike Märchen von der Theilung der Welt zurückzugehen scheint, stützt sich die erste auf Lehren griechischer Philosophen. Während es im zweiten Theil heisst: 'Allein GOtt haben sie zugeben, den Menschen vnnd den Himmel zu erschaffen, also dass sie letzlich Gott vnderthänig seyn müssen', findet sich im ersten Theil jene Äusserung, welche die Randbemerkung 'Teuffel du leugst, Gottes Wort lert anders hievon' veranlasste: 'Die Welt, mein Fauste, ist vnerboren vnnd vnsterblich, So ist das Menschliche Geschlecht von Ewigkeit hero gewest, vnd hat Anfangs kein Vrsprung gehabt.' Wie weit gerade diese letzte Ansicht im 16. Jahrhundert bekannt war, wird dadurch bewiesen, dass Aventin in der deutschen Ausgabe seiner bairischen Chronik von 1526 fast die Hälfte des einleitenden Kapitels 'Von beschaffung diser welt und der Menschen auf das kurzest' zu einer Widerlegung dieser Ansicht verwendet: 'und wiewol etlich haidnisch hochgelert, als Aristoteles, Plato, Epicurus, in selbs fürgenomen haben, gleichsam die welt alweg und unbeschaffen solt sein' u. s. f. Dass die Quelle für den Schöpfungsbericht nicht im Elucidarius zu suchen ist, lässt der rein dogmatische Ton

[*]) Allg. Deutsche Biographie unter Jacob Köbel: (Der Elucidarius) zählt zu den verbreitetsten Werken der volksthümlichen Gelehrsamkeit des 16. Jahrhunderts und war auf dem Bücherbrett der meisten Bürgerfamilien zu finden.

des Buchs und sein früher Ursprung von vorn herein vermuthen. Es ist schwer, für so losgerissene Stellen, wie es die beiden Bestandtheile dieses Kapitels sind, bestimmte Quellen nachzuweisen.

Auf demselben Wege der litterarhistorischen Vergleichung suche ich zum Schluss die Bedeutung zweier Stellen zu erörtern, welche als treffendste Zusammenfassungen Faustischen Wesens seit Gervinus von allen Forschern hervorgehoben sind: ich meine die Stellen von den Adlersflügeln und Titanen. Da gerade diese Vergleiche für uns durch Goethes Jugenddichtungen frisches Leben gewonnen haben, liess man sich verleiten, auch für das sechzehnte Jahrhundert als lebendiges Gleichniss aufzufassen, was nichts weiter war als todte Metapher. So kam Scherer dazu, die erste Stelle dem Verfasser abzusprechen, so Ellinger, beide Stellen für eingeschobene Bruchstücke anderer Tradition zu erklären. Ein Blick in die gleichzeitige Litteratur lehrt uns, dass diese beiden Schaustücke zu der gangbarsten Kleinmünze jener Zeit gehörten, deren Benutzung man auch dem unselbständigen Verfasser wohl zutrauen darf. Das erste Bild ist durch Luther in der Bibel, das zweite durch Agricola in seiner Sprichwörtersammlung geprägt. Das erste:

| Faustbuch S. 6 | Sprüche Salomos 23,5 |
| --- | --- |
| stunde D. Fausti Datum dahin, das zulieben, das nicht zu lieben war, dem trachtet er Tag vnd Nacht nach, name an sich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel vnd Erden erforschen. | Lass deine Augen nicht fliegen dahin, das du nicht haben kanst; denn dasselb macht jhm Flügel wie ein Adeler vnnd fleugt gen Himmel. |

Scherer hat für seine Hypothese auch stilistische Gründe angeführt, indem er meint, der Satz 'name an — erforschen' unterbreche den Zusammenhang, so dass vor diesem Satz eine Naht anzunehmen sei. Dies ist ein Irrthum, da die ganze angeführte Stelle durch den gemeinsamen Ursprung aus einer einzigen Bibelstelle als durchaus einheitlich zu erweisen ist.

Während in dieser Entlehnung die Vorlage eine starke Anpassung an den besonderen Fall des Faust erlitten hat, die dem Verfasser mit Hinblick auf das Sprichwörter-

kapitel[10]) wohl zugetraut werden darf, schliesst sich die nächste Entlehnung eng an die Quelle an. Scheidet man aus dem unten angeführten Vergleich die Stelle von dem bösen Engel aus, welche im Zusammenhang mit dem 14. Kapitel, das das gleiche Thema ganz ausführlich behandelt, auf seine Quelle zu untersuchen wäre, vergleicht man alsdann den Rest mit der betreffenden Stelle der Egenolffschen Sprichwörtersammlung, die dem Verfasser leichter zugänglich war als der hier wie meist von jener Sammlung ausgebeutete Agricola, so kommt man zu einem Ergebniss, das hier allerdings schon aus der gewaltsamen Satzverrenkung abzunehmen war, dass nämlich der Vergleich mit den Titanen eine Entlehnung ist und zwar nicht sowohl aus irgend einer höheren und idealisirenden Tradition der Faustsage, sondern vielmehr aus einem gewöhnlichen Sammelwerk allgemeinster Art. Ich halte zusammen:

| Faustbuch S. 19 | Egenolffsche Sammlung S. 5 |
|---|---|
| Dann sein stoltzer Hochmuht, Verzweifflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, darvon die Poeten dichten, dass sie die Berg zusammen tragen, vnd wider Gott kriegen wolten, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffahrt vnnd Vbermuht von GOtt verstossen wurde, Also wer hoch steygen wil, der fellet auch hoch herab. | Wer Gott zu freund, dem schadet kein Creatur. Widerumb, dass Gott denen feindt sei, vnd sie straaffe, welche sich auff jre stercke verlassen, denn sie seind vor jm wie ein staub. Also ist geschehen den Risen, da die Heyden von sagen, die einen berg auff den andern trugen, Gott auss dem himel zustossen, die Gott mit dem donner alle erschlagen hat. Also muste zurück gehn das fürnemen Nimroths, vnd seiner genossen, da sie den thurn in Babylonien bawen wolten. Also ist König Pharao gestrafft worden. [Am Rande] Ciclopes Gottesfeinde. Nimroth. Pharao. |

[10]) Dies Kapitel S. 210—213 zeigt eine solche Anhäufung von Sprichwörtern, theils wörtlich angeführt, theils für den Teufel mundgerecht gemacht, wie sie eher aus einem Auszug aus der Egenolffschen Sammlung als aus gedächtnissmässiger Angabe erklärlich ist.

Auf dem niederen Boden der Sprichwörtersammlungen unter dem ärmlichen Fähnlein eines trivialen Sprichworts durchziehen die Titanen das sechzehnte Jahrhundert in der wunderlichen Gesellschaft eines Pharao und Nimrod, als 'Gottesfeinde' wie andere auch. Wie verbreitet und gemeinverständlich und wie verwischt und verblasst zugleich das Gleichniss von den Titanen im 16. Jahrhundert war, zeigt auch folgende Beobachtung. In einem deutschen Plinius des Jahres 1565 findet sich vor einem Kapitel, welches die Überschrift führt 'Von etlicher Leut stercke und schneller geradigkeit', welches aber an die Titanen selbst mit keinem Wort erinnert, eine Art von Titelvignette, welche den Sturm der bergthürmenden Titanen gegen die olympischen Götter darstellt. Der reiche Schatz erhabener Poesie, den das Alterthum in den Titanenmythus legte und Goethe aus ihm wieder hob, liegt dem Blick des sechzehnten Jahrhunderts noch tief verborgen. Seinem Stilgefühl ist das Gleichniss gerade gut genug, um mit dem 'grämlichen Philistergedanken': 'Wer hoch steygen wil, der fellet auch hoch herab' verbunden werden zu können. Nur dem modernen Stilgefühl, dem durch Goethe die einzige Erhabenheit der Titanengestalten aufgegangen ist, heben sich diese von ihrer Umgebung so bizarr ab, dass eben jene Hypothesen entstehen konnten.

Berlin. Siegfried Szamatólski.

2.

## Fausts Reisen, Kapitel 26 und 27.

Im Anschluss an Georg Ellingers Aufsätze im Anzeiger f. deutsches Alterth. 13, 156 ff. und in der Zeitschrift f. vergleichende Litteraturgesch. und Renaissance-Litt. 1, 156 ff. habe ich geographische Litteratur des 16. Jahrhunderts auf ihre Benutzung im Faustbuch durchgesehen und Folgendes ausser dem durch Ellinger Gefundenen ermittelt.

Die Aufzählung der Länder bei der ersten Reise Fausts im 26. Kapitel (Faustbuch S. 100, Neudr. S. 57) stimmt, wie S. Szamatólski und ich zugleich gefunden haben, abgesehen von einigen Auslassungen, mit der Aufzählung der

Länder in den Kapitelüberschriften von Sebastian Münsters Mappa Europae (Frankfurt a/M. bei Christian Egenolph, 1536) überein. Es werden genannt:

| Faustbuch S. 100 | Seb. Münster, Mappa Europae B III |
|---|---|
| .... als das Landt Pannoniam, Osterreich, Germaniam, Behem, Schlesien, Sachssen, Meissen, Düringen, Franckenlandt, Schwabenlandt, Beyerlandt, Littauw, Liefflandt, Preussen, Moscowiterlandt, Friessland, Hollandt, Westphalen, Seelandt, Brabandt, Flandern, Franckreich, Hispaniam, Portugall, Welschland, Polen, Vngern, vnnd dann wider in Düringen. | Rhetia; Vindelicia; Noricum; Ober Pannonia, das ist Osterreich; Nider Pannonia, ietz Hungaria genant; Von Germania, jrer Bildnuss, gelegenheit etc.; Von sondern einzeligenn ländern Germanie; Der Behem reichs anfang; Von Osterreich; Merhernland; Schlesierland; Franckenland; Schwabenland; Beyerland; Lithaw; Liefland; Preussenland; Samogithia; Moscouiter; Reussen; Meissen; Thüringen; Sachsen; Von der statt Meintz; Franckfurt; Friesslandt; Holand; Westualen; Seeland; Brabant; Flandern; Franckreich; Pariss; Naploss; Engelland, Hibernia, Scotia etc.; Hispania; Von der statt Tryer; Rom; Portugalia; Welschland; Venedig; Poln; Vngerland. |

Ausser der Stelle über Venedig konnte Ellinger aus demselben Buche noch diese ausheben:

| Faustbuch S. 101 | Seb. Münster, Mappa Europae D IIII |
|---|---|
| Dabey ein Berg ligt, Vesuuius genannt, der voller Weingärten, Ölbäum vnd etlicher andern fruchtbaren Bäume, vnd solchen Wein, den man den Griechischen Wein nennet, so herrlich vnd gut. | Vesuuius von andern bergen einn freiledig berg liget auff tausent schritt von diser statt, vol weingärtenn, ölbäum, wunderbarlich weinreich, den sie den Griechischen Wein nennen. |

Bei der Schilderung von Nürnberg und Regensburg zieht Ellinger neben anderen Büchern Wolffgang Jobst, Ausszug aller Chroniken, Frankfurt a/M. 1564 heran. Leider ist mir das Buch nicht zugänglich gewesen, aber die von Ellinger angeführten Stellen finden sich auch in der: Chronologia. Von erbawung vnd ankunfft etlicher namhafftiger

Stedt, Schlösser vnd Klöster vor vnd nach der geburt Christi, kürtzlich vorzeichnet vnd zusammen gezogen. Durch Wolffgangum Jobsten, D. Anno Christi 1563. Am Schluss: Gedruckt zu Leiptzig Durch Jacobum Berwaldt [1]). Über Mainz spricht das Faustbuch zu kurz, um die Entlehnung der Bemerkung nachzuweisen; doch könnte man vielleicht neben einander stellen:

| Faustbuch S. 101 | Jobst, Chronologia S. 5 |
|---|---|
| Als vnter andern auch Meyntz, da der Mayn in Rhein fleusst. | Moguntia Mentz, ein Haupstadt in Belgern am Rhein, da der Meen Darein fleust. |

Ausserdem ist aus dieser Chronologia noch zu der Schilderung von Prag eine Parallelstelle nachzutragen:

| Faustbuch S. 114 f. | Seb. Münster, Cosmographei, Basel 1550 S. DCCCCXXXVI [2]) | W. Jobst, Chronologia S. 50 f. |
|---|---|---|
| Das war Prag, die Hauptstatt in Behem, diese Statt ist gross vnd in drey Theil getheilt, nemlich alt Prag, new Prag vnd klein Prage, klein Prag aber begreifft in sich die lincke seyten, vnd der Berg, da der könig-liche Hoff ist, auch S. Veit, die Bischoff-liche Tumbkirchen. Alt Prag ligt auff der ebne, mit grossen gewaltigen Gräben geziert, Auss dieser Statt kompt man zur kleinen Statt Prag vber ein Brücken, dise | Die statt Prag virt in drei stett getheilt, nemlich in klein Prag, alt Prag vnd neüw Prag. Klein Prag begreifft die lincke seiten der Mulda, vnd berürt den Berg auff dem der küniglich hof, vnd die bischoffliche thumbkirche ligt. Alt Prag ligt gantz auff einer ebne, geziert mit herrlichen vnd brächtigen gebeüwen. Auss diser alten statt kompt mann in die kleine über ein steine bruck, die hatt 24. geweltbter bogen. Aber die neüwe | Praga, Hauptstadt in Behmen, von Primisileo 3. Hertzogen in Behmen, vnd Libussa seinem gemahl, ein Tochter Croci des andern Hertzogen, mit Mawren vnd Wahlen befestiget, . . . . . . ., Sie wird inn drey vornemliche Stedte abgesondert, in die alte, newe vnd kleine seitten, welche den lincken ort des wassers Mulda begreifft, vnd berürt den Berg, darauff das Königliche Schlos..... vnnd die Bischoffliche Thumbkirche Sanct |

[1]) In dem Citat über Regensburg ist bei Ellinger, wohl durch einen Druckfehler, 'Reginopolis', das wenigstens in Jobstens Chronologia richtig steht, ausgefallen. Es heisst da: 'vnd Imbripolis von den platzregen, mehr Reginopolis, das ist, Königstat oder Königsburg' u. s. w.

[2]) Ellinger hat die Seite falsch angegeben.

| Faustbuch S. 114 f. | Seb. Münster, Cosmographei, Basel 1550 S. DCCCCXXXVI | W. Jobst, Chronologia S. 50 f. |
|---|---|---|
| Brück hat 24. schwibbogen. So ist die new Statt von der alten Statt mit eim tieffen graben abgesöndert, auch rings vmb mit Mawren verwart, daselbst ist das Collegium der hohen Schule, die Statt ist mit einem Wall vmbfangen. | statt ist von der alten mitt einem tieffen graben abgesündert, vnd gerings vmb mitt mauren bewaret. | Viti, ist mit einer steinern Brücken von 24. Schwiebogen vber die Mulda an die alte Stadt gehenckt, Keyser Carolus 4. König in Behmen, hat sie mechtig mit gebewen gezieret, vnd ein Ertzbischoffthumb durch Consens Babst Clementis 6. auffgericht. |

Ich habe die vergleichbare Stelle der Münsterschen Cosmographei hier beigefügt, weil Ellinger sie für die Quelle des Anonymus hält. Woher stammt dann aber, wenn wir auch zugeben, dass der Anonymus selbst die Erwähnung der berühmten Universität hinzugefügt habe, die Kenntniss von der Domkirche 'Sanct Veit'?

Die Benutzung von Münsters Cosmographei durch den Verfasser des Faustbuchs scheint mir auch nicht wahrscheinlich wegen der Notiz im Faustbuch S. 108: 'Von Strassburg kame er gen Basel in Schweitz, da der Rhein schier mitten durch die Statt rinnet, vnd wie er von seim Geist berichtet, sol diese Statt den Namen von einem Basilissken, so allda gewont, haben'. Diese Erklärung des Namens Basel bekämpft Münster, Cosmographei S. CCCCLXXXVIII auf eine neuere Veröffentlichung gestützt ausdrücklich. Aus Münsters Cosmographei könnte vielleicht die freilich damals allgemein geläufige Erklärung des Namens Strassburg stammen.

| Faustbuch S. 108 | Seb. Münster, Cosmographei S. DLVI |
|---|---|
| Er kam auch gen Strassburg, vnd hat D. Faustus erfaren, warumb es Strassburg genannt wirt, nemlich, von vile der Wege, Eingäng vnd Strassen, davon sie den Namen bekommen, hat allda ein Bisthumb. | Es seind auch etlich die sprechen, dass sie erst nach Attilam der Hunen künig, der sie zerbrach, wie andere stett mer am Rheinstrom, vnd allenthalben strassen durch die mauren macht, Strassburg sey genent worden. |

Bei der Insel Creta führt Ellinger zum Bericht des Faustbuches S. 122 die Schilderungen aus Seb. Franks Weltbuch, Tübingen 1534 S. LXXXV[b] und LXXXVI[a] und aus Matthis Quad, Geographisch Handtbuch, Cöln 1600, Bl. 65 an, welche auf die gleiche Quelle zurückgehen. An dieser Stelle Franks wird nicht der Mangel Cretas an Hirschen und die Erzeugung des Malvasiers erwähnt, während Matthis Quad, dessen Bericht sich übrigens schon in seinem Enchiridion cosmographicum, Cöln 1598 S. 18 findet, die Geissen und die vergifteten Spinnen verschweigt. Quad und Frank zusammengenommen bieten so erst, was das Faustbuch erzählt. Dieselben Thatsachen wie bei Quad finden sich aber auch schon bei Frank im Weltbuch S. XVIII[a], woher sie vielleicht Quad genommen haben könnte. Es heisst da: 'Creta meynen ettlich sey die Insel Candia, die ligt mitten im mör allenthalb mit Griechenland vmbgeben, nit weit von Peloponeso ........... Sy ... hat ... überflüssig mit wilden Geyssen, hat gar kein wolff, Hirtz, Fuchss, Nachteylen, Schlangen, fruchtbar an weinwachss, darumb den Cretischen wein etlich für maluasier achten.' Man könnte glauben, dass diese beiden Berichte Franks vom Verfasser des Faustbuchs kompiliert worden seien, aber ich halte Ellingers Ansicht, er habe aus der gemeinsamen Quelle geschöpft, für richtiger. Übrigens finden sich weitere Übereinstimmungen zwischen dem Faustbuch und Franks Weltbuch in der Schilderung Britanniens und der Orkaden.

Faustbuch S. 121

...... ist sonderlich auch in dieser fürnemmen Insel Britannia gewest, darinn viel wasserflüss, warme brünnen, menge der Metall seyn, auch der stein Gotts, vnd viel andere, so D. Faustus mit sich herauss gebracht. Orchades sind Insel dess grossen Meers, jnnerhalb Britannien gelegen, vnd sind deren 23. in der Zal, deren 10. sind wůst, vnd 13. wonhafft.

Franks Weltbuch S. LXIX

Der gröst theyl diser Insel ist eben vnd fruchtbar, überflüssig mit vich gold silber vnd eisen. Dise hat die besten jaghund so man wünschen mag, kostlich heüt vnd allerley fell, grosse flüsss, kalt vnd gesunde brunnen. Der steyn Gattes oder Gagates der im wasser brent, vnd mit öl wirt aussgelöscht, ist da vilfeltig.

Es hat auch Engelland on die angehefft Insel Hibernia, sunst wol. XXIII. Insulen Orcades

Franks Weltbuch S. LXIX
genant, in dem mitternachtischen mör an Engelland stossend, deren allein III. die wonhafft seind (Orosius sagt. XIII) die doch kein wald haben, sunder mit roren vnd bintzen sich behelffen, die anderen seind bloss vnd leütloss.

Keine Verwandtschaft mit dem Faustbuch fand ich in folgenden geographischen Berichten: Georgius Braun, Simon Novellanus, Franciscus Hohenberg, Beschreibung vnd Contrafactur der vornembsten Stett der Welt, Cöln 1572 ff. 5 Bde. fol. Sigismund Feyerabendt, General-Chronicen, Frankfurt a/M. 1576. fol. Sebastian Frank, Germaniae Chronikon. Von des gantzen Teutschlands, aller Teutschen Völcker Herkommen, Augspurg 1538. fol. Ich zeige diese Fehlgänge an, weil nach meiner Überzeugung trotz gefundener Übereinstimmungen die eigentliche Quelle für die geographischen Angaben des Faustbuchs noch nicht entdeckt ist. Als solche vermuthe ich eine, welche sowohl von Seb. Münster in seiner Cosmographei als von Seb. Frank in seinem Weltbuch als auch von Wolffgang Jobst in seiner Chronologia benutzt ist. Nach den von den drei Verfassern gebotenen Autorenverzeichnissen haben sie als gemeinsame Gewährsmänner Wilibald Pirkheimer (bei Jobst lautet die Angabe: Bilibaldus Perckeimer in seinem Epitome) und den M. Antonius Sabellicus (bei Jobst mit dem Zusatze 'in den Enneadis'). Von Frank und Münster wurden ferner benutzt: Ioannes Aubanus Boemus, Beatus Rhenanus, Ludouicus Vartomannus, Marcus Venetus (Münster nennt ihn Paulus Venetus; es ist der bekannte Reisende Marco Polo), Otto Phrisingensis (von Freising, von Münster nur Frisingensis genannt); von Frank und Jobst: Plinius Veronensis, Pomponius Mela, Strabo Gnosius, Sebastianus Munsterus (bei Jobst mit dem Zusatze: 'inn seinem Weldbuch'), Pius Secundus, vormals Eneas Silvius genannt, Julius Cesar, Cornelius Tacitus, Raphael Volateranus, Titus Livius, Justinus; von Münster und Jobst: Albertus Crantz (bei Jobst mit dem Zusatze: 'inn seiner Wendischen, Sach-

sischen vnd Deutschen Chronicken') und Matthias Michaw (Jobst setzt hinzu: 'in der Polnischen Chronica').

Ich möchte am liebsten annehmen, dass jenes 'Weldbuch' des Seb. Münster die Hauptquelle der drei Geographen und des Faustbuchverfassers ist, welches Jobst anführt; vorausgesetzt, dass Jobst mit jenem Titel nicht eine Übersetzung von 'Cosmographei' gibt und dass Münster in dieser Cosmographei sein älteres Werk, das vor Franks Weltbuche 1534 erschienen sein müsste, selbst ausschrieb. Es ist jedoch nicht unmöglich, dass die Anführung Münsters von Seiten Franks sich nur darauf bezieht, dass Frank Angaben der mathematischen Geographie in dem Abschnitt 'Von des Erdtrichs grösse: vmbkreiss, regiment, dicke vnd weitte' entnahm aus: Germaniae atque aliarum regionum, quae ad imperium Constantinopolitanum protenduntur, descriptio, per Sebastianum Munsterum ex Historicis atque Cosmographis, pro Tabula Nicolai Cusae intelligenda excerpta. (Die Vorrede ist unterschrieben Basileae, mense Augusto, anno MDXXX.)

Berlin. Hugo Hartmann.

3.

## Verse aus Luther.

Die Reime des Mephostophiles in Kap. 65 des Faustbuchs, S. 111

Weistu was so schweig,
Ist dir wol so bleib.
Hastu was, so behalt,
Vnglück kompt bald.
Drumb schweig, leyd, meyd vnd vertrag,
Dein Vnglück keinem Menschen klag.
Es ist zu spat, an Gott verzag,
Dein Vnglück läufft herein all tag.

finden sich in der ersten Wittenberger — Aurifaberschen — Ausgabe von Luthers Tischreden mit manchen Abweichungen dergestalt getrennt vor, dass man S. 611 die ersten vier

Wer was weiss, der schweig,
Wem wol ist, der bleib,
Wer was hat, der behalte,
Vnglück kommt balde.

liest; die vier letzten S. 204: über den Psalmspruch 'Befiehl dem Herrn' habe Dr. Martinus 'diese Vers' gemacht

Schweig, leid, meid, vertrag,
Deine Not allein Gotte klag.
An Gott ja nicht verzag,
Dein Vnglück kömmet alle Tag.

Vgl. Irmischer (Erlanger Ausgabe) 62, 445; 58, 432; 37, 5, wonach die Verse in der Stangwaldschen Ausgabe Frankfurt 1571 S. 556 und der Selneccerschen Leipzig 1577 App. S. 7 f. verbunden erscheinen. Der Anonymus wird die Stangwaldsche benutzt haben.

Berlin. H. Stuckenberger.

4.

## Verschiedene Anklänge. Dasypodius.

1. Die ersten Verse im 7. Kapitel des Faustbuchs (S. 21) haben grosse Ähnlichkeit mit den Titelversen eines Büchelchens von 1511[1]. Dieselben lauten:

Wer sein sach setzt vff zeitlich gut
vnnd sucht darin lust freüd unnd mut
Den strafft got offt mit seiner rut
das er stirbt in seim aigen blut.

Im Faustbuch heisst es:

Wer sein Lust setzt auff stoltz vnd Vbermuht,
Vnd darinnen sucht sein Freuwd vnd Muht,
Vnd alles dem Teuffel nach thut,
Der macht über jhne ein eygen Ruht,
Vnd kompt endtlich vmb Seel, Leib vnd Gut.

Der Verfasser des Faustbuches hat jedenfalls die in Kap. 3, 7 und 65 vorkommenden Verse irgendwoher entlehnt und sie dabei vielleicht für seinen Zweck zurechtgemacht (den Vers 'Vnd alles dem Teufel nach thut' scheint er selbst eingelegt zu haben). —

2. Faust wird erwähnt in Thurneissers[2] 1575 in Berlin gedruckter *Εὐπορασήλωσις* (Darin mancherlei . . Explicationes ... von Göttern, Englen, Teuffeln, Menschen, Tieren, Caracteren, Siglen, Zaubreyen, Gespenstern ... er-

[1]) Vgl. Weller, Repertorium typograph. Nr. 660. 661.
[2]) Vgl. Goedeke[2] 2, 753.

öffnet). In einer Warnung vor magischen Künsten (Bl. 33[a]) heisst es:

Wirstu dann des nicht miessig gohn,
So wiss das du die Seeligkeit
Damit verleurst inn Ewigkeit,
Vnd dir der Teuffel letstlich lont
Dann er seinr Diener keins nicht schont,
Wie er dem langen Pfaffen hatt
Sein lohn zu Saltzburg inn der Statt[3]),
Vnd Doctor Fausten trewlich bZalt,
Also er lohnet solcher gstalt
Den Warsagern, Hexen vnd Vnhulden
Die sich an Gottes gSchöpf verschulden.

Demselben Werk lässt sich eine Erläuterung der Stelle des Faustbuches (Kap. 16 S. 38) entnehmen, wo Verdammte, Geister und Teufel von einander unterschieden werden. Faust fragt, ob die Verdammten noch einmal selig werden könnten, was Mephostophiles verneint, um dann fortzufahren:

Ja wenn sie zur Gnade Gottes kommen köndten, wie wir Geister, die wir alle Stund hoffen vnd warten, so würden sie sich freuwen, vnnd nach solcher Zeit seufftzen. Aber so wenig die Teuffel in der Helle können jhren Vnfall vnd Verstossung verhoffen zur Gnade zu kommen, So wenig können die Verdampten auch ..

Mephostophiles erscheint also hier als Geist, der noch selig werden kann, während er an andern Stellen des Faustbuches ausdrücklich als Teufel bezeichnet wird (z. B. Kap. 12 S. 28 'wir Teuffel'). Bei Thurneisser ist weitläufig von Geistern die Rede, von denen verschiedene Arten genannt werden. Dann heisst es (Bl. 44[a]):

Seind alls von Gott verstossen Geist,
Ein theil dem Menschen Fründtschafft leist,
Die anderen jm zu wider sindt,
Je nach dem die Natur im gindt,
Warend alls heilge Engel klar,
Alls aber Gottes zorn da war,
Apocali. 21. Seind mit dem Teuffel gstossen nider,
Alls sy unschüldig, seind sy wider
Von Gott zur Hoffnung Prieffet woren
Doch wartent sy des gRichts zuvorn,
Dann werden sy mit allen frummen,
Zur gnadt, und wider zHimel kummen.

---

[3]) Der Zauberer von Salzburg wird auch erwähnt im Faustbuch, Vorrede S. 9 nach Wierus, De praest. daem. lib. 2 cap. 4.

Eine ähnliche Stelle findet sich in desselben Verfassers Werk Archidoxa (Bl. 49ᵃ, 2. Aufl. Berlin 1575, 1. Aufl. Münster 1570). —

3. Im Faustbuche ist höchst wahrscheinlich an mehreren Stellen das im 16. Jahrhundert sehr verbreitete Lexikon[4]) des Petrus Dasypodius benutzt worden: Dictionarium Latinogermanicum et vice versa Germanicolatinum. Der lateinisch-deutsche Theil erschien zuerst 1535 Strassburg bei Wendelin Rihel. Der 2. Auflage 1536 wurde der deutsch-lateinische Theil hinzugefügt mit einer Appendix, in welcher Städte, Berge, Pflanzen, Thiere u. dgl. aufgezählt werden. Diese scheint sich der Verfasser des Faustbuchs zu Nutze gemacht zu haben. Am auffälligsten ist die Übereinstimmung in der Aufzählung von Fischen (Kap. 44ᵃ des Faustbuchs, S. 88), wie sich aus der folgenden Zusammenstellung ergibt (im Faustbuch steht der Plural):

| Dasypodius | Faustbuch | Dasypodius | Faustbuch |
|---|---|---|---|
| Aal | Aäl | Huss | |
| meer Aal | | Karpff | Karpffen |
| see Aal | | Krebs | Krebs |
| Bresem | | Kress | |
| Barb | Barben | Lachs | |
| Bersig | Bersing | Moschel | Moschel |
| Bicking | Bickling | Neünaug | Neunaugen |
| Bolch | Bolchen | Plateissle | Platteissen |
| Egle | | Presmen | |
| Esche. Aschia. | Aschen | Pricke | |
| Forel, oder Forhe | Forell | Roch | |
| rot Forhel | | Salme | Salmen |
| Gropp | | Schleihe | Schleyen vnd |
| Grundel | | Stockfisch | dergleichen. |
| Häring | | Walfisch | |
| Hechte | Hecht | | |

Die Aufzählung ist auch im Faustbuche eine genau alphabetische, abgesehen von 'Aschen', wo der Verfasser wohl die ihm geläufige Form einsetzte (wie er auch bei den Vögeln gethan hat, vgl. unten). Dasypodius hat ja auch 'Aschia' und im Anhange des lateinisch-deutschen Theiles 'äsch'; die hier angegebenen Namen stimmen auch

[4]) Vgl. Allg. Deutsche Biographie 4,763 und L. Hirzel im N. Schweizer Museum 1866 S. 128 ff.

mehrfach mit denen des zweiten Theils nicht überein, oder es finden sich Doppelformen (al, ol).

Auch bei den 'Vögeln' in demselben Kapitel des Faustbuchs liegt eine alphabetische Anordnung zu Grunde, die nur deshalb nicht überall deutlich hervortritt, weil der Verfasser die Formen zum Theil verändert hat. Im Lexikon stehen 'Cappaun, Dauchente, Daub' (= Taube) zusammen, ebenso im Faustbuche, nur wird noch 'Wildenten' eingeschoben (nach 'Dauch Enten'). Dann überschlägt der Verfasser eine ganze Reihe von Vögeln, die für seinen Zweck nicht passten, und nimmt 'Fasant' ('Phasanen') herüber. Auch 'Auhrhanen, Indianisch Göckel' und 'Rebhüner, Haselhüner' stören die alphabetische Reihenfolge durchaus nicht, da sie im Lexikon unter 'Hahn' und 'Huhn' fallen. 'Rebhühner, Haselhüner' stehen genau wie im Lexikon zusammen. 'Indianisch Göckel' fehlt allerdings in der von mir benutzten Dasypodius-Ausgabe von 1554, kann aber leicht in einer spätern eingeschoben sein (so kommt z. B. 'stein Hünle' in den ersten Auflagen nicht vor, wohl aber in der von 1547 und den folgenden). Und nach 1554 erschienen mindestens noch drei Auflagen bis zum Erscheinen des Faustbuchs[5]) (Strassburg 1559, 1563, 1565). In der Aufzählung der Vögel an der genannten Stelle folgen noch acht andere, die ganz genau nach dem Alphabet angeführt werden, nur wäre 'Crammetsvögel' mit K zu schreiben, wie in Kap. 47 S. 92 auch wirklich geschieht.

Ebenso ist bei den Listen vierfüssiger Thiere in Kap. 44[a] S. 87 und 88 und in Kap. 23 S. 48 der Gebrauch eines Lexikons, und zwar des genannten, nicht zu verkennen, was ich im einzelnen nicht ausführe. Ich bemerke nur, dass der Verfasser des Faustbuchs sich dabei durch das Lexikon zu einem komischen Widerspruche verleiten lässt. Auf S. 87 nennt er den 'Büffel' unter den fremden Thieren, 'so in Teutschland nicht viel zu sehen', während er ihn unmittelbar darauf (S. 88) zu den 'heymischen' rechnet, in der Reihenfolge 'Büffel, Böcke' wie im Lexikon 'Büffel, Bock'. Ähnlich setzt er in Kap. 23 S. 49 'die Bienen stachen ihn'

[5]) Vgl. Bahder, Die deutsche Philologie S. 124.

und bald darauf 'die Immen die flogen umb jhn', wohl weil er im Lexikon in der Reptilium, seu Vermium et Insectorum Nomenclatura 'Bien' und 'Imme' an zwei verschiedenen Stellen fand (wo aber beides durch 'Apes, vel Apis' erklärt wird). Überhaupt liegt auch hier wieder eine alphabetische Anordnung zu Grunde (mit einer Ausnahme: 'Mücken'). 'Omeissen' wird nämlich im Lexikon mit A geschrieben und steht an erster Stelle, und 'Kühfliegen' folgt auf 'Fliegen'. Auch bei den 'Weinen' in Kap. 44 S. 88 kann sehr wohl das Lexikon benutzt sein (Nomina Urbium, Regionum etc.). Ähnlich wie im Faustbuche stehen 'die Elsässer' und 'Engelland' zusammen. 'die Windisch marck' und 'Würtzburg' sind nur durch éin Wort getrennt. 'Rheinfall und Malvasier' mögen entnommen sein aus Potus nomina. An zwei Stellen des Faustbuchs[6]) werden ferner neun bezw. zehn Instrumente aufgezählt, von denen aber nur die fünf letzten der zweiten Stelle in alphabetischer Reihenfolge stehen. Im Lexikon des Dasypodius von 1554 kommen nur wenig Instrumente vor, unter allerlei Hausgeräth gemischt. Hier mag der Verfasser des Faustbuchs selbständiger thätig gewesen sein oder auch noch ein anderes Buch aufgeschlagen haben.

Für die Benutzung des Lexikons des Dasypodius spricht noch entschieden eine Stelle in Kap. 49 S. 93, und zwar ist hier sein lateinisch-deutscher Theil ausgeschrieben. Zur Vergleichung stelle ich beide Stellen neben einander:

| Dasypodius | Faustbuch |
| --- | --- |
| Helena. Ein tochter Tyndari vnd Ledae, Castoris vnd Pollucis schwester, vnd ein haussfraw Menelai. | Die schöne gestalt der Königin Helenae, Menelai Haussfraw, oder Tochter Tyndari vnd Laedae, Castoris vnd Pollucis Schwester. |

Man könnte sagen, eine solche Erläuterung würde sich wohl in jedem Lexikon finden. In den mir zugänglichen derartigen Werken des 16. Jahrhunderts (Serranus 1540, Alberus 1540, Frisius 1556 und 1574 und desselben Dictionariolum 1548, Golius 1585, ferner im deutsch-lateinischen

[6]) Kap. 8 S. 23 und Kap. 47 S. 91; vgl. auch Kap. 56 S. 104 (vier Instrumente).

Werk des Josua Maaler 1561) ist das aber nicht der Fall. Dagegen fand ich sie unverändert in neun Ausgaben des Dasypodius (1535. 37. 43. 47. 48. 54 und drei ohne Jahr).

Berlin. Adolf Bauer.

5.

## Agrippa. Homer.

1. Im 11. Kapitel des Faustbuchs S. 27 f. erklärt Mephostophiles: 'Herr, Wie mein Herr, der Lucifer, ein schöner Engel, von GOtt erschaffen, ein Geschöpff der Seligkeit gewest ist, so weiss ich so viel von jhme, dass man solche Engel Hierarchias nennet, vnnd jrer waren drey: Seraphin, Cherubin, vnnd der Thron Engel' ... vgl. H. Cornelius Agrippa ab Nettesheim, Opera. Lugduni s. a. 1, 357 De occulta philosophia lib. III cap. XVII: es gebe 'tres distinctiones', 'novem ordines' der Engel; 'has vocant hierarchias, illos appellant choros ... Ponunt itaque in superiori hierarchia Seraphim, Cherubim, Tronos'. Cap. XVIII handelt De ordinibus malorum daemonum, eorundemque casu, et naturis variis.

2. Die späteren Erfurter Kapitel bieten die glänzende Schilderung des Homer-Collegs. Auch für S. 137 mag auf den Griechen verwiesen werden, der Od. 7, 36 so ausnahmsweise zu einem unsinnlichen Vergleiche greift, um den höchsten Grad der Schnelligkeit zu gewinnen: die Phaiakenschiffe sind *ὠκεῖαι ὡς εἰ πτερὸν ἠὲ νόημα.*

Berlin. Erich Schmidt.

## Der Peter Squenz von Andreas Gryphius eine Verspottung des Hans Sachs.

Andreas Gryphius bezeichnet als die Vorlage seines Peter Squenz das Werk des Altdorfschen Professors Daniel Schwenter (1585—1636), das in Deutschland öfters aufgeführt, bekannt und beliebt war. Er sagt, er habe dasselbe besser ausgerüstet und mit neuen Personen vermehrt,

es verdanke ihm 'die letzten Striche seiner Vollkommenheit'. Da uns von Schwenters Lustspiel so gut wie nichts bekannt ist[1]), können wir nicht darüber urtheilen, wie viel von Gryphs Absurda Comica des ersten Autors Eigenthum ist und worin die Zuthaten und Änderungen des Bearbeiters bestanden. Ebenso wenig wissen wir, ob nur Schwenter nach einem englischen Vorbilde dichtete oder ob auch Gryphius, neben Schwenter, ein solches vor Augen hatte. Jedenfalls war diese ursprüngliche englische Grundlage nicht Shakespeares Sommernachtstraum selbst oder wenigstens nicht ausschliesslich. Denn neben vielem Übereinstimmenden enthält der Peter Squenz auch mancherlei, welches sich bei Shakespeare nicht findet, dem wir aber in einem holländischen Lustspiel von M. Gramsbergen[2]) begegnen, welcher zweifelsohne gleichfalls nach einem englischen Vorbilde schuf. Wir dürfen somit auf nachshakespearesche, abweichende, englische Bearbeitungen des Stoffes schliessen, von denen die eine oder die andere sowohl von Gramsbergen als von Schwenter-Gryphius benutzt wurde.

Die bekannten englischen Komödianten haben die Rüpelposse von Pyramus und Thisbe öfters in Deutschland aufgeführt. Joh. Rist berichtet in seinem Buche: Die Aller Edelste Belustigung Kunst- und Tugendliebender Gemüther, vermittelst eines anmühtigen und erbaulichen Gespräches u. s. w. (Hamburg 1666) von einer solchen Vorstellung englischer Schauspieler in deutscher Sprache, der er ungefähr im Jahre 1626 — höchst wahrscheinlich in Hamburg[3]) — beigewohnt habe. Als dort vornehme und gut ausgerüstete englische Komödianten ihre Spiele eröffneten, habe sich eine Anzahl von nichtsnutzigen Handwerksburschen, unter der Leitung eines ehemaligen Schulmeisters, zusammengefunden und gleichfalls Vorstellungen angekündigt. Die Engländer trachteten durch Verspottung ihrer Concurrenten diesen den Markt zu verderben und spielten bei überfülltem

---

[1]) vgl. Fritz Burg, Über die Entwickelung des Peter-Squenz-Stoffes bis Gryphius. Zeitschrift f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 25, 140 ff.

[2]) Kluchtighe Tragoedie: Of den Hartoog van Pierlepon. Erster Druck 1650. vgl. Kollewijn im Archiv f. Litteraturgesch. 9, 445 ff.

[3]) Burg, a. a. O. S. 149 ff.

Hause 'eine schöne Comedie von einem Könige, der seinem eintzigem Printzen eines andern Königs Tochter ehelich wolte beylegen lassen'. Das Hochzeitsmahl findet auf der Bühne statt, mit Aufzügen, Tänzen und Feuerwerk. Während desselben tritt der Marschalk ein, um die Schauspieler anzumelden, welche Pyramus und Thisbe aufführen. Wir haben hier dieselbe Art von rohen, ungebildeten Darstellern, wie im Sommernachtstraum und Peter Squenz, nur dass deren Zahl auf achtzehn vermehrt ist. Der Director ist ein verdorbener Schulmeister und Küster, der sich auch hier wie bei Gryphius 'Handlanger am Worte Gottes' nennt. Auch ein Bälgenflicker und ein Leinweber figuriren unter den Komödianten; die Rolle der Thisbe wird vom Pickelhäring gespielt. Wie bei Gryphius und Shakespeare geht eine Berathung der Acteurs mit der Vertheilung der Rollen dem Stück voraus, auch werden die Dramen aufgezählt, welche der Schulmeister auf seinem Repertoire haben will. Vielfache Anklänge an das Schwenter-Gryphiussche Lustspiel begegnen uns. Die Posse war, wenigstens zum Theil, in gereimten Versen verfasst.

Eine Dresdener Aufführung des Pyramus-Stoffes von englischen Komödianten im Jahre 1660 interessirt uns nicht, weil sie in die Zeit nach Abfassung des Schwenter-Gryphiusschen Schimpfspiels fällt.

Wir erhalten demnach für die Entwickelung des Peter Squenz-Stoffes in den uns bekannten Bearbeitungen bis Gryphius die Gruppirung:

Shakespeares Sommernachtstraum
um 1594

|

Aus dem Sommernachtstraum hervorgegangene
verschiedene englische Bearbeitungen
etwa 1600—1615

|

| Hamburger Aufführung der Engländer nach Rist 1626 | M. Gramsbergen Erster Druck 1650 | Schwenter etwa 1615—20 | Gryphius etwa 1650 Erster Druck 1657 |
|---|---|---|---|

Das Hamburger Spiel von 1626 hat selbstverständlich sein Interesse und seine Bedeutung für die Entwickelung des Stoffes überhaupt; auf die vielen Übereinstimmungen in Rists Bericht mit der Bearbeitung Schwenter-Gryphius lege ich nicht den mindesten Werth. Rist schrieb sein Referat vierzig Jahre nach der Hamburger Aufführung der Engländer und etwa neun Jahre nach der Veröffentlichung des Peter Squenz von Gryphius. Es ist selbstverständlich, dass bei dem langen Zeitraum, der zwischen dem englischen Spiel und Rists Erzählung liegt, in vielen Stücken ihm das Gedächtniss den Dienst versagen musste und in diese Lücken die weitverbreitete Bearbeitung von Schwenter-Gryphius eintrat. Mich erinnert dies Verhältniss auffallend an das von Simrock veröffentlichte Puppenspiel vom Doctor Faust, nur dass hier die Zeit zwischen Darstellung und Niederschreibung noch um zwanzig Jahre kürzer war. Der Herausgeber hatte das Puppenspiel in den zwanziger Jahren in Berlin gesehen und nach eigenen und fremden Erinnerungen in den vierziger Jahren nachgedichtet. Wer es liest, bemerkt sofort eine Überfülle von Reminiscenzen aus Goethes Faustdichtung. Dass Rist das Werk des namhaftesten deutschen Dichters seiner Zeit nicht gekannt haben sollte, wie Burg anzunehmen geneigt ist[4]), erscheint mir ganz undenkbar. Übrigens nimmt auch Burg in Rists Bericht eine Anzahl bewusster und unbewusster Entstellungen an. —

In der Einleitung seiner Ausgabe einiger dramatischer Dichtungen von Andreas Gryphius[5]) knüpft Tittmann an das Hamburger Spiel der Engländer die Bemerkung: 'Wir sehen also, dass es durchaus müssig ist, nach Gryphius Tendenz sich umzusehen, da seine ganze Arbeit nur eine Erweiterung und Ausschmückung einer fremden Dichtung ist.' Mit dieser Behauptung hat Tittmann entschieden Unrecht, um so entschiedener, als der Bericht über die Hamburger Darstellung seiner Entstehung nach, wie wir gesehen, keinen sicheren Anhaltspunkt bieten kann. Mag nun der schlesische Dichter nach Shakespeare, nach einem späteren englischen Original, nach dem Holländer Gramsbergen,

[4]) a. a. O. S. 168.
[5]) Leipzig 1870.

nach Schwenter oder nach mehreren Vorbildern zugleich gearbeitet haben, eine allgemeine Tendenz, das gebe ich zu, fand er in seiner Vorlage, eine specielle hat er erst hineingelegt. Jene allgemeine Tendenz wurde schon von Christian Weise (1682) bei Gelegenheit seiner Nachahmung der Gryphschen Posse ausgesprochen. 'Das ganze Spiel, sagt er, gehet auf solche Leute, die etwas in der Welt auf sich nehmen, das sie nicht gelernt haben.' Aber auch eine besondere Tendenz, neben jener allgemeinen, wurde von verschiedenen Seiten wahrgenommen. Koberstein meinte, es liege auf der Hand, dass der Dichter im Peter Squenz die pritschmeisterlichen Bettelpoeten und Meistersänger lächerlich machen wollte, und W. Scherer sah in dem Lustspiel 'eine Satire auf die dramatischen Versuche der Meistersänger mit ihren mühsam verfertigten Knittelversen', nimmt aber, wohl durch den Ristschen Bericht irre geleitet, an, dass 'die besten und wichtigsten Motive bereits gegeben waren'.

Die tendenziöse Art des Lustspiels ist bei Andreas Gryphius eine keineswegs vereinzelte Erscheinung. Geisselte er doch im Horribilicribrifax die 'prahlerischen Maulhelden und pedantischen Schulfüchse seiner Zeit mit ihrer abscheulichen Sprachmengerei' und veröffentlichte seine Jugendarbeit, die aus dem Italienischen des Razzi übersetzte 'Säugamme' erst dann (1662), als es ihm darum zu thun war, die Familienväter zu ermahnen, für die Besserung des verderbten Hausgesindes Sorge zu tragen.

Es ist also weder neu noch unbestätigt, wenn ich im Peter Squenz des Andreas Gryphius eine allgemeine Tendenz annehme, welche er bei seinen Vorbildern fand, und eine besondere, die Schwenter oder er durch Umgestaltung und Erweiterung hineinschufen. Ich gehe aber weiter und behaupte: die besondere Tendenz des Peter Squenz bezweckt in erster Linie die Verspottung des Hans Sachs und ist von Gryphius, nicht von Schwenter, hineingelegt.

Für Hans Sachs gelten, wie für wenige, Goethes Worte:

> wer den Besten seiner Zeit genug
> Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Er war in seiner Zeit und nach derselben, bis weit in das 17. Jahrhundert hinein, der Gegenstand allgemeiner Liebe und Verehrung. Melanchthon erquickte sich an seinen Werken und stellte ihn über alle Poeten seiner Zeit; die bekanntesten Künstler liessen es sich angelegen sein, das Bildniss des Dichters auf die Nachwelt zu bringen. Er war Volksdichter und Volkslehrer im besten Sinne des Worts. Diese Fülle der Anerkennung musste schwinden in dem wachsenden und erstarkenden Einfluss der schlesischen Dichter des 17. Jahrhunderts. Vor ihrem System gelehrter Nachahmung, ihrer Formenstrenge und Formverherrlichung versanken die Verdienste des Nürnberger Schuhmachers in nichts und er wurde zum Gegenstand der Verspottung und Verachtung. Hofmann von Hofmannswaldau liess ihm noch in gnädigem Tone, von oben herab, einige Gerechtigkeit widerfahren und meinte, er würde es vielen, die nach seiner Zeit lebten, weit vorgethan haben, wenn er nur bessere Wissenschaft von gelehrten Sachen und genauere Anweisung gehabt hätte. Nach Hofmanns Vorgange urtheilte Morhof noch recht vernünftig über Hans Sachs; ganz anders, wie es in jener Zeit Sitte geworden. Wernicke aber, nachdem er scharf gegen Hofmann aufgetreten und dessen blinde Nachbeter schonungslos kritisirt hatte, nachdem in Folge dessen der Operndichter Postel sein Strafsonett an ihn gerichtet, verfasste sein höchst mittelmässiges Heldengedicht Hans Sachs, in welchem sein Gegner lächerlich gemacht und feierlichst unter dem Zulauf des Pöbels im Zuchthause zu Hamburg zum Nachfolger des Nürnberger Dichters in der Pritschmeisterei ernannt wurde. Die Poesie des Hans Sachs und Pritschmeisterei, als vulgärste Art der Spruchsprecherei für den grossen Haufen, wurden in jener Zeit als identisch betrachtet.

So darf es uns keineswegs befremden, in einer Posse aus der Mitte des 17. Jahrhunderts Hans Sachs als Zielscheibe des Hohnes und der Verspottung zu finden. Es handelt sich nur zunächst darum, schlüssig zu werden, ob diese Persifflirung auf Dan. Schwenter zurückzuführen ist oder von Gryphius herrührt. Das erstere glaube ich entschieden verneinen zu sollen. Schwenter starb sechzig Jahre

nach H. Sachs, seinen Peter Squenz hat er vielleicht um 15 bis 20 Jahre früher verfasst. Das war eine Zeit, wo die allgemeine Verehrung für den Meistersänger noch lange nicht so verblasst und geschwunden war, dass man mit einer Verspottung desselben hervorzutreten wagen konnte und mit einer solchen auf Erfolg bei dem Publicum rechnen durfte. Die vornehme Geringschätzung des fruchtbaren Volksdichters begann erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und wenn wir ihn im Peter Squenz verspottet finden, dürfen wir die Urheberschaft dieser Tendenz wohl ganz und voll Andreas Gryphius zuschreiben.

Ich habe nun die Gründe zu erörtern, die mich auf eine Verspottung des Hans Sachs im Peter Squenz schliessen lassen.

## 1. Tragödie und Komödie.

Die erste Stelle, auf die ich mich zu beziehen habe, lässt gar keinen Zweifel aufkommen, weil hier Hans Sachs gradezu beim Namen genannt wird. Im ersten Aufzuge sagt Lollinger, der Leinweber, der selbst Meistersänger ist: 'Der alte berühmbte deutsche Poët und Meister-Sänger Hans Saxe schreibet, wenn ein Spiel traurig ausgehet, so ist es eine Tragoedie, weil sich nun hier 2 erstechen, so gehet es traurig aus, Ergò.' Ihm antwortet Pickelhäring: 'Contra. Das Spiel wird lustig ausgehen, denn die Todten werden wieder lebendig, setzen sich zusammen, und trincken einen guten Rausch, so ist es denn eine Comoedie.'

Hier haben wir die unverhüllteste Anspielung auf die rein äusserliche Art und Weise, in welcher noch von Hans Sachs der Unterschied von Tragödie und Komödie aufgefasst wurde, bei deren Bestimmung er überhaupt unsicher und schwankend war. In der Summa all meiner Gedicht, die er ein halbes Jahrhundert nach seinem ersten dramatischen Versuch niederschrieb, bezeichnet er die Tragödie im allgemeinen als traurig, die Komödie als fröhlich. Es scheint, dass bei ihm hauptsächlich der Ausgang und der aus diesem sich entwickelnde Eindruck entscheidend war, den die Zuschauer nach Hause trugen. War derselbe Trauer, Mitleid, Furcht, Entsetzen, so war das Spiel eine

Tragödie; bestand er in Fröhlichkeit und Erleichterung des Herzens, so hatte man einer Komödie beigewohnt.

### 2. Das Registermotiv.

Das zweite Moment, und zwar von schwerstem Gewicht, für eine Verspottung des Hans Sachs im Peter Squenz bietet das Verzeichniss der Schauspiele, welches von der Rüpeltruppe dem Könige zur Auswahl vorgelegt wird. Ausser Pyramus und Thisbe werden in demselben elf Dramen genannt, von denen ich acht bei Hans Sachs nachzuweisen vermag. Ich gebe hier das Repertoire der Handwerker im Peter Squenz mit den gegenüberstehenden Dichtungen des Nürnberger Meistersängers:

| Das Schauspiel-Verzeichniss im Peter Squenz | Hans Sachs[*]) |
| --- | --- |
| 1. Ein schön Spiel von der Verstörung Jerusalem. | Tragedia mit 17 personen, die zerstörung zu Jerusalem zu agiren, und hat 6 actus. (K 11, 312. G 268) |
| 2. Die Belägerung von Troja. | Tragedia mit 13 personen, die zerstörung der statt Troya von den Griechen unnd hat 6 actus. (K 12, 279. G 242) |
| 3. Die Comoedia von der Susanna. | — — — |
| 4. Die Comoedia von Sodom und Gomorrha. | Tragedia. Der Abraham, Lott sampt der opfferung Isaac, hat 21 person und 7 actus. (enthält in ausführlicher Darstellung den Untergang von Sodom und Gomorrha. K 10, 15) |
| 5. Die Tragoedia von ritter Petern mit dem silbernen Schlüssel. | Comedi mit 19 personen, die schön Magelona und hat 7 actus. (Der Held, Peter, Sohn des Grafen von Provence, wird der Ritter mit den silbernen Schlüsseln genannt. K 12, 451. G 271) |

*) Mit K bezeichne ich die grosse Ausgabe des Stuttgarter literar. Vereins von A. v. Keller und E. Goetze. Die erste Zahl nennt den Band, die zweite die Seite. G bedeutet das chronologische Verzeichniss in Goedekes Grundriss, die Zahl nennt die Nummer des Werks.

| Das Schauspiel-Verzeichniss im Peter Squenz | Hans Sachs |
|---|---|
| 6. Vom Ritter Pontus. | Comedia mit 13 personen: Pontus, eins königs sohn auss Galicia, mit seiner schönen Sidonia, eins königs tochter zu Britania, unnd hat 7 actus. (K 13, 378. G 396) |
| 7. Von der Melusina. | Tragedia mit 25 personen zu agiern, die Melusina, und hat 7 actus. (K 12, 526. G 278) |
| 8. Von Artus und dem Ostwind. | Ein comedi mit vierzehn personen zu agieren, die trewen gesellen und brüder, zweyer könig sön, Olwier und Artus, hat sieben actus. (Die Verdrehung von Olwier in Ostwind entspricht dem Bildungsgrad der Truppe des Peter Squenz; auch stimmt mit der Comödie des Hans Sachs die Anspielung des Serenus auf den Kampf zwischen Artus und Olwier (Ostwind). K 8, 219. G 294) |
| 9. Von Carolus quinque. | Von Kaiser Karl V. — denn schwerlich wird wohl eine andere Persönlichkeit unter dem Carolus quinque des Peter Squenz verstanden sein — dem Zeitgenossen des Hans Sachs, handelt, fast selbstverständlich, keine seiner dramatischen Dichtungen, obwohl es dem Geiste der Zeit nicht widersprochen hätte, Ereignisse derselben mit ihren handelnden Personen auf die Bühne zu bringen. Hat man doch um 1540 in Augsburg vor Karl V. eine symbolisch-dramatische Darstellung der Reformation aufgeführt, in welcher er selbst vorkam. Dagegen entsprach es vollkommen der Eigenthümlichkeit Hans Sachsischer Poesie, Lebensabschnitte des mächtigen |

| Das Schauspiel-Verzeichniss im Peter Squenz | Hans Sachs |
|---|---|
| | Herrschers episch zu gestalten, wie er auch mehrfach gethan. (Vgl. K 2,381. 395. 400) |
| 10. Die Comoedie von Julius unus. | Der beistehende Titel kann auf zwei dramatische Dichtungen des Hans Sachs bezogen werden. Zunächst wäre es wohl möglich, dass der Julius unus eine Entstellung von Julianus sein sollte und entspräche dann der Comedia mit 9 personen zu agiren: Julianus, der kayser, im badt und hat 5 actus. (K 13,110. G 287); — oder mit dem Julius unus wäre Caesar gemeint, den Hans Sachs selbst als ersten römischen 'kayser' aufführt (vgl. K 2,354), dann käme in Betracht: Fassnacht-spiel mit 4 personen zu agirn: Zwischen dem gott Apoline und dem Römer Fabio. (K 14,153.) Unter den vier auftretenden Personen hat Caesar, hier 'keyser Julius' genannt, eine Hauptrolle [7]. |
| 11. Vom Hertzog und dem Teuffel, ein schön Spiel lustig und traurig, kurtz und lang, schrecklich und erfreulich. | — — — |

Da ein solches Programm von Vorstellungen, welches den zuschauenden Fürsten präsentirt wird — das Registermotiv, wie es Burg nennt —, in allen uns bekannten Bearbeitungen des Peter Squenz-Stoffes vorkommt, ist zunächst die Frage aufzuwerfen, ob in seiner Zusammenstellung Gry-

[7]) L. Tiecks Vermuthung, mit dem Julius unus sei der Julius redivivus von Nicodemus Frischlin — wohl in der Ayrerschen deutschen Bearbeitung — gemeint (Vorrede zu Bd. 2 des 'Deutschen Theaters' Kritische Schriften 1,380), hat, wenn man von Hans Sachs absehen will, etwas für sich. Auch hier ist der Held Julius Caesar 'der erste Kaiser zu Rom' und es wird dort gleichfalls, was übrigens reiner Zufall sein kann, der Augustus-Brunnen in Augsburg erwähnt, von welchem Pickelhäring im ersten Aufzug des Peter Squenz spricht.

phius — von Schwenter kann schon der Zeit nach nicht die Rede sein — durch seine Vorgänger beeinflusst wurde. Könnte das letztere nachgewiesen werden, so müsste dadurch die Beziehung auf Hans Sachs stark ins Wanken gerathen.

Das Register der sports, welches im Sommernachtstraum von Philostrate, master of the revels, dem Herzog Theseus vorgelegt wird, enthält ausser Pyramus und Thisbe nur drei Nummern:

1. The battle with the Centaurs, to be sung
   By an Athenian eunuch to the harp.
2. The riot of the tipsy Bacchanals
   Tearing the Thracian singer in their rage.
3. The thrice three Muses mourning for the death
   Of Learning, late deceased in beggary.

Keine einzige dieser Piècen bot auch nur den geringsten Anlehnungspunkt für Gryphius.

Nicht anders ist es bei Gramsbergen. Hier zählt das Repertoire ausser Pyramus und Thisbe gleichfalls eine Dreizahl von Schauspielen:

1. Ourson en Valentin. Das Drama behandelt dem Titel nach die bekannte Erzählung aus dem karolingischen Sagenkreis von Valentin und Namelos (Orson), den beiden Söhnen der an einen König von Ungarn (oder einen griechischen Kaiser) vermählten Phila, Schwester Pipins von Frankreich. (Der Stoff wurde nach der Übersetzung aus dem Französischen des Wilhelm Ziely von Bern auch von J. Ayrer in einer Tetralogie dramatisirt.)
2. Van den Ouwen en Jongen Tobias.
3. Van de Rijkeman.

Bei dem Hamburger Spiel der Engländer vom Jahre 1626 finden sich nach Rists Bericht einige Beziehungen zu dem Gryphiusschen Register. Obgleich ich aus den oben angeführten Gründen auf diese Übereinstimmung sehr geringen Werth lege, will ich sie doch näher ins Auge fassen. Seiner offenbar in vielen Punkten unklar gewordenen Erinnerung an die vor vierzig Jahren aufgeführte englische Komödie kam Rist vielfach mit dem Peter Squenz des schlesischen Dichters und eigener Phantasie zu Hülfe. Da-

bei ist bei ihm das Bestreben unverkennbar, die komischen Elemente seiner Vorlagen zu dehnen und zu erweitern, das Lächerliche zu übertreiben, kurz alles, was er vorfand, zu überbieten und zu übertrumpfen. Die bescheidene, das Nothwendige nicht übersteigende Zahl der sechs ehrsamen. darstellenden Handwerker, die Gryphius wohlbedacht um einen vermehrt hatte, lässt er auf achtzehn anwachsen und componirt eine Gesellschaft so abgeschmackt-heterogener Elemente, dass ein mögliches Zusammentreffen derselben geradezu undenkbar wird. Seine Bande umfasst, ausser dem Director, Schulmeister Ambrosius Caprimulgius, zu deutsch Ziegenmelker, den er bis auf den Namen unverändert aus der Gryphiusschen Posse herübergenommen hat, folgende achtzehn Persönlichkeiten: einen Pusterflicker, Quacksalber. Ratzenfänger, Schweineschneider, Schornsteinfeger, Zigeuner, Besenbinder, Beutelschneider, Bürstenbinder, Diebesfänger, Seiltänzer, Kartenmacher, Kohlenträger, Scherenschleifer, Müller, Kuppler, Leinweber, Pickelhäring. — Verdankte Rist vielleicht den Pusterflicker seiner Erinnerung an die Engländer, so borgte er, wohl um Gryphius nicht allzu auffallend zu copiren, aus dem Peter Squenz ausser dem Schulmeister nur den Leinweber und Pickelhäring.

Ganz ähnlich verfährt Rist mit dem Registermotiv. Hat Gryphius ausser Pyramus und Thisbe noch 11 Stücke, so muss er noch 15 auf seiner Liste führen, die folgendermassen zusammengesetzt ist:

1. Comödia von Markolfus, wie derselbe die Katze lehret das Licht halten.
2. Die Komödia von der schönen Magellona.
3. Von Ritter Pontius.
4. Von der schönen Frauen im Berge mit ihren sieben Zwergen.
5. Vom Kayser Oktavianus.
6. Von Pyramidus und Thysbas, die sich selber ümgebracht.
7. Von Didonis und Aenatias.
8. Von Kayser Julius und Brutius.
9. Von dem Schornsteinfeger.
10. Von Matz Pumper.

11. Von Kain und Abel.
12. Von Esther und Haman.
13. Von Judith und Holofernes.
14. Von Tobias und seinem Hunde.
15. Vom heil. Hiob.
16. Vom reichen Mann und armen Lazarus.

Auch hier gleisst Rists Bestreben hervor, das Gesteigerte zu steigern, das Entstellte fratzenhaft zu vergröbern, das Erweiterte weiter auszurecken. Keine einzige Überlieferung hat die Namen Pyramus und Thisbe verzerrt; er macht daraus Pyramidus und Thysbas. Von den andern 15 Titeln entlehnt er Gryphius vorsichtiger Weise nur 3 und sucht sie möglichst unkenntlich zu machen. Den 'Ritter Peter mit dem silbernen Schlüssel' wandelt er in seine Partnerin, die 'schöne Magellona'. Dem Ritter Pontus fügt er ein i ein; der Name Pontius war dem Pastor vertrauter. Die Hinzufügung des i-Lauts erscheint ihm offenbar besonders effectvoll. So macht er aus dem Julius unus des Peter Squenz ein Drama: Von Kayser Julius und Brutius, nennt ein andres Spiel: Von Didonis und Aenatias und füllt, neben ein paar antiken und romantischen Sagenstoffen, sowie einigen Fastnachtspossen-Titeln den Rest mit Stücken aus der biblischen Geschichte, die ihm am nächsten lagen.

Wenn Burg eine Übereinstimmung des Hamburger Spiels von 1626 mit Gryphiusschen Lustspielmotiven dadurch begründen will, dass er das Wappen des Caprimulgius (ein paar Ziegenbockshörner und als Helmzier ein bunter Hahn) in dem Signet des Peter Squenz unter dem Ehecontract des Anhanges zum Horribilicribrifax wieder erkennt, so hat er etwas gesehen, was nicht vorhanden ist. Im Wappen des Peter Squenz befinden sich, ausser Glockenthurm, Schaubühne und Bücherrepositorium, ein Cantorstecken und ein paar Ruthen. Von alledem hat das Caprimulgiussche Wappen nichts aufzuweisen. Tritt Ambrosius mit einem geschälten Haselstab und einigen Ruthen auf, so sind das die Insignien jedes Schulmeisters damaliger Zeit und er brauchte sie nicht dem Peter Squenzschen Wappen zu entnehmen.

Mit einem gewissen Nachdruck verweist Burg auch darauf, dass von den drei bei Gramsbergen im Schauspielregister aufgeführten Stücken sich zwei im Ristschen Bericht wiederfinden. Diese Übereinstimmung steht aber auf sehr schwachen Füssen. In der holländischen Posse wird das Spiel Von dem alten und dem jungen Tobias genannt. Dass sich in dem Ristschen Repertoire unter 6 biblischen Titeln auch ein Tobias mit seinem Hunde befindet, ist bei der Beliebtheit dieses Stoffes im 16. und 17. Jahrhundert nicht zu verwundern; war doch das Thema, neben Judith, von Luther selbst empfohlen und von 1539 bis 1617 von sechs namhaften und einer Reihe weniger genannter Dichter bearbeitet. Dass aber das Gramsbergensche: Vom reichen Manne mit dem Ristschen: Vom reichen Manne und armen Lazarus identisch sei, ist gar nicht ausgemacht. Mit ersterem könnte sehr wohl das Hekastus-Drama (Every man) gemeint sein, das nach dem Englischen ins Lateinische und mehrfach ins Niederländische[8]) übersetzt war. Hans Sachs, der dasselbe nach dem Lateinischen des Macropedius deutsch bearbeitete, nennt sein Spiel: Ein Comedi Von dem reichen sterbenden Menschen der Hecastus genant (G 161).

So kann es denn wohl als erwiesen angesehen werden, dass Gryphius bei der Zusammenstellung des Schauspiel-Registers von keinem seiner Vorgänger, soweit ihre Dichtungen bekannt sind, abhängig war, dass hingegen das Theater-Repertoire in Rists Bericht über das Hamburger Spiel von 1626, wie seine ganze Erzählung, von dem Peter Squenz des schlesischen Dichters beeinflusst wurde.

Wenn nun aber von den elf Dramen, welche bei Gryphius ausser Pyramus und Thisbe genannt werden, sich acht ohne Schwierigkeit bei Hans Sachs nachweisen lassen, der Titel eines neunten überhaupt keinem bisher bekannten Schauspiel, wohl aber erzählenden Poesien von Hans Sachs entspricht, so dürfen wir wohl die Absicht nicht verkennen, auch durch das karikirte Bühnenrepertoire des Peter Squenz den Nürnberger Meistersänger lächerlich zu machen und zu verspotten.

---

[8]) Zuerst 1556, dann 1633 u. s. w.

Was die beiden Titel betrifft, bei denen ich eine Beziehung auf Hans Sachs nicht nachzuweisen vermag, so ist mir ein Spiel 'vom Herzog und dem Teufel' bisher nicht bekannt geworden; in der 'Comoedia von der Susanna' aber hat Gryphius wohl das verbreitetste dramatische Thema des 16. und 17. Jahrhunderts nennen wollen.

### 3. Meister Lollinger, der Leinweber und Meistersänger.

Gryphius schreibt, er habe den Schwenterschen Peter Squenz mit neuen Personen vermehrt und Burg[9]) nimmt mit gutem Grunde an, diese seien Serenus und Violandra und der Dichter sei durch den Titel einer ungedruckten Komödie von Dan. Schwenter, Seredin und Violandra, auf diese Namen geführt worden. Damit ist aber, meiner Ansicht nach, die Reihe der von Gryphius hinzugedichteten Rollen nicht abgeschlossen. Der gelehrte schlesische Dichter, der seinen Ovid trefflich im Kopfe hatte, wusste, dass das grimmige Thier, welches den Tod der beiden Liebenden veranlasst, bei dem römischen Dichter weiblichen Geschlechts war, kein leo, sondern eine leaena. Er wusste auch ebenso gut wie Gramsbergen, bei dem sich am Platze des Stelldicheins eine 'Fonteine' befindet, dass in den Metamorphosen an jener Stelle, bei Ninus Grab, ein Brunnen erwähnt wird, in welchem die Bestie ihren Durst stillt. So kehrte er zum Urquell der Sage, zu Ovid, zurück, und so entstand bei Gryphius sowohl das weibliche Geschlecht des Löwen wie der Brunnen. Beides findet sich auch im Hamburger Spiel der Engländer nach Rists Bericht. Man wird aber wohl schwerlich annehmen dürfen, dass diese, den Gelehrten charakterisirende Rückkehr zum lateinischen Gedicht von jenen ungebildeten Hamburger Komödianten ausgegangen sei. Wir haben also hier abermals und zwar eine doppelte Anleihe Rists bei dem Peter Squenz. Hatte aber Gryphius den Brunnen seiner Vorlage hinzugefügt, so bedurfte er nach der Grundidee dieser Rüpelkomödie auch eines Acteurs für denselben,

[9]) a.a.O. S. 140. 169.

während die Engländer bei Rist sich mit einem Kübel Wasser begnügen, der von zweien auf die Scene getragen wird. Für die Darstellung des Brunnens schuf Gryphius die Rolle des Meisters Lollinger und das ist die dritte Person, mit der er die Schwentersche Komödie vermehrt hat[10]).

Lollinger ist von dem Dichter aus der Reihe der übrigen Komödianten in den Vordergrund gerückt und steht mehr neben als unter Peter Squenz. Er ist um vieles gelehrter als die andern Darsteller, er beantragt das Schauspiel-Register und bezweckt mit demselben, dass sie für geschickte und hochgelehrte Leute gehalten werden. Er selbst verfasst auch das Verzeichniss und hat die Melusina wider Wissen und Willen des Peter Squenz in dasselbe aufgenommen. Er muss dem Schulmeister von Rumpelskirchen reimen helfen, zwei Acte der Tragödie Pyramus und Thisbe hat er gedichtet und hat mit Peter Squenz manche liebe Nacht gesessen, um das Schauspiel zu Wege zu bringen. Er ist auch der einzige, der ein Lied singt und es nach einer offenbar lächerlichen Melodie vorträgt.

Dass in ihm die Meistersänger verspottet werden sollen, bedarf keiner Frage. Aber Meister Lollinger nimmt dem Schulmeister gegenüber die Stellung eines berathenden und helfenden Lehrers in der Dichtkunst ein und wenn im Peter Squenz Hans Sachs verhöhnt werden sollte, liegt es nahe, bei Lollinger an Lienhard Nunnenbeck zu denken, der auch ein Leinweber war und von dem der Nürnberger Schuhmacherlehrling seinen Unterricht in der Poesie empfing.

### 4. Nicht entscheidende, aber bestätigende Motive.

Es gibt nun noch einige Punkte im Peter Squenz, denen zwar keine Beweiskraft für die Verspottung des Hans Sachs innewohnt, die ich aber doch als bestätigende

[10]) Auch Tieck (Kritische Schriften 1, 380) hält den Lollinger, und somit auch den Brunnen, für eine deutsche Zuthat. Er sagt: 'Man sieht daher auch, wie der Deutsche den Engländer in allem überbietet, den Scherz dehnt und einen Meistersänger hinzugefügt hat, um nur einen wirklichen Gegenstand für seine Satire zu haben.'

Momente anzuführen nicht unterlassen möchte. Es sind das Motive, die sich zwar fast in allen Dramen des Hans Sachs, aber auch bei andern Dichtern seiner und der folgenden Zeit nachweisen lassen. Dahin rechne ich zunächst das Summarium und die Aufforderung an die Zuschauer, sich ruhig zu verhalten beim Beginn, so wie die aus der Handlung gezogene nützliche Lehre am Schlusse des Stückes. Das eine oder andere fehlt nur ausnahmsweise in den mehr als zweihundert Dramen des Hans Sachs, findet sich aber ebensowohl auch bei andern Dramatikern der Zeit. Im Peter Squenz ist dieser dreifache Gewohnheitsbrauch durch Übertreibung und Karikirung lächerlich gemacht. Einer andern Gepflogenheit möchte ich grössere Bedeutung zuschreiben. Es ist die Manier des Hans Sachs, im Schlussreim der Dichtungen seinen Namen anzubringen, die Andr. Gryphius den Schulmeister Squenz am Ende der Tragödie von Pyramus und Thisbe in künstlich gezwungener und geschmackloser Weise copiren lässt:

Drumb glaubt, dass man es wol erlebt,
Dass ein Todter den andern begräbt,
Es sey Winter, Sommer oder Lentz
Wündscht euch zu guter Nacht der Schulmeister
und Kirchschreiber zu Rumpels-Kirchen Herr
Peter Squentz.

Diesen Schluss mit ihrem Namen machen freilich manche Dichter jener Zeit (Hans Folz, Wild, S. Newber u. a.), kein einziger aber mit solcher Vorliebe und Consequenz wie Hans Sachs in seinen zahllosen Dichtungen. Dagegen kommt allerdings die Bezeichnung des Schlusses durch einen der Ausdrücke, die Squenz beim Ende seiner Tragödie pleonastisch zusammenhäuft (Telos, Amen, dixi, finis, Ende), bei unserm Nürnberger Schuhmacher viel seltener vor als bei andern seiner Zeit- und Berufsgenossen.

### 5. Aus dem Nachleben des Peter Squenz und des Doctor Faust.

Schliesslich muss ich noch einer Farce aus dem Jahre 1756 gedenken, deren Argumentum Erich Schmidt auf der Wiener Stadtbibliothek gefunden und unter vorstehender

Überschrift veröffentlicht hat[11]). Der Titel lautet: Comoedi in der Comoedi oder Hanss Sachs Schulmeister zu Narrnhausen vor seinem König eine Comoedi von Doctor Faust exhibirend. Die Abhängigkeit dieser um ein Jahrhundert jüngeren Posse vom Peter Squenz des Andreas Gryphius liegt offen zu Tage. An Stelle der Tragödie von Pyramus und Thisbe wird das Volksschauspiel von Doctor Faust aufgeführt; an die Spitze der Komödianten ist, statt Peter Squenz, Schulmeister zu Rumpelskirchen, Hans Sachs, Schulmeister zu Narrnhausen getreten. Sollte das blosser Zufall sein? Ich meinerseits kann mich des Glaubens nicht erwehren, dass der Verfasser dieser Posse von dem Bewusstsein ausging, im Gryphiusschen Peter Squenz sei Hans Sachs verspottet, und dann diese Verhöhnung in derbster Weise mit plumper Namennennung und Übertreibung weiter führte.

Heidelberg. Friedrich Meyer von Waldeck.

# Beiträge zur Kenntniss Johann Elias Schlegels.

## 1. Kunsttheoretische Dichtungen.

Die gelehrte und ergebnissreiche Einleitung Joh. v. Antoniewicz zu Joh. El. Schlegels Ästhetischen und dramaturgischen Schriften (Deutsche Litt.-Denkmale 26) gedenkt an zwei Stellen (S. XXXV Anm. 2 u. S. XLV Anm. 4) eines Gedichtes 'An den Professor Kästner, dass die Mathematik einem Dichter nützlich sey'. Ein tieferes Eingehen wäre bei dieser, wie bei anderen poetisch eingekleideten kunsttheoretischen Äusserungen erwünscht gewesen.

Das Gedicht an Kästner, nach Schwabes Belustigungen (1742) in den Werken 4, 86 ff. abgedruckt, eine klärliche Apologie des Angesungenen, versucht den Nachweis, 'Wissen' sei zum Dichten nothwendig. Schlegel denkt an Kenntniss der neuesten Entdeckungen und Erfindungen. Der Dichter solle nämlich ein für allemal sich von antiker Weltanschauung

[11]) Zeitschrift f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 26, 244.

entnommenen Bildern lossagen und Vorstellungen zu erwecken suchen, welche dem Stande neuerer Naturkunde entsprechen. Schlegel verficht, was in Schillers 'Göttern Griechenlands' als das Poesielose moderner Weltanschauung elegische Klage bewirkt.

Den Beweis führt Schlegel so: Boileau habe sich erst von einer Frau belehren lassen müssen, dass das Astrolabium 'nicht entscheiden kann, ob sich die Sonne dreht'. Als Gegensatz erscheint Haller, dem schon der Eingang der Epistel neben 'des Schweitzers Härte' auch 'des Dichters Kraft' zugesteht. Mit Anklängen an das Gedicht von der Falschheit menschlicher Tugenden wird Haller, 'ein muntrer Geist von Wissenschaft genährt', wie er 'uns unsrer Schwäche Bild in den Planeten lehrt', einem unwissenden 'Gratulanten' Bav gegenübergestellt. — Ein interessanter Commentar zu der um Haller sich bewegenden Controverse zwischen Schlegel und Pyra von 1743 (vgl. Werke 3, 102 ff. Deutsche Litt.-Denkmale 26, CIV f.).

Das Resumé kleidet Schlegel in die complicirte Formel: Hätte zu Leibniz Zeiten 'ein Geist voll Hitz und Muth' Opitz wiedererweckt, Leibniz wäre Leipzigs Haller geworden, 'und Haller würde Bern itzt seinen Leibniz nennen'. Schlegel meint, hätte Leibniz einen Gottsched neben sich gehabt, er hätte die norddeutsche Dichtung vermöge seiner gelehrten Bildung zu der Höhe der schweizerischen Litteratur der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts heben müssen.

Ein Zusammenhang mit dem Gedichte Kästners Über die Reime, wie ihn Antoniewicz a. a. O. annimmt, liegt nicht vor. Kästner wendet sich ausschliesslich gegen eine Ode M. Samuel Ephraim Froms, Die Unnützlichkeit der Reime.

In der Frage der 'Gratulanten'-Poesie — für Schlegel, der mit Gottsched eifrigst gegen die Henrici-Picander kämpfte, ein wichtiges Problem — berühren sich mit der Epistel an Kästner zwei eng zusammengehörende Gedichte: das 'Schreiben an den Verfasser der Beyträge' (Critische Beyträge 1740 XXIII, 518; Werke 4, 86 ff.) und Der Misbrauch der Dichtkunst (Schwabes Belustigungen 1742. Hornung S. 106 ff.; Proben: Werke 4, 175 ff.).

Das erstere Gedicht betitelt sich in den Werken:

'Schreiben an den Professor Gottsched über Mauvillons zehnten Brief in den Lettres sur les François et les Allemands'. Éléazar Mauvillons (vgl. Nouvelle Biographie générale 34, 450; Danzel, Gottsched S. 331 f.; Süpfle, Geschichte d. Kultureinflusses auf Frankreich 1, 121 ff., sowie Anm. 269. 274 ff.) Lettres françoises et germaniques ou reflexions militaires litteraires et critiques sur les François et les Allemans. Londres chez François Allemand. MDCCXL beantworten bekanntlich die von Dominique Bouhours (vgl. Nouvelle Biographie générale 6, 914) in den Entretiens d'Ariste et d'Eugène 1671 gestellte Frage: 'Si un Allemand peut être un bel esprit' in dem 10. Briefe der 2. Abtheilung verneinend wie der Fragesteller selbst. Die deutsche Sprache habe Kraft und Ausdruck; der 'esprit' fehle. 'Ils le négligent et l'abâtardissent pour l'ordinaire en s'adonnant à des recherches vaines et d'un gout depravé': Anagramme und Chronogramme (S. 347). Kurz: 'En Allemagne un homme d'Esprit et un Bouffon, ne sont qu'une même chose' (S. 349). Allerdings gebe es viele Gelehrte: 'mais il leur est défendu d'avoir de l'Esprit, s'ils n'aiment mieux passer pour foux' (S. 355). Bester Beweis für die Inferiorität der deutschen Dichtung sei der völlige Mangel jeglicher Übersetzung aus dem Deutschen: 'Nommez-moi un Esprit créateur sur votre Parnasse; c'est à dire nommez-moi un Poëte allemand qui ait tiré de son propre fond un ouvrage de quelque réputation' (S. 362). 'Je finirois point, si je voulois vous rapporter toutes les platitudes que j'ai lues dans vos plus célèbres Poëtes. J'en sai encore quantité dans Neukirk, dans Opitz, dans Gottscheid, dans Kahnitz; Brocks même n'en est pas exemt' (S. 365). Kein Drama gelingt in Deutschland: 'Vos Poëtes ne s'appliquent presque qu' à la petite Poësie et souvent même à des fadaises. Le genre de Poésie que Brocks a choisi est le Lirique; tous ceux qui l'ont précédé n'ont guères écrit que des Epithalames, quelques Odes soi-disant telles, et quelques Noëls ou Cantiques: ajoutez-y les Aëria et voila à quoi se reduisent tous les efforts des Muses Allemandes, s'entend quant aux Productions Originales ... Je n'ai pas vu de Pays ou les Soeurs d'Apollon soient plus prostituées que dans celui-ci.

Il ne se marie point de Savetier qui n'ait son Epithalame bien et duement imprimée' (S. 365 f.). Und ebensowenig gedeihe die Redekunst: 'À propos d'orateurs, je trouve bien ridicule la mode qu'on a ici de faire l'Oraison funèbre de tous les Morts, aussi bien d'un Maréchal ferrant, que d'un Maréchal d'Armées' (S. 366). Die Deutschen schienen zu glauben, es genüge, 'qu'une nation soit guerrière, pour être admirée par les autres et pour être loué de la Postérité' (S. 367). Ursache des traurigen Zustandes sei die Gleichgiltigkeit der deutschen Fürsten gegen die Musen .....

Schlegels Gedicht ist eine der vielen von Gottschedischer Seite gegen Mauvillon gerichteten Repliken (vgl. Süpfle a. a. O. S. 124 f. u. Anm. 275. Man übersieht die an Mauvillons Angriff sich schliessende Polemik am vollständigsten in der unten citirten Züricher Streitschrift; vgl. Deutsche Litt.-Denkmale 12, XV). Schlegel fasst am Anfange Mauvillons Vorwürfe in mehreren Zeilen zusammen: stumpf setzt er an die Stelle des Maréchal d'armée und des Maréchal ferrant ein deutsches 'General und Corporal'. Seine Apologie beschränkt sich im wesentlichen, Mässigung zu nennen, was Mauvillon als Schwäche erscheint: 'So trägt ein starkes Ross, das seine Macht nicht kennt, Der Ruthe scharfe Zucht, des Zaumes Regiment'. Auch classische Litteratur biete andererseits niederen Witz: 'Hat sich mit Türlüpin der Pöbel ganz verloren, ... Dass kein erzwungner Arzt [Molières Medecin malgré lui], den Stock und Angst bedrängt, Die Possen Tabarins [des französischen Pickelhärings] mit dem Terenz vermengt'. Und weiter, in Anspielung an eine in Gottscheds Critischer Dichtkunst Th. 2 Kap. XI citirte Bemerkung Boileaus — wie denn alle diese Waffen von Boileau geschliffen sind —: 'Dans ce sac ridicule oû Scapin s'enveloppe, Je ne reconnois plus l'auteur du Misanthrope', sagt Schlegel: 'Dass stets ein gleicher Witz, wie durch den Menschenfeind, So auch durch des Scapin geschlagnen Sack erscheint?' Aristophanes, Plautus werden in gleichem Sinne angeführt, die 'geilen Schwänke' des Catull, Martial, Horaz; selbst Cicero findet vor den Augen unseres Kunstrichters keine Gnade.

Opitz, Canitz, Pietsch hätten nicht so oft gefehlt, wie

Mauvillon behaupte. Haupttrumpf ist wiederum Haller: 'Sieh jenen, welcher zeigt, was Aberglauben stiftet [Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben 1729], des Übels Ursprung sucht, das unsre Welt vergiftet [Über den Ursprung des Übels 1734].' 'Sein Dichten ist belebt; sein Denken kühn und scharf, So dass sich neben ihm nicht Pope schämen darf.' Zuletzt ein Wort über Gottsched: er zürne nicht, dass dem sein Name wenig gelte, der Opitz und Canitz verurtheile. Als getreuer Schüler seines Meisters fügt Schlegel hinzu: 'Der Nachwelt Richteramt ist Dichtern fürchterlicher. Doch wer auf Regeln baut ist vor der Nachwelt sicher'.

Diese Antikritik hat Schlegel einen Angriff der Schweizer eingetragen. In der Züricher 'Sammlung Critischer, Poetischer, und andrer geistvollen Schriften' 1742 5, 1 ff. (= Sammlung der Zürcherischen Streitschriften 1753 2, 1 ff.) finden sich 'Des Hrn. von Mauvillon Briefe Von der Sprache und Poesie der Deutschen: Aus dem Französischen übersetzt, und mit Zeugnissen und Anmerkungen vermehrt, worinnen desselben Urtheile durch das eigene Geständniss der berühmtesten deutschen Kunstrichter bekräftiget werden'. Eine Note S. 34 C wendet sich gegen Schlegels Angriff, ebenso wie gegen die Vorrede zu Schwabes Belustigungen. Man könne 'nicht schliessen, dass der Geschmack für das Witzige und Geistreiche noch zur Zeit allgemein sei.' Die Anmerkung beruft sich auch auf eine Stelle der Critischen Beyträge 9, 165. — Joh. Heinr. Schlegel vertheidigt seinen Bruder (Werke 4, 178), er habe nicht eben auf den Witz der meisten damals gepriesenen Poeten gesehen, sondern die Fähigkeit seiner Nation überhaupt und das Dasein witziger Köpfe in derselben gemeint.

'Der Missbrauch der Dichtkunst' von 1742 ist eine unverkennbare Palinodie; ein klarer Beweis, wie wenig die Gottschedsche Schule berechtigt war, Mauvillon zu bekämpfen. Ganz im Sinne des Franzosen, aber auch Schulter an Schulter mit Gottsched bekämpft Schlegel die äusserliche Gelegenheitspoesie; ihre 'erdrungne Freude', ihr 'feiles Weinen' charakterisirt er in neunzehn zehnzeiligen Strophen. 'Wirf einen Blick auf Frankreichs Gränzen Und sieh auf

jener Dichter Geist! Sieh an, in welchem Ruhme glänzen, Die so dir Englands Umfang weist': Corneille, Racine, Molière, Voltaire, Addison und Milton, letzterer bekanntlich der casus belli für Schlegel und Gottsched (vgl. Danzel S. 154). —

Gegen die Gratulantenpoesie richtet sich letztlich die 'Ode nach Art gewisser grosser Geister methodisch abgefasst auf den Geburtstag eines deutschen Schauspielers Namens Kohlhart. Um 1740' (Werke 4, 179).

Zu dem Cardinalpunkte der Schlegelschen Ästhetik führen zwei weitere Äusserungen. Einer unausgeführten Hauptscene des fragmentarischen Lustspiels Die Pracht von Landheim (1742 Werke 3, 597) und der poetischen Erzählung Der eingebildete Baumeister (Werke 4, 169) schreibt J. H. Schlegel gleiche Tendenz zu. Dort sollte die ebenso knickerige als prachtliebende Frau v. Landheim — nach des Bruders Mittheilungen — ein Maskenfest veranstalten: eine Bauernhochzeit. 'Aus einer verdeckten Sparsamkeit' besteht sie darauf, die Kleider den Bauern abzuborgen; diese würden natürlicher sein, als Masken, die man sich aus der Stadt verschriebe. 'Hierinnen lag eine Anspielung auf eine damals in Leipzig herrschende Streitigkeit über das Natürliche auf dem Theater, und besonders in der theatralischen Kleidung. Gewisse Kunstrichter hatten sich als besondre Verfechter der Wahrscheinlichkeit aufgeworfen, und wollten unter dem Schutze dieses scheinbaren Namens, an die Stelle der Nachahmung der Natur, fast überall die Natur selbst, und zwar die plumpe und ganz unausgebesserte Natur setzen.' Das gleiche Ziel soll Der eingebildete Baumeister verfolgen. 'Ein Schüler Sturms [über den Mathematiker und Architekten Sturm vgl. Naglers Künstlerlexikon 17, 526; Nouvelle Biographie générale 44, 598. Er lebte 1669—1719.] fing an zu pfuschen und baute Schlösser auf Papier'. Maurer und Zimmermeister finden seine Pläne unausführbar; er antwortet: 'Ihr seyd bloss unterworfne Geister, Die ihr nach uns euch richten müsst. Wir geben Regeln, aber ihr, Seyd nur sie zu erfüllen hier.' Die alten Praktiker repliciren: 'Macht erst euch Gesetze, Eh ihr mit uns von Regeln sprecht.' Den Schluss bildet der Satz: Die Künste seien verwandt. Man könne von einer auf die andre

schliessen: 'Lasst nur das Schloss ein Schauspiel seyn, Fällt hier kein Kritikus euch ein?' J. H. Schlegel interpretirt: 'Es war damals das Natürliche in den Schauspielen, und selbst im Äusserlichen derselben mit einem übelverstandenen Eifer behauptet.' Die Fabel zeige das Lächerliche der eingebildeten Regelgeber, die ohne praktische Kenntniss zu allgemeinen Machtsprüchen schritten (Werke 4, 162).

Zweifelsohne berühren sich die vorliegenden Äusserungen mit den gleichzeitigen beiden Nachahmungsaufsätzen, mit der am 2. Dezember 1741 in der Gottschedschen Rednergesellschaft vorgetragnen, jedoch erst 1745 publicirten 'Abhandlung, dass die Nachahmung der Sache, die man nachahmt, zuweilen unähnlich werden müsse' und der grossen 'Abhandlung von der Nachahmung' (1742—45). Beide bekämpfen missverstandenen Realismus. Betreffs des ersteren hat schon Antoniewicz (S. XCIII) gesehen, dass die Beispiele 'fast ausschliesslich dem Drama und der Bühne entnommen sind'. Noch mehr: in beiden Aufsätzen (S. 104, 15—18 u. 155, 15—20) wird das Kostüm als nothwendig unrealistisch erwiesen.

Der in den beiden Aufsätzen Angegriffene muss demnach identisch sein mit dem 'gewissen Kunstrichter' J. H. Schlegels. Antoniewicz weist (S. XCVII f.) Gottsched jene Rolle zu, wenn er in einer gegen diesen gerichteten Stelle der Breitingerschen Dichtkunst den Anlass der Aufsätze findet. Das ist 1741 mehr als unwahrscheinlich, mag auch Gottsched nicht nur in der Nachahmungslehre, sondern insbesondere in der Kostümfrage (Critische Dichtkunst Thl. 2 Abschn. 1 Hptst. 10 § 30) realistischen Principien sich zugeneigt haben. Vielmehr sind beide Nachahmungsaufsätze nur Fortführungen des gegen Straube polemisirenden 'Schreibens an Herrn N. N. über die Comödie in Versen' (1740), dessen Grundgedanken (S. 11, 21—34) Antoniewicz sehr glücklich herausgehoben und auf Vatry zurückgeführt hat (S. XL): die Idee von der Unähnlichkeit in der Nachahmung, Schlegels Idealisirungsprincip.

Dieser Zusammenhang war schon Danzel (S. 275; vgl. Antoniewicz S. XXVII Anm. 1) klar gewesen, verschwindet aber durch Antoniewicz chronologische Disposition. Beson-

ders deutlich macht eine Notiz in Ch. H. Schmids Chronologie des deutschen Theaters 1775 S. 93 zum Jahre 1740, dass der ganze Straube-Schlegelsche Streit sich ausschliesslich um das Theater drehte: 'Auch von den Kritikern, die damals unter Gottscheds Fahne fochten, muss ich etwas gedenken, das die Bühne interessirt ... Skandirtes Geschwätz schien dem damaligen Publikum besser als unskandirtes, und man verlangte alles in Versen, wie sie auch seyn mochten. Schlegel schrieb für die Meinung des Publikums ... Aber Herr Straube stritt aus dem falschverstandnen Grundsatze von der Nachahmung der Natur.' Schlagendster Beleg, dass die 'Frau v. Landheim' (1742) nur den Abschluss der im 'Schreiben' (1740) begonnenen, in den beiden Aufsätzen (1741—45) fortgeführten Polemik darstellt, ist eine Stelle des 'Schreibens', welche genau zu dem von Joh. Heinr. Schlegel Berichteten stimmt; sie spricht theoretisch aus, was zwei Jahre später in sinnfälliger Bühnenwirkung demonstrirt werden sollte: 'Würde man wohl mit so vielem Vergnügen eine an einem Hofe vorgestellte Bauernwirthschaft ansehen, wenn die Damen sich in grobe Leinwand verkleideten, und in dem äusserlichen Ansehen keinen Unterschied zwischen sich und wirklichen Bauersweibern übrig liessen' (S. 14, 30). Ganz gut erklärt sich unter diesem Gesichtspunkte der 'eingebildete Baumeister' als der praktisch unerfahrene Theoretiker Straube: gegen ihn spielt Schlegel mit dem ganzen Stolz des Dichters seine aus der Praxis genommenen Trümpfe aus. Mithin kann man in den Nachahmungsaufsätzen und in den beiden Dichtungen eine Duplik auf Straubes Replik Critische Beyträge 1741 7, 287 sehen.

Für realistische Behandlung des theatralischen Kostüms tritt endlich 1743 'Eine Abhandlung, worinnen erwiesen wird: Dass die Wahrscheinlichkeit der Vorstellung, bey den Schauspielen eben so nöthig ist, als die innere Wahrscheinlichkeit derselben' von Lessings Vetter Christlob Mylius (Critische Beyträge 8, 297 ff., insbes. 314 ff.) ein. Wer es wagt, gegen Joh. Heinrich Schlegels Zeugniss die Pracht von Landheim um ein Jahr später anzusetzen, wird in Mylius neben Straube einen zweiten der 'gewissen Kunstrichter' erkennen.

Von den Dichtungen der deutschen Zeit J. E. Schlegels sind als kunsttheoretisch noch zu nennen: das Gedicht An den Herrn von Hagedorn (1743. Werke 4, 114 ff.), dessen Tendenz in dem Satze gipfelt: 'Die Wissenschaft ist nichts, die uns nicht glücklich macht', ferner eine gänzlich unbedeutende 'Anrede an das Parterre' (ebenda S. 142) und die 'Ode an den Professor Gellert' (1740. ebenda S. 195).

In der dänischen Zeit hat J. E. Schlegel ästhetischer Kritik fast ausschliesslich die Kunstform der Allegorie geliehen. 'Der Fremde' (1745 f.) ist mit dergleichen überladen. So die Allegorie von der Furcht St. XXXIII, ein moralisirender Erguss; litterarischen Inhalt hat die grossangelegte Revue über die dänischen Dichter von Stück XXXVIII ab. In langer Reihe erscheinen Aröboe, Bording, Kingo, Bischof Thura, der sog. Philedor, Roses Ovid. Helt, Falster, Sorterup, Lucoppidan, Holberg.

Wichtig für die Erkenntniss von Schlegels ästhetischen Anschauungen ist St. V die Allegorie von der Freude, eng zusammenhängend mit dem (Werke 2, 521 mitgetheilten) Vorspiel zur Eröffnung des dänischen Theaters im Jahre 1747: Die Langeweile. Es handelt sich um die Komödie. In der 'Langeweile' bekämpfen Komödie und Scherz, eingeführt und angeeifert von der Freude, die Langeweile. den Unverstand und den Menschenhass. Komödie und Scherz werden von dem Verstande geschützt. 'Ihr Freunde der erlaubten Freuden, Erspart Euch die verlorne Müh! Was stört ihr diese Kunst? Wisst, ich beschütze sie!' Das Ganze endet mit der Vermählung von Scherz und Komödie. Als Commentar ziehe man das V. Stück des 'Fremden' an: hier ist die Komödie Kind des Witzes und der Freude, der Schwester des Muthwillens. Ihre Geschwister sind der Scherz, die Jagd, der Tanz, die Musik, das Spiel, die Maskerade, die Schauspiele, 'zu welchen das Carousel und das Tournier gehören'. Speciell über die Komödie folgt eine wichtige Expectoration: die Komödie — heisst es S. 49 —, einst und jetzt eine 'grosse Sittenlehrerin', hätte einstens geraset, oder man hätte ihren Namen gebraucht um zu rasen. 'Sie hatte nämlich zu ihren Belustigungen einen Haufen Bedienten nöthig.' Sie habe sich in üble Nachrede

kommen sehen und deshalb die Bedienten abgedankt. Jetzt verlangt sie von der Vernunft ein Zeugniss, es lautet: 'Dass die Komödie an sich selbst eine Person sey, welche unter dem Namen die Menschen zu vergnügen, ihnen viel gute Lehren gebe; dass sie besonders nöthig sey, Leute zu unterrichten, welche sonst wenig Lust hätten, sich mit vernünftigem Nachdenken zu unterhalten, dass sie endlich die besondere Gabe besitze, den Verstand des Volks durch ihre sinnreichen Einfälle zu öffnen und auszuputzen und dass man gefunden, dass sie bei den artigsten Völkern vieles beygetragen, sie witzig und munter zu machen.' Die ausgewiesenen Bedienten wären aber von dem Muthwillen in Dienst genommen worden. 'Sie sind der Ursprung der vielen Comödiantenbanden, welche ihre unflätigen Harlekine und ihre unsinnigen Staats-Actionen von einem Orte zum andern zur Schau herumführen, und den guten Namen der Comödie beflecken.'

Auch bei oberflächlicher Kenntniss Gottschedischer Ansichten wird man Schlegel hier — in dänischer Zeit — auf dem Standpunkte seines einstigen Leipziger Lehrers finden. Ein Blick in das 11. Kapitel des zweiten Theiles der Critischen Dichtkunst bestätigt diese Annahme bezüglich der moralischen Wirkung der Komödie, der Ablehnung des Hanswurst. Die angedeutete historische Entwickelung hält sich im Sinne von Gottscheds Missurtheil über die italienische Komödie und ihre Nachfolger. Welche Komödie die 'Bedienten' — auch bei Gottsched identisch mit Harlekin vgl. § 25 — abgedankt, ersieht man aus § 24 der Critischen Dichtkunst: 'Terenz hat seine Comödien ohne eine lustige Person lächerlich genug zu machen gewusst: das neue französische Theater hat gleichfalls bisher keinen Harlekin nöthig gehabt, die Zuschauer zu belustigen ... Destouches und einige andere nämlich haben sich gar wohl ohne diese phantastische Person behelfen können.'

## 2. Bearbeitungen Schlegelscher Dramen.

Joerdens verzeichnet 4, 520 f. drei Bearbeitungen Schlegelscher Dramen aus den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts; in den Schauspielen für die deutsche Bühne von

Büschel. Leipzig bey Adam Böhme 1780 (4 Bll. 258 SS.) findet sich neben zwei Tragödien Büschels (vgl. Meusel, Gelehrtes Teutschland 1796 1, 499; Goedeke 2, 1091, 1169) eine Prosaauflösung des Canut (S. 91—162), welche gleichzeitig im Separatabzug (72 SS.) erschienen ist. Eine Bearbeitung des Triumphes der guten Frauen und eine Prosaauflösung der Stummen Schönheit enthält das Komische Theater der Teutschen. Ältere und mittlere Zeit. Herausgegeben von W. C. S. Mylius. Erster Band. Berlin, bei Friedrich Maurer 1783, gewidmet 'Der unvergesslichen Starkin der ersten Künstlerin Teutschlands', unter den Titeln: Seltne Treue! oder giebts viel solche Weiber? (136 SS.) und Der glückliche Tausch (46 SS.). Bearbeiter ist K. Lotich.

Der Vergleich mit den Originalen ist lehrreich für die Geschmacksentwicklung vom fünften zum neunten Jahrzehnt des Jahrhunderts: unläugbar ist die Bühnengewandtheit so gewachsen, dass Schlegels Werke neben den Nachbildern wie Buchdramen erscheinen; und dazu trat starke Verrohung in der Effecthascherei.

Den Canut hat Büschel in den Stil des Sturm- und Drangdramas umgeschrieben; schon äusserlich: die langstilisirten Reden der tragédie classique werden in kurzathmigen, raschverlaufenden Dialog aufgelöst, der Stichomythien unnöthig macht; die obligaten fünf Acte sind in drei zusammengepresst. Scenenwechsel von Act zu Act: im 3. Act sogar Verwandlung: eine Lagerscene, der stärkste scenische Eingriff, den der Redactor sich erlaubt, sieht man von der Entfernung der überflüssigen Scene IV 1 ab. — Schlegel ist äusserst sparsam in Bühnenanweisungen; der Bearbeiter schreibt möglichst Zug für Zug vor. Mit Vorliebe werden von Büschel kurze Schlussmonologe an das Ende der Scenen gesetzt. So I 1. Estrithe: 'Unsinniger, wohin treibt Dich Dein Ehrgeiz? Ulfo — Ulfo, was wird aus Dir werden? Komm zurück — höre die Stimme Deiner Gattin — sie ruft Dich — umsonst er eilt seinem Untergange entgegen und ich kann ihn nicht retten.' Ebenso bekommen Godewin I 3, Estrithe II 8, Ulfo II 6, Gottschalk II 8 ihre Abgänge. Auch ein paar sentimentale

Phrasen Estrithens am Schlusse der Tragödie kann man hierherzählen.

Ulfo waren schon von Schlegel titanische Züge geliehen worden, welche ihn zum heldenhaften Verbrecher des Sturm- und Drangdramas prädestiniren. Büschel setzt den bekannten Wortapparat in Bewegung: 'Die Natur hat sich an ihm erschöpft, kein Jahrhundert wird einen solchen Mann wiedersehen', lässt er von Ulfo sagen, und Estrithe spricht zu diesem: 'Ich liebe Dich so sehr als ein Weib den Vollkommensten Deines Geschlechtes lieben kann.' Mit wenigen, kaum merkbaren Änderungen hat Büschel das Verhältniss Estrithens zu Ulfo in die dem Geniedrama geläufige Bahn gelenkt; sie sieht zu ihm auf wie Maria zu Weislingen, wie Stella zu Fernando. Bei Schlegel wandelt sich der Conflict zwischen der Liebe zu dem Bruder Canut und der Liebe zu dem Gatten Ulfo in Estrithens Brust zu einem Conflict zwischen Gattenpflicht und Hass gegen den Mann, der sie betrogen und unglücklich gemacht hat. Büschel führt den ersten Conflict bis zum Schlusse durch: seine Estrithe ist blind gegen Fehler und Vergehen des Gatten.

Einige Proben des Jargons der siebziger und achtziger Jahre wurden bereits gegeben; man vgl. noch etwa II 5 Ulfo: 'Welche gränzenlose Aussicht! — Dich will ich nie verlassen — mich bis zum Ziel hindurch ringen — riesenförmige Hindernisse mit diesen Händen zermalmen, wenn sie mich aufhalten wollen — und sinke ich mitten unter diesen Arbeiten von meinen eigenen Trophäen bedeckt, so errichte man mir ein Denkmal und setze darauf — So weit reichen menschliche Kräfte.'

Im ganzen also dieselbe Verquickung von Motiven des Sturmes und Dranges mit der dramatischen Form der Mitte des 18. Jahrhunderts, wie K. G. Lessings Mätresse sie aufweist, deren neuester Herausgeber in seiner Einleitung (Deutsche Litt.-Denkmale 28) dem zweiten Elemente gegenüber dem ersten zu wenig sein Recht werden lässt.

Feinere Motivirung hat Büschel nur einmal gegeben: bei Schlegel kann es Wunder nehmen, warum Canut im letzten Acte gegen Ulfo versöhnlicher gestimmt ist. Die Umarbeitung gönnt dem besänftigenden Einflusse Godewins

(III 2) mehr Raum, so dass Canut Ulfo verziehen hat, als er ihm (III 5) wieder entgegentritt.

Über die Tendenz der beiden anderen Bearbeitungen lasse ich den Herausgeber und Vorredner Mylius (über ihn vgl. Meusel, Gelehrtes Teutschland 1797 5, 375 ff.; Goedeke 2, 1045) sprechen.

Er sagt über den Triumph der guten Frauen: 'Hier waren nur leichte Abänderungen nöthig, theils in Betreff der Diction, die zu steif, zu schleppend und zu buchmässig war, theils der Namen der Personen, die uns zu altväterlich klingen, theils einiger zu langen Reden, die, häufiger unterbrochen, von wahrer Wirkung sein konnten. Ausserdem muste die Katastrophe eine etwas andere Wendung nemen, wenn sie die Zuschauer nicht unbefriedigt lassen sollte. Man interessirt sich für Julianen (hier die Gräfin von Dorstenstein) zu sehr, um sie gern in den Händen eines Agenors (des Grafen) zu wissen, dem man wegen seiner schnellen Bekehrung nicht traut.' 'Durch einige leichte Zusätze gleich im Anfange des Stücks, durch die Versetzung der Hauptpersonen in einen höhern Stand und durch Verlegung in unsre jetzige Dekade fält der Vorwurf französischer Sitten (der eigentlich nur Nikandern und Hilarien trift, denn die übrigen Personen sind echte Deutsche) gänzlich weg.'

Einige der formalen Änderungen sind dieselben wie beim Canut. Herauszuheben sind wiederum die Fülle der Bühnenanweisungen, der Scenenwechsel zwischen den Acten und innerhalb derselben, die Abgänge. Verschiebungen innerhalb der Scenenreihe finden nicht statt, mag auch zuweilen aus technischen Gründen eine Scene in zwei getheilt, zwei Scenen zu einer zusammengefasst werden. Ausschliesslich Regisseurarbeit ist die Einfügung einer Reihe von Bedienten, denen ein oder zweimal ein paar Worte in den Mund gelegt werden. Ausdehnung haben jene Scenen erfahren, in welchen die alte Agathe auftritt. Bei Schlegel eine missliebige Tugendwächterin wird sie bei Lotich zu einer alten Kupplerin, Frau Hildebrandt.

Die von Mylius auseinandergesetzte und recht schwach motivirte Änderung des Schlusses ist charakteristisch. Dem

heutigen Leser Schlegels wird Nikander kaum sicherer bekehrt erscheinen als Agenor. Allein der Zeit des Bearbeiters schien offenbar der leichtsinnige, ehebrecherische Gatte entschuldbarer als der eifersüchtige — eine frivole Auffassung der Ehe, die der Sturm- und Drangzeit geläufig geworden war.

Die stumme Schönheit hat kaum mehr als eine Umschrift in Prosa erfahren. Mylius Vorrede vindicirt der Umarbeitung noch eine Übertragung auf deutschen Boden, die wenig bemerkbar ist. Am mindesten in den Namen: da wird ein Reinhard aus einem Richard, ein Holter aus einem Jungwitz. Einmal (Sc. 15) tritt an Stelle eines Dialogs (Jungwitz-Jakob) ein Monolog Holters. Manches Sprachliche ist gedehnt; das Scharfgeschliffene des Alexandrinerdialogs ist verschwunden. Auch sonst werden derbere Effecte gesucht. Besonders Julie-Leonore bekommt einige Rühreffecte: sie hat Charlotten, ihrer Nebenbuhlerin, das Leben gerettet (Sc. 10) und will, da Charlotte bereits Holter verloren, sie selbst ihn gewonnen, gleichwohl beide zusammen geben.

Berlin. Oskar Walzel.

## Goethe und Wilhelm Humboldt.

Es war der lebhafte Wunsch Goethes und Schillers, in ihrem Zusammenwirken ein ästhetisches Zeitalter für die deutsche Nation heraufzuführen. Das ästhetische Interesse sollte für die Nation als Ganzes ein wahrhaftes Lebensinteresse werden. Wohl stand Deutschland damals in einer litterarischen Epoche; Bücher — ihr Erscheinen und ihre Beurtheilung — galten als die wichtigsten Gegenstände der Aufmerksamkeit; aber wie weit war dieser theils sentimentale theils aufgeklärt nüchterne litterarische Sport von dem untrüglich gesunden ästhetischen Gefühl und Urtheil entfernt, die allein Dichter und Hörer in ein festes gegenseitiges Verhältniss setzen können. Wie bitter, wie hoffnungslos sind die Klagen beider Dichter über die künstlerische Bildungsstufe des deutschen Publicums. Sie schrieben

für einen engen Kreis von Freunden, in dem sie ihre Welt sahen, und wenn Schiller in der Jungfrau von Orleans der Tagesmeinung etwas nachgegeben hatte, so erschrack er darüber selbst und stellte sich in dem neuen Werke, das er unternahm, absichtlich auf einen desto abgelegneren und erhöhteren Standpunkt. Er sprach dies ausdrücklich gegen Wilhelm Humboldt aus, der in jenem engen Kreise um Goethe und Schiller unstreitig der hervorragendste Mann war. Humboldt ist ein durchaus unentbehrliches Glied in der Geschichte unserer classischen Litteraturepoche. Seine Productivität war ursprünglich gering und entfaltete sich später nur auf speciell wissenschaftlichem Gebiete: aber die Fähigkeit aufzunehmen und das Aufgenommene in sich vollendet darzustellen, übte er so umfassend gegenüber der gleichzeitigen classischen Production, dass er als allseitiger und vollberechtigter Vertreter jener glänzendsten Bildungsepoche Deutschlands gelten darf. Wie sich dem Athener in dem Staatsmanne Perikles, dem Italiener der Renaissance in dem Machthaber Lorenzo di Medici die Summe der von der Nation gewonnenen Bildung nicht gedacht, nicht gewollt, sondern gelebt darstellte, so dem Deutschen in dem gleichfalls staatlicher Thätigkeit gewidmeten Humboldt.

Es war Humboldts bewusstes und absichtliches Bestreben, die Individualität der verschiedenen Culturvölker gleichsam als Psychologe zu studiren und in sich aufzunehmen; aber in dieser weit sich ausdehnenden, objectiven Forschung und selbstlosen Aneignung hielt er dennoch an zwei vorgefassten, alles beherrschenden Grundsätzen mit der Sicherheit dogmatischer Überzeugung fest: erstens daran, dass in dem griechischen Volksgeist die höchste Blüthe der Menschheit zur Reife gelangt sei und die moderne Welt nur der gleichen Vollendung nachzustreben habe, und sodann daran, dass von allen Nationen die deutsche am meisten befähigt sei, dieses Ziel zu erreichen, dass das Deutschthum durch das Griechenthum nicht aufgehoben werde, sondern sich untrennbar mit ihm vereinigen könne. Wenn ein Winkelmann sich so tief in den Geist des Alterthums hatte versenken können, dass ihm alle Beziehungen

des modernen Lebens, nationale wie religiöse, dadurch gleichgültig wurden, wenn wir selbst bei Goethe und Schiller Äusserungen treffen, in denen sie bedauern, für Deutsche und in deutscher Sprache schreiben zu müssen, so ist Humboldt zu allen Zeiten, in Rom oder Paris und Madrid, von inniger Freude erfüllt, ein Deutscher zu sein und besonders den Besitz der deutschen Sprache zu geniessen. Aber er findet nicht wie Herder oder Goethe in seiner Strassburger Epoche den Werth des Deutschthums in den eigenthümlichen Schöpfungen seiner ehrwürdigen Vorzeit, sondern in seinen letzten, aus der Verbindung mit dem Griechenthum entsprossenen Werken; Weimar und Jena waren sein Deutschland.

Es leuchtet ein, dass ein solcher Mann alle Phasen des gleichzeitigen künstlerischen Lebens in Deutschland nicht nur verfolgen, sondern innerlich mit durchleben musste, wie es Humboldt thatsächlich vom Erscheinen der Iphigenie bis zur Vollendung des Faust gethan hat. Ein unerschütterliches vierzigjähriges Freundschaftsverhältniss zu Goethe gibt davon Zeugniss. Freilich war Humboldt mit Schiller eher befreundet als mit Goethe, und auch als er diesen kennen gelernt, zeigt das Verhältniss zu Schiller doch anfänglich grössere Vertraulichkeit; allein auf die Dauer war Schillers einfacheres, mehr methodisches Streben weniger geeignet, einen Mann wie Humboldt zu fesseln, als Goethes unermüdlicher Drang nach umfassender Weltkenntniss und Lebensbethätigung. Schillers frühzeitiges Ende musste zudem Goethes Werth für die Lebensführung Humboldts noch bedeutend steigern. Der Briefwechsel beider Männer ist eines der anziehendsten Vermächtnisse aus dem Weimarer Kreise. Wohlthuend berührt die vollendete rücksichtsvolle Zartheit, welche Humboldt zur Natur geworden war und über die auch Goethe gebot, ein diplomatischer Ton im besten Sinne des Worts, der jeden Missklang aus dem Verkehr ausschliesst. Indem nun gar für Humboldt nicht selten seine Gattin, deren bezaubernde Liebenswürdigkeit nie sich vermissen liess, als Correspondentin eintrat, wurde damit zugleich in Goethes Redeweise ein leiser Zug von Galanterie und Ritterlichkeit hineingetragen. Blieben diese

charakteristischen Eigenschaften des Verkehrs sich zu allen Zeiten gleich, so veränderte sich doch auch manches durch Verschiebung des Altersverhältnisses der Freunde. Als Achtundzwanzigjähriger trat Humboldt in nähere Beziehung zu dem Sechsundvierziger, als junger, noch fast unbekannter Beamter und Schriftsteller zu dem Minister und Haupt der litterarischen Welt. Es ist ein Zeichen von Humboldts hoher Begabung und entschiedener Befähigung, seine Gaben zu zeigen, dass Goethe ihm sehr bald die Stellung eines Gleichberechtigten einräumte; immerhin musste das Verhältniss doch ein anderes sein als dreissig Jahre später, da Humboldt, eine politische und wissenschaftliche Grösse in die sechziger, Goethe in die achtziger Jahre eintrat.

Als Humboldt sich zuerst in Jena Goethes Kreise näherte — er war übrigens schon früher mit Goethe persönlich zusammengetroffen —, war er durchaus dazu vorbereitet und dafür aufgeschlossen, alles, was sich ihm dort darbot, aufzunehmen. Dem Staatsdienste hatte er nach kurzer Frist schon entsagt, um ausschliesslich seiner Selbstbildung zu leben, und der Weg, den er einschlug, war zunächst die eingehendste und sorgfältigste Vertiefung in Sprache und Cultur des griechischen Alterthums, um daraus den Massstab für die Cultur der Gegenwart zu entnehmen. Seine Gattin war hierbei die eifrigste Mitstrebende; Friedrich August Wolf, mit dem ihn der lebhafteste Briefwechsel verband, war der Führer auf diesem Pfade. Gegen ihn hatte sich Humboldt schon früher geäussert (1. Dezember 1792): 'Es gibt ausser allen einzelnen Studien und Ausbildungen des Menschen noch eine ganz eigne, welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft, ihn nicht nur fähiger, stärker, besser an dieser und jener Seite, sondern überhaupt zum grösseren und edleren Menschen macht .... Diese Ausbildung nimmt nach und nach mehr ab, und war in sehr hohem Grade unter den Griechen .... Kein anderes Volk verband zugleich so viel Einfachheit und Natur mit so viel Cultur, und keines besass zugleich so viel ausharrende Energie und Reizbarkeit für jeden Eindruck.' Die Skizze über Zweck und Ziel des griechischen Studiums, die er Wolf zusandte, sprach mit voller Klarheit den Ge-

danken aus, dass die Einseitigkeit des modernen Strebens, die den Menschen von dem eigentlichen Mittel- und Kernpunkt seines Wesens abziehe, an der harmonischen ästhetischen Cultur, die wir den Griechen entnehmen können, ihren Ausgleich zu finden habe. Auf diesem Wege aber musste er nothwendig mit der Thätigkeit Goethes und Schillers zusammentreffen, die demselben Ziele entgegenstrebte. Wenn zuerst auch ein naturwissenschaftliches Interesse Humboldt und Goethe zusammenführte, indem beide gemeinsam anatomische Vorlesungen bei Loder in Jena hörten, so war diese Berührung doch nur vorübergehend. Denn Humboldts vielseitigen Geist konnte eine solche Beschäftigung wohl augenblicklich anziehen[1]); an einem nachhaltigeren Interesse für Naturwissenschaften fehlte es ihm trotzdem gänzlich. Immerhin war sein Verständniss für Goethes osteologische Ideen jedenfalls geeignet, den letzteren günstig zu stimmen.

Dagegen gaben Schillers Horen einen dauernden Anhalt für gemeinsames Streben. Sehr schön hat Goethe fast vierzig Jahre später Humboldt an jene Zeit erinnert: 'wo wir uns zu einer ersten gemeinsamen Bildung verpflichtet fühlten, wo wir mit unserem grossen edlen Freund verbunden, dem fasslich Wahren nachstrebten, das Schönste und Herrlichste, was die Welt uns darbot .... auf das Treulichste und Fleissigste zu gewinnen suchten.' Den drei hier Genannten könnten wir noch Meyer als kunsthistorischen Berather[2]) und Körner, den theilnahms- und verständnissvollen Freund Schillers anreihen. Diese fünf an Begabung weit von einander abstehenden, aber in ihrem idealen Streben übereinstimmenden Personen bilden gleichsam eine eigene Familie in dem litterarischen Menschengewühl Deutschlands, die zwar nicht in alle die verschlungenen Irrungen eingreift, und daher von denen, die darin befangen, zu Zeiten fast übersehen wird, die aber ewige Güter pflegt, die immer

[1]) Er dachte momentan sogar an eine vergleichend anatomische Arbeit über das Keilbein. Goethe-Jahrbuch 8, 95.

[2]) Meyers Kleine Schriften sind erfreulicherweise jüngst wieder durch Weizsäcker zugänglich gemacht worden. Deutsche Litt.-Denkmale 25.

von neuem wieder die Nachwelt zur Versenkung und Vertiefung auffordern[3]). In den Briefen, die diese fünf Personen mit einander gewechselt[4]), ist ein geistiger Schatz aufbewahrt, welchen die deutsche Künstlerwelt, anfänglich von der Romantik beherrscht und später in das entgegengesetzte Extrem verfallen, kaum noch begonnen hat sich nutzbar zu machen. Und ein gleichfalls noch zu hebender Schatz ruht vergraben in den schnell vergessenen Horen und Propyläen.

Humboldt liess es sich darauf angelegen sein, Goethe auch in nähere Beziehung zu seinem philologischen Freunde und Meister, Friedrich August Wolf, zu bringen. Es gelang ihm, Goethe von anfänglicher Missbilligung schliesslich zur Anerkennung der Prolegomena Wolfs und seiner homerischen Theorie zu führen; was er freudig hierüber an den Freund berichten konnte, ward durch Goethe selbst in der Elegie Hermann und Dorothea bestätigt. Welche Bedeutung dieser dem Urtheile Humboldts beilegte, wird durch das weitgehende Vertrauen deutlich, mit welchem er ihn zur Beurtheilung seiner eigenen Productionen aufforderte. Schon im Dezember 1794 sandte er einen Abschnitt der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter an Schiller mit der Bitte, er oder Humboldt möge ihn durchsehen. Als er darauf Schiller das erste Buch Wilhelm Meisters zuschickt, zeigt dieser es auch Humboldt und meldet dann: 'H. v. Humboldt hat sich auch recht daran gelabt und findet Ihren Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle.' Goethe entgegnet: 'Da ich nebst der Ihrigen auch H. v. Humboldts Stimme habe, werde ich

[3]) Hiemit sollen Herders Verdienste nicht verkannt werden; indess hat derselbe an jenem Kreise bekanntlich nicht näheren Antheil.

[4]) Zu der Correspondenz Goethes mit Humboldt, Meyer und Körner hat das Goethe-Jahrbuch sehr werthvolle Ergänzungen gebracht. Eine bequeme Übersicht über vieles, was daneben in Betracht kommt, bieten die von Bratranek in seiner Edition (Neue Mittheilungen u. s. w.) gesammelten 'Belegstellen'. Ich kann mich dem Tadel, der diese Art und Weise der Sammlung getroffen, nicht anschliessen. Äusserungen eines Correspondenten über den anderen gegen eine dritte Person bieten oft eine erwünschte Correctur dessen, was die directe Correspondenz nicht völlig wahrheitsgemäss auszudrücken gewagt hat.

desto fleissiger und unverdrossener fortarbeiten.' Man muss sich der ingrimmigen resignirten Verachtung erinnern, die Goethe für das ästhetische Urtheil des Publicums im ganzen empfand, um den Werth einer solchen Äusserung völlig zu schätzen. So kam es nun auch zu directer Correspondenz und gewiss auch zu persönlicher Aussprache über den stückweise erscheinenden, von Goethe nur mühsam zur Vollendung gebrachten Roman. Indess ganz bis ins Einzelne gehend nahm Goethe Humboldts Interesse erst in Anspruch bei der Redaction seiner in antiken Massen, besonders in elegischer Form verfassten Gedichte. Goethe kam zeitlebens nicht zu einer bestimmten Annahme oder Abweisung der strengen metrischen Gesetze, die Voss aufgestellt. Der Dichter der Römischen Elegien war zu antik, um sie zu verwerfen, der Dichter von Hermann und Dorothea zu gründlich deutsch, um sie nicht als fremdartig zu empfinden. In Humboldt glaubte nun Goethe den Mann gefunden zu haben, der eine ernstliche, durch den Verkehr mit Wolf gepflegte classische Bildung mit gesundem deutschem Sprachgefühl verbände, so dass man seinem taktvollen und kenntnissreichen Urtheil vertrauen könne. So gab denn Humboldt eine Reihe von Bemerkungen zu Alexis und Dora, Hermann und Dorothea (Briefe an Goethe vom 25. Juni 1796, 6. und 30. Mai 1797); und es wurde ausserdem bei persönlichem Zusammensein im April 1797 'ein genaues prosodisches Gericht' über die letzten Gesänge des Epos abgehalten. Doch konnte Goethe sich nicht vollständig mit Humboldt einigen; er verlangte mehr eigenartige freie Bewegung für den deutschen Vers, als der Schüler Wolfs zugestehen wollte. Manches, was Humboldt beanstandete, ist stehen geblieben. Im ganzen äusserte dieser auch nur sehr behutsam seine Meinung; er stand damals doch unzweifelhaft Schiller noch weit näher. Goethe schrieb ihm wohl mit vertrauensvoller Sorglosigkeit und Rücksichtslosigkeit, so dass Humboldt urtheilte: 'Goethe treibt und lebt in seinen Briefen, sowie man ihn im Gespräche sieht'; aber Humboldt antwortete noch nicht so. Weit mehr erkennt man damals sein ganzes Wesen in den Briefen an Schiller. Dort urtheilt er ausführlicher über Goethes Werke,

von dort erhält er Mittheilungen über Goethes Arbeiten, so vor allem ausführliche Nachricht über den Plan des Faust[5]). Auch entsprechen Schillers damalige Schöpfungen noch vollständiger als Goethes Werke der augenblicklichen Entwickelungsstufe von Humboldts Individualität. Von philosophischen Studien wieder zur Dichtung zurückgekehrt, liess Schiller damals die Tiefe seines idealen Empfindungslebens mit der Klarheit seiner Reflexion sich im Hervorbringen jener Gedankendichtungen vereinigen, in denen Humboldt den Gipfel der Poesie sah. Wenn Humboldt zu dichten vermocht hätte, wären sie seine Vorbilder geworden. Auch in ihm stritten Gedanke und Empfindung beständig um die Herrschaft, und nicht in ihrer klaren Scheidung, sondern in ihrem harmonischen Zusammenwirken sah er das zu erstrebende Ziel. Erst in späterer Zeit gewann, wie in Schiller der Dichter, so in ihm der Forscher und Denker das entschiedene Übergewicht. Infolge dessen strebten beide Männer alsdann allmählich aus einander; jetzt aber vereinigten sie sich in einem gegenseitigen Verständniss, welches ihr Briefwechsel vom Jahre 1795 wirksam bis in die feinsten Adern des Gedankenlebens, bis in die eigenthümlichsten Töne der Empfindung bekundet. Mochte Humboldt Goethes Römische Elegien, sein Märchen, Theile des Wilhelm Meister noch so sehr geniessen und bewundern, an ein Gedicht wie Schillers Ideal und Leben reichte für ihn nichts davon hinan. 'Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts Anderes gelesen, kaum etwas Anderes gedacht.'

---

[5]) Humboldt an Schiller 17. Juli 1795. Leider kennen wir Schillers Brief nicht, der vom 6. Juli datirt war. Am 29. Juni war Goethe auf der Durchreise nach Karlsbad in Jena eingetroffen; hier hatte er vermuthlich Schiller den Plan mitgetheilt und sich von ihm zur Ausarbeitung anregen lassen; am 17. August stellt er für November und Dezember 'Etwas von Faust' als Beitrag für die Horen in Aussicht: meint aber, Faust komme nur in Bewegung, wenn Schiller daran rüttele. Nach dem Obigen erscheint es übrigens nicht völlig berechtigt, wenn v. Loeper äussert, eine eigene Scheu habe Goethe abgehalten. Schiller in die Faust-Werkstatt einzuführen.

Diese Hochschätzung musste auch dazu führen, dass Humboldt über seine eigenen litterarischen Leistungen und Pläne mehr das Urtheil Schillers als Goethes einholte. Nur über seine Äschylos-Übersetzung sehen wir ihn in einem Briefe vom 16. Februar 1797 (Goethe-Jahrbuch 8) mit dem letzteren verhandeln. Sonst brachte es schon der geschäftliche Gang mit sich, dass alles, was er in den Horen erscheinen liess, der Kritik Schillers als des Herausgebers unterlag, und dass Schiller zugleich im Interesse der Zeitschrift Humboldt zur Production anzuspornen suchte.

Vor allem aber bewies dieser sein Vertrauen in der Darlegung des umfassenden Planes, der ihm damals am Herzen lag, aber freilich niemals zur Vollendung gedieh. Eine Charakteristik des griechischen Geistes, deren ersten Theil die Schilderung des griechischen Dichtergenies bilden sollte. In den Briefen an Goethe finden wir keine Erwähnung dieses Planes.

Doch eine neue Epoche für das Verhältniss beider Männer beginnt im Jahre 1797 mit Humboldts Aufbruch aus der Heimat zu mehrjährigen Reisen. Überraschend genug! in der Ferne wächst seine Mittheilsamkeit gegen Goethe, während die Beziehungen zu Schiller spärlicher werden. Allerdings fehlt uns ein grosser Theil der Correspondenz mit diesem; aber die reichhaltigen, tagebuchartigen Berichte, die Goethe erhält, lassen erkennen, dass er der Vertraute des Reisenden war, dass ihm die Früchte der Reise vorgesetzt wurden. Diese Änderung entsprang zum Theil daraus, dass das letzte Werk Goethes, Hermann und Dorothea, Humboldt gepackt hatte, wie noch kein anderes; sie ergab sich andererseits daraus, dass Schiller, mit voller Leidenschaft der Arbeit an Wallenstein hingegeben, weder für theoretische Erörterungen das bisherige Interesse noch ein Verlangen nach Aufnahme neuer umfassender Eindrücke in sich fühlte. Das Entscheidende aber war eine innere Umwandlung Humboldts. Seine Reiselust entsprang aus dem Streben, positive Kenntnisse, allseitige Welterfahrung sich zu erwerben. Er hatte bemerken müssen, dass seine originale, schöpferische Fähigkeit nicht so gross sei wie die Schillers, dass er aus dem geringen Materiale nicht

so Erstaunliches aufbauen könne wie jener; trotz alles Reflectirens, Disputirens der letzten Jahre war er nicht dazu gelangt, seinen Ideen feste Formen zu geben. Er erkannte, dass er eines grösseren stofflichen Inhalts bedürfe, um dessen ganze Kraft zu üben und zu den seiner Begabung entsprechenden Ergebnissen verwerthen zu können. Von der Speculation zum Erfassen der Wirklichkeit hingewandt, musste die Persönlichkeit des Mannes vorzüglich ihm werthvoll werden, der in seinem nach allen Seiten hingewandten Geistesleben gleichsam ein Weltbild im Kleinen darstellte. Er musste zugleich auch das lebhafteste Interesse und Verständniss bei diesem Manne finden, dessen Lernbegier noch immer jugendlich rege war, ja selbst noch von so kindlicher Anspruchslosigkeit, dass kleine deutsche Landstädtchen ihm auf seinen Reisen genügenden Stoff für umfangreiche Notizensammlungen boten. Mit Paris und Madrid eröffnete Humboldt Goethe ganz neue Bilder, für welche dieser aufs lebhafteste dankbar war.

Trotz alledem war die erste grössere Arbeit, an welche sich Humboldt auf der Reise machte, eine Fortbildung der ästhetischen Untersuchungen Schillers. Allein diese Zusammenfassung der bisherigen Studien Humboldts vollzog sich durch die Betrachtung einer Goethischen Dichtung, entnahm ihr die Massstäbe des ästhetischen Urtheils. Die Schrift über Hermann und Dorothea wurde im April oder Mai 1798 in Paris beendigt und darauf Goethe und Schiller mitgetheilt. Zwei Jahre früher hätte Humboldt vermuthlich Schillers philosophische Gedichte zu Grunde gelegt. Jetzt erscheint Goethe als der vollendete, allseitig harmonisch ausgebildete Dichter. Schon Haym hat mit Recht hervorgehoben, dass in ihm hier der Gegensatz des naiven und des sentimentalischen Dichters sich versöhnen sollte; wenn Schiller seine Hoffnung darauf setzte, man würde seine und Goethes Dichtung einst unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff subsumiren, so wurde hier Goethes Dichtung als Vertreterin dieses Gattungsbegriffs erwiesen. Und in der That wird man gerade dem Goetheschen Epos diese Schätzung nicht versagen dürfen; nur braucht dieselbe nicht zu Ungunsten Schillers auszuschlagen, dem in der Gestalt

Wallensteins, die er damals schuf, die gleiche Verschmelzung, freilich nicht ohne einige offen bleibende Risse und Sprünge, zu erreichen gelang[6]).

Der Werth des Humboldtschen Werkes ist im ganzen von Mit- und Nachwelt nicht nach seinem vollen Masse geschätzt worden. Die romantischen Stimmführer, welche damals schon laut zu werden begannen, discreditirten es sogleich, und es ging ihm ungefähr wie Goethes gleichzeitig erscheinenden Propyläen: man glaubte alles schon weit besser zu wissen und sich der Mühe entschlagen zu können, die etwas schwierige Form des Ganzen zu durchdringen. Goethe war in einem thatsächlichen Irrthum, wenn er aus dem Werke Humboldts schloss, 'dass er auf der letzten Strecke seiner Laufbahn mit der Kritik in Übereinstimmung komme'; die litterarische Kritik Humboldts war so wenig die allgemeine Deutschlands wie es die Kunstkritik Heinrich Meyers war. Und doch ruht in dieser Schrift ein Schatz ästhetischer Einsicht, welcher den von Schiller gesammelten Reichthum aufs werthvollste vermehrt hat[7]). Schiller selbst sprach die höchste Anerkennung mit den Worten aus: 'Ich bin überzeugt, was auch künftighin über den Process des Künstlers und Poeten, über die Natur der Poesie und ihre Gattungen noch mag gesagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widersprechen, sondern diese nur erläutern, und es wird sich in Ihrem Werke gewiss der Ort nachweisen lassen, an den es gehört und der es implicite schon enthält.' Goethes Dankschreiben sprach vor allem die persönliche Empfindung mit einer Wärme und Rührung aus, welche ein unerschütterliches geistiges Bünd-

---

[6]) Humboldt suchte auf andere Weise den eigenthümlichen Werth von Schillers Dichtung zu charakterisiren, welche vorzugsweise künstlerische Behandlung der Sprache sei. Ich kann diese Beurtheilung nicht, wie Haym angibt, für eine gezwungene erachten, noch auch finden, dass dieselbe in einem 'Winkel' der Schrift untergebracht ist.

[7]) Hier sei an die schönen, erst durch den 8. Band des Goethe-Jahrbuchs bekannt gewordenen Worte Humboldts nach Schillers Tode erinnert: 'Seine Lehre stand eigentlich im Widerspruch mit der Welt, wurde bald übersehen, bald verkannt. Aber solange er lebte, war sie wenigstens für uns, seine Freunde, das eigentlich Geltende. Jetzt da er dahin ist, haben die andern die Übermacht.'

niss erkennen liess. 'Ich will Ihnen gerne gestehen, dass mich Ihr Studium meines Gedichts .... beschämt haben würde, wenn ich nicht zugleich gedächte, dass es Ihnen mit angehört und Sie also eine Art Neigung wie zu einer eigenen Arbeit gegen dasselbe fühlen müssen .... Sie wissen selbst, wie sehr wir uns wechselseitig umzubilden unaufhörlich gearbeitet haben.' Allein trotz dieser Äusserungen fand Humboldt doch nicht ganz den gewünschten Widerhall von Seiten der Freunde. Goethe war überhaupt nicht geeignet, complicirten theoretischen Feststellungen geduldig zu folgen, und Schiller war augenblicklich in einer Periode angespanntester productiver Arbeit und somit auch nicht zu tieferem Durchdenken der von Humboldt gewonnenen Ergebnisse aufgelegt[8]). Beider Briefe liessen dies merken, und Goethe schrieb daher etwas besorgt an Schiller, es möchte dies 'dem Freunde nicht ganz erquicklich sein'. Er war erfreut, als Schiller ihm meldete, diese Besorgniss sei irrig gewesen. Nichtsdestoweniger ist in der weiteren Correspondenz mit Humboldt von dem Werk nicht mehr die Rede, und die Beschreibung und Beurtheilung des realen Lebens verdrängt vollkommen die abstracte Reflexion. Der Reisende sendet dem Weimarer Freunde die interessantesten Mittheilungen und Kritiken, die dieser mit der grössten Dankbarkeit aufnimmt und zum Theil auch veröffentlicht: so in den Propyläen Nachrichten über die französische tragische Bühne, über eine neue Lehrart der Malerei, über zwei Gemälde von David und Gèrard; in den Allgemeinen geographischen Ephemeriden eine Schilderung über den Montserrat bei Barcelona; der später in Humboldts Werke aufgenommene Aufsatz über das Musée des petits Augustins konnte wegen des Eingehens der Propyläen von Goethe nicht mehr verwerthet werden, ebensowenig wie die für jene Zeit höchst werthvolle Aufzeichnung und Beschreibung spanischer Gemälde durch Humboldts Gattin. Am werthvollsten war Goethe der Aufsatz über das französische Theater, da er eben mit der Übersetzung Voltairescher Tragödien beschäftigt war. 'Ohne Ihren Brief

[8]) In seinen letzten Jahren steigerte sich noch die absprechende Ablehnung der theoretischen Kritik; Körner hatte darunter zu leiden.

wäre dieses Experiment nicht gelungen, ja ich hätte es nicht unternehmen mögen. Da ich das Stück nicht allein ins Deutsche, sondern womöglich für die Deutschen übersetzen möchte, so war mir Ihre Charakteristik beider Nationen über diesen Punkt ein äusserst glücklicher Leitstern.' Mit dem Worte 'Charakteristik beider Nationen' traf Goethe direct auf den Mittelpunkt von Humboldts damaliger Thätigkeit, deren Ziel dieser dem Freunde offen ausgesprochen hatte. Nachdem das Studium der Gegenwart an die Stelle der Alterthumsforschung getreten, war auch an Stelle der Charakteristik des griechischen Geistes ein umfassenderes Unternehmen getreten: die vergleichende Betrachtung der modernen Völker, vor allem der Deutschen und Franzosen[9]): die Völkerpsychologie. Den Weg, den später der Forschergeist Humboldts der Welt gezeigt hat, den sprachwissenschaftlichen, schlug er damals noch nicht ein[10]); er suchte noch nach dem Massstabe der Vergleichung; dennnoch hatte er auch jetzt schon einen bedeutenden Schritt zu dem Ziele gethan, nach dem er in der letzten Epoche seines Lebens mit ungetheilter, angespannter Kraft hinstrebte. Goethe am nächsten jedoch stand er gerade in dieser Zeit, wo er den Volkscharakter noch aus der Gesammtheit aller seiner Äusserungen erkennen wollte. Wenn er ihm schrieb, dass er überall auf die Kenntniss der Menschen ausgehe, und zwar auf eine solche, die energisch genug ist, um vollkommen wahr zu sein, philosophisch genug, um für mehr als den jedesmaligen Augenblick zu gelten, so passt dies auch auf den Dichter, der sich selbst in den Versen schilderte:

Weltverirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen, Schaute von den vielen Stufen
Unsres Pyramidenlebens Viel umher und nicht vergebens;
Denn von aussen und von innen Ist gar manches zu gewinnen.

---

[9]) Der französische Volkscharakter hatte durch die Ereignisse der Revolution vorzugsweise das Interesse erweckt; man vergleiche auch Woltmanns Abhandlung darüber in den Horen.

[10]) Doch gewann er schon damals das Interesse für die Basken und ihre Sprache, welches später für seine linguistische Forschung so wichtig ward.

Mit einer leisen Ironie blickte Goethe nur auf die Eigenschaft Humboldts, auch unter den fremdesten, wirkungsvollsten Eindrücken doch immer ein unverkennbarer, unveränderlicher Deutscher zu bleiben. Er bemerkte dies besonders in Humboldts stets rege bleibendem Interesse für die Fragen und Streitigkeiten der philosophischen Speculation, besonders der Fichteschen, welche er seinerseits für ein trauriges, 'kimmerisches' Erbtheil der Deutschen hielt. Aber auch abgesehen davon hatte Goethe recht; Humboldt schrieb ausdrücklich, dass ihm alles, was ihn ausserhalb Deutschlands umgebe, doch immer heterogen bleibe. Diese Empfindung hinderte ihn freilich nicht, mit offenen und geschärften Augen zu sehen und zu urtheilen.

Noch lebhafter schien der geistige Austausch zwischen beiden Freunden werden zu müssen, als Humboldt nach kurzem Aufenthalte in der Heimat für eine Reihe von Jahren seinen Wohnsitz in Rom als preussischer Gesandter aufschlug. Lebte doch Goethe immer noch im Geiste an dem Orte, an dem allein er sich wahrhaft glücklich gefühlt, hatte er doch wenige Jahre zuvor Heinrich Meyers Reise in Italien von Schritt zu Schritt mit seinem Interesse begleitet, schrieb er doch an Humboldt: 'Es vergeht kein Tag, dass ich nicht beim Anblick des grossen Prospects von Rom ... halb unzufrieden ausrufe: Diesen Weg können nun die Freunde machen, wenn es ihnen beliebt! Sie gehen um die Colosse auf Monte Cavallo, die ich nur noch wenige Minuten in meinem Leben zu sehen wünschte, ganz bequem herum, und von da hängt es bloss von ihnen ab, sich zu anderen festlichen Gastmahlen hinzubewegen, indess wir armen Nordländer von den Brosamen leben!' Und trotzdem führte Humboldts römischer Aufenthalt thatsächlich nicht zur grösseren Festigung und Belebung des Verhältnisses. Nirgends scheiden sich die Geister so wie in Rom. Jeder sieht und empfindet diese einzige Stadt anders. Humboldt betrachtet Rom mit historischem Sinn als ein ungeheures Trümmerfeld; Goethe beschaute es mit Naivetät als eine Stätte unerschöpflichen Reichthums; Humboldt wurde auf dem Aventin und im Anblick der Albaner Berge elegisch gestimmt, Goethe mit quellender, überschwellender

Freude erfüllt. Humboldts weit ausgesponnenes Gedicht 'Rom' erklingt überall nur von dem einen Tone:

> So von Öd und Kummer trüb umschwebet
> Blicken, wie durch zarten Trauerflor,
> Roms Gefild, und einsam klagend strebet
> Trümmer dicht an Trümmer nur empor.
> Gräber, von der Vorzeit Hauch durchbebet,
> Schweigend ewig dem erschrocknen Ohr,
> Hingestreut in wechselnden Gestalten,
> Feiern Orcus dunkler Mächte Walten.

Dagegen Goethe: 'Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Bemerkung aufdringt, das Grosse sei vergänglich; vielmehr wenn wir finden, das Vergangene sei gross gewesen, muss es uns aufmuntern, selbst etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsere Nachfolger, und wär' es auch schon in Trümmer zerfallen, zu edler Thätigkeit aufrege.' Die letzte Wendung dieses Satzes ist wiederum höchst charakteristisch; Goethe wurde in Rom zur lebhaftesten Thätigkeit hingerissen, Humboldt dagegen in den ruhigen Genuss des Empfindens wie in einen träumerischen Schlummer gewiegt. Nicht dass diese Zeit für sein geistiges Leben eine unfruchtbare gewesen wäre; es reiften in ihr schon Ideen zur Vollendung, welche erst später ihre äussere Gestalt erhielten; aber zu äusserer Gestalt eben gelangte damals nichts, und vor allem fand die einst so lebhaft gepflegte Alterthumsforschung durch Rom keine Erneuerung und Belebung. Das aber war es, was Goethe erwartet hatte. Er wünschte von Humboldt Nachrichten über den 'römischen Kunstkörper', über neu gefundene Kunstwerke, über Künstler, Kunsthändler, Ciceronen u. s. f. Das konnte Humboldt nicht geben, der sich ärgerte, wenn man eine halbversunkene Ruine ausgrub, weil es nur ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie sei, der das Einzelne gar nicht erkennen wollte, sondern nur den Eindruck des Ganzen empfinden. So wurde der Briefwechsel immer spärlicher und dürftiger. Freilich ward dadurch das persönliche Verhältniss nicht verändert; dies war unerschütterlich. So bewies es sich auch in der 1809 beginnenden Periode von Humboldts angespannter politischer und diplomatischer Thätigkeit.

Auch während dieser Zeit, als Goethes und Humboldts Wege am meisten aus einander gingen, wurde der Verkehr von Zeit zu Zeit durch Briefe und durch persönliche Zusammenkünfte, die Humboldt mühsam genug seiner gedrängten Zeit abrang, immer wieder aufgenommen. Freilich — Theilnahme an Humboldts amtlicher Thätigkeit findet sich in Goethes Briefen kaum ausgesprochen. wohl aber Interesse für die immer ernsthafter von dem Freunde gepflegten Sprachstudien. Wiederum zieht Goethe mit seiner nie ermattenden Lernbegier geistige Nahrung aus den in der Stille reifenden Früchten einer eigenartigen, ideenreichen Schaffenskraft. Humboldt muss ihm eine Sprachenkarte anfertigen, um Abstammung und Verwandtschaft der Sprachen zu verdeutlichen. Humboldt seinerseits setzte seinen Antheil an Goethes Dichtung fort, doch freilich jetzt nicht mehr als Ästhetiker oder forschender Historiker, sondern als liebevoll und freudig geniessender Leser. Auch in der arbeitsreichsten Zeit seiner Berufsthätigkeit blieb ihm immer das 'Leben in der Idee' der beste Theil des Menschen, und er fand stets auch den Raum dafür, indem er sich von der Gegenwart niemals überwältigen liess. Vollendete er doch in dieser Zeit sogar die Übersetzung des Agamemnon, über deren Fortschritte er mit Goethe stets verhandelt und berathen hatte.

So vermochte er auch die Enttäuschung, welche der allzu frühe und unfreiwillige Abschluss seiner politischen Thätigkeit ihm brachte, mit ruhiger Fassung hinzunehmen, ja vielleicht selbst mit innerer Befriedigung darüber, dass ihm nunmehr ausschliessliches geistiges Schaffen vergönnt war. Und gerade diese letzte Epoche seines Lebens (seit 1820) liess die Gemeinschaft mit Goethe wieder aufs wirksamste hervortreten. Als Humboldt gleichsam nach einer langen Auswanderung wieder in die geistige Heimat zurückkehrte, von der er ausgegangen, fand er dieselbe bis zur Unkenntlichkeit verändert. Neue Männer hatten neue Bauten aufgeführt; die einst für herrlich gegolten hatten, standen verlassen und verwachsen; ihre Insassen waren verschwunden. Als eine Wüste musste ihm dies Land erscheinen: aber noch wandelte durch ihre Nacht die Feuersäule, der

folgen konnte, wer nach einem neuen gelobten Lande strebte — Goethe stand noch aufrecht, nicht als Leiter der schriftstellernden Masse, die ihn in seinem Alter weniger begriff als jemals früher, aber als eine Macht, die unerschütterlich in sich selbst ein nicht zu übersehendes und nicht zu entstellendes Wahrzeichen blieb. Unter dieses Zeichen stellte sich Humboldt, selbstredend nicht als ein Abhängiger, sondern als ein freier und seiner selbst bewusster Mitkämpfer. Das übereinstimmende, auf früh gelegter gemeinsamer Grundlage ruhende Streben beider Männer erhielt eine ergreifende Weihe durch die Verehrung, mit welcher beide des abgeschiednen früheren Genossen Schiller gedachten. Beide veröffentlichten ihre Correspondenz mit dem Verstorbenen; beide begleiteten sie mit Worten völlig gleichen Sinnes. Wenn Goethe schrieb, dass Schiller unablässig gestrebt und gewirkt habe, und ob auch körperlich leidend, im Geistigen doch immer sich gleich und über alles Gemeine und Mittlere stets erhaben gewesen sei, so bestätigte Humboldt, dass er die Angst des irdischen Lebens von sich geworfen hatte, aus dem engen dumpfen Leben in das Reich des Ideales geflohen war, gelebt hatte, umgeben von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Neben die umfassende Charakteristik Schillers, welche Humboldt hier entwarf, stellte sich alsdann würdig diejenige Goethes, die er in der Besprechung des Zweiten römischen Aufenthaltes 1830 ausführte. Sie ist zu Goethes Lebzeiten nicht erreicht und auch später nicht übertroffen. Wenn auch hier nicht alle Seiten dieser unerschöpflichen Persönlichkeit geschildert werden, so ist doch die Vereinigung des Dichters, bildenden Künstlers und Naturforschers unübertrefflich durchdrungen und erhellt. Ein weit umfassenderes Verständniss Goethes zeigt sich hier, als es aus den Briefen Schillers hervorgeht, der das Naturstudium als 'Schlacken in dem reinen Sonnenelement' des Freundes beurtheilt und stets die Geistesarbeit Goethes nur nach der Masse der augenblicklichen poetischen Production bemessen hatte. Goethes Dankbarkeit und Anerkennung war die lebhafteste: er gestand, dass er über sich selbst durch die

Darstellung des Freundes aufgeklärt, zum Theil freilich auch zur Versenkung in schwer lösbare Probleme des Innenlebens angereizt worden sei. Bei diesem gegenseitigen Verständnisse nehmen folgerecht auch beide gegenseitig an den Arbeiten des andern ununterbrochenen Antheil, und um so werthvoller war jedem dieser Antheil, als ja beide im allgemeinen nicht mehr für die Mitwelt, sondern die Nachwelt arbeiteten. Der zweite Theil des Faust wie Humboldts grosses sprachwissenschaftliches Werk wurden erst nach dem Tode der Verfasser der Welt bekannt. Goethes Theilnahme an diesen etymologischen Untersuchungen wurde hauptsächlich durch Riemer, seinen philologischen Beirath, vermittelt. Unmittelbarer konnte Humboldts Interesse an den dichterischen Schöpfungen, vor allem dem Faust, sein. Gegen niemand hat sich Goethe in den letzten Jahren so offen über die Faustdichtung geäussert als gegen Humboldt; die werthvollsten Zeugnisse über die frühe Conception des zweiten Theiles sind uns hier aufbewahrt. Und an Goethes Bericht über seine bewusste absichtsvolle Thätigkeit an diesem Werke schloss Humboldt eine letzte Beurtheilung Goethescher Poesie, die bis in die letzte Tiefe derselben dringt. Es klingt überraschend, wenn er ausspricht, der Dichter des Götz und Werther habe immer 'mit völligem Bewusstsein' gedichtet[11]), aber es wird zur Wahrheit, wenn darauf die Erklärung folgt: 'Ihre Dichtung stammte von jeher aus Ihrer ganzen Natur- und Weltansicht. Dass diese in Ihnen nur eine dichterische sein konnte, und dass Ihre Dichtung durch den ganzen Natur- und Weltzusammenhang bedingt sein musste, darin liegt Ihre Individualität.'

So im Wirken verbunden, sahen beide auch mit gleicher Gesinnung der unerkennbaren Zukunft entgegen. Durch bewusste und zweckvolle Thätigkeit, bekannte Goethe, solle sich der Einzelne zur Entelechie heranbilden, die die Bürgschaft ewiger Dauer in sich trage. Humboldt schreibt: 'Wie dunkel auch alles Jenseitige ist, so kann ich es nicht

---

[11]) Man vergleiche damit Goethes Wort: 'Ich habe meine Sachen als Nachtwandler geschrieben.'

für gleichgültig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt oder nicht. So weit kann sich die Individualität nicht verlieren' ....

Noch fünf Tage vor seinem Tode hat Goethe den inhaltsschweren, aus dem Innersten geschöpften Entwurf eines Briefes an Humboldt verfasst, der nicht mehr vollendet wurde.

Was beide Männer so unerschütterlich bis zum Tode verbunden hatte, war kein einzelnes gemeinsames Interesse; es war die Allseitigkeit und Ganzheit ihres Interesses an der Auffassung und Erkenntniss des Menschen und der Ausprägung seines Geisteslebens in dem natürlich gegebenen Stoffe. An dieser Erkenntniss arbeiteten beide ihr Leben lang; der Eine freilich mit unvergleichlich grösserer schöpferischer Kraft, beide aber mit gleicher Tiefe des Gedankens.

Wenden. Otto Harnack.

## Locale und litterarische Beziehungen zum 5. Acte des Faust.

Da die Bemerkungen, die ich im Anhang zu den 'deutschen Haustypen' über die localen Grundlagen der letzten Faustscenen gemacht, wohl den meisten Goetheforschern verborgen geblieben sind, möge es mir erlaubt sein, in der Form einer Berichtigung hier kurz auf den Gegenstand zurückzukommen.

H. Lasius hatte mir aus seiner Erinnerung Bruchstücke von Versen mitgetheilt, welche Goethe im Jahre 1819 zwei ihn besuchenden Jeveranern gespendet hatte; sie lauteten: 'Und dieses Völkchen sollt Ihr billig kennen, das Land wohl kennen, dem es angehört .. meerumrauscht und stark umwallt .. Ein Land von Äckern, Gärten, Wiesen, das Land der alten tapfern Friesen.' Unter Goethes Gedichten hatten wir entsprechende Verse nicht aufgefunden, erst

später wurden sie mir von kundigen Freunden (Fresenius, Martin, E. Schmidt) nachgewiesen in Was wir bringen. Fortsetzung. Vorspiel zur Eröffnung des Theaters in Halle, den 17. Juni 1814, einem Stücke, über dessen Entstehung Goethe in den Tag- und Jahresheften 1814 (Hempel 27,213) berichtet: 'Unsere Schauspielergesellschaft sollte wie bisher, so auch diesmal die Gunst geniessen, in Halle den Sommer hindurch Vorstellungen zu geben. Der wackere Reil, dem die dortige Bühne ihre Entstehung verdankt, war gestorben; man wünschte ein Vorspiel, das zugleich als Todtenfeier für den trefflichen Mann gelten könnte; ich entwarf es beim Frühlingsaufenthalt zu Berka an der Ilm. Als ich aber durch Iffland unerwartet aufgefordert, das Erwachen des Epimenides unternahm, so wurde jenes durch Riemer nach Verabredung ausgearbeitet.'

Auf die Heimat des zu Rhaude in Ostfriesland geborenen Arztes und Professors Reil, mit dem auch Goethe in persönlichem Zusammenhang gestanden, beziehen sich also die der Klotho in den Mund gelegten Verse:

Und dieses Leben sollt Ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört:
'Das immerdar in seiner Fluren Mitte,
Den deutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
Der edlen Freiheit längsten Spross genährt,'
Das meerentrungne Land voll Gärten, Wiesen,
Den reichen Wohnsitz jener tapfern Friesen.
(Hempel 11, 380).

Die in Anführungszeichen stehenden Verse sind fast wörtlich der Abschiedsrede Reils von Halle entnommen, die übrigen dürften wohl noch von dem Meister selber herrühren, wofür nicht nur das 'billig kennen', sondern auch der Umstand spricht, dass er nach einigen Jahren wieder auf dieselben zurückgriff. Auf die in der letzteren Fassung vorhandenen Varianten ist schwerlich etwas zu geben, da auch H. Lasius auf meine Anfrage erwiderte, dass die mangelhafte Form lediglich auf Rechnung seines Gedächtnisses kommen dürfte. Auf jeden Fall bot die Persönlichkeit Reils, eines begeisterten Sohnes seiner Heimat, eine näher liegende Anregung für die Verherrlichung des 'meerentrungenen Landes' als die beiden Goethe 1819 be-

suchenden Ostfriesen. Und wenn der Dichter, wie wir vermuthen, im Jahre 1824 oder 1825 für die Sterbescene Fausts wiederum friesische Küstenverhältnisse verwerthete (vgl. V 506 ff.:

> Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen:
> Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
> Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
> Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
> Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft[1]).
> Im Innern hier ein paradiesisch Land,
> Da rase draussen Fluth bis auf zum Rand,
> Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschiessen,
> Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschliessen.

und V 50 ff.:

> Gruben Gräben, dämmten ein,
> Schmälerten des Meeres Rechte,
> Herrn an seiner Statt zu sein.
> Schaue grünend Wies' an Wiese,
> Anger, Garten, Dorf und Wald,

welche letzteren Verse an die auf Reil und die Friesen bezüglichen leichte Anklänge bewahren), so wird man wohl annehmen dürfen, dass ihm dabei nicht Holland, sondern dasselbe, ihm auch aus persönlichen Berichten (Quellen und Forschungen 55, 2. 32) bekannte Ostfriesland vorgeschwebt hat.

Mit diesem Bilde sind nun aber andere, fremdartige Elemente unmittelbar verbunden. Weder die grossen Kanalbauten Fausts (vgl. V 104 ff.) noch die Stelle V 501 ff.:

> Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
> Verpestet alles schon Errungne;
> Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
> Das Letzte wär das Höchsterrungne.

lassen irgend eine Beziehung auf Ostfriesland zu. Ich vermuthete früher, dass der Dichter hierbei an eine südliche Landschaft gedacht habe, bin aber durch die Tagebücher Goethes eines Besseren belehrt worden. Es heisst in denselben zum Jahre 1825, welches chronologisch aufs beste passt: '6—8. 10. 11. 13. März. Einiges an Faust. Gleich-

---

[1]) Vgl. Das deutsche Haus S. 49. 130. 133 und Saxo-Grammaticus S. 689 (Müller-Velschow).

zeitig und später Interesse für Byrons griechische Reise und für grosse amerikànische Kanalprojecte. 13. März. An Faust den Schluss fernerhin redigirt'[2]) u. s. f.

In der That sind die nordamerikanischen Kanalbauten aus den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts (vor dem Zeitalter der Eisenbahnen) die einzigen, welche Goethes Phantasie damals in nennenswerther Weise beschäftigen und somit auch in die Faustdichtung gelangen konnten. Sie allein bieten uns ausserdem, soweit ich sehe, die Möglichkeit, für den am Gebirge hinziehenden Sumpf, der ins Meer abgeleitet werden soll, einen gegenständlichen Anhalt zu gewinnen. Über die z. Th. innerhalb der nordamerikanischen Kanalregion, östlich und südlich von den Alleghanies sich hinziehenden Sümpfe bemerkt Ratzel, Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 2, 224: 'Weiter nach Süden, wo die Alleghanies immer mehr von der Küste zurücktreten, lassen sie zwischen sich und dieser einen geräumigen, wohlbewässerten Tieflandstreifen ... Unfruchtbar sind hier nur die weiten Küstensümpfe, von denen allein der Dismal Swamp in Virginien und Nord-Karolina 2000 Q.-K. einnimmt'. Ob einer der hier in Betracht kommenden, meist für die Ausbeutung der grossen Kohlenlager angelegten Kanäle zugleich den Zweck hatte, Sümpfe abzuleiten, oder ob ein anderes darauf bezügliches Project damals bestand (dass ein solches noch neuerdings verhandelt ist, wurde mir mündlich versichert), vermag ich nicht zu sagen, thut aber auch nichts zur Sache, da die frei gestaltende Phantasie des Dichters die gegebenen Factoren ohne Weiteres zu einem poetischen Idealbilde vereinigen konnte.

Ausser der erwähnten birgt 'Was wir bringen. Fortsetzung' noch eine andere Reminiscenz, welche uns dieselben Scenen des Faust zurückruft, an Baucis und Philemon. Die Rollen der 'guten Alten' hatte Goethe ausser dem 5. Acte des Faust, wenn auch in etwas anderm Sinne, schon einmal gestaltet: in Was wir bringen von 1802. Dies für die Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstedt verfasste Vorspiel war in Goethes Erinnerung

[2]) Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt von Erich Schmidt S. 96.

fest verknüpft mit einer der heitersten und frischesten Episoden seiner Theaterthätigkeit, 'es that eine liebliche Wirkung, und lange Jahre erinnerte sich mancher Freund, der uns dort besuchte, jener hochgesteigerten Kunstgenüsse'. Vater Märten und Mutter Marthe (Philemon und Baucis) waren Herr Malkolmi und Frau Beck, 'das treuverdiente Paar im Fach der Alten' am Weimarer Hoftheater. Diesen 'guten Alten', dem 'komisch treuen Pärchen, dass in so mancher Formenwandlung durch ihrer Laune guten Fluss' das Publicum 'ergetzte', widmete Goethe 1814 in der 'Fortsetzung' als den Darstellern von Philemon und Baucis ein freundliches Denkmal. Und wenn die schaffende Phantasie des dramatischen Dichters für das 'wackre Paar', 'das alte Paar', 'die guten alten Leute' seines Faust zu einer wirklichen Anschauung vordrang, so kann sie wohl kaum an etwas Anderes angeknüpft haben, als an diese altvertrauten, typischen Vertreter.

Seit wie lange Philemon und Baucis in den Plan des Faust hineingewoben sind, wissen wir nicht. Dass sie bereits zu dem fertigen Entwurf 'aus der besten Zeit' gehörten, auf den Goethe 1815 Boisserée gegenüber Bezug nimmt, ist sehr denkbar; dass sie speciell der classisch beeinflussten Zeit der gemeinsamen Thätigkeit mit Schiller (vgl. die Tagebücher von 1797 bis 1803) entstammen, nicht minder möglich (vgl. auch die schon von Loeper angezogene Stelle der Wahlverwandtschaften Theil 2 Kap. 1: 'Wenn er unter den alten Linden, gleich Philemon, mit seiner Baucis vor der Hinterthür ruhend'). Jedenfalls ist es interessant zu beobachten, dass der Dichter bereits 1802 in Was wir bringen die Verwandlung mit dem alten Bauernpaar vom Standpunkt der Faustsage aus gestaltet hat. Als den Alten hier statt ihrer Hütte der neue grosse Saal gegeben werden soll, bemerkt der Reisende, der die Verwandlung vornimmt: 'Von Luftballonen haben Sie neuerer Zeit viel gehört, Herren und Frauen sind damit aufgestiegen. Ferner aus älteren Zeiten ist die wahrhafte Geschichte von Fausts Mantel Jedem bekannt. Aus diesen beiden Versuchen werden wir einen dritten bilden' u. s. w. (Hempel 11, 56). Alle Anwesenden (mit Ausnahme der ängstlichen Alten) müssen

sodann auf den Teppich treten, der sie in die Höhe hebt und in dem neuen prächtigen Saale absetzt, woselbst das Paar installirt wird 'als Baucis und Philemon unsers Tempelbaus' (11, 68), ganz so wie auch Mephisto im Faust V 220 f. vorschlägt:

Man trägt sie fort und setzt sie nieder,
Eh man sich umsieht, stehn sie wieder;
Nach überstandener Gewalt
Versöhnt ein schöner Aufenthalt.

Eine andere Beziehung zwischen derselben Stelle von Was wir bringen (1802) und dem zweiten Acte des Faust (1355 ff.) hat bereits von Loeper bei Hempel 11, 56 angemerkt: sie betrifft das Herabsingen des Mondes, das gleichfalls auf einer antiken Sage beruht.

Strassburg. Rudolf Henning.

# Die älteste Fassung des 'Gaudeamus igitur'.

Gaudeamus igitur,
juvenes dum sumus! :|:
post molestam senectutem :|:
nos habebit tumulus.
5 Sammlet in den grünen jahren
eure wollust blümelein :|:
die nach den verflossnen Jahren :|:
mussen wir des todtes sein.

Ubi sunt, qui ante nos
10 in mundo vixere? :|:
abeas ad tumulos, :|:
si vis hos videre.
Wo sind diese sagt mir an,
die vor uns gewesen? :|:
15 sie sind zu den Sternen Plan, :|:
wo sie längst genesen.

Vita nostra brevis est,
brevi finietur; :|:
venit mors velociter, :|:
20 neminem veretur.

---

4 tumulus *wie der Reim zeigt, Schreibfehler für* humus  7 die *l.* denn

Unser leben währet kurtz,
es vergeht geschwinde, :|:
Es vergeht als wie ein f —, :|:
wie der Rauch vom winde.

Die vorstehenden Strophen entnehme ich einem durch seinen stattlichen Umfang bemerkenswerthen handschriftlichen Studentenliederbuche des vorigen Jahrhunderts auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Mscr. germ. quart 722; 589 SS. + 7 Bll.). Wahrscheinlich ist dasselbe um 1740 von einem Baron von Crailsheim (auf Rügland bei Ansbach) während seiner Studienzeit in Altdorf zusammengetragen worden; denn das frühere Vorsatzblatt, das jetzt auf die innere Seite des heutigen Einbandes geklebt ist, trägt den Vermerk: 'Dieses Buch gehert der Fraulein Christiane Wilhelmina Carolina Louisa Barone de Crailsheim Anno — zu Rügland. Welches mir mein Bapa zu einen Bresend gemacht. Also keiner unterstehe sich mir solches zu Nemen'. Und da sich aus verschiedenen Randbemerkungen zu S. 1. 83. 260. 578. 580. 584 ergibt, dass die Besitzerin 1774 mit einem Baron Heinrich Carl Friedrich von Stein verlobt war, muss die Aufzeichnung der Lieder durch ihren Vater noch vor 1750 fallen. Auf die Universität Altdorf aber weist sowohl der Wohnsitz des letzteren in Mittelfranken als auch ein S. 497 gegen Ende des Bandes verzeichnetes Lied: 'Mein Altdorf, lebe wohl, der Abschiedstag ist da'. Leider ist, wie H. Professor Steinmeyer gütigst mittheilt, in Erlangen die alte Studentenmatrikel von Altdorf nur bis zum Jahre 1734 erhalten, in den Jahren 1729—1734 aber kein Baron Crailsheim eingetragen.

Von den Texten scheint, soweit eine chronologische Feststellung möglich ist, keiner nach 1740 entstanden zu sein. Neben mehreren Liedern Günthers, S. 60 'Stürmt, reist und rast, ihr Unglückswinde', S. 240 'Brüder, last uns lustig sein', begegnet S. 45 (vgl. 189) die früher J. S. Bach zugeschriebene Arie: 'Wilt du dein Hertz mir schenken', die aber, wie Spitta, J. S. Bach 1, 834 f. 1873 nachgewiesen hat, ihre Melodie dem italienischen Violinisten Giovannini[1]) verdankt. Aus F. W. von Ditfurths Deutschen Volks- und

[1]) 1740 in Berlin, dann in London, † 1782.

Gesellschaftsliedern des 17. und 18. Jahrhunderts 1872 S. 62 und 273 sind schon zwei Stücke bekannt, S. 342 'Ich hab mein Sach nun hingestelt' (8 Str.) und S. 291: 'Ins Juden Nahmen wallen wir, der Hopfen ist gefrohren' (11 Str.): andere Lieder stammen noch aus dem 17. Jahrhundert. Vor 1740 ist ein Vocalspiel[2]), auf S. 240, entstanden: 'A a a, vivat Germania, vivat noster Carolus, semper augustissimus' etc. Ebenso bezieht sich auf die Regierungszeit Karls VI. und den 1736 verstorbenen Prinzen Eugen ein S. 513 zu findendes Studentenlied, welches als Vorläufer des späteren 'Landesvaters'[3]) Beachtung verdient:

Es lebe der Kayser, der vatter im Lande, :|:
so blühet noch alles in rechtem wohlstande :|:
der vatter im lande. :|:
Es lebe Printz Eugen mit seinen Soldaten, :|:
5 so mussen die teutschen Waffen gerathen :|:
mit seinen Soldaten. :|:

In elf weiteren Strophen wird dem Rector, der Geistlichkeit und den Frauen Wohlergehen gewünscht und ein Pereat auf Schelm Schurbart und Rothkopf, den Pedell und den Häscher, ausgebracht. Unmittelbar vor dem durch L. Erks Deutschen Liederhort 1856 S. 409[4]) bekannten alten Zahlenliede 'Lector lectorum, dic mihi, quid sit unus' steht auf S. 470 die oben mitgetheilte Fassung des 'Gaudeamus igitur', die älteste bisher nachgewiesene. Sie stimmt gegenüber der jetzt allgemein gesungenen Umdichtung des Magisters Kindleben v. J. 1781 im wesentlichen überein mit dem Jenaer Blatte von 1776, welches die Brüder Keil

---

[2]) Eine Fassung v. J. 1776 bei Rob. und Rich. Keil, Deutsche Studentenlieder des 17. und 18. Jahrhunderts S. 167, eine noch spätere bei E. T. H. Melzer, Burschen-Lieder. Wittenberg 1808 (Berliner Kgl. Bibliothek, Mscr. germ. oct. 204) Nr. 1. Ein ähnliches Lied 'A a a, valete studia' bei Willems, Onde vlaemsche Liederen 1848 S. 524 und Land, Tijdschrift voor Noord-Nederlands Muzickgeschiedenis 1, 16 (1882).

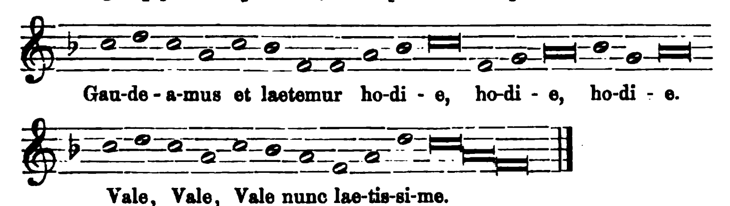
[3]) Hoffmann von Fallersleben, Findlinge 1, 36—51 (1860) führt als die älteste Gestalt des 'Landesvaters' eine Strophe aus dem Jahre 1770 an: 'Landesvater, Schutz und Rather, Es leb' mein Landgraf Philipp hoch'.

[4]) Vgl. R. Köhler in Orient und Occident 2, 210. Germania 26, 117. Über verschiedene andere Versionen werde ich gelegentlich handeln.

in den Deutschen Studentenliedern des 17. und 18. Jahrhunderts S. 165 und G. Schwetschke, Zur Geschichte des Gaudeamus igitur 1877 S. 13 abdrucken, sowohl im lateinischen als im deutschen Texte. Nur fehlen in dem Crailsheimschen Liederbuche die drei letzten Strophen, die mithin als ein späterer Zusatz nach dem Vorbilde des 'Landesvaters' und ähnlicher Lieder zu betrachten sind: 'Vivat Academia', 'Vivant omnes virgines', 'Pereat trifolium'. Es zeigt sich ferner, dass der lateinische Text ursprünglich aus vierzeiligen Strophen bestand, in die dann statt der Wiederholung der dritten Zeile ein Parallelvers zu dieser eingeschoben wurde. Von den drei Strophen aber der ältesten Fassung ist die erste einem alten lateinischen Kirchengesange (s. u.) nachgebildet, die beiden anderen sind, wie Peiper bemerkt hat, einem 1267 gedichteten Bussliede [5]) so gut wie wörtlich entlehnt. Die zweite Strophe schliesst sich an dasselbe noch genauer an als das Jenaer Blatt von 1776; die dritte Zeile lautet nämlich

| | |
|---|---|
| im Bussliede: | Venies ad tumulos, |
| in der Berliner Handschrift: | Abeas ad tumulos, |
| im Jenaer Texte: | Abeas ad inferos. |

Um das seit Schwetschkes dankenswerthem Schriftchen zu Tage gekommene Material hier vollständig zu verzeichnen, sei noch der von Erich Schmidt in der Deutschen Litteraturzeitung 1882 Sp. 755 nachgewiesenen Verse gedacht, mit welchen ein aus Köln 1520 datierter Brief in Henr. Corn. Agrippae Opera 2, 719 [nicht 779] schliesst:




Die Verse Agrippas sind ein Fragment aus einem alten lateinischen Weihnachtsliede, welches in einer noch im 15. Jahrhundert am Niederrhein begonnenen Sammlung

[5]) Du Méril, Poésies populaires du moyen âge 1847 p. 125 und Schwetschke a. a. O. S. 9.

geistlicher Lieder[6]) (Berliner Kgl. Bibliothek, Mscr. germ. oct. 280 Bl. 15a) so lautet:

Omnis mundus iocundetur
nato saluatore,
casta mater quem concepit
Gabrielis ore.
5 Sonoris vocibus,
sinceris mentibus
gaudeamus et lętemur hodie, hodie, hodie:
Christus natus ex Maria virgine.
Gaudete, gaudete.
10 Gaudeamus, iocundemur itaque.

In diesem 'Gaudeamus itaque' haben wir den Ursprung des späteren Studentenliedes zu suchen. Aus jüngeren Quellen ist der Text bei Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 1, 215 Nr. 358 und bei Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen 1, 306 Nr. 49 geschöpft. Mit der von letzterem mitgetheilten Melodie zeigt sowohl die ältere Fassung der Berliner Handschrift als auch das obige Bruchstück bei Agrippa tonische Übereinstimmung; nur gehen beide nicht im dreitheiligen Rhythmus, wie die Bäumkersche Aufzeichnung, sondern im geraden Takte.

Auch macht Schmidt darauf aufmerksam, dass die oben angeführte Nachbildung Günthers 'Brüder, lasst uns lustig sein' Gleim zu einer zweistrophigen, ziemlich ledernen Parodie 'Brüder, lasst uns fleissig sein' (Sämmtliche Werke 2, 202. 1811) anregte, gerade so wie das um ein Jahrhundert ältere Weinlob Opitzens 'Ich empfinde fast ein grawen' häufige Gegenstücke hervorrief[7]). Dass die Redensart 'das Gaudeamus singen' bei Brant und Hans Sachs (Schwetschke S. 7. 9) nicht nothwendig ein schon damals vorhandenes Trinklied mit diesem Anfange voraussetzt, lehren einige ähnliche, geistliche Texte parodirende Ausdrücke, die ich im Correspondenzblatte des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 10, 19 f. und 39 verzeichnet habe.

Ein Citat aus der 3. Strophe unsres Liedes endlich liefert Friedrich Nicolai in seinem Romane Sebaldus

---

[6]) Über dies Liederbuch der Anna von Köln wird die Zeitschrift für deutsche Philologie nächstens genauere Nachricht bringen.

[7]) Bolte, Altpreussische Monatsschrift 23, 441—444.

Nothanker 2, 39 (1775), wo in einer Gesellschaft 'lockerer Brüder' der eine dem Helden mit den Worten zutrinkt:

Unser Leben währet kurz,
Es vergeht geschwinde.

Berlin. Johannes Bolte.

## Ein Schreiben Gottscheds
### an Friedrich August II. zu Sachsen.

Das K. S. Hauptstaatsarchiv in Dresden bewahrt das nachstehende Schreiben des Professors Gottsched zu Leipzig an den Kurfürsten Friedrich August II. zu Sachsen, als König von Polen August III. (Locat 379: Diverse Verzeichnisse u. s. w. 1770—1772 Bll. 46 u. 47; Stempelpapier 'ein Groschen', präsentirt am 2. Dezember 1733.)

Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster König und Churfürst,
Allergnädigster Herr,

Ew. Königl. Majestät geruhen allergnädigst sich vortragen zu lassen, wasmaassen Dero Höchstseeligsten Herrn Vaters Königl. Majestät nicht lange vor Dero höchstseel. Ableben [1]) mir Endesbenannten allergnädigst anbefohlen des berühmten Jesuiters Hermann Hugo treffliches Werck de militia equestri antiqua et nova, welches 1630 zu Antwerpen in folio herausgekommen, und an Philippum IV. damaligen König in Spanien dediciret worden [2]), ins deutsche zu übersetzen, wovor mir denn ein Gratial von 100 Rthl. versprochen worden.

Nun habe ich damals diesem hohen Befehl zu Folge dieses Werk mit allem gehörigen Eifer und möglichsten Fleisse unternommen, so dass ich auch bey der letzten Anwesenheit Sr. Hochgedachten Königl. Maj. in Leipzig in der vergangenen Neujahrsmesse des itzigen 1733sten Jahres bereits die Helfte davon fertig gehabt, auch Sr. Maj. wircklich überreichen lassen.

Weil ich aber durch den bald darauf erfolgten Todesfall Sr. Königl. Maj. glorwürdigsten Andenckens, in dieser meiner Arbeit gehemmt, und bis diese Stunde zweifelhaft gemacht worden, ob ich selbige fortsetzen solle oder nicht:

---

[1]) † 1. Februar 1733.

[2]) Ein Exemplar besitzt z. B. die Kgl. öffentliche Bibliothek zu Dresden: Milit. A. 69. Das Werk umfasst 344 Seiten.

Als ergehet an Eure Königl. Maj. und Churfürstl. Durchl. mein allerunterthänigstes Ansuchen, mir allergnädigst zu befehlen, wie ich mich hierin ferner zu verhalten habe. Und da bey der bereits fertig liegenden Helfte sehr viel Zeit und Mühe von mir aufgewandt worden, die ich bey meinen schlechten Umständen zu nöthigem Erwerb meines Unterhalts hätte anwenden können: da ich bisher bey der mir anbefohlenen Professorstelle noch keine Besoldung genossen: So unterstehe ich mich hiermit Ew. Königl. Maj. und Churfürstl. Durchl. wenigstens um die bereits verdiente Helfte der mir versprochenen 100 Thlr. allerunterthänigst anzuflehen; dagegen ich die Übersetzung allezeit auszuliefern erböthig bin.

Ich werde nicht aufhören für solche hohe Königl. Gnade lebenslang den Allerhöchsten anzurufen, dass er Ew. Königl. Maj. ein langwieriges und gesegnetes Regiment verleyhen und den Flor des Allerdurchl. Sächsischen Hauses bis an das Ende der Erden vermehren wolle.

Eurer Königl. Majestät
und Churfürstl. Durchlauchten
Meines allergnädigsten Königs und Herrn
Leipzig allerunterthänigster gehorsamster Knecht
den 28. November 1733. Johann Christoph Gottsched.
ips: c.

Nach Vortrag des Gesuches an den Kurfürsten erging unterm 7. Dezember 1733 Befehl an Gottsched, anzuzeigen, 'durch wen ihm die Fertigung der Übersetzung anbefohlen worden' sei (ebenda Bl. 45). Nach weiteren bezüglichen Schriftstücken habe ich vergeblich im K. S. Hauptstaatsarchive Umschau gehalten.

Diese Verbindung Gottscheds mit dem Hofe ist meines Wissens unbekannt. Das Unternehmen der Übersetzung erweitert die vielseitige Geschäftigkeit des Professors um noch ein Stückchen, wenn es auch nicht zu Ende geführt worden ist; wenigstens fehlt mir der Nachweis, dass die Übertragung erschienen wäre. H. Gustav Waniek macht aber darauf aufmerksam, dass Gottsched im Büchersaal 9, 256 ff. die Kindsche Übersetzung von Polyäns und Frontins Kriegsränken mit genauer Kenntniss der Militärlitteratur anzeigt und dabei den Wunsch nach Verdeutschungen solcher Werke ausspricht, damit höhere und geringere Befehlshaber die Langeweile in ihren Quartieren durch das Lesen solcher, griechisch und lateinisch ihnen unverständlicher, Bücher sich vertreiben könnten und damit sie nicht

bloss aus dem Französischen die Kenntniss dieser zu ihrem Handwerke so nöthigen Sachen sich verschaffen müssten. Es zeigt sich also, dass Gottsched von jenem kurfürstlichen Auftrage her sich einige Liebe für dieses Litteraturgebiet bewahrt hat.

Dresden. Theodor Distel.

## Drei Briefe Klopstocks aus seiner Studentenzeit.

H. Landgerichtsdirector Robert Lessing in Berlin besitzt in seiner an Kostbarkeiten reichen Autographensammlung drei Briefe Klopstocks, die geeignet sind, unsere verhältnissmässig dürftigen Kenntnisse von dem Universitätsleben des jungen Dichters einigermassen zu erweitern. Nur der dritte Brief hat eine Adresse: A Monsieur Monsieur Becker Etudiant en Theologie a Jene. Der Inhalt macht es jedoch wahrscheinlich, dass alle drei an den nämlichen Freund gerichtet wurden. Christian Wilhelm Becker aus Markwerben bei Weissenfels hatte ein Vierteljahr nach Klopstock (1740) die Fürstenschule zu Pforta bezogen und verliess sie demgemäss auch erst einige Monate nach ihm, am 30. November 1745. Er studirte dann in Jena Theologie und Philologie und trat auch bald schriftstellerisch als Kritiker theologischer Werke hervor. Er starb jung (1754) als Rector in Tennstädt bei Langensalza. Mit ihm und zugleich mit Klopstock von Pforta her befreundet war Johann Joachim Christian Freissleben aus Leipzig; er schied erst am 6. Februar 1746 aus der Fürstenschule, um die Universität seiner Vaterstadt zu beziehen. Klopstock folgte ihm von Jena hieher um Pfingsten 1746. Der zweite der folgenden Briefe zeigt uns beide Schulfreunde noch ein Jahr darnach in innigerem Verkehr; dieser Brief Klopstocks ist nämlich in Wirklichkeit nichts als ein Zusatz zu einem umfangreichen Schreiben Freisslebens an Becker über Jenenser und Leipziger Professoren, über die litterarischen Erscheinungen der jüngsten Messe und persönliche Neuigkeiten

(Tod der Radikin u. dgl.), datirt von Leipzig, 22. Juni 1747. Von späteren Beziehungen Klopstocks zu Freissleben wissen wir nichts; in der Ode 'Auf meine Freunde' wird des letzteren nicht gedacht. Überhaupt ist von Freisslebens weiteren Schicksalen nichts bekannt. Der dritte Portenser Freund Klopstocks, der in der Nachschrift zum ersten Briefe genannt ist, ist sein Vetter Johann Christoph Schmidt, der Bruder Fannys, der am 28. April 1746 von der Pforte nach der Universität Leipzig abging. Weniger zu den Freunden Klopstocks hingegen wäre der gleichfalls im ersten Brief erwähnte Johann Daniel Andreas Janozki (1720—1786) zu rechnen, von 1738 bis 1744 Schüler der Pforte, deren Lehrer und bedeutendere Zöglinge er 1745 in seinen: Kritischen Briefen, an vertraute Freunde geschrieben und den Liebhabern der Gelehrtengeschichte zu Gefallen herausgegeben, schilderte. Er wurde zunächst Secretär bei dem Krongrossreferendarius Polens, dem Grafen Joseph Andreas Zaluski (1702—1774), dem spätern Bischof von Kiew, dann Oberaufseher über dessen reiche, seit 1748 zu öffentlichem Gebrauch in Warschau aufgestellte Bibliothek, zuletzt Probst von Babimost (Bomst) im jetzigen Posen; als Schriftsteller erwarb er sich namentlich um die Geschichte der polnischen Litteratur Verdienste.

Die drei Briefe Klopstocks haben trotz des scherzenden Tones, den ihr Verfasser wiederholt anzuschlagen versucht, einen etwas unfrischen, fast pedantischen Anstrich. Nimmt man einige wenige, zum Theil sorgfältig überdachte, zum Theil besonders warm empfundene Briefe Klopstocks aus, so erscheint der Dichter der Messiade überhaupt nicht als ein grosser Meister in der epistolarischen Kunst. Er lässt sich meistens in seinen Briefen gehen, wirft nachlässig und willkürlich, wie sie ihm eben einfallen, kurze Bemerkungen, Mittheilungen oder Anspielungen hin und sagt so sachlich ziemlich viel in wenigen Zeilen, zieht uns aber nur selten durch die stilistische Form oder durch die subjective Färbung seiner Darstellung an. Auch in den folgenden drei Jugendbriefen bestrebt er sich, dem Freunde inhaltlich möglichst viel zu berichten, wenn auch in kunstloser Kürze, ja in ziemlicher Unordnung. So schreibt er ihm fast nur

über litterarische Personen und Dinge, über seine Universitätslehrer, über neue wissenschaftliche Erscheinungen, über seine eignen dichterischen Pläne, aber kaum ein Wort über sein sonstiges Leben und Treiben als Student, nicht einmal über die neuen Freunde, die er in Leipzig gewonnen hatte. Möglich, dass dies in andern, uns verlorenen Briefen an Becker geschehen ist; doch dürfte die Anzahl derselben, nach dem Anfang des folgenden zweiten Schreibens zu schliessen, möglichst gering anzusetzen sein. —

Für die Erlaubniss, die drei Briefe abzuschreiben und litterarisch zu verwenden, möchte ich auch hier dem verehrten Besitzer der Originale, der unsere Wissenschaft schon oft in der wohlwollendsten Weise gefördert hat, geziemend Dank sagen.

1.

Mein Herr,

Ich will mich endlich von der Metaphysik losmachen und wieder ein mahl an gute Freunde denken. Allein was ich Ihnen schreibe wird nur ein Grundriss zu meinem künftigen Briefe werden; Ich hoffe also dass Ihnen folgende Nachrichten nicht gänzlich misfallen werden: Philippi [1]), der elende — — befindet sich hier, und ich werde ihn ehestens auf meine Stube auf ein gut Gespräch von H. Zinken [2]), einladen. Liskow ist so grossmüthig, dass er ihm öfters Geld von Dresden, wo er Secretair ist, schicket. Ein ungenandter Hungar hat, wie Ihnen bekandt seyn wird: prima lineamenta historiae litterariae in Hungaria; diess ist nur von ungefähr der Titel, in Wittenberg geschrieben. Diesen sprach ich jüngsthin im Buchladen. Der H. Hofrath Buder [3]), der zugegen war, hatte die Gütigkeit und bath ihn zu sich. Er heisst: Rotarides. Das Ansehn seines äusserlichen ist von ungefähr so lamentable, wie seine Vorrede. Herr Janotzki hat sich, welches Ihnen nicht unbekandt sein wird, in dem Hamburgischen Correspondenten als ein Freydenker in der gelehrten Geschichte, so nennen ihn die Göttingischen Zeitungsschreiber, da sie seine Briefe

[1]) Liscows Gegner, der ehemalige Professor Dr. Johann Ernst Philippi zu Halle.

[2]) Seit 1740 Redacteur des Hamburgischen Correspondenten, an welchem Liscow früher mitgearbeitet hatte. Als solcher brach Zink 1744 mit Gottsched, den auch Philippi unversöhnlich hasste, und stellte seine Zeitung in den Dienst der schweizerischen Sache.

[3]) Dr. Christian Gottlieb Buder (1693—1763), Professor des Staats- und Lehnsrechts in Jena.

beurtheilen[4]), gezeigt. Unter dem Briefe an den H. Ernesti stehet: Danzig, auf der gräflich Zaluskischen Bibliothec. Allein diese Herren haben daselbst keine Bibliothec, es ist eine einzige nur das Gymnasium daselbst; wenn ich dem Berichte eines hiesigen Herrn Danzier Szerniewski, der dem H. Janotzki, in vielen Stükken, nur im Windmachen nicht gleich ist, trauen darf. Es ist auch noch diess zu merken, sie halten sich auch fast mit nichts[?] daselbst auf.

Verzeihen Sie der Unordnung meines Vortrags. Ein kleiner historischer Grundriss scheint es so zu erfordern. Wie weit sind Sie in Ihrer Abschiedsrede[5]) gekommen? Darf ich sie sehen? Oder kommen Sie gar herüber? So viel kann Ihnen versichern: Sie können hier recht ruhig und fleissig studiren. Sie wissen ich bin eben nicht sehr zum Loben geneigt; allein so viel kann Ihnen versichern, dass unsere meisten Lehrer Beyfall verdienen. Daries[6]) hatt so viele abstracte Lebhaftigkeit, dass ich ihn ungemein hoch schätzen muss. An H. Freissleben, welchem Sie diesen Brief zeigen können, kein compliment; sondern einige ziemliche Auspuzer, dass er zuwege gebracht, dass mich neulich ein guter Freund, wie wohl nur im Scherze, vor einen Enthusiasten erklärte. Es fiel mir nehmlich sein paradoxer, ich weiss nicht durch was vor eine associationem idearum, ein, dass ich wieder Vermuthen laut an zu lachen fing. Es ist im Ernste wahr. Leben Sie wohl. Ich verbleibe,

mein Herr,
Dero
ergebener Diener

Jena, den 8t. December 1745, F. G. Klopstock.

N. S. Wenn H. Schmidt etwa nach Hausse gereist ist, so bitte, dass Sie diesen Brief mit bey sich behalten bis er wieder kommt; oder, wenn der lange Bothe oder sonst Jemand dahin gehet, ihm mitschicken.

## 2.

[Leipzig, 22. Juni 1747.]

Mein Herr,

Ich befinde mich gleich izo bey H. Freisleben. Weil ich seinen Brief sehe, so fält mir ein, an Sie zu schreiben. Ich will mich nicht entschuldigen, dass ich nicht eher geschrieben, und

---

[4]) 'Er gibt uns Anlass zu hoffen, dass er mit der Zeit in der gelehrten Geschichte ein wahrheitliebender Freidenker sein werde'. Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen vom 2. Dezember 1745.

[5]) Diese hatte Becker damals schon gehalten, am 30. November 1745.

[6]) Dr. Johann Georg Darjes, Professor der Moral und Politik in Jena, eklektischer Wolffianer, als Docent sehr beliebt und erfolgreich.

iezo nicht mehr schreibe. Sie scheinen mich vor den Verfasser des Jünglings[7]) zu halten. Sehen Sie, wie ich Sie vor Ihre gelehrten Mutmassungen bestrafen wil. Die Strafe besteht darin, dass ich dem Charakter des Jünglings gemäs nur die Lust des Frülings empfinden, und weder für die Drucker, noch vor Sie gelehrt schreiben wil. Doch dies Blat ist noch nicht vol, und es regnet eben, dass ich nicht ausgehn kan. Ich habe Crusius[8]) wegen seines tugendhaften Lebens sehr lieb; doch sein System geht mir fast so wenig an, als sein Kupfer. Dazu bin ich zu ungalant, den Lebenslauf in der Mode zu wissen. Noch etwas; denn das Blat ist, wie ich sehe, noch nicht vol. Man sagt hier, dass ein gewisser finstrer und einsiedlerischer Mensch ein Gedicht vom Messias schreibe. Einige von meinen Freunden, die ihn kennen, haben ein Blätchen davon erwischt, es ist der Anfang des dritten Gesangs, er heist:

Sey mir gegrüst, ich sehe dich wieder, die du mich gebarest,
Erde, mein mütterlich Land, die du mich im külenden Schosse
Einst bey die Schlaffenden[9]) Gottes begräbst, und meine Gebeine
Sanfte[10]) bedekst, doch dann erst, dies hoff ich zu meinem Erlöser,
Wenn von ihm mein heiliges Lied zu Ende gebracht ist.
Alsdann sollen die Lippen sich erst, die ihn zärtlich besangen,
Dann erst sollen die Augen, die seinentwegen vor Freuden
Oftmals weinten, sich schliessen, dann sollen erst meine Freunde
Und die Engel mein Grab mit Lorbern und Palmen umpflanzen,
Dass, wenn ich einst nach himmlischer Bildung von todten[11]) erwache,
Meine verklärte Gestalt aus stillen Haynen hervorgeh.

F. G. Klopstock.

3.

Monsieur,

Sie sind sehr gütig in Beurtheilung des Fragments. Ich habe mit dem Verfasser gesprochen. Er läst sich bey Ihnen recht sehr bedanken, er war aber auch ein wenig ungehalten, dass Sie, wie

---

7) Der Jüngling, eine moralische Wochenschrift in zwei Bänden, die zu Leipzig 1747—1748 aus dem Kreise der Bremer Beiträger hervorging; vgl. Erich Schmidt, Beiträge zur Kenntnis der Klopstockschen Jugendlyrik S. 50 ff.

8) Christian August Crusius (1715—1775), Professor der Philosophie in Leipzig, der als Gegner Wolffs Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie in vollständigen Einklang zu bringen suchte.

9) 'Einst zu den Schlafenden' in den Bremer Beyträgen 1748, wo sonst der Text der Verse fast durchaus mit dem obigen Wortlaut übereinstimmt.

10) 'Sanft' 1748.

11) 'vom Tod' 1748.

er von andern gehört, zu gute Absichten mit seinem Gedichte hätten. Nehmen Sies dem Menschen nicht ungütig, er ist bisweilen ein bischen eigensinnig. Dass Sie aber wirklich einige Absichten damit zu haben scheinen erhellet daraus, dass Sie den Grundris verlangen. Den Grundris? sagte er, und wenn ihn Bodmer von mir verlangte, so würde er ihn nicht bekommen. Und diesen Eigensinn verzeih ich ihm selber. Das habe ich wohl gehört, dass er vielleicht die ersten zween Gesänge bald wird drucken lassen. Vor die Neuigkeit von dem neuen Menschenfreunde[12]) bin ich Ihnen verbunden. Was sol man dergleichen Schriften züchtigen? Ihr Schiksal ist so unglüklich genung. Man liest sie nicht. Also wiederfärt ihnen nicht einmal die Ehre, dass sie bald vergessen werden. Melden Sie mir doch, wo Ihre Ausarbeitungen in den Theologischen Nachrichten[13]) eigentlich angehn. Ich verharre

Monsieur
Dero ergebenster Diener

Leipzig den 5t. August 1747. F. G. Klopstock.

München. Franz Muncker.

# Nachträge zu Bürgers Gedichten und Briefen.

In meiner Ausgabe von Bürgers Gedichten (Deutsche National-Litteratur Bd. 78) Berlin und Stuttgart o. J. (1883) habe ich den Versuch gemacht, in einer Nachlese zur Ausgabe von 1789 alles zusammenzutragen, was mir an echten Erzeugnissen des Lenorensängers erreichbar war. Eine absolute Vollständigkeit war bei der Unzulänglichkeit unserer bibliographischen Hilfsmittel so gut wie ausgeschlossen, zumal als der letzte Forscher, der aus Bürgers Nachlass geschöpft hatte, gegen Ende seines Lebens die neuen Funde verzettelte und versteckte. Eine solche Publication Strodtmanns liess mich der Zufall in den Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik 1, 216 noch rechtzeitig entdecken;

[12]) Der Menschenfreund, eine moralische Zeitschrift, die 1747 zu Jena erschien.

[13]) Becker gab den sechsten Band der Nachrichten von neuen theologischen Büchern (Jena 1747—1748) heraus.

eine andere: Ungedruckte Gedichte G. A. Bürgers fand ich in der Deutschen Revue 3, 156 erst später auf: Ansätze zum Hohen Lied, Balladenfragmente, Gelegenheitsgedichte, Epigramme, Satiren und eine schöne Oster-Cantate aus dem März 1789, die zu den besten Producten seiner späteren Zeit gehört, im ganzen achtzehn Gedichte und Gedichtfragmente. Auf ein zweideutiges Gedicht Das Herz, das Richard Wehn in der Zeitschrift Das neue Blatt (Leipzig 1873 Nr. 1) abdrucken liess, bin ich durch Redlich aufmerksam gemacht worden. Die Bruchstücke eines autobiographischen Bänkelsängerliedes liess Boxberger in seiner Besprechung meiner Ausgabe (Blätter f. lit. Unterhaltung 1884 Nr. 51) aus Dr. Höhnes Abhandlung Zur Biographie und Charakteristik Adolf Müllners (Wohlau 1875 S. 38) wieder abdrucken. Endlich steht in der mir jetzt zugänglich gewordenen grossen Reinhardtschen Ausgabe der Werke Hamburg 1812 2, 433 f. (vgl. meine Einleitung S. LXXVII) ein 'Impromtu von Bürger, da er von Demoiselle K. in Weisenfels in einer Gesellschaft aufgefordert ward, zur Auslösung seines Pfandes, der Liebe ein Liedchen zu singen'.

Zu Strodtmanns Briefsammlung kann ich folgenden Nachtrag liefern: In W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen Herausgegeben von Friedrich Kind. Auf das Jahr 1825 (Leipzig bei Georg Joachim Göschen) findet sich neben andern 'Dichter-Reliquien' (von Zacharias Werner und Luise Brachmann) S. 389ff.: Ein Brief von Bürger an die erste Gattin des berühmten ehemaligen Arztes Baldinger[1]) mitgetheilt von Justi. Ich hebe daraus das Wichtige aus. Bürger schreibt aus Appenrode 16. Juni 1781:

Gott gebe, dass die Gedichte des Herrn . . . . . . . . . mir nur den zwanzigsten Theil der Freude machen, die mir der allerliebste Brief seiner Fürsprecherin gemacht hat. Denn, auf meine Ehre! noch hat michs gegrauet, sie zu lesen, weil ich gleich mit halbem Blick den Vogel an den Federn erkannt habe. Kaum konnte ich mich des lauten Lachens über diess moyen de parvenir enthalten. Seit verschiedenen Jahren unserer, wolle Gott glorreichen! Almanachsregierung, hat dieser nämliche Ehrenmann mein Düngermagazin gerade zu finden gewusst, und dasselbe sehr

[1]) Über die Adressatin, die sich auch als Schriftstellerin versucht hat, vgl. Strodtmann 2, 324. 327.

fleissig mit Beiträgen (unter andern auch einmal mit einem überaus traurigen Lustspiel, wobei einem das Lachen ziemlich theuer wurde) bereichert. Inmittelst sollen und müssen die jetzigen Kindlein auf alle Fälle in der himmlischen Almanachsfreudenfarth eingelassen werden. Ob sie aber nicht erst vor der Thür das Schicksal treffen werde, welches den Sieur Asmus am Hofe zu Japan bedrohte, das ist eine andere Frage. Denn alles, alles! was von der Art zu unsern Thoren gegangen, gehüpft, geschlichen, geflattert, geflogen, geschwebt, geschwungen, gekrochen, gehinkt, gestolpert, gereverenzt, gekratzfusst und Gott weiss alle wie? gekapriolirt kommt, ist der Gefahr ausgesetzt, dass ihm trotz der schönen rothen, blauen oder gelben Wertherwesten, womit sichs als vermeinter Hoftracht ausstaffirt hat, der darunter verheimlichte Bruch aufgeschnitten, das verdorbene Eingeweide herausgehaspelt und dafür wieder hineingestopft werde, was sich eignet und gebührt, ohne auf das laute Cetermordio, das sich oft um dieser Operation willen erhebt, zu achten.

Der Brief ist ein neuer wichtiger Beweis für die freie, ja rücksichtslose Behandlung, die Bürger als Herausgeber des Musenalmanachs den eingesandten Producten Fremder angedeihen liess. Ich vermag weder die Gedichte noch deren Verfasser nachzuweisen, der aber höchst wahrscheinlich in Göttingen zu suchen ist, wo Baldinger von 1773—1783 Professor war (vgl. Allg. deutsche Biographie 2, 4 und Strodtmann 3, 27). Herrenlos sind nach Redlichs Chiffernlexicon im Göttinger Musenalmanach auf 1782 ausser mehreren Epigrammen drei grössere Gedichte: S. 167—172 An Selma und Ihren Geliebten im Junius, 17 . ., unterzeichnet Gr ✠ l. S. 47 f. Lukretia und S. 130 f. Abendgedanken eines liebenden Jünglings, beide mit der Chiffer —u—. Der Monolog der Lukretia vor ihrem Selbstmorde, eine kleine dramatische Scene, wäre dem Verfasser des 'traurigen Lustspiels' wohl zuzumuthen. An das zweite Gedicht hätte dann Bürger seine Feile stärker angesetzt. Dieselbe unenträthselte Chiffre findet sich im Almanach auf 1781 S. 98 ff. unter dem Gedichte Etwas über Empfindung und Empfindelei An R*, einer Vertheidigung Millers, wenn ich es recht verstehe. Bürgers Charakteristik passte wohl auf Verse wie die folgenden:

Sein Inn'res redet wie die Zunge,
Ein nicht durch Kunst empörtes Blut
Treibt sich und wallet ohne Zwang
In seines edlen Busens Lunge.

Setzt übrigens Bürgers Brief die Kenntniss von Goethes Triumph der Empfindsamkeit voraus, der ihm dann in einer Abschrift mitgetheilt worden sein müsste, oder ist der Bezug auf das Hans Sachsische Narrenschneiden unabhängig von der Goetheschen Satire? Über Bürgers Beschäftigung mit Hans Sachs sind wir neuerdings durch seine Briefe an Bertuch unterrichtet worden (Vom Fels zum Meer 1883 November S. 165 ff.). Er begrüsst Bertuchs Plan einer neuen Ausgabe mit Freuden: 'Das wird den classischen ästhetischen philosophunculis einmal recht wieder in den Nasen kriebeln. Bravo! Ich wollte, dass alles das Geschmeis sich zu Tode niesen müsste' (18. Juni 1778). Offenbar wollte er den Nürnberger Schuster gegen den Berliner Schuster Daniel Seuberlich ausspielen (vgl. Werke hg. v. Bohtz S. 322: Zur Beherzigung an die Philosophunculos). Als Bertuchs Ausgabe sich verzögert, lässt er sich eine ältere in drei Folianten in einer Auction erstehen (an Bertuch 5. Oktober 1778). Für das Jahr 1781 dürfen wir daher eine selbständig erworbene Kenntniss der Fastnachtspiele bei Bürger voraussetzen.

Prag, 14. Januar 1888. August Sauer.

## Drei Briefe Goethes an den Herzog Karl August.

1.[1])

Wenn die Alten ihre Briefe mit den Worten: si vales bene est, ego valeo, anzufangen pflegten; so thäte ich wohl auch eine solenne Formel über den Eingang meiner Briefe zu setzen die eine Entschuldigung meines Stillschweigens ausdrückte zum Beyspiel: ignoscas tarde scribenti oder der Kürze wegen i. t. s. welche Abbreviatur dann mannigfaltig ausgelegt werden könnte. Leider muss ich gestehen dass erst auf Voigts Anregung ich mich zu diesem Brief niedersetze. Die Gräfinn Stollberg[2]), welche sich jetzt

---

[1]) 2 Bll. 4° (4 Seiten) Original.

[2]) Des Grafen Christian zu Stolberg zweite Gemahlin Luise geb. Gräfin von Reventlow verweilte in Weimar bis zu der Rückkehr ihres Gemahls aus dem Karlsbade. Vgl. Goethe an F. H. Jacobi 16. April 1792.

hier befindet, schreibt einer Freundinn seit 24 Jahren alle Woche zweymal, die Sammlung dieser Briefe mag eine lesenswerthe Welt und Familien Chronik enthalten. Diese Correspondenz Tugend scheint aber noch weiter von mir entfernt als die christlichen Tugenden mit deren Vorstellung Meyer sich diese Zeit beschäftigt hat.

Da ich wahrscheinlich der letzte von Ihren Weimarischen Correspondenten bin, so habe ich desto eher eine Entschuldigung wenn ich nichts von dem sage was seit Ihrer Abreise geschehen ist denn Sie wissen gewiss schon alles. Und was mich selbst betrift, so geht es mit mir so einförmig und sachte dass man wie an einem Stundenzeiger nicht sieht dass ich mich bewege und es Zeit braucht nur zu bemerken dass ich mich bewegt habe.

In Jena, wo ich mit Voigt sehr angenehme Feyertage[3]) zugebracht habe, konnte ich die Convictorien[4]) Sache einigermassen vorbereiten, das beste was ich von dieser Expedition zurückgebracht habe ist eine Idee die aus der Betrachtung des Locals entsprang, nämlich:

> Sämmtliche Natural Einnahme des Convickts sammt allen Gerechtigkeiten, Befreyungen, der Wohnung, der Küche, dem Saal, zugleich mit dem Rechte einen Mittags und Abendtisch zu halten, jedoch ohne Zwangsgerechtigkeit, in Einer Masse zu verpachten.

Wie sehr dadurch die Operation erleichtert und das veränderte Institut gesichert werde fällt in die Augen. Ich habe schon alles in einem Pr[o] M[emoria] auseinander gesetzt und die Sache wird bald reif seyn. Nur dass biss dahin die Besetzung der Inspektorstelle aufgeschoben werde. Es sind nur noch verschiedne Auswürfe nöthig, dann will ich wieder nach Jena gehn mit einer akademischen Deputation den Plan nochmals durchgehn und sodann den Bericht befördern.

Voigt sagt mir dass Sie nicht abgeneigt seyen für das botanische Institut[5]) bald etwas zu thun. Es würde dadurch ein fast allgemein gewordner Wunsch der Academiker erfüllt werden.

Meyer ist fleissig er hat meine kleine Familie (welches nicht eben eine heilige Familie ist) portraitirt um sich auch hierin zu prüfen. Die jungen Leute fassen nach und nach Zutrauen zu ihm, welches in dieser dünkelvollen Welt nicht sogleich zu erwarten ist.

---

[3]) Ostern, 6. April.

[4]) Das Convictorium von den Herzogen Johann Friedrich dem Mittleren, Johann Wilhelm und Johann Friedrich dem Jüngern zu Sachsen, 1548 zur Unterstützung armer Studirender errichtet, wurde 1818 aufgehoben und an die Stelle trat die Akademische Speiseanstalt.

[5]) Von dem Herzoge Wilhelm IV. zu Sachsen bereits 1614 für die medicinische Facultät bestimmt; erst 1794 entstand der botanische Garten daraus.

Das Licht und Farbenwesen verschlingt immer mehr meine Gedankensfähigkeit und ich darf mich wohl von dieser Seite ein Kind des Lichts nennen. Leben Sie recht wohl, es gerathe Ihnen was Sie unternehmen und hören Sie nicht auf mich mit meinen Licht und Schattenseiten zu lieben. W[eimar] d. 18 A[pril] 1792

G

2.[6])

Zu der Hausskauf und Veränderungs Angelegenheit, welche Voigt[7]) mit einer Klugheit und einem Menagement das ihm Ehre macht bissher geführt hat, habe ich geschwiegen und würde mich in allem nach Ihrem Willen gerichtet haben, da ich die Sache als abgethan ansah.

Da aber Wieland in seiner neusten Erklärung zurücktritt und die Sache sich nur mehr verwirrt und verschlimmert; so finde ich den Ausweg für den besten den Voigt in einem Pr[o] M[emoria] Ihnen vorlegen wird, nämlich dass ich das Helmershausische Hauss[8]) beziehe, dessen Acquisition und bessere Einrichtung Sie nicht mehr kosten wird als die doppelt und dreyfache vorgeschlagene Veränderung. Voigt sagt mehr als ich sagen mag und kann, und wenn Sie die Zwischensätze nicht erfahren haben, so wird es Sie vielleicht wundern wenn ich mich erkläre: dass

---

[6]) 2 Bll. 4° (3 Seiten) Original. Aus dem Jahre 1791 oder 1792? [s. die Anmerkung zum Schluss des Briefes].

[7]) Christian Gottlob (von) Voigt, an den Goethe über diese Angelegenheit wiederholt schrieb, s. Briefe hg. v. O. Jahn S. 144—146.

[8]) Das Goethehaus am Goetheplatz, früher vor dem Frauenthor auf dem Plan, von dem Herzogl. Kammercommissar Helmershausen 1709 erbaut, wurde nach dem Tode — am 12. November 1771 — der zweiten Frau Sophia Philippine geb. Treuner, Wittwe des Sachsen-Weimarischen Oberconsistorialraths Georg Friedrich Helmershausen, Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf Wallichen und Berlstedt — gest. am 18. November 1757 in Erfurt — zum Verkauf ausgeboten und bald darauf erfolgte auch ein Gebot von 2700 Thalern, allein der Kauf kam nicht zu Stande. Das Haus wurde 1792 von dem Herzoge Karl August dem Hof- und Garnisonmedicus Dr. Paul Johann Friedrich Helmershausen — gest. am 20. Juni 1820 als Obermedicinalrath in Weimar — abgekauft und an Goethe geschenkt, der bereits in diesem Hause die frühere Wohnung des Kammerjunkers und Landkammerraths Franz Ludwig Ernst Albrecht von Hendrich, von Ostern 1782 bis 1789 bewohnt hatte. Nachdem Goethe aus der Campagne im Dezember 1792 zurückgekehrt war und das Haus zum grossen Theile ausgebaut und wohnbar fand, bezog er dasselbe. Über diesen Hauskauf s. Goethe-Jahrbuch 9, 243 f. C. A. H. Burkhardt, Über Goethes unbekannte Wohnungen in Weimar. Ein werthvoller Bericht, dessen Lücken jedoch noch manche Ergänzungen erfordern.

ich nunmehr das Heidenreichische Hauss[9]) zu beziehen in jedem Fall ablehnen muss. Nur soviel sag ich: dass von Prinz August[10]) und Herdern an biss zur letzten Höckin auf dem Markte alles in Bewegung gesetzt worden, dass ein Halbdutzend bey diesen Veränderungen interessirte Menschen die Elasticität des armen Wielands so missbraucht haben, um eine dem Zeitalter angemessene Schwingung hervor zu bringen.

Wie sehr wünschte ich Ihnen umständlich die Geschichte wie ich sie weiss erzählen zu können und Sie würden mir beyfallen dass ich lieber in das alte Hauss zurückziehen, als abermal einen allgemeinen Tadel über mich ergehen lasse wo ich nur leide.

Ich füge noch so viel hinzu: wollte man die Sache doch noch durchsetzen, so würden Sie Wielanden mehr schuldig als billig ist und ich werde sein Schuldner ich weiss gar nicht wie.

Ich ersuche Sie also in Gefolg alles dessen recht dringend den Kauf des Helmershaussischen Hauses den Voigt provisor[isch] geschlossen zu ratihabiren, um so mehr als ich sonst für künftigen Winter kaum ein Unterkommen sehe. Dadurch wird aber die Sache auf einmal geendigt und vielleicht sehen alsdann die Menschen ein dass die Zumuthung weder so ungerecht noch so unbillig war als man sie ausschrie. Das übrige, nöthige kann ganz in der Stille abgethan werden, anstatt dass der Lärm von vorne anfängt wenn Heidenreich seine Bedingungen steigert.

Leben Sie recht wohl.

ut in litt. G[11])

---

[9]) Vor dem Frauenthor in der heutigen Frauenthorstrasse. Näheres hierüber werden wir vielleicht später mittheilen können.

[10]) Prinz August von Sachsen-Gotha-Altenburg (1747—1806).

[11]) [In Strehlkes Verzeichniss ist der Brief unter Juni 1791 eingereiht. Die oben citirten Briefe an Voigt tragen auch kein Datum, Jahn hat 1791 beigefügt. Aus dem Briefwechsel Wielands lässt sich Genaueres feststellen. Er schreibt den 30. März 1792, der Herzog sei beinahe resolvirt, das Haus, worin er wohne, um einen übertriebenen Preis zu kaufen und Goethe darein zu setzen. Die Sache werde als eine grosse affaire d'Etat sehr eifrig durch alle Arten von agens du pouvoir executif betrieben (Keil, Wieland und Reinhold S. 143). Ich setze die Stelle ausführlicher her, weil sie mit Äusserungen Goethes zusammentrifft. Wieland ist sehr ärgerlich und entschlossen, wohnen zu bleiben oder Weimar zu verlassen. Daran hielt er nun freilich nicht fest; er kaufte vielmehr 'das ehemalige Ludecussche' Haus neben dem Gasthof zum Erbprinzen und trat seine Wohnung bei Adolf Heinrich von Heydenreich 'nicht etwa an H. G. R. v. G[oethe] (denn für diesen ist das Helmershausische Haus gekauft worden) sondern an den Hrn. Hofrath Gemeiner, Director der hiesigen Fürstlichen Lotterie' ab. So theilt er Reinhold den 5. Mai 1792 mit (Anzeiger f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 13, 274). Hält man dazu einen Brief des Prinzen August von

3.[12])

Indem ich eben beschäftigt war von dem was mir bisher begegnet und zu Augen und Ohren gekommen einiges aufzuzeichnen und das bedeutendste zu überliefern, vernehme ich dass Ew. Durchl. in Töpliz sind, wohin Fr. v. Eibenberg[13]) abgeht, welche gegenwärtiges überreichen wird. Da die zarten Lippen und die spitze Zunge dieser Freundinn eine weit bessere Schilderung der Carlsbader Vorkommenheiten zu liefern im Stande sind als meine Feder; so beziehe ich mich auf dieselbe, überzeugt dass Ew. Durchl. auf diesem Wege wundersames genug und fast unschreibbares vernehmen werden. Denn wie sehr der Durchlauchtige Nachbar[14]) die Menschen in Erstaunen gesetzt, lässt sich schwarz auf weiss wirklich nicht ausdrücken.

---

Gotha an Wieland, vom 3. Mai 1792 (ungedruckt; Kgl. Bibliothek in Dresden), worin es heisst: 'Ich höre, dass Sie jetzt in Ihrem Hause, vor dem Frauen-Thore, bleiben, und freue mich recht herzlich darüber; aber der Zusatz: dass es wider Ihren eignen Willen geschehe, ist für mich eben so kränkend als unerklärbar', so sieht man, dass in der That der Prinz sich mit dieser Wohnungsangelegenheit befasst hatte, und gewinnt als Grenzen der Abfassungszeit des obigen Goethebriefes und der an Voigt gerichteten Nrn. 17—20 (Jahn S. 144 ff.) 30. März und 3. Mai 1792. Und zwar gehen drei der Briefe an Voigt dem an den Herzog voran: Nr. 17 denkt Goethe noch an die Möglichkeit, Wielands Wohnung zu beziehen, Nr. 19 schliesst sie aus wie der Brief an Karl August; Nr. 18 kann vor oder nach 17 fallen; Nr. 20 ist bald nach dem Schreiben an den Herzog verfasst, noch vor dem 5. Mai, da Wieland an diesem Tage von dem Kaufe des Helmershausischen Hauses weiss, über den er laut Nr. 20 noch nicht verständigt war. Da ferner der erste der hier mitgetheilten Briefe ein längeres Stillschweigen entschuldigt, so liegt dieser zweite zwischen 18. April und 3. Mai. — Ob Goethe nicht zum Schlusse des Briefes sich verschrieb, Helmershausen statt Heidenreich schreiben wollte? Letzterer konnte doch zu dieser Zeit höchstens eine Abstandssumme bedingen. Sfft.]

[12]) 2 Bll. 4° (4 Seiten) Original. Aus Karlsbad. Anfang August 1808. Die Antwort des Herzogs vom 4. August s. Briefwechsel des Grossherzogs Carl August mit Goethe 1, 318.

[13]) Marianne Meyer aus Berlin, erhielt nach ihrer Vermählung mit dem Fürsten Heinrich XIV. von Reuss-Plauen-Greiz — geb. am 6. November 1749 —, der als österreichischer Feldmarschalllieutenant, ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Königl. Preuss. Hofe in Berlin daselbst am 12. Februar 1799 starb, den Namen Frau von Eybenberg; sie soll 1814 gestorben sein. In Goethes Briefe. Von Fr. Strehlke. Berlin 1884 1, 174 wird unrichtig der Fürst Heinrich XIII. genannt.

[14]) Der regierende Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg.

Von mir sey erlaubt zu sagen dass ich einen sehr schönen einsamen May, einen regnigten geselligen Juni, einen heissen Juli zum Theil hier zum Theil in Franzenbrunn zugebracht. Am letzten Orte war mir die Gegenwart Dr. Kappes[15]) abermals sehr heilsam, wobey ich abermals Gelegenheit fand Ew. Durchl. im Stillen zu danken dass Sie vor einem Jahre meinen Unglauben durch Nöthigung überwunden und mich diesem Manne gleichsam zugetrieben. Selbst dass ich ihn dieses Frühjahr nicht consultirt mache ich mir Vorwürfe, ich würde über einige Unbequemlichkeiten, die mir doch manche Stunde verdorben, früher hinausgekommen seyn.

Übrigens habe ich dieses Jahr mehr in bekannten Cirkeln gelebt, ob es gleich auch [an] neu Begegnenden nicht gefehlt hat. Mit der Zigesarischen Familie und Fr. v. Eibenb[erg] setzten sich die früheren Verhältnisse recht angenehm fort. Die Fürstinn Schönburg mit ihrer Familie, Fürstinn Leiningen, Herzoginn von Würtenb[erg] beyde Coburgischen Ursprungs, Graf Bose, Graf Lieven der mit Kayser Alexander[16]) in Weimar war, General Benkendorf seinen Schwiegervater, Graf Grünne, habe ich mehr und weniger gesehen. Generalin von Berg und ihre Tochter, unsre ehmalige Hofdame nun Zigesar[17]), sind noch hier. Einige wunderbare Erscheinungen aus Ungarn, Galizien, Polen sind auch an mir vorbey gegangen.

Fleissig war ich auch auf mancherley Weise theils fortsetzend, theils beginnend. Die Gegend um Franzenbrunn habe ich fleissig durchsucht, besonders den problematisch Vulkanischen Cammerberg. Nun ist BergRath Werner[18]) angekommen und da geht die Conversation und Halbcontrovers auf die alte Weise wieder fort. Dr. Kappe, den ich gestern fragte ob Töpliz mir nicht frommen könnte? hat es sehr entschieden verneint und mich noch auf vierzehn Tage nach Franzenbrunn gewiesen. Ich läugne nicht dass ich Ew. Durchl. gern dieses Jahr in Töpliz aufgewartet hätte

---

[15]) Christian Erhard Kapp, geb. 1739 zu Leipzig, Dr. med., gab 1768 die Praxis in seiner Vaterstadt auf, zog 1808 nach Dresden und starb daselbst 1820.

[16]) Der Kaiser Alexander I. von Russland kam den 6. November 1805 von Berlin nach Weimar. s. K. W. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 2, 256 den Brief von dem Frl. von Goechhausen.

[17]) Anna Maria Eleonora von Berg, Hofdame bei der Erbprinzessin Maria Pawlowna geb. Grossfürstin von Russland, Gemahlin des Erbherzogs Karl Friedrich — heiratete am 16. September 1806 zu Drakendorf bei Jena den Herzogl. Sächs. Goth. Kammerherrn und Oberforstmeister Friedrich Freiherrn von Ziegesar.

[18]) Abraham Gottlob Werner (1750—1817) wurde 1799 Kursächsischer Bergrath.

was sich voriges Jahr nicht fügen wollte. Erhalten Sie mir indess auch entfernt ein gnädiges huldvolles Andenken, das vor wie nach die Base meines Glücks ausmacht. Empfehlungen von so vielen bringt Frau v. E[ybenberg]. Goethe.

Berlin. Wendelin von Maltzahn.

## Hölderlin in der Schweiz.

Über den letzten vier Jahrzehnten des unglücklichen Hölderlin liegt der Schleier einer langen Geistesnacht. Die früheren Epochen seines Lebens sind biographisch auch nicht in der erforderlichen Weise aufgehellt. Die folgenden meines Wissens noch nicht gedruckten Briefe, die ich der Güte meines Freundes Professor Hermann Fischer in Tübingen verdanke — sie stammen aus Hölderlins Nachlass auf der Stuttgarter Bibliothek cod. poet. et philol. fol. 63 — betreffen Hölderlins kurzen Aufenthalt in der Schweiz im Frühjahre 1801. Aus des Dichters Biographie von Christoph Theodor Schwab sowie aus den Jugendgedichten 'Canton Schwytz' (1792) und 'An Hiller' (1793) wissen wir, dass Hölderlin schon während seiner Studienzeit, wahrscheinlich im Jahre 1791, mit Hiller und andern Freunden eine Schweizerreise unternommen hat, deren Andenken ihm unvergesslich blieb. Sie ging, wie die erste Goethesche, über Zürich nach Einsiedeln und dem Vierwaldstättersee. 'Dich, Glücklicher' — so ruft er später dem nach Amerika scheidenden Hiller in der Erinnerung an jene Tage zu:

Dich, Glücklicher, umfing die Riesentochter
Der schaffenden Natur, Helvetia;
Wo frei und stark der alte, stolze Rhein
Vom Fels hinunter donnert, standest du,
Und jubeltest ins herrliche Getümmel.
Wo Fels und Wald ein holdes zauberisches
Arkadien umschliesst, wo himmelhoch Gebirg
Dess' tausendjähr'gen Scheitel ew'ger Schnee,
Wie Silberhaar des Greisen Stirne, kränzt,
Umschwebt von Wetterwolken und von Adlern,
Sich unabsehbar in die Ferne dehnt,
Wo Tells und Walthers heiliges Gebein

Der unentweihten freundlichen Natur
Im Schoosse schläft, und manches Helden Staub,
Vom leisen Abendwind emporgeweht,
Des Sennen sorgenfreies Dach umwallt:
Dort fühltest du, was gross und göttlich ist,
Von seligen Entwürfen glühte dir,
Von tausend gold'nen Träumen deine Brust.[1])

Im Dezember 1800 nahm Hölderlin eine Hauslehrerstelle bei der Familie Gonzenbach in dem an der St. Galler Grenze gelegenen Hauptweil im Canton Thurgau an. Die aus St. Gallen stammenden Gonzenbach besassen hier die Gerichtsherrschaft, waren Inhaber einer ausgedehnten Leinwandhandlung und gestalteten das früher einsame Thälchen zu einem lebhaften Fabrikort um. Nach Neujahr reiste Hölderlin von Stuttgart ab. 'Hier in dieser Unschuld des Lebens, hier unter den silbernen Alpen, soll mir es auch endlich leichter von der Brust gehen', schreibt er an seinen Bruder Karl in einem undatirten Brief von 1801, dem einzigen, der bisher aus seinem Hauptweiler Aufenthalt veröffentlicht ist[2]).

In die Monate Januar und Februar fallen nun die beiden Briefe an Mutter und Schwester[3]):

1.

Hauptweil bei Konstanz, d. 24. Jenner 1801.

Theure Mutter!

Lassen Sie die guten Nachrichten, die ich Ihnen von meiner hiesigen Lage sagen kann, den ersten Dank seyn für alle Ihre gütigen treuen Sorgen, die Sie besonders während meines Aufenthalts im Lande für mich gehabt haben.

Ich kann in der That nicht anders sagen, nach der Überzeugung, die ich mir seit 10 Tagen geben konnte, als dass die zahlreiche Familie, in der ich lebe, aus solchen Menschen besteht, unter denen man mit zufriedener Seele leben muss, so viel unschuldiger Frohsinn ist unter den jüngeren, und so ein gesunder Verstand, und edle Gutheit unter den Älteren. Besonders ist mir der Vater vom Hausse ein ehrwürdiger Mann, der für seinen Stand besonders viel gelernt, und viel erlebt zu haben scheint,

---

1) An Hiller. Ausg. von K. Köstlin S. 52.
2) Friedr. Hölderlins Sämmtl. Werke hg. v. Chr. Th. Schwab 2, 82.
3) Quartdoppelblätter, alle vier Seiten beschrieben.

und doch eine Einfalt beibehalten hat, die mich äusserst interessirt, und unter seinen Kindern, (wovon der älteste Sohn verheurathet und auch im Hause mit ist[4])) ein stilles anspruchloses, aber sehr reelles Ansehn ausübt.

Ich will mich für dissmal nicht weiter in Beschreibungen einlassen, genug, so wie es jezt steht, bin ich vergnügt und mein Geschäfft ist eingerichtet und gehet gut von Statten, und ich hoffe, man soll in Jahr und Tagen so zufrieden mit mir seyn, wie man es jezt ist, und Ihr, ihr Theuersten, sollt immer gute Nachricht von mir hören, und einmal über mich recht ruhig seyn können. Ich fühle mich auch völlig gesund. Wie soll es mich freuen, nun auch von euch bald etwas zu hören, und eure Liebe wieder nahe zu fühlen, ihr Guten! Es ist mir sehr lieb, dass ich voriges Jahr doch einige Zeit in eurer Nähe gelebt habe; ich war so fremde geworden unter den Menschen und hab' es unter euch erst wieder, und vieleicht zum erstenmale ganz [?genug?] gefühlt, wie unter euch mein Leben lang mir eine Zuflucht für mein Herz bleibt, und eine unvergängliche Freude, die mir niemand nehmen kann. Das nächstemal will ich meiner theueren Schwester und meinem Karl besonders schreiben. Den Brief von Konstanz aus[5]) werden Sie wahrscheinlich nun erhalten haben. Meine Schuld werd ich, wenigstens zum Theil abtragen können mit nächstem Briefe. H. Gonzenbach hat mir schon aufgetragen, ihm die Reisekosten zu nennen, und ich werde ihm, so bald es Gelegenheit giebt, die Rechnung vorlegen.

Ich bin genöthiget, schon hier zu schliessen. Ich soll in Gesellschaft und der Brief muss vor Abend fort. Erhalten Sie mir Ihre Liebe, theure Mutter! und lassen die ruhigen Zeiten, die nun kommen werden, Ihrem Leben recht wohlthun. Es stehet Ihnen auch an, die ehrwürdigen Jahre, in welchen Sie jezt sind, mehr in Feier und Ruhe und Heiterkeit, als bisher zuzubringen. Wie vieles haben Sie für uns gethan! Und Sie wissen selbst, dass es nicht Jedermanns Glück ist, eine solche Mutter und eine solche Tochter und solche Enkel täglich vor Augen zu haben.

Und die abwesenden Söhne sind Ihnen ergeben genug, um so zu leben, wie es vor Ihrem geprüftesten Urtheil bestehen kann.

Empfehlen Sie [mich] meiner verehrungswürdigen Grosmutter!

Ewig
Ihr
treuer Sohn
Hölderlin.

Meine Adresse ist:
bei H. Anton Gonzenbach in Hauptweil bei Konstanz.

Den Brief der Jfr. Schwabin habe ich richtig überliefert. Man erinnerte sich ihrer mit Vergnügen.

---

[4]) Nicht der in der Allg. deutschen Biographie genannte Karl August Gonzenbach.

[5]) Vgl. auch Sämmtliche Werke 2, 79.

2.

Hauptweil bei St. Gallen, d. 23. Februar 1801.

Theure Schwester!

Ich schreibe dir und den lieben Unsrigen an dem Tage, da unter uns hier alles voll ist von der Nachricht des ausgemachten Friedens*), und, da du mich kennest, brauche ich dir nicht zu sagen wie mir dabei zu Muth ist. Ich konnte auch diesen Morgen, da der würdige Hausvater mich damit begrüsste, wenig dabei sagen. Aber das helle Himmelblau und die reine Sonne über den nahen Alpen waren meinen Augen in diesem Augenblicke um so lieber, weil ich sonst nicht hätte gewusst, wohin ich sie richten sollte in meiner Freude.

Ich glaube, es wird nun recht gut werden in der Welt. Ich mag die nahe oder die längstvergangene Zeit betrachten, alles dünkt mir seltne Tage, die Tage der schönen Menschlichkeit, die Tage sicherer, furchtloser Güte, und Gesinnungen herbei zu führen, die eben so heiter als heilig, und ebenso erhaben als einfach sind.

Diss und die grosse Natur in diesen Gegenden erhebt und befriediget meine Seele wunderbar. Du würdest auch so betroffen, wie ich, vor diesen glänzenden, ewigen Gebirgen stehen, und wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf der Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln.

Ich kann nur dastehn, wie ein Kind, und staunen und stille mich freuen, wenn ich draussen bin, auf dem nächsten Hügel, und wie vom Äther herab die Höhen alle näher und näher niedersteigen bis in dieses freundliche Thal, das überall an seinen Seiten mit den immergrünen Tannenwäldchen umkränzt, und in der Tiefe mit Seen und Bächen durchströmt ist, und da wohne ich, in einem Garten, wo unter meinem Fenster Weiden und Pappeln an einem klaren Wasser stehen, das mir gar wohl gefällt des Nachts mit seinem Rauschen, wenn alles still ist und ich vor dem heiteren Sternenhimmel dichte und sinne.

Du siehest, Theure! ich sehe meinen Aufenthalt, wie ein Mensch an, der in der Jugend Laids genug erfahren hat, und jezt zufrieden und ungestört genug ist, um herzlich zu danken, für das, was da ist. Und je friedlicher es in meinem Innern wird, um so heller und lebender gehet das Angedenken an euch, ihr theueren Entfernten! mir auf, und ja, ich darf es sagen, denn ich fühl es zu lebendig, wenn mir noch glücklichere Tage vorbehalten wären, du und alle unsre Lieben würden nur mir unvergesslicher seyn. Indessen verlasse ich mich darauf, dass ich mit gutem Gewissen lebe und meine Pflicht thue; das Übrige, wie Gott will! und wenn die Zukunft mir nichts Freudiges verspräche, als dass ich von Zeit zu Zeit dich und die Mutter und

*) Frieden von Lüneville.

den Bruder und deine Kinder wiedersehen und an eurem Tische Gast seyn kann, so wär' es genug.

Dass unsre gütige Mutter mich von meiner Schuld auch dissmal wieder dispensiren will, ist gegen das Ausgemachte. Sie muss mir wenigstens erlauben, dass ich auf irgend eine andere Art noch auch ihr wieder danke, als mit diesen Worten, die so leicht von Herzen gehn. Bleibe nur gesund und sei so gut, und berede unsre lieben Mütter[7]) diesen Frühling manchmal auch zu einem Gange ins Grüne, bis es ihnen zur Gewohnheit wird; ich habe grossen Glauben daran, und meine, dass es langes Leben und Stärke dem Geiste bringt.

Entschuldige mich doch bei unserem Karl, dass ich ihm noch nicht geschrieben habe; es [l. er] weiss ja auch so gut, wie ich von ihm weiss, dass wir uns immer mehr sind und immer angehören. Freilich muss alles gefeiert werden, was gut und heilig ist, und darum soll auch unser Briefwechsel ja nie zu lange unterbrochen bleiben. Indessen gelten ja die Briefe an dich, auch ihm, wie allen den theuern Unsrigen. Leb wohl und schreibe mir bald wieder!

Dein

H.

Aus den spärlichen Andeutungen der Schwabschen Biographie[8]) ist zu entnehmen, dass Hölderlin in seiner neuen Stellung die Bekanntschaft Lavaters und Zollikofers machte, und dass hier ausser der Ode 'Unter den Alpen gesungen' eine Anzahl weiterer Gedichte entstanden[9]). Schon im April verliess er Hauptweil. Dass dies zunächst nicht wegen der Herausgabe seiner Gedichte geschah, worüber Huber aus Stuttgart Unterhandlungen mit ihm angeknüpft hatte, erhellt aus dem nachstehenden Schreiben Gonzenbachs:

Sie werden Sich erinnern, mein Hochgeschäzter Herr und Freünd, dass sowohl mein Sohn, als auch ich, Ihnen von zwey jungen Knaben aus meiner famille gesprochen, welche zu mir kommen sollten, und die eigentlich der Haubt Gegenstand meiner Erziehungs-Plane waren. Da sich nun, durch unvorgesehene Zufälle, die grösste Wahrscheinlichkeit zeigt, dass diese Knaben ein andere Bestimmung haben werden, und also dardurch das Haubtsächlichste meiner Absichten wegfällt, so werden Sie mir nicht übeldeüten, wenn ich, um Sie in keine nachtheilige Verlegenheit zu sezen, Sie hiermit in Zeiten davon benachrichtige, und höflichst

[7]) Mutter und Grossmutter.

[8]) Hölderlins Sämmtliche Werke 2, 307.

[9]) Die in der Ausgabe von Köstlin S. 127—136 gedruckten.

ersuche sich nach diesen Umständen gefälligst zu richten, und Ihre Massregeln darnach zu nehmen, das heisst, mit Ihrer besten Bequemlichkeit, indem mein einziger Wunsch ist, dass sie sich dabey gänzlich nach Ihrer Convenienz in allen Rücksichten richten. Ich bedaure von Herzen, dass uns das Schicksahl sobald wieder trennen soll, da aber die Wendungen desselben nicht in unserer Macht stehen, so hoffe ich Sie werden mir diese Nothwendigkeit nicht zurechnen, sondern mich auch in der Ferne mit der Fortdauer Ihrer schäzbaren Freündschaft beehren, sowie Ihnen die meinige lebenslänglich gewidmet bleiben wird.

Mit den aufrichtigen Gesinnungen unwandelbarer Hochachtung

Ihr

ergebenster

Hauptweil, d. 11n Aprill 1801. A. Gonzenbach[10]).

Wenige Monate später, mit der Reise nach Bordeaux, schritt Hölderlin nach dem kurzen Glücke seinem Verhängniss entgegen.

Zürich. Jakob Baechtold.

# Der Verfasser der Schildbürger.

Die älteste uns erhaltene Ausgabe des Volksbuchs von den Schildbürgern, von der die Kgl. Bibliothek zu Berlin ein Exemplar verwahrt, zeigt folgendes Titelblatt in Fraktur:

Die Schiltbürger. | Wunderselzame A- | bendtheurliche, vnerhörte, | vnd bissher vnbeschriebene Geschich- | ten vnd Thaten der obgemelten Schiltbür- | ger in Misnopotamia

---

[10]) Das steht auf S. 1 eines Quartdoppelbl.; auf S. 4 die Adresse: An Herren Magister Hölderlin. Ohne Siegel oder Poststempel. Der Brief wird dem Herrn Magister etwa auf sein Zimmer gelegt worden sein; Hölderlin mag sodann um ein Zeugniss gebeten haben, welches folgendermassen gegeben wurde:

Auf Verlangen von Herrn Magister Hölderlin bezeüge ich hiemit, dass dieser Herr als Lehrer meiner Kinder, sich meine ganze Hochachtung erworben, und bedaure nur, dass die unvorgesehene Wendung der Umstände uns so frühe wieder trennt. Ich verliere an ihm einen schäzbaren Freünd, und wünsche dass die glücklichste Zukunfft und ununterbrochene Zufriedenheit stets sein Loos seyn mögen.

Alt-Schloss-Hauptweil d. 13n Aprill 1801.

A. Gonzenbach.

hinder Vto- | pia gelegen. | Itzundt also frisch, Männiglichen zu | Ehrlicher Zeit verkürtzung, auss vnbekanten | Authoren zusammen getragen, vnd auss Vtopi- | scher auch Rohtwelscher in Deutsche | Sprach gesetzt. | Durch | M. Aleph, Beth, Gimel, der Festung | Ypsilonburger Amptman. | Die Buchstaben so zu viel sindt, | Nimb auss, wirff sie hinweg geschwindt, | Vnd was dir bleibt, setz recht zusammen: | So hastu des Authors Namen. | Mit Priuilegien dess Authoris allezeit zu | verbessern vnd zu vermehren, aber nicht | nachzudrucken. | Gedruckt in Verlegung des Authoris der | Festung Misnopotamia, 1598.

Eine frühere Ausgabe des Schildbürgerbuches vom Jahre 1597 wird in den bibliographischen Verzeichnissen von Cless und Draudius erwähnt, scheint aber spurlos verschwunden (vgl. Bobertag in Kürschners Deutsche National-Litteratur Nr. 397). Doch dürfte die erste Auflage wahrscheinlich noch älter sein, da von dem daraus abgeleiteten Lalenbuch eine Ausgabe aus dem Jahre 1597 nachgewiesen ist (Goedeke[2] 2, 560).

Von einer zweiten Bearbeitung unseres Volksbuches, dem 'Grillenvertreiber', sagt Bobertag a. a. O. S. 361: 'Der Grillenvertreiber .... ist eine wirkliche Umarbeitung, wohl von einem andern Verfasser, der viel zugesetzt aber dadurch keineswegs den Werth des Buches erhöht hat'. Diese Ansicht wird sich kaum halten lassen, wenn wir sehen, dass der Name des Verfassers des Grillenvertreibers, der sich in der Ausgabe von 1603 (vgl. Goedeke a. a. O. S. 561) 'Conradus Agyrtas von Bellemont' nennt, sich auf dem Titel unserer Schildbürger versteckt wiederfindet. Wenn man nämlich auf die Art, wie es die Verse unseres Titelblattes verlangen, die räthselhaften Buchstaben 'M. Aleph, Beth, Gimel, der Festung Ypsilonburger Amptman' theils umstellt, theils weglässt, so bekommen wir den gleichbedeutenden Namen: 'M. Thrasybul Agirtas u. Bellemont'. Übrig bleiben 4 E, 3 P, 2 N, 2 G, 2 M, je 1 H, I, D, F, R, welche Buchstaben wohl noch einen Sinn verbergen könnten, ohne dass ich mit ihnen etwas anzufangen weiss.

Thrasybul ist griechische Wiedergabe eines deutschen Kuonrât. Dass der Verfasser des Griechischen mächtig war,

zeigt auch sein zweiter Name Agirtas, Agyrtas, der wohl das griechische ἀγύρτης ist, sei es dass er damit seinen Familiennamen graecisiren oder sich appellativisch als Vagant[1]) bezeichnen wollte. Bellemont bezeichnet wohl ein deutsches Schönberg, vielleicht das meissnische Rot-Schönberg. Denn wenn Schilda nach Misnopotamia verlegt wird, so liegt dabei wohl ein Localwitz zu Grunde, und Misnopotamia, 'das Meissener Flussland', so genannt mit Anlehnung an Mesopotamia, ist wohl nichts anderes als Meissen. Müssen wir nach dem Schlusse des Titelblattes 'Gedruckt in Verlegung des Authoris der Festung Misnopotamia' schliessen, dass unser Autor vor unserem Buche bereits ein anderes von ähnlicher Tendenz, betitelt 'die Festung Misnopotamia', geschrieben habe? Die Deutung, die der Verfasser selbst in Kap. 1 von Misnopotamia gibt, darf uns nicht beirren. Ein griechisches Wort μισνοποτάμος = Schwätzer kann es nicht geben. Wahrscheinlich ist dabei nur ein neuer Hieb auf die geschwätzigen Meissener beabsichtigt. Es scheint also das nicht allzu ferne, in der Provinz Sachsen gelegene Schilda unter dem Namen Schiltberg mit dem meissnischen Rot-Schönberg verquickt.

Vielleicht wird sich bei genauerer Nachforschung mehr ergeben aus dem Namen 'Seufried Lödel', der in der Vorrede dem Bürgermeister von Schiltberg beigelegt wird. Diese Vorrede scheint selbst darauf hinzudeuten, dass der Verfasser beabsichtigte, eine neue Bearbeitung seines Buches später selbst vorzunehmen; denn sie schliesst: 'Wann sie [die Abgesandten des Königs ex terra ignota] dann widerumb kommen, werden sie mehr Verstandt bringen, welches auch sollen an tag kommen'.

Berlin, im Dezember 1887. S. Singer.

---

[1]) Vgl. Stephanus Θησαυρός, Parisiis 1831 p. 524: Ἀγύρται nominantur etiam Circulatores et praestigiatores circumforanei, qui congregata coactaque multitudine pharmaca aliqua ostentant, eaque praedicantes divendunt, misere simplici populo imponentes.

# Zum deutschen Drama des 17. Jahrhunderts.

## 1. Die englischen Komödianten und Shakespeares Mass für Mass.

Die englischen Komödianten, welche am 20. Januar 1604 beim Rathe zu Nördlingen um die Erlaubniss zu spielen ansuchten, nennen unter ihren Stücken auch das folgende: 'Vonn dem weisen Vhrteil Carolj des hertzogen Auss Burgundt' (Trautmann im Archiv für Litteraturgeschichte 11, 626).

Der Name des Herzogs von Burgund lässt an mancherlei denken: 1. An die Schweizer Kriege, welche ein in Gottscheds Vorrath 2, 251 f. (Goedeke[2] 3, 222) citirtes Drama behandelt: 'Des Hertzogen Carln von Burgund unglücklich geführte Krieg mit gemeiner Eydgnossschaft bey Grandson und Murten, auch kläglicher Untergang vor Nancy, von Josua Wetter, L. A. M., Kays. Notario, in deutscher Reimen Arth auffgesetzet und durch eine junge Burgerschafft der Stadt S. Gallen in einem öffentlichen Schauspiel widerumb an das tagelicht gebracht 1653. Anjetzo aber benebend einem andern Schauspil von dem Horatier und Curiatierkampf zu öffentlichem Truck verfertiget. 1663'. 2. Erinnert man sich, dass die Geschichte von dem sein Glück träumenden und wieder verträumenden Bauern, welche durch Shakespeares Vorspiel zur Widerspänstigen am bekanntesten geworden ist, seit Ludovico Vives und noch bei Christian Weise mit Philipp dem Guten von Burgund in Beziehung gebracht wird (A. von Weilen, Shakespeares Vorspiel zu der Widerspänstigen Zähmung. Frankfurt a. M. 1884 S. 3 ff.); für Philipp setzt aber eine andere Fassung auch wieder Karl IV. ein (a. a. O. S. 81). 3. Von einem 'weisen Urtheil' des Herzogs Carl von Burgund ist hier nirgends die Rede. Wohl aber wird die Geschichte, welche den Inhalt von Shakespeares Mass für Mass bildet, in den Monita et Exempla Politica des Lipsius (Antwerpen 1613) dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund zugeschrieben (Dunlop, Geschichte

der Prosadichtungen, übertragen von Liebrecht. Berlin 1851 S. 279).

Aber schon vor dem 17. Jahrhundert lässt sich diese Übertragung auf einen Herzog von Burgund nachweisen. Goedeke [2] 3, 530 verweist mit Recht, ohne den Stoff selbst zu kennen, auf die von Hans Sachs veranstaltete Sammlung von Meisterliedern, welche sich derzeit in der Kgl. Bibliothek in Berlin befindet (Codex germ. 414 quart). Dieser enthält (Bl. 92$^a$—94$^b$) 19 Lieder 'In hans folczin plût weis'; der Güte des H. Dr. S. Singer verdanke ich die folgende Inhaltsangabe:

1. anno 1450 leben zwei Ritter in Burgund, einer ledig, der andere verheiratet. Dieser wird von jenem gefangen gehalten.

2. Er bittet seinen Wächter, zu seinem Herrn zu gehen und ihm Lösegeld zu bieten.

3. Der Herr stimmt zu, die Frau des Gefangenen soll ihm das Lösegeld bringen, dieser schreibt einen Brief nach Hause.

4. Die Frau bringt das Lösegeld bei den Verwandten auf.

5. Sie überreicht das Lösegeld. Der Ritter verlangt, sie müsse noch ausserdem seinen Willen thun, sonst müsse ihr Mann ewig gefangen bleiben. Sie erklärt, erst ihren Mann fragen zu wollen.

6. Der Mann bittet sie, ihn um jeden Preis zu befreien. Die Frau bringt die Nacht mit dem Ritter zu.

7. Am nächsten Morgen wird dem Gefangenen in Gegenwart seiner Frau der Kopf abgeschlagen.

8. Die Frau eilt zum Herzog von Burgund, dem Lehensherrn beider Ritter.

9. Sie klagt.

10. Der Herzog schickt nach dem Ritter.

11. Er sieht die Frau, läugnet, sie zu kennen. Der Herzog befiehlt ihm, sie zu heiraten.

12. Trotz seinem Widerstreben Hochzeit.

13.—15. Der Ritter muss der Frau all sein Hab und Gut verschreiben.

16. 17. Es wird ihm der Kopf abgeschlagen, der Frau wird ein edler Graf als Mann verschafft.

18. 19. Mit diesem führt sie ein gottgefälliges Leben bis an ihr Ende. Der Herzog von Burgund (Purgân: vnderdân) hat recht gerichtet.

Kann sonach kaum ein Zweifel sein, dass die englischen Komödianten im Jahre 1604 in Nördlingen den Stoff von

Mass für Mass vorgestellt haben, so ist doch an das Shakespearesche Stück selbst nicht zu denken. Dieses ist erst ein paar Monate später, im Dezember 1604 im Palaste zu Whitehall aufgeführt worden und erschien erst 1623 in der Folioausgabe im Druck. Dem Shakespeareschen Drama liegt ein älteres von George Whetstone zu Grunde, welches unter dem Titel The Historie of Promos and Cassandra 1578 im Druck erschienen ist und die Handlung in die Regierungszeit des Corvinus nach Ungarn und Böhmen verlegt (den Vergleich zwischen Shakespeare und Whetstone stellt Foth im Shakespeare-Jahrbuch 13, 163 ff. an; das Stück selbst ist, nach gefälliger Mittheilung von A. Brandl bei Collier-Hazlitt, Shakespeare Library II 2, 201 ff. abgedruckt). Aber weder dieses Stück noch die spätere Prosaerzählung Whetstones (a. a. O. I 3, 156 ff.) kann die unmittelbare Quelle der englischen Komödianten sein: denn die Handlung spielt nicht bloss in anderer Zeit und an anderem Orte, sondern wie bei Cinthio und Shakespeare ist es die Schwester (nicht die Frau), welche ihre Ehre opfert, um den Bruder (nicht den Gatten) zu retten. Als Mann und Frau erscheinen die Helden der Erzählung vor dem 17. Jahrhundert nur in der bis auf wenige Verse verlorenen Tragödie Phillamire von Claude Rouillet (Ebert, Entwicklungsgeschichte des französischen Dramas S. 136) und in unserem Meisterliede. Wieder ein Beweis, dass die englischen Komödianten in der Behandlung eines ihnen aus ihrem Vaterlande her geläufigen Stoffes sich gleichwohl an die deutsche Tradition anschlossen und schon 1604 an die Stelle eines englischen Stückes ein denselben Stoff behandelndes deutsches setzen konnten. Das Verhältniss ist genau dasselbe, wie beim Kaufmann von Venedig, im Hinblick auf den Meistergesang und das Ambraser Liederbuch.

Nach den englischen Komödianten ist Mass für Mass wohl erst 1777 wiederum in Schröders Bearbeitung in Hamburg und 1789 in Berlin gegeben worden. Zwischen die Hamburger und Berliner Darstellung des Shakespeareschen Originals fällt die Aufführung einer Bearbeitung durch den Wiener Theaterdichter Brömel (Genée, Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland S. 271 f.), welche

1784 in Leipzig, Dresden, Hamburg und Berlin gegeben wurde (Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft 12, 216).

## 2. Graf Paquafil.

Mit dem unter dem obigen Titel bei Kralik und Winter in den Deutschen Puppenspielen (Wien 1885) S. 43 ff. abgedruckten Stück weiss weder der Recensent in der Deutschen Litteraturzeitung 1885 Nr. 52, A. v. Weilen, noch der in dem Anzeiger f. deutsches Alterth. und deutsche Litt. 13, 69 ff., R. M. Werner, etwas anzufangen. Es geht auf das Schauspiel 'Die Grafen Philibert und Rodolph von Paqueville oder Bruderliebe und Ehetreue' zurück, über welches Wilhelm von Ploennies in Hennebergers Jahrbuch f. deutsche Litteraturgeschichte S. 1 ff. (1855) gehandelt hat. Dessen Gewährsmann hat dasselbe noch in den fünfziger Jahren von den Bauern im Vispthal aufführen sehen und als Verfasser des Stückes den Grossvater seines Begleiters Tantignoni, Herrn Lukas de Schallen, Oberrichter in Wallis, in Erfahrung gebracht. Die Entstehung des Stückes würde sonach in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fallen: was nach dem ganzen Charakter des Stückes wenig glaublich erscheint. Bei den ganz unbestimmten Angaben und der langen Reihenfolge der Gewährsmänner, auf welche sich Ploennies stützt, dürfen wir inneren Gründen weit mehr Gewicht zuschreiben als den unsicheren äusseren. Wir haben ein Alexandrinerstück vor uns und zwar kein Volksstück, wie Ploennies Überschrift: Zur Litteratur des Volksdramas andeutet, sondern eine Kunsttragödie des 17. oder 18. Jahrhunderts; dazu stimmt, dass Lukas de Schallen juristische und rhetorische Studien absolvirt hat. Sein Drama besteht aus zwei Theilen, welche Act um Act mit einander abwechseln und dasselbe Thema in antikem und modernem Costüme behandeln; wie man im 17. Jahrhundert die biblischen Symbole liebte und die Geschichte Josephs etwa auf Christus ausdeutete, so geht jedem Acte in der Geschichte des Paqueville die ungefähr entsprechende Situation der Ulysses und Penelope-Sage als 'Vorbedeutung' voraus. Die Geschichte Philiberts von Paqueville ist mit der seines Bruders verbunden: die Ehetreue mit der

Bruderliebe. Philibert verlässt seine Gattin, um gegen die Türken zu kämpfen. Sein Bruder Rodolph folgt ihm nach; beide werden gefangen. Rodolphs Frau macht sich in Männerkleidern auf den Weg und befreit ihren Gatten durch ihren Gesang; erst nach der Rückkehr gibt sie sich ihm zu erkennen. Philibert wird durch die heilige Maria und St. Julian, den Schutzpatron der Reisenden, befreit und trifft mit seiner Frau in dem Augenblicke wieder zusammen, als sie dem Wunsche ihres Volkes nachgeben und einen andern heiraten will: die Erkennung erfolgt durch einen Ring.

Das Puppenspiel lässt die antike 'Vorbedeutung' fallen und begnügt sich mit der ehelichen Treue, während die 'Bruderliebe' durch die Parallelhandlung des Kasperle ersetzt wird. Die Übereinstimmungen gehen bis ins einzelne: in der ersten Scene des Puppenspiels haben die Herausgeber mit Recht Reime vermuthet; die entsprechende Scene fehlt in unserem Alexandrinerstück, aber nach dem zweiten Acte treten Christus, Mahomet und die katholische Kirche auf und singen Lieder nach der Art der antiken Chöre: die Kirche klagt über ihre Bedrängniss, Mahomet schwört sie zu vernichten, Christus verspricht sie zu beschützen. Hier finden wir eines der Reimpaare (ausrotten: verspotten) aus der ersten Scene unseres Puppenspiels wieder: 'Jetzt kannst du nur spotten und die Kirche ausrotten!' Paquevilles Rettung erfolgt im Puppenspiel durch den Schutzgeist des Helden: wie im Alexandrinerstück setzt ihn dieser im eigenen Walde nieder, wo er alles für einen Traum hält; an Stelle des Bauern finden wir im Alexandrinerstück den Pförtner, welcher seinen Herrn nicht erkennt. . . Auf eine Vergleichung bis ins einzelne verzichte ich bei der gänzlichen Werthlosigkeit des Puppenspieles. Der mittelmässige Kunstdichter ist dem volksthümlichen Verfasser des Puppenspieles immer noch haushoch überlegen.

Nur eine methodologische Frage möchte ich noch berühren. So lange wir uns bei Untersuchungen der Stoffgeschichte auf unser blosses Gedächtniss verlassen müssen, sind wir noch sehr weit von dem Punkte entfernt, auf welchem die Dichtungsgeschichte aus solchen Untersuchungen Nutzen ziehen kann. Wir brauchen zunächst eine Zu-

sammenstellung des bereits Beobachteten und Gefundenen: ein Lexikon der Stoffe und Motive, wie es Goedeke einmal geplant hat. Bis dahin bleibt es zufällig, was dem einen oder dem andern bei dem einen oder dem andern Motive zufällig einfällt.

Das Thema des Paqueville z. B., die Wiederkehr des Gatten aus orientalischer Gefangenschaft, erinnert R. M. Werner an die Sturm- und Drangstücke Ph. Hahns und an die Ritterdramen. (Vergl. O. Brahm, Das deutsche Ritterdrama, Quellen und Forschungen 40, 156 f. und Anzeiger f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 7, 432 f.) Aber schon Gervinus (2, 262) stellt die Fassungen zusammen, in welchen es dem Mittelalter geläufig ist. Ausser auf Uhlands Schriften (4, 295; 8, 431) und auf Baechtolds Ausgabe der Stretlinger Chronik (S. 27) ist jetzt auch auf Paul und Braune 13, 278 ff. und den Neudruck des Thedel von Walmoden (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jhrhs. 72) zu verweisen. Aus anderen Quellen findet sich Ähnliches selbst im Faustbuche (Düntzer, Die Sage von Faust, Stuttgart 1846 S. 42 f.). Zu dem Volksliede vom edlen Morunger gibt es eine eigene Litteratur; und nach den Stürmern und Drängern liebten Tieck (Abschied, Berneck), Müllner und Houwald in ihren Schicksalsdramen dasselbe Motiv, welches neuerdings in Tennysons Enoch Arden und bei Max. Schmidt wiederum vorkommt; Julius Wolffs Umdichtung des Morungerliedes in Der Pilger (Franzos, Deutsche Dichtung Bd. 1 Heft 5 S. 109) nicht zu vergessen. . . Über die ganze Sagenfamilie handelt ausser Jakob Grimm in der Mythologie (S. 980) auch noch Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie S. 3 ff. und Zeitschrift f. Mythologie u. Sittenkunde I 1, 63. Ob Ploennies sein in dem citirten Aufsatze gegebenes Versprechen erfüllt und in der Wolfschen Zeitschrift noch einmal über den Stoff gehandelt hat, kann ich nicht erfahren, weil mir die Zeitschrift hier nicht zugänglich ist.

### 3. Zu Christian Reuter.

Gelegentlich der von Zarncke so erfolgreich weitergeführten Forschungen über den Verfasser des Schelmuffsky mache ich darauf aufmerksam, dass das Lustspiel Graf

Ehrenfried schon 1855 in Prutz Deutschem Museum (Jahrgang 5 Bd. 2 S. 660 ff.) von Theodor Hermann ausführlich besprochen ist. Hermann hat die auf Reuter bezüglichen Acten vorliegen, welche neuerdings Kirchhoff an Zarncke übergeben hat, und gibt über seinen Handel mit dem Advokaten Götze genauen Aufschluss. Durch den Aufsatz von Hermann wurde wohl E. Weller auf den Namen Reuters aufmerksam, welcher ihm erst seit 1856 bekannt ist.

Um neben der von Zarncke betriebenen Erforschung des Erlebten in Reuters Schriften auch zur litteraturgeschichtlichen Untersuchung derselben beizutragen, mache ich weiter darauf aufmerksam, dass die Tischscene in der Ehrlichen Frau, bei welcher Schelmuffsky von seinen Reisen erzählt, mit der Tischscene im Vincentius Ladislaus des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig verglichen werden muss, in welcher der Held gleichfalls seine Jugendgeschichten auftischt; dass Reuters Harlekinstücke Seitenstücke zu den von Jellinghaus herausgegebenen niederdeutschen Bauernkomödien von Teweskens Hochzeit- und Kindbettschmaus sind, und dass die Gattung dieser Nachspiele an den Singetsspielen Ayrers durch den Verfasser der Kunst über alle Künste und durch Christian Weise bis auf Reuter fortlebt.

Wien, 21. Dezember 1887. Jakob Minor.

## Zu den Faust-Paralipomena.

Bei den Versen, die Mephistopheles spricht,

Und merck dir ein für allemal
Den wichtigsten von allen Sprüchen
Es liegt dir kein Geheimniss in der Zahl
Allein ein grosses in den Brüchen

(Weimar. Ausgabe 14, 293 Nr. 20) weist Düntzer in Kürschners Deutscher Nationallitteratur Bd. 93 (Goethes Werke Bd. 12), S. 213 auf zwei Parallelstellen hin, die doch keine volle Erklärung bringen. Näher stimmt zu dem hier ausgesprochenen Gedanken und aufschlussreicher ist eine Äusserung Goethes vom 11. August 1815, über die Sulpiz Boisserée

in seinem Tagebuch berichtet (1, 266): ‘Ich fragte nach einem Buch, das eine Übersicht der Gebirgsbildung auf der ganzen Erde gibt, und ob Ebel[1]) es gäbe? Ja gewissermassen, auf jeden Fall lerne man viel, es sey ein trefflich Buch; doch fehle etwas, welches auf eine seltsame Weise entstehe und häufig vorkomme. Der Mann suche nämlich etwas zu erklären, was sich nicht erklären lasse, was man zugeben müsse; bis auf den Punkt sey er ganz charmant, aber durch diess falsche Bemühen verderbe er seine Sache. Es sey damit wie bei der Musik, wo man nie eine reine Oktave kriege, sondern in der zweiten immer ein neuer Ton sich bilde, ein neunter Theil, den man nicht als einen für sich stehenden annehmen könne, darum als Bruch in die ganze vertheile. Dieser Bruch sey es, der einem überall in der Geologie und in der ganzen Natur begegne. Wolle man ihn rein auflösen, so gehe es nicht, so verwirre man das Ganze, man müsse wissen, dass da noch etwas Unauflösbares sey, und es als solches zugeben, dann komme man durch’.

Wir haben hierin das besondere Bild für eine Idee, die Goethes gesammter Naturanschauung und Naturerkenntniss zu Grunde liegt. Das dem Menschen Zugängliche und Unzugängliche in der Welt um uns zu unterscheiden, war ihm früh eine Aufgabe, ja die wichtigste seiner inneren Ausbildung geworden. Seit wann, wäre wohl der Mühe werth, genauer festzustellen. Wollte man das Problem dieses Dualismus als den eigentlichen Angelpunkt der Fausttragödie bezeichnen, so würde man kaum fehlen. Und wenn eine Formel für das unerschöpfliche, unmessbare Riesenwerk gefunden werden soll, wäre mir die: ‘Verhältniss des strebenden Menschen zur Natur’ noch die einleuchtendste.

Der Faust, der den Erdgeist ruft und von ihm ins Nichts zurückgeschleudert wird, hat die Einsicht, welche Goethe an dem Werke Ebels und vieler anderen vermisst, noch nicht, so wenig sie der Verfasser des Werther, des Prometheus zu besitzen scheint. Aber der Faust der Scene in Wald und Höhle und mehr noch der Faust des Terzinen-

[1]) Joh. Gottfr. Ebel, Über den Bau der Erde in den Alpengebürgen. Zürich 1808; vgl. Allg. Deutsche Biographie 5, 518 f.

Monologs am Anfang des zweiten Theils hat sich jener Erkenntniss Goethes genähert, die aus den 'Grenzen der Menschheit', aus dem Aufsatz des Tiefurter Journals Die Natur (Hempel 34, 71 ff.) redet: 'Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann' .... 'Man reisst ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt' (ähnlich im Wortlaut, aber aus ganz andrer Stimmung die bekannten Verse Faust 672—675). Zum Frieden mit der Natur, den Goethe frühzeitig erreichte, kommt Faust freilich niemals, weil er sich mit dem dämonischen Abgesandten des Erdgeistes verbunden hat und diese Verbindung nicht löst, 'Magie' nicht 'von seinem Pfade entfernen kann' d. h. die Grenze des Unzugänglichen nicht achtet. Auch sein letztes Unternehmen bewährt das aufs neue. Das anstürmende Meer verdriesst ihn, 'wie der Übermuth den freien Geist'; die Unfruchtbarkeit der immer wieder andringenden Wellen erregt seine Leidenschaft, 'beängstigt ihn zur Verzweiflung':

> Zwecklose Kraft unbänd'ger Elemente!
> Da wagt mein Geist, sich selbst zu überfliegen;
> Hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich besiegen.

Das ist noch immer der alte Faust, der es nicht ertrug, dass der Erdgeist auf ihn herabsah wie auf einen Wurm im Staube, der das Meer hasst, weil es 'herrisch' ist. Früher wollte er sich den Elementen gleichstellen, mit ihnen eins werden — es gelang nicht, jetzt will er die Elemente sich unterwerfen — es kann wieder nicht gelingen. Der Plan der Abdämmungsarbeiten entspringt demselben Trieb wie die Beschwörung des Erdgeistes, wie der Zug auf den Gipfel des Brockens; dass seine Ausführung Millionen Mitmenschen Arbeit und Freiheit schafft, ist von vornherein nicht Fausts Absicht, bestimmt nicht sein Handeln, wenn es auch seine letzte, vom Dichter fast nur in den Schlussworten des sterbenden Greises ungenügend angedeutete Erhebung und nach dem Tode fortdauernde Läuterung herbeiführt.

Eine Frage für sich ist, wie Goethe über das Sittliche im Verhältniss zum blossen Naturalismus während der ver-

schiedenen Epochen seines Lebens gedacht hat, und inwiefern die Faustdichtung, die alle Wandlungen, welche Goethes Ansichten hierüber durchgemacht haben, abspiegelt, im letzten Grunde eine Kritik des Naturalismus gibt. Davon ein ander Mal.

Halle a. S., im Januar 1888. Konrad Burdach.

## 'Maître Jacques' in Goethes Briefwechsel.

Der Ausdruck 'Maître Jacques' für einen gewandten, in mehreren Sätteln gerechten, zu vielerlei Verrichtungen brauchbaren Diener oder Beamten findet sich bei Goethe öfter, aber, soweit ich habe nachkommen können, nur in seinen Briefen. Goethe schreibt an den Herzog Karl August, Rom, den 17. November 1787: 'Vor einigen Tagen habe ich einen Italiener nach Weimar geschickt, einen sehr guten Menschen, wenn er gut genutzt wird, eine Art von Maître-Jacques, der das Mechanische der Reise zu besorgen, alle Händel mit den Postmeistern, Wirthen etc. abzuthun hat'. Ferner in einem Brief an denselben vom 8. Dezember 1787: 'Nehmen Sie Filippo Collina, ein Römisches Original, das ich Ihrer Frau Mutter als Reise Maître-Jacques überschicke, in Protection'. Dazu bemerkt Düntzer (Goethe, Hempel 24, 895, Anm. 7): 'Ähnlich schrieb er am 16. Juni 1782 an den Herzog: 'Bei der Kriegskasse ist mir seine (des Venus) Maître-Jacquesschaft fast unentbehrlich geworden'. Diderots Roman 'Jacques le fataliste et son maître' war schon damals handschriftlich in Weimar bekannt geworden.' Aber auf diesen Roman kann die Phrase nicht zurückgeführt werden. Ich finde sie ferner in Goethes Brief an die Gräfin O'Donnell (R. M. Werner, Goethe und die Gräfin O'Donnell, Berlin 1884 S. 74) vom 24. November 1812: 'Denn da Ihnen weder die Localitäten meiner Lebensbühne, noch die Personen des Drama's, in welchem ich den maitre Jaques zu spielen die Ehre habe, bekannt sind, so gäbe es keine eigentliche lebhafte Darstellung'. Werner stellt S. 85 die Vermuthung auf, der Ausdruck stamme aus einem Lust-

spiel von Philipp Hafner, Der Furchtsame, in welchem die Figur des Hausmeisters zu den gelungensten zähle. Auch diese Anknüpfung ist abzulehnen. Ich weise auf eine andere Stelle desselben Briefes an die O'Donnell hin, die Werner ohne Erläuterung lässt, und die mir die Richtung des Suchens zeigt. Es heisst da: 'Es kann zwar sein, dass, wie jener Prosa machte ohne es zu wissen, ich unbewusst poetisch rede'. Erläutert wird diese Stelle durch folgende aus einem Briefe an die Frau von Stein vom 12. April 1782: 'Hier, Beste, ein Epigramm, davon die Dichtung dein ist. Du wirst Dich verwundern wie Herr Jourdain, qui faisoit de la prose sans le savoir', wozu Fielitz und Düntzer den nöthigen Nachweis geben aus Molières Bourgeois gentilhomme. Und aus Molière stammt auch der Maître Jacques. Im Avare, Act 3 Scene 5, fragt Harpagons Bedienter, Maître Jacques, seinen Herrn: Est-ce à votre cocher, monsieur, ou bien à votre cuisinier, que vous voulez parler? car je suis l'un et l'autre.

Harpagon. C'est à tous les deux.

M. J. Mais à qui des deux le premier?

H. Au cuisinier.

M. J. Attendez donc, s'il vous plaît. (M. J. ôte sa casaque de cocher, et paraît vêtu en cuisinier.)

Sulza. Robert Boxberger.

## Zu Novalis.

### 1. Ein Jugendbrief als Tassoparaphrase.

Als Leipziger Student setzt Hardenberg dem Vater in einem langen Schreiben, Nachlese 1. A. S. 23 ff., seine auf strenge Selbstzucht gegründeten Zukunftspläne aus einander. 'Ich war zwanzig Jahre alt und hatte noch nichts in der Welt gethan' spricht er dem Don Carlos nach. Missmuth, quälerische Unzufriedenheit mit sich selbst, wechselnde Sehnsucht nach einem Beruf, Liebesleid, mangelnde Idee der Pflicht, ungebändigte Phantasie, peinvolle Unruhe sind

die Symptome eines überstandenen 'Seelenfiebers', das der Jüngling nochmals vorbeigleiten lässt. Im Soldatenstande möchte er sich hart schmieden lassen, um heftige Stösse ertragen zu lernen. 'So ein Charakter wie der meinige bildet sich nur im Strome der Welt' fährt er frei nach Tasso fort, und die folgende Darlegung, wie Männlichkeit das Ziel seines Strebens sei, führt diese Aneignung des Goethischen Lebensideals weiter: 'Einem engen Kreise kann ich nie meine Bildung danken. Vaterland und Welt muss auf mich wirken. Ruhm und Tadel muss ich ertragen lernen. Mich und Andere werde ich gezwungen, recht zu kennen, denn nur durch Andere und mit Anderen komme ich fort. Die Einsamkeit darf mich nicht mehr schmeichelnd einwiegen. Es will der Feind, es darf der Freund dann nicht schonen. Dann fange ich erst an, meine Kräfte zu üben und männlich zu werden'. Es sind in leichter Umschreibung Alfonsos Verse 1, 2:

> Ein edler Mann kann einem engen Kreise
> Nicht seine Bildung danken. Vaterland
> Und Welt muss auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
> Muss er ertragen lernen. Sich und andre
> Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
> Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
> Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen:
> Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
> Fühlt was er ist und fühlt sich bald ein Mann.

Ähnliches im Tagebuch 3, 52.

## 2. Zur Chronologie der Hymnen.

Über die innere Entstehung der Hymnen an die Nacht dieser wundervollsten Schöpfung älterer romantischer Poesie, sind wir durchaus im Reinen, nicht so über die Datirung. Just verlegt sie in das Jahr 1798, Tieck in den Herbst 1797, Haym lässt sie aus den Stimmungen des Sommers 1797 entspringen, ähnlich Dilthey, der eine Umarbeitung 1798 annimmt. Ich glaube: wir dürfen für die Conception nicht über Frühling und Sommer 1797 hinausgehen, soweit die erste Gruppe, Nr. 1—3, in Frage kommt. Diese ist ganz befangen in dem nächtigen lebensfeindlichen Leid, das nach

Sophiens Abschied den Dichter allen Schranken des Irdischen entrückte. Die dritte Hymne nur eine freie Ausführung des Tagebucheintrags vom 13. April 1797: die Worte 3, 56 'Das Grab blies ich wie Staub vor mich hin, Jahrhunderte waren wie Momente, ihre Nähe war fühlbar, ich glaubte sie solle immer vortreten' kehren unverkennbar wieder in der Phantasie 'Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten .... Jahrtausende flogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter'. Und der Schluss der ersten Hymne 'Zehre mit Geistergluth meinen Leib, dass ich luftig mit dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währe' sind nur der gesteigerte Ausdruck des Gefühls, das an demselben 13. April, 3, 158, in einem Briefe sich malt: 'Ich habe noch einiges zu verrichten — dann mag die Flamme der Liebe und Sehnsucht auflodern und dem geliebten Schatten die liebende Seele nachsenden'. Man denkt an F. Schlegels schauerlichen Vergleich, Hardenberg ähnle immer mehr der Braut von Korinth, die sich langsam vom Lager des Irdischen loswinde. Die dritte und vierte Hymne theilen mit der ersten Gruppe den hart an Manier streifenden Inversionstil, die vollen Epitheta, das Schweben zwischen Raum und Unraum, die Mischung von Sinnlichkeit und Unsinnlichkeit, den Zauber trunkener Ahnung; aber die feierliche Klage wird bewegter, die 'allverwandelnde, allverschwisternde Himmelsgenossin, die Phantasie' gewinnt plastischere Kraft, das letzte Stück führt uns in das Reich einer das ganze Weltleben spiegelnden Allegorie, neben die Geliebte tritt die Gestalt des Erlösers, die als rhythmische Prosa gedruckten Dithyramben gehen nun partienweise in regelmässigere Verse über. Wir werden zwischen beiden Gruppen eine Pause anzunehmen haben, in welche eine Wendung zur angestammten 'Herrnhuterei' fällt.

Berlin. Erich Schmidt.

## Zum 2. Theil von Goethes Faust V. 2199 ff.

Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders sein:
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch n' Wein.

Ich habe schon früher im Archiv für Litteraturgeschichte 3, 482 auf eine Goethesche Reminiscenz aus Zincgref aufmerksam gemacht und es sind inzwischen von andern andere nachgewiesen worden. Es wäre daher wohl anzunehmen. dass auch obige Worte einem Zincgrefschen Sinnspruche nachgeahmt sind, welcher sich in seiner Emblematum centuria (Heidelberg. 1666. 4) Nr. 75 und in Wilhelm Müllers Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh. (Leipzig 1825) 7, 16 findet:

Jugend.

Neue Weine müssen gähren,
Denn wer kann der Jugend wehren?
Lass sie toben! Most wird Wein.
Sie wird endlich klüger sein.

Sulza. Robert Boxberger.

## Nachträge.

Zu Vierteljahrschrift 1, 11 unten. Für die Popularität der Faustsage in Schlesien im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts gibt die Erste Sammlung Von Daniel Hoppens Siles. Teutschen Gedichten 1728 S. 115 einen weiteren Beleg: sie erwähnt eine Aufführung des Dr. Faust auf einem Dorfe.

Graz. Ferdinand Eichler.

Zu Vierteljahrschrift 1. 54. Für V. 1175 des Urfaust hätte Kögel auf Albrechts Darstellung der Leipziger Mundart S. 64 verweisen können, wonach der anstössige Plural

auch in Leipzig vorkommen soll. Hildebrand bemerkt im Vorwort zu diesem Buche S. VI, er kenne diesen Plural als 'osterländisch thüringisch hessisch u. s. w.; auch Goethe brauchte sie anfangs selbst als Schriftsteller', wofür Hildebrand als Beleg anführt die Stelle Der junge Goethe 2, 465: 'müssen es hier Menschen geben' (später geändert 'muss es' u. s. w.).

Jena. Friedrich Kluge.

Zu Vierteljahrschrift 1, 55. Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt vor V. 1 'Pulten' ist weder neu (Kögel) noch anzuzweifeln (E. Schmidt); auch im Prolog zu den neusten Offenbarungen Gottes steht: 'Bahrdt sizt am Pulten' (Der junge Goethe 2, 380).

Halle. Konrad Burdach.

# Goethe und der Bildhauer Gottfried Schadow.

Dr. W. Bodes, 1885 bei Grote in Berlin erschienene, Geschichte der Deutschen Plastik verfolgt die Entwicklung unserer Bildhauer bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Das Buch schliesst mit einer Besprechung Gottfried Schadows und einiger anderer gleichzeitiger Bildhauer in folgenden Worten: 'Die ideale, auf unmittelbare Nachahmung der Antike ausgehende Richtung der Zeit verdammte diese nur auf die Natur zurückgehende Kunst; Goethe übte gerade an den Meisterwerken Schadows herbe Kritik. Aber die deutsche Plastik verdankt diesen Künstlern den dauernden Gewinn, dass sie ein offenes Auge für die Natur aus der alten Kunst mit herübergenommen hat.'

Für mich lag in diesem Urtheil die Aufforderung, das über Goethes Verhältniss zu Schadow Bekannte noch einmal zu prüfen. —

Goethe hatte, nachdem er in den Dienst des Herzogs nach Weimar übergegangen war, den lebhaften unmittelbaren Verkehr mit vielen Leuten und mit dem grossen Publicum aufgegeben. Er brach mit seiner bisherigen Existenz als öffentlicher Schriftsteller so völlig, dass er, als ihm in den neunziger Jahren von Schiller die Möglichkeit eröffnet wurde, sich zu augenblicklichen Wirkungen auf die deutschen Leser wieder in Arbeit zu setzen, sich wie in ein ungewohntes Element hineinbegab. Ich habe gezeigt[1], in wie hohem Grade es Schiller gelang, Goethe in das seiner Natur zusagende Fahrwasser zurückzuführen. Ihr Briefwechsel lässt erkennen, wie sie gemeinsam arbeitend die Wirkung ihrer Worte berechneten. Musenalmanach, Horen und Propyläen waren die einander folgenden Schauplätze dieser Thätigkeit. Ersterer der Litteratur, die Horen neben ihr der bildenden Kunst, die Propyläen dieser ganz gewidmet. In den Propyläen wollte Goethe, wie

[1]) Goethe-Vorlesungen.

der einleitende Aufsatz ausspricht, den Vertretern der deutschen Kunst darbringen was seit der Italiänischen Reise an Anschauungen sich in ihm gesammelt hatte. Er sehnte sich danach, nun, da das europäische Leben überall die Besten in die Öffentlichkeit drängte, selbst wieder hinauszutreten. Er schwankte nicht mehr wie in Italien, als unendliche Eindrücke aus den verschiedensten Epochen ihn hin und her warfen: er wusste jetzt, was er wollte. Er war von Lehrsätzen erfüllt. Er wollte wirken, über den Kreis seiner Freunde, über Weimar hinaus. Er sah, dass eine sich in Deutschland bildende stille Partei der Leitung bedürfe. Er war nun bald fünfzig Jahre alt. Zwanzig waren seit Frankfurt vergangen, zehn seit Rom. Vergleichen wir seine Originalbriefe noch aus Italien mit denen, die er nun an Schiller schreibt. Fast schüchtern ging er 1786 dem Unbekannten entgegen, das ihn im Süden empfing. Losgerissen aus beklemmenden Verhältnissen, sah er sich damals in ein Dasein versetzt, das alle Erwartungen übertraf. Sein Trieb aber ist nur, die Kunde vom Neuerlebten denen zu Hause mitzutheilen. Noch kein Gedanke, dass seine Mittheilungen, aus dem engen Kreise der wenigen Weimaraner Vertrauten herausklingend, irgend jemand ausser diesen als Richtschnur dienten. Auch denen in Weimar stieg dergleichen nicht auf. Goethes Briefe kamen einer Reihe von Freunden zu gute und ihre litterarhistorische Mission war damit erfüllt. Man hatte sich daran gewöhnt, Goethe für sich zu besitzen. Aus dem Frankfurter Advocaten, der aller Welt gehört und mehr auf Strassen und Landstrassen gelebt hatte, war der mit Geschäften beladene Geheimrath geworden, der, auf Urlaub gehend, nun auch in Rom, wie er in Weimar gethan, in seine vier Wände sich zurückzieht. Und dabei verblieb es nach der Rückkehr. Die Campagne in Frankreich machte Goethe nicht als der, wo er auch weilte, licht hervortretende Dichter Deutschlands, sondern als halb im Dämmer steckender Beamter des Herzogs mit, in dessen Gefolge er sich dahin oder dorthin wendet. Erst durch Schiller ward Goethe belehrt, wie man es machen müsse, um sich das Echo zu schaffen, dessen er bedurfte. Als

Kunstgelehrter im weitesten Umfange thut Goethe jetzt sich auf und begründet eine neue Herrschaft.

Bekannt ist, dass ein Theil der Arbeit an den Propyläen in der Abfassung der Urtheile bestand, welche über nach Weimar zur Concurrenz gesandte Arbeiten jüngerer Künstler jährlich von Goethe und den Seinigen gefällt wurden. Meyer und Schiller standen Goethe hier zur Seite. Weizsäcker hat in der gehaltreichen Vorrede zu seiner Ausgabe von Meyers Schriften darauf hingewiesen, wie falsch die bisher gehegte Meinung von einem Einflusse sei, welchen Meyer auf Goethe ausgeübt. Goethe habe vielmehr Meyer geleitet. So sicher ist dies die wahre Ansicht der Dinge, als sie es auch in Betreff Schillers ist, der, wie er selbst eingestand, von bildender Kunst nichts wusste und von Goethe in sie eingeführt wurde. Und so sehen wir den letzten in den Propyläen veröffentlichten Bericht über die Ergebnisse der Concurrenz von 1800 (im zweiten Hefte der Zeitschrift) von allen drei gemeinschaftlich verfasst: dasjenige Schriftstück, um dessentwillen Goethe von Schadow angegriffen wurde. Eine ganze Reihe von Zeichnungen hatte man diesmal zu beurtheilen, deren Gegenstand ein Jahr früher von denselben drei Männern festgestellt und zur Concurrenz um den Preis von einer nur geringen Anzahl von Ducaten ausgeschrieben worden war. Am 30. September 1800 meldet Goethe an Schiller nach Jena, die Einleitung des Berichtes, sowie das Schema des Abschlusses seien niedergeschrieben. Schiller und Meyer übernehmen nun die eigentliche Arbeit: die Beschreibung und Beurtheilung der einzelnen Blätter. Goethe theilt den von ihm verfassten Abschluss, ehe er ihn zum Drucke absendet, Schiller mit, der seine Billigung zu erkennen gibt. Schiller nennt was Goethe geliefert hatte eine 'Kunststatistik Deutschlands'. Goethe hatte, seinen eigenen Worten nach, manches einfliessen lassen, was 'die Künstler stutzig zu machen' geeignet sei. Wir begreifen diesen Satz heute kaum: gar zu unbedeutend, ja fast nichtssagend klingen Goethes Worte. Niemand von uns würde darin etwas Besonderes sehen: aber man erinnere sich daran, wie auch heute noch, wenn Leute obersten Ranges sich vernehmen lassen, das gesammte Publicum

sich wie in eine Gesellschaft von Philologen verwandelt, die jede feinste Nüance der Worte und des Satzbaues herauszudeuten suchen.

'Flüchtige Übersicht über die Kunst in Deutschland' ist der besondere Titel des Aufsatzes, welchen Goethe Schiller zusandte. 'Eine allgemeine Übersicht über die Kunst an verschiedenen Orten Deutschlands', beginnt Goethe, 'wie sie uns theils durch die Concurrenzstücke, theils durch die andern Data, hat werden können, glauben wir nützlich mitzutheilen, so fragmentarisch sie auch ist. Möchten freimüthige, einsichtsvolle Einheimische jedes Orts, oder Reisende, welche der Sache gewachsen sind, uns bald mit einzelnen ausführlichen Darstellungen beschenken! Wollte man sie dem Herausgeber der Propyläen mittheilen, so würde derselbe schicklichen Gebrauch davon zu machen wissen.'

Nach diesem Exordium werden die einzelnen Städte, aus denen Concurrenzarbeiten nach Weimar gelangt waren, durchgenommen und zwar Stuttgart und Kassel, Köln, Düsseldorf, Hamburg und Bremen, Berlin, Dresden, Leipzig, Wien.

Die ersten beiden werden zusammen abgehandelt. 'In Stuttgart und Kassel', fährt Goethe fort, 'zeigt sich die glückliche Nachwirkung dessen, was einige Fürsten zu Gunsten der bildenden Künste gethan. Hier findet man das Studium der Antike und der besten Modernen, an der Quelle. Styl, Form, Symbol der Darstellung, vollendete Ausführung. Die Herren Nahl und Hartmann haben uns davon, durch Concurrenzstücke, schönen Beweis gegeben.' Nahl aus Kassel erhielt 1800 den Preis, Hartmann aus Stuttgart hatte ihn 1799 erhalten, dies der Grund wohl, warum die beiden Städte zuerst genannt werden. Es tritt deutlich hervor, wie ihnen nur das nachgerühmt wird, was die Werke der aus ihnen stammenden Künstler in den Augen der Weimaraner Kunstfreunde auszeichnete. Goethe kannte das Stuttgarter und Kasseler Kunstleben, zumal das Stuttgarts, wo er 1797 eingekehrt war und über das sich an anderen Stellen ausgibige Mittheilungen von ihm finden. Hier ist keine Rede davon.

Das über Köln Gesagte bestätigt unsere Auffassung. Goethe war nach der französischen Campagne dort gewesen und hätte sich auch in Betreff dieser Stadt weitläufig ergehen dürfen. Von Köln aber hatte ein Maler Hoffmann diesmal nur die zweite Hälfte des Weimaraner Preises (ein Drittel nur eigentlich, = 10 Ducaten) empfangen und es wird ihm und seiner Vaterstadt nur Folgendes zu Theil: 'in Köln ist uns, durch Herrn Joseph Hoffmann, das Fortleben einer alten Schule bekannt geworden. Wir hoffen künftig mehr von den dortigen Verhältnissen sagen zu können.' Kürzer kann man sich nicht ausdrücken, so dürftig geht es weiter: in wenig Worten allgemein gehaltene Bemerkungen, zu denen die für die Weimaraner Concurrenz eingelieferten Arbeiten den Anstoss gaben. Alles in allem auf kaum vier Seiten, von den weitläufigen Seiten der Propyläen. Und so wird auch über Berlin dann in nur vierzehn Reihen folgendes Urtheil abgegeben:

'In Berlin scheint, ausser dem individuellen Verdienst bekannter Meister, der Naturalismus, mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung, zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren.

'Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das allgemein Menschliche durchs Vaterländische verdrängt.

'Vielleicht überzeugt man sich bald: dass es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.'

Wir fügen, mit Übergehung des Dresden und Leipzig Betreffenden, das Urtheil über die Wiener Kunst gleich an: 'In Wien scheint auch das Historische statt des Poetischen, das Allegorische statt des Symbolischen und im Ganzen eine gewisse bequeme Manier zu herrschen. Selbst in den Werken der bessern, berühmten Künstler' etc. Damit ist der Inhalt der Goetheschen Notizen erschöpft, gegen die Schadow, als Vertreter der Berliner Kunst, eine Gegenerklärung verfasste.

Wir suchen dem heutigen Masstabe nach vergeblich nach einem Grunde dafür, aber etwas Aufregendes muss für die damalige Welt in Goethes Worten gelegen haben, der von Schadow als der allmächtige Kunstrichter angeredet wird, dessen Urtheil den grössten Einfluss in Deutschland habe. Auch dies wohl ist sicher, dass wenn freilich die gegen die Wiener gebrauchten Worte concreterer Natur waren, dennoch Berlin das eigentliche Angriffsobject bot. Zudem schrieb Goethe ja an Schiller, dass er eine Wirkung voraussehe.

Man wusste in Berlin, dass Goethe dem da herrschenden Geschmacke nicht grün sei. Über das localpatriotische Bewusstsein der Bewohner der Mark, soweit es in der Dichtkunst durchbrach, hatte er sich ausgesprochen. Sein Gedicht, Die Musen in der Mark, war der stärkste, immerhin sehr unschuldig gefasste Ausdruck einer Opposition gegen das Berliner Wesen. Sollte nun, wie hier Schmidt von Werneuchen gemeint gewesen war, mit dem in den Propyläen Gesagten Schadows Thätigkeit getroffen werden? Es war das sicherlich nicht der Fall, wie sich herausstellen wird; aber nehmen wir an, diese Absicht habe gewaltet: welche Werke Schadows hätte Goethe dann im Auge gehabt haben können? Die Antwort erscheint nicht schwer: unter Schadows Arbeiten, auf welche eine Kritik sich beziehen konnte, würden die Statuen Ziethens und die des Fürsten von Dessau am Wilhelmsplatze zu Berlin (beide unter Friedrich Wilhelm IV. durch bronzene Nachbildungen ersetzt), das Grabdenkmal des Grafen von der Mark in der Dorotheenstädtischen Kirche, die Doppelstatue der Königin Luise und ihrer Schwester, sowie die für Stettin gearbeitete Marmorstatue König Friedrichs verstanden werden müssen.

Gottfried Schadow, geboren 1764, war, 21 Jahre alt, aus Berlin fortgegangen. 1787 erst kehrte er zurück, um in seines ehmaligen Lehrers Tassaert Stellung einzutreten, als junges Talent, von dem seine Freunde und das von sich selbst das Bedeutendste erwartete. Der Katalog seiner Werke weist bis 1800 über fünfzig Arbeiten auf. Sie beginnen mit der Gruppe in gebranntem Thon, Perseus

und Andromeda, die 1786 in Rom den von der Accademia di San Luca ausgesetzten Preis gewann. Darauf folgten 1787 die beiden Entwürfe zu einem Monumente Friedrichs des Grossen, die Schadow noch aus Rom nach Berlin sendet. Das eine stellt den König in der Tracht des Alterthums zu Pferde dar, das andre den Helden halbaufgerichtet auf einem Sarkophage, um den die in Trauer versenkten neun Musen sitzen. Goethe kann diese Modelle in Rom gesehen haben, wo er gleichzeitig mit Schadow verweilte. Auch die beiden damals dort gearbeiteten Nachbildungen von antiken Werken des capitolinischen Museums konnten ihm bekannt sein. In Goethes italiänischen Briefen wird Schadow nicht erwähnt. In Berlin war Goethe nach jener Reise, wo er den 'alten Löwen in seiner Höhle dort aufgesucht', nicht wieder. Aus eigner persönlicher Kenntniss also hätte Schadow Goethe um 1800 nur als einer der zahlreichen jüngeren Bildhauer vor Augen gestanden, die, im Sinne Canovas, von der Manier des 18. Jahrhunderts loszukommen trachteten und im Anschlusse an die Antike ihr Heil suchten. Was hätte Goethe dagegen gehabt haben können? Was gegen das Grabdenkmal des Grafen von der Mark, die Modelle der Pferde des Siegeswagens auf dem Brandenburger Thor, die Siegesgöttin auf dem Wagen, sowie den übrigen bildlichen Schmuck des Thores, oder gegen den vielfachen in demselben Geiste ausgeführten Schmuck von Schlössern und öffentlichen Gebäuden, und endlich die schon erwähnte Doppelstatue der Königin und ihrer Schwester? Lauter Arbeiten, die im Sinne Goethes gehalten sind. Anders nur die Statuen Friedrichs II. für Stettin und die Ziethens für den Wilhelmsplatz in Berlin. Sollte Goethe, der diese beiden Werke in Abbildungen vielleicht gesehen haben könnte und dem nicht unbekannt sein musste, dass sie in ihrer naturalistischen Auffassung Ausnahmen bildeten, auf diese Ausnahmen hin die gesammte Berliner Kunst in den Propyläen so charakterisirt haben wie geschehen war? Möglich. Auffallend dann aber, dass die zahlreichen andern Sculpturen Schadows, der Mehrzahl nach Idealgestalten im Sinne der Antike, ausser Betracht geblieben wären. Nichts hätte doch näher gelegen, wenn man Schadow gute Lehren

geben wollte, als den jungen Meister auf diese anderen eigenen Arbeiten als die grössere und vorzüglichere Hälfte seiner Thätigkeit hinzuweisen, und ihn durch dieses Lob in den Augen des Publicums sogar noch zu heben. Was uns in dieser Meinung bestärken dürfte, wäre der Vorbehalt, den Goethes Urtheil gleich in den ersten Worten enthält. Bei allem, was er hier vorbringe, sagt er, sei 'das individuelle Verdienst bekannter Meister ausgenommen'! Nur zwei Künstler konnten damit gemeint sein: Chodowiecki, dessen liebenswürdiger Realismus von jeher bei Goethe Anerkennung gefunden hatte, oder Schadow selbst, dessen Ruhm zu Goethe gedrungen sein musste, wenn er gleich nichts von den Werken kannte. Die emporkommende Schöpferkraft, welche Schadow in Berlin entfaltete, musste Goethe mit Respect erfüllen. Wer anders als Chodowiecki und Schadow trat in Berlin damals hervor, auf den die Worte 'individuelles Verdienst bekannter Meister' sich beziehen liessen? Schadows Gegenschrift, auf die wir nun sogleich kommen werden, ist zu Schadows hundertjährigem Geburtstage von dem verstorbenen, ihm verwandtschaftlich nahestehenden Director des K. Münzcabinets Julius Friedländer neu herausgegeben worden. Auch Friedländer ist der Meinung: es könne Goethe von Schadows Werken 1800 nichts vor Augen gehabt haben. Er weist darauf hin, dass Bernhard Rhode und Frisch damals als die ersten Maler in Berlin galten, neben denen auch Meil, Darbes und Weitsch einen Namen hatten. 'Das Streben nach Wahrheit und Natürlichkeit in der Kunst wie im Leben,' fährt Friedländer hier fort, 'welches, im Gegensatz zu dem vorübergegangenen phantastischen Roccoco, die Aufklärungsepoche bezeichnet, war bald in Verachtung aller Phantasie, alles Idealen ausgeartet und hatte den Kunstwerken selbst einen Character von Nüchternheit und bürgerlicher Plattheit gegeben' u. s. f. An dieser Stelle also, wo Friedländer mit seiner Publication nichts als das ehrenvolle Gedächtniss Schadows im Auge hatte, sieht er sich genöthigt, diesem die Befugniss abzusprechen, Goethes Äusserungen auf sich zu beziehen, was Schadow selbst übrigens ebensowenig gethan hat. Friedländer zufolge, wie dieser sich weiter auslässt, hatte Goethe sogar nicht einmal

speciell die bildende Kunst, sondern die gesammte in Berlin herrschende geistige Richtung im Auge! Denn, in der That, die von Friedländer angeführten Meister waren zu sehr blosse Berliner Localberühmtheiten, als dass sie Goethe ein allgemeines Urtheil entlockt haben könnten, das angesichts vieler Leser ausgesprochen wurde, denen die genannten Berliner Künstler vielleicht kaum dem Namen nach bekannt sein konnten.

Betrachten wir den letzten Satz der Auslassungen Goethes noch einmal: 'Vielleicht überzeugt man sich bald: dass es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.' Dies scheint an eine höhere Adresse als an die Berliner bildenden Künstler gerichtet zu sein. Goethe sagt: 'aller zugleich Lebenden', warum setzt er zu diesem Participium nichts hinzu? Sollte 'Künstler' ausgelassen worden sein, so wären auch dann weder bloss die Berliner, noch vielleicht sogar alle in Deutschland arbeitenden Maler und Bildhauer gemeint gewesen: Goethe könnte im allgemeinsten Sinne alle Künstler der Welt im Auge gehabt haben. Offenbar aber hat er in viel weiterem Sinne nicht bloss alle Künstler, sondern alle Menschen gemeint, die Kunstwerke schaffen, für die Kunstwerke da sind und deren Urtheil für die Kunst von Einfluss ist.

Halten wir uns Folgendes nun gegenwärtig. Für Berlin waren mit dem neuen Jahrhundert neue Zeiten angebrochen. Friedrich der Grosse war todt, Friedrich Wilhelm II. vorübergegangen. Für diesen und für die die classische Kunst beschützende Gräfin Lichtenhain hatte Schadow nun nichts mehr zu arbeiten. Ein neuer jugendlicher, von idealen Neigungen erfüllter König war eingetreten, dem es klar zu machen galt, worin die wahre Idealität bestehe! Sollte Goethe unbekannt geblieben sein, dass König und Königin an der die Natur treu copirenden Kunst besonderes Wohlgefallen hegten? Geben wir Schadow selbst das Wort, was er in 'Kunstwerke und Kunstansichten' (S. 50) mittheilt.

Unter Friedrich Wilhelm II. sollte auf der Brücke, dem des Grossen Kurfürsten gegenüber, ein Denkmal Friedrichs des Grossen errichtet werden. Heroisch, wie jener, sollte er erscheinen. Friedrich Wilhelm III. dagegen verlangte, es war um 1800, dass die Reiterstatue des grossen Friedrich den König in getreuer Nachbildung der wirklichen Natur darstelle. Das war die echte Berliner Auffassung, die auch in den litterarischen Neigungen des neuen Königs und seiner Gemahlin zu Tage trat. Goethe war beider Liebling nicht, auch darin theilte das jugendliche Königliche Paar den Geschmack des Berliner Publicums. Werther und Götz entzückten ihrer Zeit Berlin, Goethes Werke, die in Italien entstanden, liessen es kalt. Zwei künstlerische Parteien gab es damals in Deutschland, wie auch heute noch: die, welche bis in die Äusserlichkeiten hinein die Natur und die, welche, bis in die Äusserlichkeiten hinein, die grossen Künstler vergangener Zeiten vor Augen hatten. Auf welcher Seite Goethe stand, braucht nicht erst gesagt zu werden, und ebensowenig, auf welche Seite er den jungen König gern gezogen hätte. Wahrscheinlich, wenn Vermuthungen hier erlaubt sind, hat er bei seinem Urtheil über Berlin jenen Umschwung zum Realismus im Auge gehabt, der in Betreff der classischen Kunst in Berlin mit Friedrich Wilhelm III. eben eingetreten war.

Sei das Kapitel von der naturalistischen patriotischen Kunst hier nun gleich abgehandelt. Goethe, dem niemals die Gedankenströmungen der Zeiten, die er mit durchmachte, unverständlich gewesen sind, stand hier doch im Wege, dass er niemals in einer der Hauptstädte Europas lange genug gelebt hatte. Dies Schicksal theilte er mit den meisten unter den schöpferischen Geistern Deutschlands, dass sie fern von den Stellen lebten, wo politische Gesinnung zur Blüthe kam. Weder das Berliner Publicum, noch das Wiener, oder Pariser hatte er auf sich wirken lassen. In den Hauptstädten mächtiger Reiche und Fürsten aber bildet sich ein besonderer Geist, den man nur aus Erfahrung kennen lernt. Wir sahen, wie in den Propyläen auch der Wiener Kunst zum Theil die gleichen Vorwürfe gemacht werden, mit denen man sich gegen die Berliner wandte.

Auch in Wien sollte das Historische statt des Poetischen herrschen. Goethe fasst beide Symptome jedes für sich auf: sie fanden sich aber in Wien und Berlin nicht als zufällige Producte dort herrschenden Geschmackes, sondern als nothwendige Erzeugnisse des Lebens in beiden Städten, welche grosse Städte und zugleich Haupt- und Residenzstädte grosser Reiche sind. Wäre Goethe nach Paris gekommen, so würde er gerade dort gesehen haben, wie der Hauptvertreter der antikisirenden Richtung, Louis David, sich unter Umständen als entschiedener Realist bethätigte. Sein Marat, erstochen in der Badewanne liegend, lässt dies am krassesten hervortreten. Goethe aber (dessen kurzer Besuch in Berlin hier nicht gerechnet werden darf) kannte nur Rom, wo die Werke der Griechen und Römer und die Gestalten Raphaels und Michelangelos zu hoch in das Leben des Tages hineinragen. Wo man, wie in der Schweiz vom Anblicke der Gebirge erniedrigt, sich neben diesen beiden klein fühlt. In den europäischen Hauptstädten dagegen fordert der Kampf des Daseins von Tag zu Tag seine Rechte und der erste beste Lebende gilt mehr als der Vornehmste, dessen Hände oder Fäuste nicht augenblicklich mehr sich geltend machen. Da nun erscheint was nicht die Kleidung der Gegenwart trägt veraltet, abseits vom grossen Wege stehend, auf dem die Menge sich fortdrängt. Kein Wunder, wenn die moderne Kleidung dem Künstler als ein bedeutender Theil des eigentlich Mächtigen da einleuchtet, während die Formen der Vergangenheit, mögen sie uns in Augenblicken der Sammlung noch so hoch über den Moment erheben, immer doch nur als Vergangenes sich darbieten. Dies hat Goethe in all den Einsamkeiten, in denen er sich sein Lebelang bewegte, niemals voll erfahren können. Und deshalb ist er im Princip wohl gegen eine Porträtstatue gewesen, wie sie für Friedrich den Grossen damals verlangt wurde. Im übrigen war Goethe, was naturalistische und antikisirende Kunst anlangt, unbefangen und ungebunden, wie er denn neben seinen, den classischen Stil so rein zeigenden Dichtungen, auch damals andere, derb natürliche hat nebenher laufen lassen, und wie, um das verständlichste Beispiel zu wählen, auch die heutigen in Berlin herrschenden

Realisten, sobald Stoff und Gelegenheit es fordern, sich zur Anlehnung an antikisirende Formgebung genöthigt sehen. Schadow hat in beiden Richtungen gearbeitet.

Die 'Eunomia, eine Zeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Fessler und Rhode', erster Band des ersten Jahrganges 1801, brachte Schadows gegen Goethe protestirenden Aufsatz. Man sucht jedoch, von unserem Standpunkte aus, vergebens nach etwas Goethe feindlich Berührendem darin. Schadow, wie schon gesagt worden ist, bezog Goethes Worte nicht auf seine eignen Arbeiten. Nirgends verleugnet er den Respect vor dem grossen Manne; die Verehrung, in der er ihm gegenübersteht, ist keine erheuchelte. Er will nichts, als, indem er sich zum Theil für die Berliner Kunstanschauungen verantwortlich fühlt, seinen Standpunkt vertheidigen. Zuerst weist er den Vorwurf des Naturalismus ab, der in Berlin herrschen solle. Dann wendet er sich gegen den Ausspruch, 'dass Poesie in Berlin durch Geschichte verdrängt werde'. Dann dagegen, dass als ein Vorwurf gelten dürfe, wenn 'Charakter und Ideal durch Porträt verdrängt werden'. Hier ergeht er sich ausführlich, weil er den Standpunkt darzulegen hatte, von dem aus er seine bereits vorhandenen Bildsäulen Friedrichs und Ziethens beurtheilt zu sehen wünschte. Dass 'symbolische Behandlung in Berlin durch Allegorie verdrängt werde', gibt er zu, tritt aber, was die Landschaft anlangt, für die Veduten ein, allerdings wenn sie gemalt würden wie Genelli sie male. Auf der letzten Ausstellung, sagt Schadow, (das wäre also 1799 gewesen) habe J. Genelli eine Gegend des Harzes, die Heuscheuer genannt, so unaussprechlich schön gemalt, dass sie allein die stärkste Widerlegung des in den Propyläen Gesagten sein würde, wenn Goethe dies Gemälde sehen könnte. (Was ist aus ihm geworden?) Nun endlich aber Goethes Satz 'Das allgemein Menschliche wird durchs Vaterländische verdrängt': dies erklärt Schadow für eine Blasphemie, da die 'eigentliche Kunst an sich stets patriotisch sei'. Als Abschluss dann eine Kriegserklärung gegen die in missverstandnem Anlehnen an Raphael, Michelangelo und die Antike besonders damals noch befangene englische Kunst, sowie gegen

die Kunstkenner im allgemeinen. Schadows Meinung war, dass nur Künstler über Kunstwerke voll zu urtheilen im Stande seien. Dies scheinbar nebenbei angedeutet zu haben, ohne es geradezu auszusprechen, war ihm, glaube ich, das Wichtigste. Schadows Worte lauten: 'Vor ein paar Jahren besuchte mich Herr Canova, wahrscheinlich der beste jetzt lebende Statuar, wir gestanden freimüthig einander, dass unser mühseliges Studium des Nackenden mehr zu unserer eigenen Genugthuung geschähe, als weil wir erwarten, dass unsere heutigen Kunstliebhaber hierin wirklich das Richtige, Gute und Bessere erkennen und schätzen wollten.' Hier also macht Schadow keine Ausnahme zu Gunsten Goethes etwa. Seiner Meinung nach verstand Goethe von den eigentlichen Geheimnissen der Kunst so wenig wie die andern Liebhaber, Kenner und Gelehrten, die sich mit ihr beschäftigen.

Schadow irrt aber und alle Künstler irren, die wie er urtheilen. Denn diesem Streite fehlt ein reales Schlachtfeld, er wird in der Luft geführt.[2])

Auch bei den heutigen Künstlern herrschen die falschen Begriffe über den Umfang dessen, was öffentlich zu beurtheilen niemand anders als dem Künstler gebühre. Ohne Zweifel gibt es Dinge, die der Laie nicht versteht. Wenn es sich z. B. um Gutachten über Anwendung von Cavallerie, um Befestigung der Grenze, um specielle Ausbildung der Mannschaften handelt, wenn die Gründe darzulegen wären, aus denen Friedrich oder Napoleon bei bestimmten Schlachten diese oder jene Manöver ausführten, so wird man Militärs von Fach als die betrachten, welche zuerst, vielleicht allein gehört werden müssen. Wenn dagegen von nationaler Ehre und Tapferkeit, wenn im allgemeinen von Krieg und Frieden, von Siegen und Niederlagen im historischen Sinne die Rede ist, hat jeder das Recht, sich auszusprechen. Das Reinmenschliche ist jedes Mannes Domäne, zum Historiker jeder berufen, der die innere Vocation fühlt und sich Gehör verschafft. Ranke war zuerst Gymnasiallehrer, dann Universitätsprofessor.

[2]) In fast periodischer Umlaufszeit erneuert sich in Broschüren und Zeitungsartikeln der Kampf um diese Dinge, die ich gerade jetzt behandle, weil äussere Veranlassung dazu glücklicherweise fehlt.

Er hat niemals den Krieg gesehen, nie diplomatischen Dienst gethan, er hatte alles aus Büchern und Manuscripten: trotzdem lesen Staatsmänner und Militärs seine Weltgeschichte, in der von nichts als Krieg und Politik gehandelt ist. Dasselbe gilt bei den Werken von Dichtern und Künstlern. Um ein Schlachtgemälde zu schaffen, braucht man den Krieg nicht gesehen zu haben, und um es zu beurtheilen, ebensowenig.

Sollte nun aber ein rigoroser Militär behaupten, Schillers Wallenstein könne nichts taugen, weil Schiller den Krieg nie gesehen, so würde man auch diesen freilich reden lassen, denn jeder darf heute über alles sich aussprechen, wenn er gewisse Grenzen nicht überschreitet, die Sitte und Gesetz vorschreiben. Recht hätte dieser Militär nicht, wohl aber würde Schiller es haben hinnehmen müssen. Und so sehen wir wie Staatsmänner, Gelehrte, Dichter u. s. w. dulden, dass mitten in ihre Arbeit hinein die Stimmen, vielleicht sogar nichtswürdiger Kritik hineinschreien. Wird einer sich da beklagen oder von der Polizei Schutz verlangen? Dies doch nur in ganz ausserordentlichen Fällen persönlicher Verleumdung etwa. Bildhauer und Maler aber nehmen das Recht, sich über ungerechte Behandlung zu beklagen, sogar da in Anspruch, wo eine mittelmässige Arbeit mit Recht getadelt wird. Als ob nicht vielmehr jeder auch hier das Recht hätte, nach Belieben zu loben oder zu tadeln, und nicht sogar sich herausnehmen dürfte, auch gute Gemälde herunterzumachen. Der sogenannte Kunstgelehrte (schon Rumohr braucht das Wort) constituirt sich aus eigner Machtvollkommenheit ebenso souverän wie jeder andere Schriftsteller. Sagt höflich oder unhöflich, was seiner Meinung nach schön oder nicht schön sei, lobt Cornelius oder macht ihn herunter, lobt oder tadelt die Akademie der Künste, die Regierung, die Ausstellungscommissionen u. s. w. und verlangt, dass diese Äusserungen gelesen und berücksichtigt werden. Der Kritiker kann, je nachdem er seines Amtes waltet, eine niedrige und eine erhabene Stellung einnehmen. Er controlirt und leitet sogar die öffentliche Meinung. Die Vollmacht der Recensenten liegt darin, dass sie vom Publicum

als befugt angesehen werden. Sie sind gleichsam Volksvertreter in ästhetischen Dingen aus eigner Wahl und wer ihnen entgegnet, gegen den werden sie ebenso scharf wie die Volksvertreter im Parlamente unter sich. Sie wenden, wie Politiker bei den Wahlen, jedes Mittel an, sich aufrecht zu halten, fühlen immer aber auch, dass das Publicum sie jeden Augenblick für unzuverlässig erklären könne. Dies der Grund, weshalb der öffentliche Kritiker (auch der schlechte oder mittelmässige) ein nicht gewöhnliches Mass an Kenntniss und Fähigkeit besitzen muss und weshalb er, sobald er es auf eine dauernde Herrschaft anlegt, mit unnachsichtiger Schärfe sich selbst stets examiniren wird, ob er nichts Unbilliges, Ungerechtes vorbringe, und ob er den ihm gezogenen Kreis nicht überschreite.

Dieser Kreis umschliesst, wie wir sahen, das allgemein Menschliche. Es gibt gewisse höchste Erfahrungen im Leben, deren Verständniss an keine Vorbildung gebunden ist. Die Schönheit einer Frau, des Frühlings, einer Rose, des Nachtigallengesangs zu empfinden, das Entzücken erfüllter Sehnsucht, den Jammer ewiger Trennung zu fühlen, das Erschütternde von Worten, die ihn ausdrücken, sich durch die Seele gehen zu lassen, ist das Vorrecht jedes gesunden Menschen, denn von alle dem führt zum Herzen, zu den Augen, zum Ohr ein directer Weg. Zu den Dingen, die diesen Rang einnehmen, gehören auch die echten Meisterwerke der Kunst. Von ihnen geht die Wissenschaft aus, die sich mit der Kunst, ihren Gesetzen und ihrer Geschichte befasst: die wahre Schönheit sucht sie zu ergründen, weist auf sie hin, verfolgt die Gesinnungen und Lebenswege derer, die sie hervorbrachten, zeigt ihren Zusammenhang mit allem andern Grossen, das die Völker hervorbringen. Schlägt aber auch die zurück, die Unvollkommenes für Vollkommenes dem Publicum aufdrängen möchten, ebensosehr wie sie die Versuche derer aufdeckt, die Schönes, Vollendetes herunterdrücken wollen. Schriftstellern, die hier gewissenhaft ihres Amtes walten, sind wir zu hohem Danke verpflichtet.

Die Rolle der öffentlichen Kritik nur von Künstlern selbst ausüben zu lassen, wäre unmöglich. Urtheile über Kunstwerke, welche von Künstlern gefällt werden, müssen

in Lob wie Tadel einseitig sein. Auch der mit bestem Willen objectiv urtheilende, erfahrene, kunsthistorisch gebildete Künstler ist befangen. Der Punkt, auf dem er mit seinen eigenen Werken steht, wird der bleiben, von dem aus er die anderer betrachtet. Künstler tragen ihre persönliche Anschauung sogar in die Beurtheilung älterer Kunstwerke hinein. Ihr mehr für das Technische geübter Blick verschleiert sich dem Reinmenschlichen gegenüber, wenn Werke, bei denen dies Element stark hervortritt, technisch weniger Interesse gewähren. Wir haben bedeutende Künstler gehabt, die auch Kritiker waren: Mengs, Reynolds oder Ingres und andere aus neuerer Zeit, die Memoiren hinterliessen oder deren Biographien und Briefe Urtheile geben: nur da sind sie in ihrer Kritik erträglich, wo sie Künstler betrifft, deren Richtung der ihrigen ziemlich entspricht. Aber auch hier walten Bedenken. Schadow arbeitete, seine naturalistischen Feldherren-Statuen abgerechnet, im Geiste Canovas, den er für den ersten Bildhauer der Zeit hielt. Wenn Schadow und Canova zusammensassen, wussten sie damals vielleicht mehr vom Handwerksmässigen ihrer Kunst als jeder andere, sicher mehr als Goethe: darüber jedoch schon, warum denn eigentlich Canova drei Jahrzehnte lang in voller Blüthe wie ein Halbgott unter den Künstlern einherging, um dessen Gunst die Päbste, Kaiser und Könige sich mühten, hätte weder Canova selbst wahrscheinlich noch Schadow etwas zu sagen gewusst. Goethe aber wohl! Goethe wusste auch vielleicht, warum diese Gunst des Schicksals nach gemessener Zeit für Canova verfliegen werde. Und weiter, warum Schadow mit all der Mühe, die er auf seine Werke verwandte, und mit all der Wissenschaft, die er um ihretwillen in sich aufnahm, doch niemals zu einer vollen Blüthe gekommen sei, das hätte Canova vielleicht ihm sagen können, verschwieg es aber. Goethe jedoch wusste es gewiss, ist aber ebenso grossmüthig gewesen, es niemals auszusprechen. Denn Goethe hat in vielem zuweilen den herrschenden Geschmack seiner Zeiten getheilt: trotzdem, als Schöpfer unerklärlich schöner Werke selber, verstand niemand wie er die unerklärliche Schönheit anderer Arbeiten, die auf diesen Adelstitel Anspruch hatten; mochten

sie auf einem Felde gewachsen sein, das das seinige war oder es nicht war: wo diese Schönheit einem Werke verliehen war, wusste er es. Durch Instinct. Und auch wo sie fehlte, wusste er es. Es ist zum Erstaunen, wie sicher er auf den ersten Blick Kunstwerke und Künstler durchschaute. Die Briefe der Italiänischen Reise durften bisher nur in bedingter Weise als Momentbilder seiner Gedanken gelten: jetzt, wo die Originalbriefe vorliegen, zeigt sich, wie sehr die grossen italiänischen Kunstwerke ein sicheres sofortiges Echo in Goethe erweckten.

Friedländer, auf den ich mich hier mit Vorliebe berufe, da er ein reifes, geläutertes Urtheil in Kunstsachen besass, von grosser Wahrheitsliebe war und, im vorliegenden Falle, doch wieder für Schadow in jeder Weise eingetreten ist, sagt, Goethe sei von Schadow auch manchmal missverstanden worden. Bei zwei Gelegenheiten trifft dies zu: beim sogenannten Naturalismus und bei der Patriotischen Kunst. Worin Goethes mangelnde persönliche Erfahrung in Beurtheilung des Realismus, sowie des Vaterländischen in der Kunst hervortrete, habe ich eben darzulegen gesucht: Schadow führt aus, was er seinerseits unter Naturalismus verstehe: täuscht sich aber, wenn er meint, damit Goethe etwas Neues entgegenzuwerfen. In dem Sinne, in dem Schadow das Wort fasst, war Goethe eben so gut Naturalist als Schadow: er sucht ein Bild der Natur zu geben, scharf und genau wie seine Phantasie es hervorbringt. Im Werther, in Stella, in den Wahlverwandtschaften, in Hermann und Dorothea gibt Goethe die Gedanken und das Dasein der Deutschen Gegenwart rein wieder und er hat dies niemals jemandem auch in der bildenden Kunst verwehren wollen; im Gegentheil, wir wissen — es wurde oben erwähnt — wie lieb ihm Chodowieckis Kupfer zum Werther gewesen sind. Goethe forderte das Studium nach der lebenden Natur, er hat sich selbst abgemüht, seine eigne Hand und seine Augen in dieser Richtung zu bilden, unter Naturalismus verstand er in abweisendem Sinne dagegen die willkürliche Beschränkung des Gebietes der bildenden Künste auf das was der baare Anblick der Wirklichkeit bietet. Hätte Goethe die Statue Ziethens gesehen, so würde

er den glücklichen Griff bewundert haben, mit dem Schadow den Reiterführer durch die Uniform selber, die er einst trug, dem Andenken der Welt zu erhalten suchte; bei dem Denkmale Blüchers für Rostock jedoch, das Schadow später unter Goethes Leitung auszuführen hatte, machte dieser Schadow selber klar, dass es sich hier nicht mehr darum handeln dürfe, nur den Reitergeneral zu geben, dessen Ungestüm einzelne Schlachten entschied, sondern den Feldherrn, dessen Genie Deutschland errettete. Dasselbe würde Goethe gegen Schadows Friedrich II. (in Stettin) vielleicht geltend gemacht haben. Friedrich der Grosse stand über dem Jahrhunderte, in dem er lebend herrschte. Sein dreieckiger Hut und sein Zopf mögen heute noch erträglich scheinen, besonders der zum Zopf in der Kunst zurückstrebenden energischen Minorität heutiger Künstler und Kunsthistoriker: schon in fünfzig Jahren vielleicht aber wird der künstliche Naturalismus auch an Rauchs Bildsäule Friedrichs unverständlich geworden sein. Hat Rauch selber doch in einem Gefühl, dass dergleichen zu verhüllen sei, seinem Friedrich den umfangreichen Hermelinmantel über Schultern, Rücken und Pferd gehängt, mit dem der König kaum in die Schlachten geritten sein dürfte. Naturalismus im Kostüm wird immer nur in beschränkter Weise eintreten dürfen. Bei Friedrichs des Grossen Reiterstatue von Rauch ist eine künstliche Theaternatürlichkeit waltend gewesen.

Den Haupttrumpf spielt Schadow bei dem aus, was er Goethe in Betreff der patriotischen Kunst entgegenwirft. Hier scheint es, als wisse er selber recht gut, dass seine Polemik auf einem absichtlichen Missverstehen beruhe, und ich brauche Goethe hier so wenig zu vertheidigen als Schiller, wenn auch dieser an bekannten Stellen sich gegen 'patriotische Kunst' ereifert. Goethe wie Schiller waren durchdrungen davon, dass es nicht ein besonderes preussisches, sächsisches, österreichisches, italiänisches Ideal gebe, sondern nur ein der gesammten gebildeten Menschheit angehöriges. Nur eine einzige, von den Griechen bis auf unsere Zeit gesuchte 'Schönheit' ist in der Kunst zu erstreben: das Abbild des Menschen, wie es am reinsten aus den Händen des Schöpfers hervorging. Eine 'Schön-

heit' die freilich nicht dadurch mechanisch hervorgebracht werden kann, dass man die Werke der Griechen heute copirt, die noch weniger aber dann entsteht, wenn man sich zu einer Nachahmung der Antike in Opposition setzt und die Copirung dessen empfiehlt, was die Gegenwart in zufälliger Zuchtwahl heute hervorbringt. Dieses Sichbeschränkenwollen auf die Producte derjenigen Zeit, welche wir Gegenwart nennen, wurde zuerst von den Franzosen vor 200 Jahren officiell betrieben. Emeric David hat sich in seinen 'Untersuchungen über die Bildhauerkunst' mit sehr vernünftiger nationaler Selbstkritik darüber ausgesprochen. 'Als nach den Eroberungszügen Ludwigs XIV., sagt er, unsere Eitelkeit auf den höchsten Punkt gestiegen war, wollte man nichts mehr von 'Nachahmung' wissen. Unsere Künstler waren der Überzeugung, es gebe eine den Franzosen allein gehörige 'Schönheit' und diese sei darzustellen. Unsere Lebhaftigkeit, unser Übermuth, das lodernde Feuer das uns erfüllte und uns zur Ehre gereichte, meinten sie, als besonderes Geschenk der Natur, nur in Frankreich zu finden. So gelangte man zu der albernen Forderung, unregelmässige Züge, kurze und aufgeworfene Nase, ein stechender Blick und breitangelegter Unterkiefer seien die Urbedingungen ächt französischer Schönheit.' So Emeric David, dessen Buch in den Jahren erschien, in die der Conflict fiel, von dem hier die Rede ist, und dessen Anschauungen den gesunden Menschenverstand vertreten. Goethe hatte in der Antike und in den grossen Italiänern die wahren Lehrmeister der Kunst kennen gelernt, die die Menschheit nie wieder wird aufgeben dürfen, wenn sie geistig nicht herunterkommen will. In Berlin dagegen wurde, soweit Goethe, ausserhalb der Stadt lebend, Berlin beurtheilte, am Cultus des Gemüthlichgewöhnlichen festgehalten. Man übersehe in Naglers Künstlerlexikon den Katalog der Werke des in den neunziger Jahren Berlin eigentlich repräsentirenden Rhode, um Friedländers Meinung zu verstehen, Goethe habe auf diesen besonders abgezielt. Hier finden wir umfangreiches Begründungsmaterial für Goethes Meinung. Ich kenne nicht viel von Rhodes Arbeiten, wahrscheinlich aber gehörten die hier in Frage

kommenden grossentheils zu den Schöpfungen, bei denen das Betonen des patriotischen Gegenstandes die ästhetischen Schwächen entschuldigen musste. Schadow seinerseits empfand, in welchem Masse seine eigne antik gehaltene Victoria auf dem Brandenburger Thore als ein Denkmal patriotischer Kunst dastehe, er hatte auch seine übrigen antikisirenden Arbeiten vor Augen, die das königliche Haus verherrlichten: er glaubte sich Goethe gegenüber diese Verwechslung des Zieles gestatten zu dürfen.

Welches Echo Schadows Aufsatz in Berlin fand und ob er in Weimar gelesen worden sei und mit welchen Bemerkungen, wüsste ich nicht zu sagen. Goethes Correspondenz verräth nichts darüber. Andere Briefwechsel der Zeit habe ich vielleicht nicht genau genug untersucht. Wohl aber scheint es, als ob Goethes, wie Schiller sagte, Kunststatistik es doch war, die den kränkelnden Propyläen, in deren Spalten sie erschien, ihr vorauszusehendes und doch plötzliches Ende bereitete. Goethe drückt sich in den Annalen (1800) etwas verhüllt aus: 'Der Propyläen drittes und letztes Stück ward, bei erschwerter Fortsetzung aufgegeben. Wie sich bösartige Menschen diesem Unternehmen entgegengestellt, sollte wohl zum Troste unserer Enkel, denen es auch nicht besser gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.' Gern würde ich (abermals zum Troste unserer Enkel, denen es nicht besser gehen wird) diese 'Bezeichnung' übernommen haben, jene bösartigen Menschen aber sind so völlig heute in Dunkelheit untergetaucht, dass ausser dem, wie mir dünkt, mit auswählender Sorgfalt hingesetzten Adjectivum nichts von ihnen übrig blieb.

Noch im März 1801 dachte man nicht an Aufgabe des Journals. 'Schade ist's,' schreibt Schiller den 13. an Goethe. 'was die Kunstkritik in den Propyläen betrifft, dass man die Stimme so selten erheben kann. Es würde uns sonst gewiss gelingen, die Künstler und Kunstgenossen aus ihrer faulen Ruhe zu reissen — schon der Unwille über unsre Urtheile verbürgt mir dies. Daher wollen wir es ja im nächsten Falle recht viel weiter treiben, und Meyer muss uns in den Stand setzen, den Schaden specialiter zu treffen und die

falschen Maximen recht im Einzelnen anzugreifen.' 'Kunstkritik' ist hier wohl mit der 'Kunststatistik' gleichbedeutend. Erst im Mai (Brief Goethes vom 28.) geht man ernsthaft daran, sich mit Cottas Hülfe ein andres Organ für die Weimaraner Kunstkritik zu beschaffen. Genug, die Zeitschrift war Ende 1800 zum letztenmale herausgekommen, und Goethe hatte den Fall schmerzlich empfunden; dann war Schadows Artikel nachträglich in der Eunomia erschienen und nun, als Schadow sich zum erstenmale in Weimar zeigte, waren es Goethes dortige Gegner, die sich gesellschaftlich seiner bemächtigten. An ihrer Spitze Kotzebue. In Goethes Annalen wird der Besuch nicht erwähnt, in Schadows Tagebuchblättern aber erzählt, wie stark dieser sich damals von Goethe vernachlässigt glaubte. 1802 ist für Goethe und Weimar zu einem denkwürdigen Jahre geworden. Kotzebue machte den berüchtigten Versuch, Goethe und Schiller auseinander zu bringen, und die Stadt erlebte die journées des dupes, die Goethe beschrieben hat. Wir dürfen die Machtsphäre der grandiosen Unverschämtheit Kotzebues nicht unterschätzen, bewundern zugleich mehr aber die vornehme Sicherheit, mit der Goethe ihn abzustossen wusste. Kotzebue hat 1802 Weimar verlassen, um nach Berlin zu gehen, wo er mit all der Erfahrung in Ankōderung des grossen Publicums und all der Bosheit, die ihm eigen war, den 'Freymüthigen' herauszugeben begann.

Die Eunomia, wo dieses Blatt Goethes sonst noch Erwähnung thut, hatte ihm kein freundliches Gesicht gezeigt, immerhin aber hielt sie sich in den Grenzen höflicher Abneigung. Von Schadow zumal war in seinem Aufsatze jede Rücksicht gewahrt worden. Ja, er stellte sich sogar zuletzt auf Goethes Seite, indem er auf unschuldige Weise sich selbst widersprach. Er schloss den gegen Goethe geschriebenen Aufsatz mit einer Art von Huldigung für ihn als Dichter ab. Goethe, sagt er, nenne sich nur einen der letzten Homeriden : er, Schadow, stelle Goethe auf eine höhere Stelle. Er meint, wenn Goethe den lebenden Künstlern mit diesem ewigen Hinweise auf die Antike Unrecht thue, so thue er es sich selbst zugleich am meisten. Ja, Schadow verhilft der Antike und Goethe, als ihrem Ver-

treter, hier gleich wieder zu ihrem Rechte, denn sein Aufsatz hat einen Anhang, den Friedländer nicht wieder abdruckte: Schadow theilt im Anschlusse an ihn noch Untersuchungen über gewisse Durchschnittsmasse des menschlichen Kopfes mit. Da nun kommt er zu dem Resultate, dass, wenn man die Masse, welche lebende Menschen bieten, in gewissen Durchschnittsmengen betrachte, um zu Normalmassen der einzelnen Theile zu gelangen, sich herausstelle, es hätten die antiken Bildhauer diese Masse längst bei ihren Werken angewandt. 'So dass Herr von Goethe denn doch nicht im Unrecht sei, wenn er, was dies anlangt, die lernenden Anfänger auf die Antike verweise!' In aller Unschuld lässt Schadow das drucken, ohne sich zu sagen, wie weittragende allgemeine Consequenzen aus dieser für ihn vereinzelten Beobachtung zu ziehen seien. Das war ja gerade das, was Goethe auch für die dichterische Praxis den antiken Poeten entnommen hatte und woran er festhielt. Hätte Goethe deshalb im ersten Theile des Aufsatzes in der Eunomia irgend etwas Beleidigendes entdeckt haben können, so müsste der zweite Theil desselben ihn mit Schadow ausgesöhnt haben, und sicherlich war der Grund, weshalb Goethe sich in Weimar von ihm zurückzog, nicht der, dass er seine Äusserungen in der Eunomia ihm übel genommen. Schadow freilich war der Meinung, sie seien an der Kälte Schuld gewesen, mit der Goethe ihn seiner Wege gehen liess. Wir brauchen aber nur Schadows eignen Bericht über das Erlebte zu lesen, um zu entdecken, dass die Dinge anders lagen.

Die Eunomia war kein Blatt von Belang. Goethe betreffend enthält die Zeitschrift für diesen Jahrgang nur noch einen Bericht über die Berliner Aufführung des Egmont in Schillers abkürzender Bearbeitung, eine jener auf den Moment berechneten perfiden Recensionen, die bei festgehaltenem Anschein hoher Verehrung vor dem Verfasser sein Werk herabzudrücken suchen. Hier begegnen wir der Zusammenstellung: Goethe, Shakespeare, Kotzebue als natürlichen Trifoliums: die beiden letzteren Namen dem Goethes angefügt, als verstände sich von selbst, dass sie gleichwerthig zusammengehörten. Kotzebue jetzt verschaffte

Schadow bessere Gelegenheit, sich auszusprechen, indem er ihn zur Mitarbeit an seinem 1803 beginnenden Journale heranzog. Von der Rücksichtnahme der Eunomia finden wir in dessen Spalten nichts mehr. Die offenbare Absicht war, Goethe zu beleidigen. Die Arbeiten aus seinen Jugendzeiten, heisst es da nun, wolle man gern anerkennen, die gräcisirende Richtung seiner neuesten Producte aber wurde verurtheilt und die geführten Schläge sowohl ihm als Schiller tüchtig zugemessen. Gleich die das Blatt begleitende erste Caricatur enthüllt Kotzebues und seiner Freunde Gesinnung. Die Art sodann, wie Schadow in einer der folgenden Nummern seinen Besuch in Weimar erzählt, zeigt, in welchem Tone damals von Goethe in Berlin die Rede war. Schadow nennt Goethe in seinem Berichte nicht, lässt sein und seiner Freunde üblen Willen aber genugsam erkennen.

Die Bemühungen dieser Leute, Goethe zu Gegenäusserungen zu bewegen, waren vergeblich. Goethe hat sich vor Kämpfen mit Mitlebenden nicht gescheut, wie die Xenien zeigen. Er hat auch manchem, der sich an ihm reiben wollte, etwas zurückgegeben, das sitzen blieb. Kotzebue aber war sicher vor ihm. Dadurch, dass Goethe diesen ganz übersah, hat er die Wirkung der gegen ihn ausgespielten Ungezogenheiten erheblich verringert. Wir wissen, wie es Goethe verdross, ein Exemplar des Freymüthigen bei Frau von Stein zu finden; gleichzeitig gedruckte Äusserungen seines Missmuthes gegen Kotzebue kenne ich nicht. Den 5. Mai 1800 schon schrieb Schiller an Goethe: 'Man sagte mir, dass Kotzebue in einem neuen Stück, Der Besuch, sich Verschiedenes gegen die Propyläen heraus genommen habe. Wenn dem so ist, so hoffe ich, dass Sie den jämmerlichen Menschen seine entsetzliche Sottise werden fühlen lassen.' Goethe wusste, dass Kotzebue nichts Angenehmeres hätte geschehen können, als die Anerkennung seinerseits, dass er den Hieb empfunden habe. Niemals aber hat Kotzebue es dahin gebracht, von Goethe als eine Macht, mit der man im Kriege stehe, anerkannt zu werden. Diese Gleichgiltigkeit ist eine empfindlichere Strafe gewesen, als das Härteste, was Goethe gegen ihn gedruckt hätte ausgehen lassen können. Mir ist nicht zweifelhaft, dass unter

jenen oben erwähnten 'bösartigen Menschen' Kotzebue allein gemeint war[3]): zu mehr aber liess Goethe sich nicht herbei. Und so haben die vergeblichen Versuche, Goethe litterarisch anzuzapfen, einen Schein von Lächerlichkeit auf Kotzebue geworfen, den weder sein unglückliches Ende, noch der Umstand, dass seine Theaterstücke das Publicum entzückten, aufgehoben hat. (Bekannt ist, mit welcher Sorgfalt Goethe diese Stücke geben liess und wie anerkennend er sie erwähnt.)

Aus diesen Gründen nun glaube ich, dass, wenn ich bei meinen Nachforschungen nach einer herben Kritik, welche Goethe auch nach 1803 noch über Schadows Arbeiten ausgesprochen hätte, ohne Resultat blieb, dies natürlich erscheinen muss. Schadow participirte an der Ungestraftheit, die über Kotzebue verhängt worden war. Ich habe in Goethes Briefen und Schriften Schadow bis zum Jahre 1815 nicht mehr genannt gefunden.

In diesem Jahre endlich nun, bei einer neu sich darbietenden Gelegenheit sollte hervortreten, wie gross die innerliche Übereinstimmung der beiden Männer war, welche der einlenkende Abschluss des Schadowschen Aufsatzes ja schon erkennen liess. Es handelte sich um eine Arbeit, welche Schadow unter Goethes Oberaufsicht ausführte.

Schadows Weiterentwicklung auf der anfangs ruhmvoll eingeschlagenen Bahn hatte sich nicht den gehegten Hoffnungen gemäss vollzogen. Das erste Hinderniss war, dass bald nun die Zeiten eintraten, in denen die Blüthe Preussens geknickt und auf lange hin den Künsten des Friedens wenig bei uns zu thun gegeben ward. Dann aber erhob sich Rauch, dessen grosses Talent Schadow zurücktreten liess. Sein Ruhm sei in Rauch aufgegangen, urtheilt Schadow selber. Als nach 1815 das siegreiche Preussen von seinen Bildhauern Ehrendenkmäler verlangte, blieben für Schadow in Berlin keine Bildsäulen übrig. Ziethen und den Fürsten von Dessau hatte kein andrer als er in Marmor aufrichten dürfen: Bülows und Scharnhorsts und Blüchers Statuen

[3]) Man findet öfter einen unbestimmten Plural gebraucht, wo man eine bestimmte einzige Person im Auge hat, die nicht genannt werden soll.

fielen Rauch zu, dem ja auch das Grabdenkmal der Königin übertragen worden war. Das hat Schadow wohl am tiefsten geschmerzt, der sich als den natürlich Berufenen gerade für diese Arbeit ansah und dessen Concurrenzmodell zurückgewiesen wurde. Dagegen hatte er im Laufe von 1815 den Auftrag empfangen, ein Standbild Blüchers für Rostock auszuführen, über dessen Modell er sich mit Goethe vereinigen sollte.

Wer die Geschichte dieses Denkmals vom ersten Gedanken ab, welcher gefasst wurde als Blücher 1815 wiederum gegen Napoleon ins Feld gerufen worden war, studiren will, findet neben dem bereits darüber Gedruckten im betreffenden Fascikel des Goethe-Archives Material in Fülle. Am 19. Mai 1815 haben Schadow und Weitsch Zeichnungen eingesandt, und es wird auf den Befehl des Herzogs von Mecklenburg, der das Urtheil 'mehrerer Kunstverständiger und mit den Werken des Alterthums bekannter Männer' verlangt, Goethe um Rath gefragt. Dem Herzog hat an der Reiterstatue die einfache Dienstmütze missfallen, in welcher Blücher zu Pferde sass. Offenbar also ein Versuch, modernes Kostüm zu geben. Goethes erster Brief[4]) zeigt ihn als überhaupt gegen eine Reiterstatue eingenommen. 'Daher eröffne den Wunsch, Herr Schadow möge das Modell einer pedestren Statue errichten.' Specielles gibt Goethe sonst nicht an und Schadow verfährt nach eignem Gutdünken, indem er Blücher in der 'Tracht eines alten Germanen hinstellt, wie man solche auf römischen Denkmalen bildet. Statt des Mantels mit den Franzen', fährt er fort, 'habe ich ihm eine Löwenhaut gegeben; neu (d. h. modern) bezeichnend sind der Säbel und der Marschallsstab.' Goethe empfängt das Modell und hat nur Einzelnheiten auszusetzen, Wünsche, denen Schadow dann in einem neuen Modelle genügt. Hier tritt Schadow zuerst als Briefsteller ein, indem er Goethes Einwürfe anerkennt. Hier sehen wir auch, was die Löwenhaut bedeutet: Friedrich des Grossen Husaren hatten auf der Parade eine Tigerhaut auf

[4]) Der Brief ist datirt: An Gellerts Geburtstag. 1815. Gellert ward den 4. Juli 1716 geboren. Der Brief hat übrigens nichts mit Gellert zu thun.

der Schulter getragen, damit, sowie mit dem runden Säbel, sollte 'der Husar' charakterisirt werden. Schadow hatte sich mit Hirt benommen, der auch von Anfang an dafür gewesen war, der 'Husar' müsse hervortreten. Ich übergehe das Übrige: genug, dass Schadow auf Goethes Wünsche, allerlei Nebensachen betreffend, einging und mit dem Modelle selbst nach Weimar kam. Man sieht, dass nicht Goethe, sondern der Herzog, ohne Goethe, die Dienstmütze verwarf und dass Schadow, ebenso ohne Goethe, auf den alten Germanen und die Löwenhaut verfiel. Nur an einer Stelle trat Goethe im Sinne der antiken Kunst für eine eigne Idee ein. Am Fussgestell war Blüchers Sturz vom Pferde bei Ligny dargestellt: Schadow hatte die Scene naturalistisch erfasst, etwa wie die Basreliefs am Fusse der Ziethenstatue dergleichen zeigen. Goethe verlangte eine Allegorie und Schadow gab nach, indem er einen den gestürzten Feldherrn beschützenden Genius in die Composition hineinbrachte. Eigenhändige Skizzen dazu, mit der Feder gezeichnet, finden sich im Goethe-Museum, die zwischen Schadow und Goethe gewechselten, die Statue betreffenden Briefe besitzt das Goethe-Archiv, über den mündlichen Verkehr berichtet Schadow in seinen Erinnerungen. Weder ein aus verschiedener Charakteranlage etwa hervorgegangener, noch ein aus widersprechenden Principien entspringender Gegensatz tritt hervor. Beide Männer standen auf dem natürlichen Boden, wie die Zeit, in der sie lebten, ihn lieferte, und verstanden sich ohne etwas opfern zu müssen. Schon die Fassung der Briefe lässt erkennen, wie bei Schadow, je länger er mit Goethe in nun intimerem Verkehre stand, der Respect vor dessen Person und Einsicht zunahm, die zuletzt in ehrfurchtsvolle Bewunderung überging. Gerade bei Schadow, der sich nicht scheute, auch der höchsten Stelle gegenüber das Vorrecht sehr schmuckloser Rede zu wahren, ist diese Äusserlichkeit bezeichnend.

Noch bliebe darüber zu entscheiden, ob wir Schadow als den zu betrachten hätten, der die Vorliebe für Wiederholung des natürlichen Anblicks, wie der Tag durchschnittlich den Menschen zeigt, als sei dies die zuverlässigste, die

gebotene Form, in der auch colossale Monumente zu halten seien, durch seine Werke wach gehalten habe, so dass die Gegenwart mit besonderer Dankbarkeit auf ihn zurückblicken müsse.

Schadows Entwickelung fiel in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Die bis zur französischen Revolution vorwaltende, von französischen Künstlern aufgebrachte und von ihnen meist auch bei uns repräsentirte Anschauung verlangte für ideale Gestalten, mochten sie nun der Antike oder der Gegenwart angehören, eine Mischung von antiken Formen mit, in Ausdruck und Bewegung moderner, um das Wort zu brauchen, vertraulicher Natürlichkeit. Einige Künstler von Talent wussten dieser Forderung damals in sehr behaglicher Art zu genügen. Pigalle, Puget und Houdon lieferten Sculpturen dieser Art zur Zufriedenheit der Zeitgenossen, während Goethes Iphigenie, (illustrirt in dieser Richtung von Angelica Kaufmann), den Höhepunkt der idealen Dichtung, Glucks Orpheus den der musikalischen Tragödie kennzeichnet. Auch das Kostüm der eignen Zeit fügte sich der zart antikisirenden Art, mit der man dergleichen behandelte. In Berlin hatte Tassaert diese Auffassung vertreten, Schadows Lehrmeister, von dem oben die Rede war. Ohne Zweifel ist Ziethens Statue den Anschauungen dieser Schule entwachsen. Bemerken wir, wie die Figur, in ihrer fast elegisch gedankenvollen Stellung, eben so gut einen von seiner Heerde umgebenen friedlichen Hirten charakterisiren würde. Ziethen hat, an einen Baumstumpf leicht angelehnt, die Beine gekreuzt und lässt das Kinn in die eine stützende Hand sinken. Ruhte die andre, statt auf einem Degen, auf der oberen Rundung eines Stabes und fehlte die Uniform, so würden wir einen ruhigen Mann vor uns haben, in einer Position, in der alte Leute aus dem Volke, Hirten oder Bettler, auf Gemälden der früheren Zeit figuriren. Wie ganz anders in allen Nerven angespannt steht Rauchs Blücher da, den einen Fuss auf einen Kanonenlauf gestemmt, als befähle er Angriff und wehrte Angriff ab: vom Kopfe bis zur Zehe erfüllt von der leidenschaftlich comprimirten Energie, die, wie wir berichtet werden, einen Feldherrn im

kritischen Momente umfängt. Ich möchte bitten, dass diese beiden Statuen als beste Repräsentanten des Schadowschen und Rauchschen Realismus von denen ganz genau verglichen würden, die den hier waltenden Unterschieden näher kommen wollen. Das Resultat dieser einen Beobachtung ergibt alles, worauf es hier ankommt. Schadows Ziethen enthält, eben so gut wie seine schöne Doppelstatue der Königin Louise und ihrer Schwester, nichts der directen Beobachtung des gewöhnlich Wirklichen Entwachsenes, sondern er gibt in halb moderne Gewandung gebrachte Idealstellungen. Die Epoche, in der Schadow als junger Mann seine Anschauungen sammelte, machte ihm unmöglich, anders zu sehen und zu bilden, gerade so gut wie Rauch noch in den (1822 aufgestellten) Statuen Scharnhorsts und Bülows (zu beiden Seiten der neuen Wache) unter der Herrschaft jener von den Franzosen des 18. Jahrhunderts geschaffenen antik-modernen Formgebung steht. Ich habe mir an anderer Stelle einmal den Vergleich gestattet, dass der eine von diesen beiden Feldherrn wie ein nachdenkender Gelehrter dastehe, während bei dem andern die Antike durch die moderne Uniform durchleuchte. Auf Schadows Ziethen ist, glaube ich, weniger die Natur als Chodowieckis Darstellung der fridericianischen Zeit von Einfluss gewesen. Ich glaube, dass, wenn Schadows anfänglicher Entwurf der Blücherstatue mit der Mütze auf dem Kopfe und als Husar ausgeführt worden wäre, auch dann nichts durch und durch Realistisches zu Stande gekommen sein würde, wie Rauch in seinem Blücher später hinstellte. Schadow stand mit Canova, Thorwaldsen und Rauch, was dessen frühere Jahre anlangt, auf derselben Stufe und hat sich nicht als ein Künstler empfunden, der andere Ziele als diese drei verfolgte. Sein Nachgeben, als Goethe für das Basrelief zu Füssen Blüchers eine symbolische Fassung vorschlug, war nicht der Abschluss fruchtlosen Widerstrebens, als habe der Künstler sich endlich der verhassten Autorität des Ästhetikers fügen müssen, sondern entsprang, wie wir oben sahen, der selbstgewonnenen Überzeugung vom Vorwalten höherer Zweckmässigkeit. Darf ich eine Vermuthung aussprechen, so würde, glaube ich, der

Rostocker Blücher in Husarenuniform dargestellt, was die körperliche Bewegung anlangt, eben so sehr ideale Ruhe gezeigt haben wie Rauchs Bülow und Scharnhorst dies thun, die nicht als vom Schlachtgetümmel umrauscht in körperlicher Activität dastehen.

Rauchs Blücher dagegen, wie er zwischen York und Gneisenau steht, ist so durchaus anders aufgefasst, dass nur ein Umschwung, entweder aus der Entwicklung des Künstlers oder aus veränderten Anschauungen des Publicums herrührend, dies erklärt. Beides konnte auch wohl zusammenwirken. Bei Goethe wenigstens fand die Neuigkeit, wie seine Besprechung des Werkes zeigt, Verständniss. Wir bemerken, dass in den Jahren, in denen die Statue entstand, nach dem Tode Louis Davids, die der Antike zugeneigte Liebhaberei des europäischen Publicums eine Umgestaltung erfuhr. Das Emporkommen von Ingres und, nach ihm, von Delacroix, unter den Bildhauern von David d'Angers, auf der Bühne der Sturz der classischen Tragödie, welche die Revolution überdauert hatte, waren gleichzeitige äussere Symptome für diese Umwandlung des Geschmackes, der jetzt Natur bis auf die Knochen verlangte. Ständen mir umfangreichere Notizen zu Gebote, so würde ich im einzelnen darlegen, dass der erste Anstoss zu Aufstellung leidenschaftlich bewegter Bildsäulen von Frankreich ausgegangen sei. Wie auf dem Theater an die Stelle der nur im Gemüthe der Zuschauer wiederhallenden tragischen Gewalt nun die durch Vorführung äusserlicher Schicksalsumschwünge herbeigeführte Erschütterung und Betäubung des Publicums trat, die zu bewirken der romantischen Schule der Franzosen so gut gelang, war bei der Sculptur das Bestreben längst eingetreten, innere Energie in äusserlichen Bewegungen zu zeigen. Ich erinnere an David d'Angers Statue des grossen Condé, welche 1817 Paris in Begeisterung setzte. Es galt, vor Freiburg mit 2000 Mann 3000 Baiern aus ihren Verschanzungen zu vertreiben: Condé, damals 23 Jahre alt, steigt vom Pferde, schleudert seinen Marschallstab in die Feinde hinein und erobert ihn an der Spitze des Regiments Conti zurück. (Man suchte sich 1817 in Frankreich so zu trösten.) Meinem Gefühle nach

war diese Gestalt des jungen Feldherrn, der in gewaltsamer Geberde zum entscheidenden Wurfe ausholt, der Ausgangspunkt für Rauchs Phantasie, als er später seinen Blücher schuf.[5]) Allerdings wirkte das französische Vorbild nicht sofort, und vielleicht ist das Wort 'wirkte' hier überhaupt nicht angebracht: sagen wollte ich nur, dass gewisse neue Strömungen in den Gedanken und Gefühlen der Völker neue Formen bedurften, und dass, da David d'Angers diese neue Form zuerst gefunden hatte, ihr Einfluss sich auch in Deutschland geltend machen musste. Noch zehn Jahre aber bedurfte es, ehe Rauchs Blücher entstand.

Hier sollte es scheinen, als habe Goethe sich selbst widersprochen, wenn er bei Schadows Blücher allegorische Figuren für das Piedestal verlangte, bei Rauchs Blücher dagegen die ganz real gehaltenen Basreliefs am Fussgestelle nun billigte. Goethe schreibt darüber: 'Wer eine Zeit lang daran hin- und hergegangen, wird sich gar bald überzeugen, wie sehr eine solche Darstellung der Denkweise des Volkes gemäss sei' u. s. w., worauf er die einzelnen Darstellungen eingehend beschreibt und uns erkennen lässt, wie sehr er, was dem Geiste der Zeit entsprach, schätzte und verstand. Jetzt, 1828, also urtheilte er anders als zehn Jahre früher? Durchaus nicht. Wenn man Schadows Basreliefstil bei real militärischen Scenen mit dem Rauchs vergleicht, zeigt sich ein Unterschied. Auch hier war von Schadow die Art des 18. Jahrhunderts festgehalten worden, indem er nicht stilgerecht basreliefmässig construirte, sondern bildmässig gedachte Genrescenen zur Anschauung brachte. Rauch, mochte er noch so genau moderne Soldaten darstellen, hielt die echten Gesetze des Basreliefs inne. Er hatte die Griechen daraufhin studirt und überschritt die von ihnen gegebenen Grenzen nicht. Schadows naturalistische Darstellungen dagegen waren, obgleich im Basrelief ausgeführt, nichts eben als Compositionen mit malerischer Wirkung. Rauch hatte mit seinem Blücher

[5]) Übrigens ist Henry Jouin, der Davids Leben beschrieben hat, der Meinung, ein antikes Werk habe den ersten Anstoss zum Condé gegeben.

den nationalen Realismus der neueren Zeit entdeckt und war von Goethe sofort verstanden worden.

Wie diese Dinge in den dreissiger und vierziger Jahren sich dann weiter entwickelt haben, gehört nicht hierher, da nur von dem die Rede sein sollte, was Goethe miterlebt und worüber er sich ausgesprochen hat. Dies noch: Schadows Werke sind auch in Berlin nicht wieder in Action getreten, sondern neben Rauch hat A. Menzel meiner Meinung nach auch für die Sculptur die neueste Wendung zum Realismus herbeigeführt.

Weimar, Pfingsten 1888. Herman Grimm.

# Graf Essex
## aus Ludwig Hoffmanns Repertoire.

Ein halbes Jahrhundert vordem Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie[1]) das spanische Drama: Dar la vida por su Dama, el Conde de Sex, durch eine mustergiltige Analyse seinem Publicum bekannt machte, hatte bereits ein deutscher Student dieses Stück in deutscher Sprache bearbeitet, welches ihm nicht in der Form des spanischen Originals, sondern in einer italienischen Bearbeitung in die Hände gefallen war.

Die Handschrift dieser deutschen Bearbeitung befindet sich im Besitz der K. K. Hof- und Staatsbibliothek zu Wien.[2]) Sie besteht aus 37 Blättern 4°, welchen ein vorgeklebtes Scenar vorausgeht. Der auf Bl. 2 beginnende Text trägt die Unterschrift: Strassburg d. 31. December | 1716 | F. H. Brauer St(udiosus) P(hilosophiae).[3]) Das Manuscript ist von Brauers Hand geschrieben, bis auf einige, im Text enthaltene Abänderungen und das Scenar; diese äusserst flüchtig und unleserlich geschriebenen Theile der Hand-

[1]) Stück 60—69.

[2]) Cod. 13117.

[3]) Die Studenten der philosophischen Facultät zu Strassburg pflegten zu Anfang des 18. Jahrhunderts ihren Stand mit den Anfangsbuchstaben St. P. zu bezeichnen.

schrift stammen aus der Feder des Carl Ludwig Hoffmann, welcher als dritter Gatte der Sophie Julie Elenson Director der Truppe seiner Gattin wurde; seine charakteristische Handschrift ist unverkennbar.

Der Gang der Handlung in der deutschen Bearbeitung ist folgender:

Act I.

Sc. 1. Essex, Fabio.

Essex will, nachdem er den Krieg mit den Schweden glücklich beendet, in London seiner Geliebten, der Hofdame der Königin, Florisbe leben. Sein Diener Fabio räth ihm, sich auf seine Güter zurückzuziehen; denn wenn er sich unter die Dienstbarkeit der Venus begebe, könne er leicht zum Vulcanus werden. Essex begibt sich in den Garten der Florisbe, während Fabio als Schildwache zurückbleibend vor Ermüdung einschläft.

Sc. 2. Scandarello, Fabio.

Scandarello, der Gartenwärter, erblickt Fabio und will ihn wecken; da dieser aber wie todt daliegt, fürchtet er für den Mörder gehalten zu werden und entflieht.

Sc. 3. Essex, Königin, Maskirte.

Essex jagt einige Maskirte über die Bühne, die Königin, gleichfalls maskirt, läuft dem Grafen nach und bittet ihn, der Verfolgung Einhalt zu thun. Da Essex am Arm blutet, verbindet sie ihm seine Wunde mit ihrer Schärpe. Essex ist von dem Anblick der Königin, die er unter der Halbmaske nicht erkennt, ganz entzückt, erinnert sich aber Florisbes, der sein Herz ungetheilt gehören müsse. Essex entfernt sich mit Fabio, den er aus seinem Schlafe aufgeweckt hat, um ihm das seltsame Abenteuer zu erzählen.

Sc. 4. Aldimiro.

Aldimiro, Prinz aus Frankreich, äussert sein Entzücken über die Schönheit der Königin, der niemand widerstehen könne.

Sc. 5. Aldimiro, Florisbe.

Florisbe tritt herzu und bittet den Prinzen, er möchte sich bei der Königin für ihre Verbindung mit Graf Essex verwenden.

Sc. 6. Essex, Fabio, Florisbe.

Essex heisst Florisbe willkommen; diese enthüllt ihm den missglückten Anschlag, welchen ihre Vettern gegen das Leben der Königin im Garten versucht hatten, und fordert den Grafen auf, sie in ihrem Vorhaben, die Königin zu tödten, zu unterstützen, nach deren Tod Krone und Herrschaft auf Essex übergehen würde. Essex stellt sich willfährig, um zugleich die Königin zu schützen und Florisbe von ihrem Vorsatz abzubringen.

Act II.

Sc. 1. Königin, Aldimiro, Marquis, Capitain.

Die Königin theilt ihren Räthen den Mordanschlag gegen ihr Leben mit, und fragt ihre Getreuen, wie man den Mörder ergreifen könne. Während Aldimiro einen hohen Preis auszusetzen räth, vermisst der Capitain sich, die Mörder zu finden, selbst wenn sie sich in der Unterwelt versteckt halten sollten.

Sc. 2. Fabio, Vorige.

Fabio stürzt herein, meldet der Königin die Ankunft seines Herrn und erhält als Botenlohn eine goldene Kette.

Sc. 3. Essex, Königin.

Essex berichtet der Königin über den Ausgang seiner Expedition; 20000 Feinde seien gefallen. Zum Dank ernennt ihn die Königin zum 'Generalgubernator' von London. Essex versichert der Königin auf deren Befragen, dass sein Herz noch frei sei.

Sc. 4. Florisbe, Vorige.

Florisbe naht sich der Königin, diese sendet die Prinzessin fort, da ihr Besuch ungelegen sei. Die Königin beginnt dem Grafen ihre geheime Neigung zu ihm zu enthüllen.

Sc. 5. Capitain, Vorige.

Der Capitain bringt das Ernennungspatent für Essex, welches die Königin ihm huldvoll überreicht. Der Graf weiss nicht, ob er die Königin oder Florisbe heisser liebe.

Sc. 6. Florisbe.

Entrüstet, dass die Königin sie vorher abgewiesen, beschliesst Florisbe, sich durch die Hand ihres Vetters an der Königin zu rächen.

Sc. 7. Scandarello, Florisbe.

Florisbe sendet ihren Gartenwächter Scandarello zu ihrem Vetter mit dem Auftrag diesen herbeizurufen.

Sc. 8. Polydorus.

Florisbes Vetter Polydorus erscheint als armenischer Juwelier gekleidet, um die Königin, die seiner Kugel entgangen sei, mit dem Dolch zu tödten.

Sc. 9. Essex.

Essex legt auf den Tisch der Königin einen Brief ohne Unterschrift, in welchem er die Königin vor Verrath warnt.

Sc. 10. Fabio, Allidora.

Fabio, der Diener des Grafen, möchte Allidora, der Prinzessin Florisbe Dienerin, zur Frau haben; diese schlägt seine Hand aus.

Sc. 11. Königin, Marquis.

Die Königin frägt nach dem Urheber des Warnungsbriefes, der Marquis meint, dass derselbe nicht bekannt sei, und räth eine Reihe von Vorsichtsmassregeln gegen den Mordanschlag zu treffen.

Sc. 12. Page, Vorige.

Ein Page meldet die Ankunft eines armenischen Händlers, der seine Kleinodien der Königin zeigen möchte. Die Königin lässt ihn eintreten, nachdem sie dem Marquis befohlen hat, an der Thür mit Bewaffneten zu beobachten.

Sc. 13. Polydorus, Königin.

Polydorus tritt herein; die Königin stellt sich schlafend; da zückt Polydorus den Dolch, die Königin ruft um Hilfe.

Sc. 14. Marquis, Soldaten, Vorige.

Polydorus wird ergriffen, ersticht sich aber selbst. Die Königin befiehlt, den Leichnam auf dem Markte auszustellen, damit man den Verbrecher dort recognosciren könne.

Act III.

Sc. 1. Capitain, Fabio.

Fabio will den Capitain ausforschen, was er in der Zeit seiner Abwesenheit gemacht habe; dieser erzählt ihm, er habe die Welt umsegelt; über diese Lüge gerathen sie in Streit.

Sc. 2. Essex, Fabio.

Essex trägt Fabio auf, eine Pistole und seine Schärpe auf sein Zimmer zu tragen.

Sc. 3. Florisbe, Fabio.

Florisbe nimmt Fabio Pistole und Schärpe ab. Die Pistole soll ihrem Mordanschlag dienen, den Essex, wie sie glaubt, ihr vollführen helfen wird.

Sc. 4. Königin, Essex.

Essex bittet die Königin, ihm den Grund ihrer Traurigkeit zu entdecken. Sie gesteht ihm, dass sie verliebt sei; da naht Florisbe.

Sc. 5. Florisbe (mit umgebundener Schärpe).

Die Königin beschuldigt, da sie Florisbe mit ihrer Schärpe sieht, den Grafen der Verrätherei an ihrer Liebe und weist ihn von ihrem Hofe fort.

Sc. 6. Capitain, Königin.

Der Capitain berichtet auf die Frage der Königin, dass Essex im ganzen Lande beliebt und angesehen sei.

Sc. 7. Aldimiro, Florisbe, Vorige.

Aldimiro bittet die Königin, ihre Einwilligung zu der Vermählung der Prinzessin Florisbe mit Graf Essex zu geben. Die Königin ist über dieses Ansuchen höchst aufgebracht, sie bedroht Florisbe mit dem Tode, wenn sie bei ihrem Vorsatze beharre. Florisbe schwört Rache.

Act IV.

Sc. 1. Essex, Fabio.

Essex schilt den Fabio, dass er Pistole und Schärpe der Florisbe gegeben; der entschuldigt sich, er sei nur der Gewalt gewichen. Essex hat der Königin ein Memorial überreichen lassen und geht zu der Königin, um dasselbe durch die mündliche Darstellung seiner Unschuld zu unterstützen.

Sc. 2. Königin, Marquis.

Die Königin zerreisst das Schreiben des Essex, ohne es gelesen zu haben; der Marquis fordert sie zu Milde und Nachsicht auf.

Sc. 3. Essex, Königin.

Die Königin ist eingeschlummert. Essex beklagt sein trauriges Geschick.

Sc. 4. Florisbe, Vorige.

Florisbe will die Königin erschiessen. Sie legt an, Essex schlägt ihr die Pistole weg, welche ihm in der Hand bleibt. Florisbe entflieht. Die Königin erwacht und ruft die Wache.

Sc. 5. Marquis mit Wache.

Essex wird ergriffen und ins Gefängniss abgeführt.

Sc. 6. Fabio.

Fabio fürchtet, die Schergen verfolgten ihn und seinen Herrn; er will diesen bereden, sogleich mit ihm zu entfliehen.

Sc. 7. Essex im Gefängniss, Florisbe.

Florisbe hat den Kerkermeister bestochen, sie ins Gefängniss einzulassen. Sie bittet Essex in ihrer Kleidung zu fliehen; sie wolle im Kerker zurückbleiben, da ihr als einer Verwandten der Königin keine Strafe drohen könne. Essex schlägt das Anerbieten ab.

Sc. 8. Essex, Königin.

Die Königin will unerkannt Essex retten. Sie übergibt ihm die Schlüssel zum Gefängniss. Essex erscheint am Fenster des Kerkers, erkennt die Königin, versichert seine Unschuld, weigert sich, die wahren Verbrecher zu nennen und wirft den Kerkerschlüssel in einen Brunnen, da er lieber unschuldig sterben, als Florisbe verrathen will.

Act V.

Sc. 1. Marquis, Capitain.

Beklagen des Grafen Unglück.

Sc. 2. Königin, Aldimiro, Vorige.

Aldimiro redet der Königin zu, dem Willen des Parlaments nicht länger zu widerstreben und die Hinrichtung des Grafen zu befehlen. Trotz der Bitten des Marquis und des Capitains, Gnade zu üben, spricht die Königin das Todesurtheil über Essex aus, welches vollstreckt werden solle, wenn sie drei Mal den Namen des Capitains gerufen habe.

Sc. 3. Fabio (mit falschem Bart am Gefängniss).

Fabio hat gehört, dass sein Herr nur noch einen Tag zu leben habe, und will sich von ihm verabschieden.

Sc. 4. Essex am Gitter, Fabio.

Essex übergibt Fabio einen Brief an Florisbe.

Sc. 5. Capitain, Wache.

Der Capitain hält Fabio an, reisst ihm den falschen Bart herunter und nimmt ihm Essex Brief ab.

Sc. 6. Aldimiro, Vorige.

Aldimiro verspricht den Brief der Königin zu bringen.

Sc. 7. Königin, Marquis, Aldimiro.

Die Königin gibt dem Marquis Aufträge. Aldimiro überreicht der Königin den Brief des Grafen an Florisbe, worin Florisbe vom Grafen aufgefordert wird, der Königin treu zu bleiben, da er ihre Schuld hinfort nicht mehr auf sich nehmen könne. Der Brief enthält die Schilderung des wahren Sachverhalts. Die Königin, nunmehr von der Unschuld des Grafen überzeugt, ruft den Capitain drei Mal, damit dieser Essex freilasse. Auf das verabredete Zeichen des dreimaligen Rufens lässt der Capitain den Grafen enthaupten.

Sc. 8. Capitain.

Der Capitain meldet die Enthauptung des Grafen. Die Königin fällt in Ohnmacht.

Sc. 9. Marquis mit Wache.

Die Königin aus ihrer Ohnmacht erwacht, verflucht sich und die, welche sie ins Leben zurückgerufen haben. Sie bejammert den Tod des Grafen und befiehlt Florisbe in die Löwengrube zu werfen.

Sc. 10. Page, Vorige.

Der Page Aurindo meldet, dass sich Florisbe, sobald sie den Tod des Grafen erfahren, vom Burgthor herabgestürzt habe und todt sei. Die Königin stirbt vor Schmerz erbleichend. Der Mar-

quis ordnet eine prächtige Beisetzung der Leichen an und fordert Aldimiro auf, da kein Reichserbe vorhanden sei, die verwaiste Herrschaft anzutreten. Aldimiro gelobt, das Reich blühend und berühmt zu machen, und fordert alle auf, zum Besten des Landes zu wirken.

Dies ist der Inhalt der Handschrift. Das vorgeklebte Scenar, das ohne Zweifel zum Zwecke einer Aufführung von C. L. Hoffmann angefertigt ist, zeigt mancherlei Abweichungen von dem Gang der Handlung, welchen der Text der Bearbeitung aufweist. Die Reihenfolge der Scenen weicht hie und da ab, Namen sind anders geschrieben, als im Text, vor allem aber fehlt die Schlusscene; mit dem Tode der Königin schliesst das Scenar ab.

Der auf Seite 1[a] der Handschrift verzeichnete Titel des Dramas lautet: Die Ermordete Unschuld | oder | Die Enthauptung des Graffen | von | Essecs | aus dem Italiänischen Autor | Sign. Creognini.

Ein italienischer Dichter Creognini ist mir nicht bekannt; Cicognini, an dessen Namen zu denken nahe liegt, hat kein derartiges Drama geschrieben. Ein italienisches Drama wird erwähnt, welches seinem Inhalte nach hierher zu gehören scheint: La Regina d'Inghilterra, Commedia per Giovanni Recoldini. Bologna 1668[4]). Leider habe ich dieses Dramas nicht habhaft werden können. Der Titel dieses Stückes ist aber in einem italienischen Scenar wiederholt, welches die Geschichte des Grafen Essex in der Weise behandelt, in welcher sie im deutschen Drama vorgeführt wird. Dieses Scenar: La regina d'Inghilterra hat Adolfo Bartoli[5]) mitgeteilt. Die Handschrift desselben stammt aus dem 18. Jahrhundert, doch kann das Scenar auch älter sein, da die Handschriftensammlung, der es entnommen ist, Aufzeichnungen von Dramen, welche nachweislich dem 17. Jahrhundert angehören, enthält. An einigen Stellen weicht die deutsche Bearbeitung von dem italienischen Scenar erheb-

[4]) Dramaturgia di Leone Allaci. Accresciuta e continuata fino all' anno MDCCLV. Venezia.

[5]) Ad. Bartoli, Scenari inediti della Commedia dell'arte contributo alla storia del' theatro popolare italiano. Firenze 1880. p. CLXXXII; pp. 44—70.

lich ab, während es im ganzen mit diesem übereinstimmt. Diese abweichenden Stellen finden sich in dem spanischen Drama Dar la vida por su Dama, welches im ganzen ebenso wie mit dem italienischen Scenar, mit der deutschen Bearbeitung übereinstimmt.

Das spanische Drama[6]) ist ohne Zweifel das Original. Mit diesem stimmen also sowohl das italienische Scenar, als auch die deutsche Bearbeitung im wesentlichen überein. In manchen Scenen weicht nun das italienische Scenar von dem spanischen Original ab. In solchen Fällen macht entweder das deutsche Drama diese Abweichung mit, oder es bleibt mit dem spanischen Original übereinstimmend, oder endlich es bringt eine Variation, welche weder das spanische Drama noch das italienische hat. Da es nun im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, dass der deutsche Bearbeiter sowohl die italienische, als die spanische Vorlage zur Hand gehabt habe, so wird man meines Erachtens zu der Annahme gedrängt, dass dem italienischen Scenar ein ausgeführtes italienisches Drama zu Grunde liegt, welches nach dem spanischen Original gearbeitet, sowohl dem italienischen Scenar, als der deutschen Bearbeitung als Vorlage gedient habe, dass also ein ausgeführtes italienisches Drama die Brücke zwischen dem spanischen Original und der deutschen Bearbeitung bildet. Zum Ersatz für das unbekannte, italienische, ausgeführte Drama, dessen Verfasser vielleicht in der That ein Mann namens Creognini war, muss für die folgende Vergleichung das italienische Scenar eintreten.

Ich bezeichne das spanische Drama mit *A*, das italienische Scenar mit *B*, die deutsche Bearbeitung mit *C*. Zum bequemeren Verständniss schicke ich dem Vergleich ein Verzeichniss der Personen von *A*, *B* und *C* voraus, in welchem ich die Reihenfolge von *C* zu Grunde lege.

---

[6]) Es ist das zweite Stück der von Jos. Pedrino zu Sevilla gedruckten Sammlung und führt dort den Titel: Dar la vida por su dama, el Conde de Sex, da un ingenio de esta Corte. Mit dem Verfassernamen Coello ist das Stück 1653 gedruckt im 6. Theil der Mejor de los mejores, Madrid. Coello soll 1652 gestorben sein. Vgl. Klein, Geschichte des Dramas 10, 731 f.

| *A* | *B* | *C* |
|---|---|---|
| Königin | Regina | Elisabeth, Königin von England |
| Herzog von Alenzon | Principe del Delfino | Aldimiro, Prinz aus Frankreich |
| Kanzler | Ubaldo (und Pandolfo) | Richardo, Marquis von Derfec, Staats-Rath |
| — | Capitano generale | Francimondo, Capitain der Kgl. Wache |
| Blanka | Lucinde | Florisbe, der Königin Base, verliebt in Essex |
| Roberto | (Lucindes Brüder[7]) | Polydorus, Vetter der Florisbe |
| Conde de Sex | Conte di Sex | Graf von Essex, der Königin General |
| Cosme | Stoppenio Cola | Fabio, des Grafen Diener |
| — | Trappola | Scandarello, ein Gärtner |
| Flora | Delia | Alidora, der Florisbe Bediente |
| — | Zanni | Aurindo, ein Page |
| — | Corte della regina | Soldaten |

In diesem Verzeichniss fällt zuerst auf, dass *A* weniger Personen aufführt, als *B* und *C*. Die Personen in *B* und *C* entsprechen einander in Bezug auf Anzahl und Charakter. Bemerkenswerth ist ferner, dass *B* Conte di Sex schreibt, während Essex italienisch Essezia heisst.

Schon in den drei ersten Scenen des ersten Actes zeigt sich das Verhältniss von *A, B* und *C*. Der Eingang der ersten Scene stimmt bei den drei Stücken überein. Essex ist von einer Expedition[8]) siegreich heimgekehrt und will, ehe er der Königin seinen Bericht abstattet, seine Geliebte begrüssen. Im weiteren Verlauf der Scene weicht *B* in einem wichtigen Punkt von *A* und *C* ab. Der Graf erzählt in *B*, dass er sich seiner jetzigen Geliebten zugewendet habe, nachdem er eingesehen, dass seine Liebe zur Königin unerwidert geblieben sei. *A* und *C* wissen aber von dieser früheren Liebe des Essex zur Königin

[7]) Stumme Personen.

[8]) Während in *A* und *B* Essex die Spanier besiegt hat, sind es in *C* die Schweden, denen seine glückliche Expedition galt. Diese Abweichung hat wohl in einer Localanspielung ihren Grund, in einer Hindeutung auf den Nordischen Krieg, dessen hochgehende Wogen um die Zeit der Abfassung dieser Bearbeitung das Interesse von beinahe ganz Europa, besonders aber von Deutschland auf sich gezogen hatten.

nichts; wir haben also hier eine jener Übereinstimmungen in *A* und *C*, von der *B* ausgeschlossen ist, auf welche ich oben hinwies. In allen drei Fassungen geht Essex nach einem Gespräch mit seinem Diener in den Garten, der zu den Fenstern seiner Geliebten führt, während der Diener als Schildwache zurückbleibt.

*A* ergeht sich nun in einer ausführlichen Schilderung, wie Essex im Garten eine badende Frau, die durch eine Halbmaske unkenntlich gemachte Königin, erblickt. Sobald die Badende sich wieder angekleidet hat, wird sie von maskirten Männern angefallen. Diese Scene ist in *B* zu einer schwachen Andeutung zusammengeschrumpft: ein Gärtner erscheint und sagt, dass er den Garten auf Befehl der Königin verschliessen müsse, da diese dort baden wolle. In *C* ist von dem Bad überhaupt nicht mehr die Rede; der Wächter des Gartens tritt auf, ohne irgend welchen Grund für sein Erscheinen anzugeben. Während nun im Garten jene Schüsse fallen, welche das Leben der Königin bedrohen, und Essex Gelegenheit hat, die ihm unbekannte Schöne zu schützen und zu vertheidigen — Vorgänge, die sich zuerst hinter der Scene abspielen, belustigen in *B* und *C* der Diener des Grafen und der Gartenwärter das Publicum mit Hanswurstspässen, die in *A* dem Diener des Grafen allein zufallen, da hier die Rolle des Gartenwärters fehlt, welche in *B* ja nur die Badescene ersetzen soll und die in *C* sich wohl nur deshalb findet, weil sie in *B* vorhanden ist.

In *A* tritt bereits jetzt eine ernste Verwickelung ein. Der Herzog von Alenzon, der jüngste Sohn des Königs von Frankreich, der nach London gekommen ist, um sich um die Hand der Königin zu bewerben, hat sich in Blanka, jene Hofdame verliebt, welche bereits dem Essex angehört. Durch Bestechung des Kammermädchens der Blanka erreicht er es, dass er, freilich ohne Wissen Blankas, in eine Gallerie versteckt wird, welche an dasjenige Gemach stösst, in welchem Blanka soeben ihren Geliebten, den Grafen Essex empfängt. So wird der Herzog ungesehen Zeuge ihres Gesprächs. Blanka, die nicht weiss, dass Essex in der verflossenen Nacht selbst mit in das Abenteuer der Königin verwickelt war, erzählt dem Grafen, dass in der

letzten Nacht ein Mordanschlag ihres Oheims auf das Leben Elisabeths vereitelt worden sei, und bittet Essex um seinen künftigen Beistand; er solle mit dem nach Schottland geflohenen Oheim Roberto gemeinsame Sache machen und ihm schriftlich seine Hilfe anbieten. Essex fasst als treuer Unterthan der Königin den Entschluss, Roberto nebst dessen Anhang in eine Falle zu locken; deshalb stellt er sich mit Blankas Plan einverstanden, schreibt den verlangten Brief und theilt Blanka dessen hochverrätherischen Inhalt mit. In diesem Augenblick springt der Herzog aus seinem Versteck hervor, bezichtigt Essex des Verraths und schwört, ihn zu verderben. In *B* spielt der Prinz aus Frankreich, hier Delfino genannt, nicht die Rolle des Horchers. Er liebt die Königin, um deren Hand zu werben er ja auch in *A* ursprünglich nach London gekommen war, und bleibt auch dieser Liebe treu; er bittet Lucinde (= Blanka in *A*), ihm bei seiner Werbung behilflich zu sein, und nachdem Cola, der Diener des Grafen, in seiner Hanswurstart erst der Dienerin Lucindes, dann dieser selbst seine Liebe angetragen und die unerlässlichen Prügel erhalten hat, findet etwa dasselbe Gespräch zwischen Lucinde und Essex statt, welches Blanka und Herzog Alenzon in *A* führten, nur mit dem Unterschied, dass die Verfolger der Königin Brüder Lucindens sind und mit der Erweiterung, dass die Prinzessin Essex noch dadurch für den Mordplan zu gewinnen sucht, dass sie ihm klar macht, wie er nach dem Tode der Königin als Gatte der nächsten Thronerbin, als ihr Gatte die Krone Englands erhalten werde.

*C* fasst die Vorgänge sehr ähnlich wie *B*, nur dass es sich einen Schritt weiter von *A* entfernt als *B*. In *A* nämlich liebt Herzog Alenzon die Blanka, in *B* bittet Prinz Delfino um Lucindens Beistand bei der Königin, in *C* bittet Floribe den Aldimiro, welcher wie in *B* die Königin liebt, bei dieser seine Fürsprache geltend zu machen, dass ihre Verbindung mit Essex zu Stande käme. Ferner weicht *C* von *B* darin ab, dass nicht wie in *A* ein Oheim, nicht wie in *B* ein Bruder von der Geliebten des Essex der Hochverräther ist, sondern ein Vetter von ihr. Aber übereinstimmend mit *B* wird der Graf durch Aussicht auf den

Thron für den Mordanschlag zu gewinnen gesucht. Mit der Belauschung des Liebespaares durch den französischen Prinzen steht aber *A* allein.

Während *C* hier seinen ersten Act schliesst, geht in *A* die erste Jornada noch nicht zu Ende. Die Königin hält einen Kronrath ab und erzählt von dem Mordanschlag, der gegen sie geplant war; während noch über die Massnahmen zur Auffindung der Verbrecher berathen wird, meldet man Essex, der nun eintritt und seinen Bericht über die Expedition abstattet. Der Hof wird entlassen und andeutungsweise sprechen die Königin und Essex von ihrer gegenseitigen Liebe. Damit schliesst die erste Jornada.

In *B* befinden wir uns gleichfalls noch im ersten Act. Der Diener des Grafen meldet mit allen jenen Zoten und Possen, die so beliebt waren, die Ankunft seines Herrn, als die Königin über den Mordanschlag berathschlagt. Die Königin beschenkt den Diener Cola mit einer goldenen Kette, der ihr dafür das Gewand küsst (vuol baciarli la veste, alzando più del dovere, das ist eine der zahmsten von seinen Unanständigkeiten), und befiehlt, Essex eintreten zu lassen. Wie in *A* ernennt sie ihn zum Generalgouverneur und entsendet den Ubaldo, das Patent auszufertigen. Jetzt entfernt sich nun *B* von *A*, denn das eben begonnene Liebesgespräch wird erst durch Lucinde unterbrochen, dann durch Ubaldo, der das Patent bringt. Die Königin sieht, dass sie jetzt das Gespräch nicht fortsetzen kann, und verlässt Essex; beim Fortgehen bemerkt sie die Schärpe, welche Essex trägt, und erkennt ihn so als ihren Lebensretter. Nun trifft, ebenfalls abweichend von *A*, Lucinde mit Essex zusammen, dem sie eine Eifersuchtsscene wegen des vertraulichen Gesprächs mit der Königin macht. Sodann trifft sie Cola und übergibt ihm den Brief, welchen Essex bei jenem ersten Zusammentreffen mit ihr an ihre Brüder geschrieben hat, zur Besorgung. Nachdem Cola noch einen Streit mit einigen Dienern gehabt hat, welche ihm den Botenlohn der Königin, die goldne Kette, nehmen wollen, schliesst der erste Act in *B* mit den Prügeln, welche Cola von den Übrigen bekommt.

*C* stimmt mit *B* bis zu der Stelle überein, an welcher die Königin den Essex verlässt, dann geht *C* seine eigenen Wege. Die Eifersuchtsscene zwischen dem Grafen und seiner Geliebten fehlt; vielmehr sendet Florisbe gleich nach der Scene zwischen Essex und der Königin den Scandarello zu ihrem Vetter, nicht wie in *B* mit dem Briefe des Essex, sondern mit der mündlichen Bestellung, ihren Vetter Polydorus herbeizuholen. Es folgt nun eine Episode, welche weder *A* noch *B* hat. Polydorus kommt an den Hof der Königin als armenischer Juwelier verkleidet. Darauf erscheint Essex, er legt auf den Tisch der Königin einen Brief ohne Unterschrift, welcher Elisabeth vor Verräthern warnt. Die Königin trifft Vorsichtsmassregeln, und als der Armenier hereintritt, stellt sie sich schlafend. Kaum zückt der verkleidete Polydorus seinen Dolch, als die Königin die Wache herbeiruft. Polydorus wird gefangen, ersticht sich aber, ehe er abgeführt wird. Mitten in dieser Episode sorgt Fabio, welcher um die Hand der Allidora wirbt und abgewiesen wird, für die Erheiterung der Zuschauer. Der Tod des Polydorus bildet den Schluss des zweiten Actes, der also mit dem Schluss des ersten Actes in *B* und dem Schluss der ersten Jornada in *A* zusammenfällt.

In der zweiten Jornada beginnt *A* wieder mit einem Gespräch der Königin und Essex. Letzteren hatte Blanka zur Königin begleitet, sie kehrt aber rasch zu Cosme zurück, der, wie sie im Vorbeigehen bemerkt hatte, etwas schnell zu verbergen suchte. Es war die verhängnissvolle Schärpe. Cosme sollte eine Pistole des Essex auf Florisbes Zimmer tragen, die Schärpe aber wohl verwahren. Blanka erfährt nun von Cosme, wer dem Essex die Schärpe geschenkt habe, nimmt sie ihm ab, bindet sie sich um und eilt so zur Königin, die noch immer mit Essex beisammen ist. Dieser hat der Königin unter der unverfänglichen Form einer Glosse zu einem bekannten Lied seine Liebe enthüllt, und die Königin ist im Begriff, den Grafen zu erhören, als sie Blanka und an ihr die Schärpe gewahr wird. Sofort befiehlt sie dem Grafen, sie, den Hof, die Stadt zu verlassen, da er ein Verräther an ihrer Liebe sei,

und der Graf, welcher den Grund der plötzlichen Sinnesänderung nicht ahnt, denn er hat Blanka nicht gesehen. tritt bestürzt ab. Blanka nähert sich nun der Königin und gesteht ihr ihre Liebe zu Essex. Die Königin, aufs äusserste verletzt, verbietet der Prinzessin, den Grafen noch ferner zu lieben. Auch Herzog Alenzon, der seine Liebe zu Blanka niedergekämpft hat und für die Verbindung der Prinzessin mit Essex ein Wort der Fürsprache vorzubringen sucht, wird ungnädig entlassen. Die Königin widmet sich nun den Staatsgeschäften; das erste, was ihr in die Hand fällt, ist das Bittgesuch eines Grafen Felix. Sie wird durch dasselbe an Essex erinnert[*]) und an diesen denkend schlummert sie ein. Indessen ist Blanka auf ihr Zimmer geeilt; sie hat dort die Pistole des Grafen gefunden. Mit dieser dringt sie in das Gemach der Königin, findet sie schlafend und legt die Pistole auf sie an — aber Essex tritt gerade herein, entreisst ihr die Pistole, der Schuss geht los, die Pistole bleibt in der Hand des Grafen, die Königin erwacht, der Graf, um Blanka zu retten, bezichtigt sich selbst der That, er wird in den Tower, Blanka auf ihr Zimmer gesandt und mit dieser Verhaftung schliesst die zweite Jornada.

In *B* finden sich einige, aber nicht bedeutende Abweichungen. So wird schon hier, in *A* geschieht das erst in der dritten Jornada, der Brief des Essex abgenommen, welchen Lucinde ihm zur Bestellung an ihre Brüder übergeben hat und der die verrätherische Gesinnung des Grafen noch deutlicher zu beweisen scheint. Ferner ist die Stelle mit dem Grafen Felix in *B* gänzlich missverstanden, denn es handelt sich in *B* um eine Prozessangelegenheit eines Signore N.! Ein paar Hanswurstscenen der Dienerschaft und die eben erwähnten Abweichungen abgerechnet, stimmen aber *A* und *B* überein. Der zweite Act in *B* schliesst, wie der erste, mit der üblichen Prügelscene ab.

*C* schliesst sich ausser in der Eintheilung an *B* an.

---

*) Die Stelle lautet bei Lessing: 'Eines Grafen, muss es denn eben von einem Grafen sein, was mir zuerst vorkömmt.' 'Dieser Zug ist vortrefflich. Auf einmal ist sie wieder bei demjenigen Grafen, an den sie jetzt nicht denken wollte.' Dieser Zug scheint Lessing so gefallen zu haben, dass er ihn zu Anfang seiner Emilia Galotti verwendete.

Der dritte Act schliesst mit der Scene, in welcher die Königin Florisbe mit der Schärpe erblickt hat, und den Actschlüssen in *A* und *B* entspricht die sechste Scene des dritten Actes. Doch tritt hier wieder hervor, dass *C* aus einer Quelle schöpfte, die *A* näher stand, als dies bei *B* der Fall ist. In *A* nämlich legt Herzog Alenzon, wie oben erzählt ist, für die Vermählung Blankas mit Essex Fürbitte bei der Königin ein; in *B* fehlt diese Fürbitte, während in *C* schon im ersten Act Florisbe den Aldimiro um seine Verwendung bei Elisabeth bittet.

*A* beginnt seine letzte Jornada mit einem Monolog der Königin, der durch den Eintritt des Herzogs und des Kanzlers unterbrochen wird. Der Kanzler überbringt der Königin den Brief, welcher dem Cosme abgenommen ist und die Einladung des Essex an Roberto und dessen Anhang enthält. Die Schuld des Grafen scheint erwiesen. Essex wird zum Tode verurtheilt. Der Kanzler bringt Essex die Nachricht von seiner Verurtheilung; kaum hat er den Grafen verlassen, als die Königin am Kerker erscheint und Essex einen Schlüssel überbringt, mit dessen Hilfe er aus dem Gefängniss entfliehen könne. Essex wirft diesen Schlüssel in den Kanal, denn er will nicht wie ein Ehrloser aus dem Kerker entweichen. Indessen hat Cosme vom Grafen einen Brief erhalten, den er Blanka überbringen soll. Cosme öffnet den Brief, der eine Warnung an Blanka und eine Darlegung des wahren Sachverhalts enthält. Mit diesem Unschuldsbeweis für den Grafen eilt Cosme zur Königin. Die Königin nimmt von dem Inhalt des Briefes Einsicht. Erfreut erkennt sie die Unschuld des Grafen und befiehlt, ihn augenblicklich zu ihr zu bringen. 'Und eben', so schliesst Lessing seine Analyse, 'wird er gebracht, sein Leichnam nämlich. So gross die Freude war, welche die Königin auf einmal überströmte, ihren Grafen unschuldig zu wissen, so gross sind nunmehr Schmerz und Wuth, ihn hingerichtet zu sehen. Sie verflucht die Eilfertigkeit, mit der man ihren Befehl vollzogen, und Blanka mag zittern!'

*B* beginnt, abweichend von *A*, seinen dritten Act sogleich mit dem Besuch der Königin bei dem gefangenen Grafen, der gerade so verläuft wie in *A*, nur dass Essex

den Schlüssel in den Brunnen wirft, nicht in den Kanal, wie in *A*. Hierauf kommt Cola mit einem falschen Bart an das Fenster von Essex Kerker. Nach einer Possenscene, in der Cola seinen Herrn bittet, ein Testament zu machen und ihn reichlich zu bedenken, übergibt der Graf dem Cola einen Brief an Lucinde und lässt ihr sagen: 'nicht immer werde der Graf Essex ihr die Pistolen aus der Hand nehmen'.[10]) Cola verabschiedet sich; der Graf kehrt vom Fenster zurück. Darauf befiehlt die Königin dem Ubaldo, der Hinrichtung beizuwohnen, die aber erst vollzogen werden sollte, wenn man sie zweimal rufen höre. Ubaldo verspricht dies und tritt in das Gefängniss ein. Die Königin erfährt von ihrem Hof, dass die Verurtheilung des Grafen allgemeinen Beifall finde, da geht Cola vorüber, die Königin sieht ihn, fragt, wohin er gehe, sieht den Brief in seiner Hand und nimmt ihm denselben ab. Kaum hat sie durch den Inhalt desselben die Unschuld des Grafen erkannt, so ruft sie erfreut Ubaldo; als dieser sich rufen hört, vollstreckt er das Urtheil und eilt mit dem Haupt des Grafen in einer Schüssel herbei. Die Königin bricht in Wehklagen aus und ersticht sich; so schliesst das Scenar.

*C* geht nun seine eignen Wege, bald *A* bald *B* näher stehend. Ganz abweichend von *A* und *B* beginnt die Scene mit einem Besuch der Florisbe bei Essex. Diese hat den Kerkermeister bestochen, und ist so zu Essex in das Gefängniss gelangt. Sie schlägt ihm einen Kleidertausch vor, aber der Graf will nicht fliehen. Nach Florisbes Fortgang kommt die Königin zum Kerker. Der Verlauf dieses Besuches ist wie in *A* und *B* geschildert. Essex wirft den Schlüssel wie in *B* in einen Brunnen. Hier schliesst in *C* der vierte Act.

Der fünfte Act beginnt mit der Hofscene, welche in *A* die dritte Jornada einleitet, welche aber in *B* fehlt; hieran schliesst sich eine Scene, welche der vorletzten in *B* entspricht, worin nämlich die Königin erfährt, dass der Volkswille die Verurtheilung des Grafen fordere. Die Königin spricht denn auch das Todesurtheil über Essex aus, befiehlt

[10]) Che non sempre il Conte di Sex gli leverà le pistole di mano.

aber, wie in *B*, ein Zug, der in *A* fehlt, das Urtheil erst dann zu vollziehen, wenn sie dreimal (eine kleine Abweichung von *B*, denn dort muss sie zweimal rufen) den Namen des Capitains rufen werde.

Von *A* und *B* weicht nur die Art ab, in welcher die Königin die Unschuld des Grafen erfährt. In *A* öffnet Cosme selbst den Brief, den Essex an Blanka geschrieben hat, und eilt freiwillig zur Königin; in *B* erblickt die Königin den Cola und nimmt ihm den Brief ab; in *C* erblickt der Capitain Fabio, der durch einen falschen Bart entstellt, soeben mit dem Brief an Florisbe vom Kerker des Essex fortgegangen ist, Fabio fällt in die Hände des Capitains und muss an diesen seinen Brief abgeben. Der Capitain übergibt den Brief an Aldimiro, welcher ihn der Königin überbringt. Er kommt zur Königin, als diese eben den Marquis entsendet hat, das Urtheil zu vollstrecken. Die Königin liest den Brief, in welchem Essex den Vorgang bei dem Mordanschlag darlegt und Florisbe ermahnt, hinfort der Königin treu zu sein und seinen unschuldigen Tod zu beklagen. Die Königin, nunmehr von der Unschuld des Grafen überzeugt, ruft den Capitain, dass er Essex freilasse. Dem erhaltenen Befehl gemäss lässt der Marquis, sobald er seinen Namen rufen hört, die Hinrichtung vollziehen und meldet der Königin, dass ihr Befehl vollzogen sei. Soweit stimmt *C* mit *B* überein. Was nun folgt findet sich weder in *A* noch in *B*. Die Königin fällt bei der Nachricht von der Hinrichtung des Essex in Ohnmacht; ins Leben zurückgerufen verflucht sie sich und die, welche sie aus der Ohnmacht erweckt haben; sie will aber wenigstens Rache nehmen an der, welche die Ursache des Verdachts gegen Essex gewesen ist, und befiehlt, Florisbe in die Löwengrube zu werfen. Auf die Nachricht, dass Florisbe sich selbst den Tod gegeben habe, sinkt die Königin leblos zu Boden, der Schmerz hat sie getödtet. Den Schluss der deutschen Bearbeitung bildet die Erhebung des Aldimiro zum König von England.

Ich denke, dass dieser Vergleich gezeigt haben wird, dass die deutsche Bearbeitung in der That aus einer, dem

italienischen Scenar zu Grunde liegenden, italienischen Tragödie, diese wieder aus der spanischen hervorgegangen sein muss. Schon allein der letzte Act würde zum Erweis dieses Verhältnisses genügen. Die ausserordentliche Übereinstimmung des Scenars mit der deutschen Bearbeitung. die bis auf solche Einzelheiten sich erstreckt, wie die, dass in beiden Fassungen Essex den Schlüssel, welchen er von der Königin erhielt, in einen Brunnen wirft, einerseits, die Übereinstimmung in der Abweichung von dem spanischen Original andrerseits, bürgen dafür, dass beide aus derselben Quelle schöpften. Man dürfte annehmen, dass eins aus dem andern hervorgegangen sei, wenn nicht Übereinstimmungen der deutschen Bearbeitung mit dem spanischen Stück an Stellen, in denen das Scenar etwas Abweichendes hat, wie das Verschweigen einer früheren Liebe des Essex zur Königin, oder die Fürbitte Aldimiros bei Elisabeth für die Verbindung des Essex mit seiner Geliebten, dagegen sprächen. Man könnte endlich annehmen, dass die deutsche Bearbeitung geradezu das spanische Drama benutzt habe, wenn nicht der Titel der deutschen Bearbeitung ausdrücklich ein italienisches Drama als Quelle bezeichnete.

So bleibt meines Erachtens nur die Annahme übrig. dass Scenar und deutsche Bearbeitung gemeinsam auf einer italienischen Bearbeitung des spanischen Dramas beruhen.

Schliesslich möchte ich noch auf eine Eigenthümlichkeit der deutschen Bearbeitung hinweisen, welche ich so häufig in den Bearbeitungen deutscher und fremdländischer Dramen, die für das Repertoire der deutschen Wandertruppen des 17. und 18. Jahrhunderts angefertigt sind, gefunden habe, dass ich glauben muss, sie sei ein charakterisirendes Zeichen des damaligen allgemeinen litterarischen Zeitgeschmacks. Es ist dies die Furcht vor einem tragischen Ausgang. Diese Weichherzigkeit überrascht bei einem sonst so rohen Geschmack; sie tritt aber auch in dieser Bearbeitung deutlich zu Tage.

Die eigentliche Tragik dieses Dramas liegt, im spanischen Drama tritt dies ganz deutlich hervor, darin, dass Essex an seiner Schuld zu Grunde geht. Seine Schuld ist, dass er zwei Frauen zugleich liebt. Sichtlich geht er

im Original an dieser Schuld zu Grunde; in der Bearbeitung verliert aber Essex durch einen der tragischen Lösung eines schweren Conflicts völlig unwürdigen Irrthum sein Leben.

An dieser Abschwächung des Tragischen lässt sich die deutsche Bearbeitung aber noch nicht genügen. Nachdem sie im Verlauf des Dramas, blutiger als das Original, vier Menschenleben gefordert hat, vermag sie es nicht über sich, das Publicum mit einem so traurigen Eindruck zu entlassen, sondern sucht die gedrückten Gemüther durch die prächtige Königswahl des Aldimiro wieder zu erheben.

Überhaupt sind fast alle bedeutenderen Abweichungen der deutschen Bearbeitung von dem spanischen Original von sehr zweifelhaftem Werth. Wieviel lebhafteres Leben pulsirt dort schon gleich anfangs durch die Belauschung des Herzogs; freilich hat diese Belauschung durch die Sinnesänderung des Herzogs keinerlei Folgen; aber die nüchterne Art, alles, was nicht dem Fortschritt der Handlung dient, bei Seite zu lassen, gereicht dem deutschen Drama keineswegs zum Vortheil.

Was an Erweiterungen in der Bearbeitung hinzukommt, ist gleichfalls nicht geeignet, den Werth derselben zu erhöhen. Es ist dies erstens der Mordanschlag des Polydorus. Diese Episode ist nicht nur überflüssig, sondern sie schwächt die Wirkung jener spätern Scene, in der Florisbe die Königin ermorden will, dadurch erheblich ab, dass sich die äusseren Vorgänge zu sehr gleichen: in beiden Scenen schlummert die Königin; in beiden Scenen erwacht sie in dem Augenblick, als die Mordwaffe auf sie gerichtet ist; in beiden Scenen ruft sie dieselbe Wache; beide Scenen spielen in demselben Gemach der Königin.

Dasselbe gilt von dem Besuch Florisbes bei dem Grafen im Kerker, der durch seinen Parallelismus mit dem der Königin die Wirkung des letzteren durchaus beeinträchtigt.

Kurz, der Werth der deutschen Bearbeitung ist nicht eben gross; aber die Mängel, an denen sie durchgehends krankt, eine zu äusserliche Auffassung des dankbaren Stoffes, finden wir schon am spanischen Original, das Lessing wohl nur deshalb in den Kreis seiner Betrachtung zog, um einer-

seits seinen Stoff, die Dramatisirungen der Lebensgeschichte des Essex, zu erschöpfen, andrerseits eine Probe jener in Vergessenheit gerathenen Dichtungsart vorzulegen.

Giessen. Carl Heine.

## Wielands Berufung nach Weimar.

Quellen. Ausser Wielands Werken und gedruckten Briefen sind hauptsächlich benützt: Historische und politische Denkwürdigkeiten des kgl. preuss. Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görtz. Stuttgart und Tübingen 1827. — Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. Weimar 1874. — Ders., Karl von Dalberg und seine Zeit. Weimar 1879. — Ungedruckte Briefe und Nachrichten in Wielands Nachlass zu Weimar, im Besitz des H. Wilhelm Künzel zu Leipzig, der kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden, in dem Grossherzogl. Hausarchiv und dem Grossherzogl. S.-W. Staatsarchiv zu Weimar, die mir durch die Gnade S. K. H. des regierenden Grossherzogs zugänglich wurden. C. A. H. Burkhardt war dabei ein hilfsbereiter Führer und hat auch die Weimarischen Fourierbücher für meinen Zweck durchgesehen.

Um den Beginn des Jahres 1772 plante die Herzogin-Regentin Anna Amalia Veränderungen in der sorgsam überwachten Erziehung ihrer Söhne. Der Charakter des Erbprinzen Carl August entwickelte sich nicht völlig nach ihren Wünschen; Graf Eustachius von Görtz, sein Gouverneur, verlor darüber etwas von der Zufriedenheit seiner Herrin, wenn sie ihm ihr Vertrauen auch nicht so sehr entzog, als es eine Hofpartei wohl wünschte. Die Prinzen sollten nach Strassburg oder Genf zur weiteren Ausbildung gesendet, der Abt Jerusalem ihr Reisebegleiter werden. Der aber lehnte das Amt ab: er könnte es nur auf zwei bis drei Monate übernehmen und damit wäre der Herzogin nicht gedient, meinte er selbst. Überdies warnte er eifrig vor den in Aussicht genommenen Bildungsstätten, und so wurde der Plan des Reisens überhaupt bei Seite geschoben.

Genau um die Zeit der Verhandlungen mit Jerusalem hat die Weimarische Regentin sich bei einer Redoute mit

Wieland über die Erziehung ihrer Söhne unterhalten. Man möchte einen Zusammenhang vermuthen; Jerusalem hatte dem jungen Pädagogen Wieland einst lebhafte und thätige Theilnahme gezeigt. Aber seine beiden erhaltenen Briefe an die Herzogin nennen den Namen Wielands nicht und es fragt sich, ob er nicht an dem Dichter des Don Sylvio, der komischen Erzählungen, des Idris und Amadis irre geworden war; die Neue Braunschweigische Zeitung hatte Wieland eine verdammungswürdige Moral vorgeworfen und seine zu Anfang 1772 erlassene Vertheidigung zum Schutze 'seines öffentlichen Charakters' genügte nicht allen.

So ist die Nachricht glaubhafter, dass Görtz seine Gebieterin zu jenem Gespräche veranlasst habe. Ihn irrte der Vorwurf des Epikurerthums gegen Wieland nicht; und die Herzogin von Sachsen-Weimar brauchte nicht zu kümmern, was der kurmainzischen Regierung nicht anstössig war. Zudem hatte sie ein eigenes Urtheil: sie kannte den Dichter und Gelehrten von Angesicht zu Angesicht, Carl von Dalberg hatte ihn an ihrem Hofe eingeführt.

Dalberg stand seit 1763 in persönlichen Beziehungen zum Weimarischen Hofe; seit Anfang April 1771 war er als ernannter Statthalter von Erfurt 'zu den gesandtschaftlichen Verrichtungen an den beiden benachbarten fürstlichen Häusern' accreditirt. Andrerseits hatte er mit Wieland seit dem Frühjahr 1771 persönliche Berührung und sprach von ihm nach dem Zeugnisse der Sophie La Roche vom 18. Juli avec tout l'enthousiasme de l'Estime et de l'amitié. So war er in der Lage, den Schützling seines Hofes in Weimar aus Überzeugung zu empfehlen.[1])

Wieland erscheint am 12. November 1771 Mittags und Abends am Weimarer Hofe; wohl zum ersten Male. Vom 1. bis 7. März 1772 war er wiederum in Weimar und fast täglich bei der Herzogin. Er fand ausgezeichnete Aufnahme

[1]) Beaulieu-Marconnay hat gestützt darauf, dass Dalberg erst nach Wielands Abgang in Erfurt zur förmlichen Übernahme der Statthalterei eintraf, den Bericht in Goethes Trauerrede zu brüderlichem Andenken Wielands, wonach Dalberg Wieland bei der Herzogin einführte, für irrig erklärt. Mit Unrecht.

und 'huldigte der schönen Regentin mit vollem Enthusiasmus'. Anfangs war es ihm freilich bei seinen kleinstädtischen Manieren nicht ganz behaglich; Böttiger weiss in dem ungedruckten Theile seiner Aufzeichnungen von Etiquettefehlern zu erzählen. Aber er fasste festen Fuss. Im März gewann er die Freundschaft des Grafen Görtz; ihm. dem Freunde Dalbergs, dem Correspondenten seines Gönners Grosschlag war er gewiss aufs beste empfohlen. Görtz[2]) erwies sich als der entschiedenste Anhänger Wielands; er unterhielt mit ihm vertraulicheren Verkehr, als bei Hofe bekannt ward; er fragte ihn um Rath über die Reibungen und Unannehmlichkeiten seiner Stellung und konnte hierbei mehr als die Unterstützung eines seelenkundigen, geistvollen Mannes, er konnte sachverständiges Urtheil in Erziehungsfragen erwarten.

Zum Lehramte, zur Jugenderziehung führte schon den Tübinger Studenten Wieland seine Neigung im Widerspruche mit den Absichten des Vaters. Seine Zukunftspläne schwankten zwischen der Wirksamkeit eines öffentlichen und eines Privatlehrers hin und her. Anfangs wünschte er sich dem akademischen Leben zu widmen; es war zu der Zeit, da er 'der Philosophie fast ganz übergeben' war. Dann bekam er gegen alle Akademien einen grossen Widerwillen, wollte Hofmeister in Braunschweig werden: auf einer Universität würde er sehr unnützlich sein, seine Absichten gingen nicht weiter als auf ein Professorat an einem Gymnasio, sagt er. In der Schweiz beschied er sich, 'einen jungen Herrn aus einer distinguirten Familie unterrichten zu können'. Darauf wieder möchte der pädagogische Theoretiker die deutschen Gymnasien reformiren, eine Akademie gründen, worin vor allem Moral, Politik und Menschenkenntniss gelehrt werde. Und doch kennt er ein andermal nichts Erwünschteres, als eines jungen Grafen Herz und Geschmack zu bilden, einen wahren Menschenfreund und Patrioten in der Person eines jungen Seigneur zu erziehen. Im Februar

---

[2]) Über seinen Charakter vgl. C. A. H. Burkhardt, Jugend und Erziehung Carl Augusts von Weimar. Westermanns Monatshefte 1865. 17, 464 ff.

1754 veröffentlicht er einen Plan von einer neuen Art von Privatunterweisung, auf Grund dessen er der Sokrates eines jungen Xenophon zu werden sich getraut; weise und tugendhaft, nicht gelehrt will er den Schüler machen. Dieser Satz ist der Kern seiner pädagogischen Kunst. Ihn hat er an Zürcher Jünglingen erprobt, von denen später einer bekannte, er habe mehr Wissenschaftsliebe als Wissenschaft eingeimpft bekommen; ihn hat er nach zwanzig Jahren noch gebilligt und angewandt. Nun schwelgt der eifrige Reformator des Unterrichtswesens im Frohgefühl, seine 'Bestimmung' zu erfüllen; um so froher, als äussere Anerkennung dazu kam. Es wurden ihm in Norddeutschland und Russland Stellen angetragen, er kam für ein Rectorat in Worms in Betracht, er wurde aufgefordert, die Einrichtung eines Gymnasium illustre in Baden zu entwerfen. Man traute dem, der über die elende Beschaffenheit der Universitäten und Gymnasien geschrieben hatte, ihre Besserung zu. So ward sein Plan einer Akademie ausgearbeitet, seine zweite pädagogische Schrift, die Lessings Spott nur theilweise verdiente. Aber während er für Viele plant, möchte er für Einen nur wirken; damals gesteht er: 'Zuweilen hab ich gewünscht, einen Prinzen zu erziehen.' Wir vermerken auch, dass er in Bern vier jungen Herren von fünfzehn bis sechzehn Jahren collegia philosophica hielt. Auch dies weist auf seine spätere Thätigkeit hin. Dann aber war's zu Ende mit der pädagogischen Wirksamkeit. Er folgte dem Rufe in den heimatlichen Rath, obwohl er ehemals das Privatlehrerthum jedem politischen Amte weit vorzuziehen erklärt hatte. Und wirklich seufzte er manchmal in der Kanzleistube bei den Kamtschadalen und Barbaren zu Biberach nach einer bescheidenen Lehrstelle in Braunschweig oder Berlin. Der Ruf nach Erfurt im Februar 1769 erlöste ihn aus dem schliesslich gar nicht so unbequemen Amte. Zehn Jahre früher hatte Iselin sich bemüht, Wieland zu Vorlesungen über Philosophie an die Basler Universität zu ziehen; Wieland hatte abgelehnt: 'ihn graute und ekelte vor akademischen Lehrämtern'. Jetzt übernahm er doch eines, durch die Biberacher Verhältnisse weniger wählerisch geworden, auch in Folge der persönlichen Beeinflussungen der

Freunde des Stadionschen Hauses und wegen der — 'sehr guten Bedingungen'. Es erfüllte sich sein erstes Jugendideal. das er inzwischen so weit weggeworfen hatte, auf die ehrenvollste Art. Nur auf den Agathon hin als Hauptstütze der Erneuerung der verfallenen Erfurter Hochschule auserlesen zu werden, war schmeichelhaft genug. Sein Name allein werde Wunder thun, glaubte die bischöfliche Regierung und verpflichtete den freigeistigen Protestanten nicht einmal zu Vorlesungen. Er hätte also bei seiner vor siebzehn Jahren abgegebenen Erklärung bleiben können: 'Ich würd' es für eine Strafe meiner Sünden halten, wenn ich die Pflicht hätte, einer Menge ungezogner und wilder Jünglinge, wie fast alle Studenten sind, Sachen vorzutragen, die sie zum Theil nicht hören, oder doch nur hören, um sie sogleich wieder zu vergessen, und für die ein Lehrer zu gut ist, der, wider die Gewohnheit akademischer Lehrer, sich für ihr wahres Bestes interessirt, und seine Kräfte und Nächte dazu anwendet, die glückseligmachende Wahrheit ihnen vertraulicher zu machen'. Aber er hielt trotzdem Vorlesungen, hielt sie, obgleich die wüsten Trinkersitten der Erfurter Jugend seine Abneigung hätten bestärken können. 'Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute!' ruft er im ersten Herbst aus. 'Bona verba quaero! was für ein Thaumaturge müsste ich seyn . . Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Rohheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit!' Fügten sich Wielands Ansprüche in die Verhältnisse, oder besserte er sie mit seiner hinreissenden Beredtsamkeit, seinen klaren Begriffen, seinem Reichthum an Sachen, seiner wissenschaftlichen Tiefe, die ihm nachgerühmt wurden: ein Jahr später konnte er sagen, er sei beinahe der einzige, a cujus ore pendet studiosa juventus. Ich nenne wenigstens zwei Namen, deren Träger sich dem Lehrer damals begeistert anschlossen: Heinse und Werthes. Auch wird überliefert, die Zahl der Besucher der Universität sei durch Wielands Anziehungskraft gewachsen.

Es verdient angemerkt zu werden, dass er neben der Professur die alte Neigung zur Privatunterweisung hegte: Fritz La Roche hatte er im Hause, einem Grafen hielt er Privatissima; es wäre für Wielands pädagogischen Ruf ein

Zeugniss zu wünschen, dass es ihm bei diesem besser gelang als bei jenem.

In solcher Lage treffen ihn die Einladungen an den Weimarischen Hof. Ich bezweifle, dass er zunächst als erfahrener Pädagog gerufen worden ist. Als höfischer Dichter kam er. Seine sinnenfrohe, unterhaltende Poesie hatte ihn grade diesen Kreisen schätzbar gemacht, ja sie hatte ihr Interesse an deutscher Litteratur erst wieder geweckt. Aber es konnte nicht fehlen, dass eine Anna Amalia in dem scherzenden Poeten den philosophischen Kopf entdeckte und ehrte. Der Dichter des Agathon und der Musarion war ein Philosoph. Der Verfasser des Sokrates mainomenos und der Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens bewährte sich als erfahrener Psychologe. Und jetzt war er daran, eine 'Philosophie der Könige' zu schreiben. Welch ein Gesprächsstoff für eine Regentin, die sich die Erziehung ihrer Söhne wahrhaft angelegen sein liess! Es duldet keinen Zweifel, dass Wieland aus diesem Werke, dem Goldenen Spiegel, der Herzogin Mittheilungen machte; sie kannte es früher, als es im Druck ausgegeben war.

An die Beyträge zur geheimen Geschichte schliesst sich das Buch an; 'dort war die Geschichte der Menschheit bis auf die Bildung kleiner Gesellschaften gebracht, hier wird sie auf die Entstehung, die Revolutionen und die Verwaltung der Reiche fortgeführt.'[3]) Auch ist der dort mit Rousseau begonnene Kampf hier, versteckter, wieder aufgenommen. Von der Kritik schreitet Wieland zur positiven Lehre vor. Er stellt seine eignen Ideale auf in der Absicht, dem verheissungsvollen jungen Fürsten in Wien zu rathen. Einen Miroir de prince, wie ihn Friedrich der Grosse dem Würtembergischen Karl Eugen gegeben, will er Joseph vorhalten.[4])

---

[3]) Almanach der deutschen Musen auf 1773 S. 103.

[4]) Loebell hat die bekannten Äusserungen Wielands, in Briefen an Gebler und Riedel, dass eine Stelle auf Kaiser Joseph deute, auf die Charakteristik Tifans 3, 217 gewendet. Ich glaube, man muss auch die Prophezeiung 3, 200 f. heranziehen: 'Mein Herz sagt mir, dass die Idee eines solchen Fürsten, die ich in diesem Augenblicke, wie durch eine Art von Eingebung, auf einmal in meiner Seele fand,

Wie hätte die Herzogin von Weimar bei ihrem Eifer für die allerbeste Erziehung des Thronerben, bei dem bewundernswerthen Ernste auch, ihr vormundschaftliches Regiment segensreich zu führen, es versäumen sollen, sich und dem Sohne zum Nutzen in diesen Regentenspiegel zu schauen? Zudem drängte sich die Einsicht auf, dass die Ausführungen dieses Werkes auf der Höhe der Zeit standen und doch die Grundfesten monarchischen Staatslebens nicht erschütterten, sondern stärkten.

Wieland war kein Neuling in politischen Dingen. Er hatte sich Zeitlebens damit befasst. Politik rechnete er zu seinen Erziehungsaufgaben, und zwar im modernen Verstande, nicht im Sinne Weises. Eine hieher bezügliche Äusserung ist schon mitgetheilt; auch in den Lehrplan seiner Privatunterweisung ist Politik aufgenommen. Dass ein gebildeter Mann politisches Verständniss haben müsse, steht für ihn fest; eine Forderung, die nicht alle Schriftsteller dieser Zeit aufstellten und die den Deutschen später vollends abhanden gekommen ist.[5]) Aber Wielands politische Gesinnung war nicht immer die gleiche. Der Jüngling neigt zur republicanischen Verfassung. Es mag sein, dass Wieland als Reichsstädter Abneigung gegen Fürstenthum einsog. Jedenfalls ist diese Richtung durch seine Platoschwärmerei ideell und durch die Verbindung mit dem Schweizer Bodmer praktisch verstärkt worden. Gleich in seiner Schrift über dessen Noah vertritt er lebhafter als sein bewunderter Patron die einseitige Meinung, in einer Republik könne man nicht insgeheim lasterhaft sein, wohl aber in einer Monarchie; und uneingeschränkte Herrschaft

kein Hirngespinste ist. Er wird kommen, und sollt es auch erst in vielen Jahrhunderten seyn, ganz gewiss wird er kommen, um zu gleicher Zeit die Ehre der Fürsehung, der Menschheit und des Fürstenstandes zu retten, und der Trost eines unglücklichen Zeitalters, das Vorbild der Könige, und die Liebe und Wonne der Menschen zu seyn.' Vgl. 4, 18: 'Tifan ist kein Geschöpfe der Phantasie; entweder ist er schon gewesen, oder, wenn er (wie ich denke) nicht unter den Itztlebenden ist, wird er ganz gewiss künftig einmal seyn.'

[5]) Die Vergleichung des Agathon und Wilhelm Meister ist auch in diesem Betracht sehr lehrreich. Erst in den Wanderjahren werden wenigstens einige socialpolitische Fragen wieder aufgeworfen.

sei überhaupt selten für einen Staat glücklich gewesen. Aber noch in der Schweiz wird seine Vorliebe für das Freistaatenthum abgeschwächt; er bekennt in seinen 'Gedanken über den patriotischen Traum, von einem Mittel, die veraltete Eidgenossschaft wieder zu verjüngern' (1758), dass er erst nur Republiken habe dulden wollen, jetzt aber gestehen müsse, man könne auch in Monarchien glücklich sein, obwohl er jene immer noch für besser halte. Diese Duldsamkeit gegen ein unrepublicanisches Regiment ist zum kleineren Theile veranlasst durch die Einsicht, dass in der Schweiz nicht alles zum besten stehe, — er hat trotzdem in seiner Abschiedsrede vor den Berner Schülern die Schweizerische Republik noch gegen die französische Monarchie herausgestrichen —, zum grösseren Theile von dem Friedrichcultus, in welchem die Schweizer Freunde mit den Preussen wetteiferten. Hat Wieland doch selbst um diese Zeit seine Verehrung Friedrichs des Grossen in das Epos von Cyrus gegossen. Es hängt ferner diese Entwicklung des Politikers Wieland damit zusammen, dass er sich von Plato entfernte und Xenophon über alles schätzte. Plato bevorzugt den Aristokratismus, die Kyrupädie konnte wenigstens als Verherrlichung des Monarchismus gefasst werden. Auf alle Fälle wurde Wieland aus dem Gebiete der Theorie in das der Geschichte geleitet und lernte dabei die Vortheile und Schäden der verschiedenen Regierungsformen gerechter abschätzen. Das Ränkethum der selbstherrlichen Reichsstadt Biberach, in das er bei seiner Heimkehr sofort verwickelt war, eignete wenig, die antimonarchischen Anwandlungen wieder zu erwecken, wenn er auch gelegentlich mit ihnen noch spielte.[6]) Der Verkehr auf Schloss Warthausen erschloss ihm den Einblick in deutsches Staatsleben und durch den ehemaligen kurmainzischen Minister Graf Stadion, dessen despotische Anwandlungen ihn allerdings ärgerten[7]), ward er für den aufgeklärten Despotismus gewonnen. Jedenfalls war ihm damals so viel klar, dass es nicht auf die Form der Verfassung ankomme, wenn ein Staat glücklich sein

---

[6]) Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 251.

[7]) Raumers Hist. Taschenbuch 10, 423.

solle, sondern auf die innere Güte der Gesetzgebung, die weise Handhabung der Gesetze und auf gute Sitten. So lässt er in seinem Agathonromane Plato verkünden. Agathon selbst ist entschiedener Monarchist; er hat bei den Atheniensern schlechte Erfahrungen gemacht und geht an den Syrakusischen Hof, wo es ihm freilich auch nicht gelingt. Agathon kommt dann in Tarent zur Überlegung, ob nicht für kleine Staaten die republicanische Form tauge. Wieland zeigt in Agathons Wandlungen sein eignes Schwanken; er findet, dass Agathon mit den Republiken etwas grausam umgehe; erkennt aber, dass die Einrichtung des Staates nicht in der Willkür des Volkes stehen dürfe; doch in Monarchien stören ihn die Höflingswirthschaft, die Palastintriguen, die despotische Volksbedrückung; das Glücklichste ist ein Monarch, der mit Zuzug der Besten seiner Nation eine Verfassung gibt. Wieland hat mit Montesquieu die Schwenkung von Demokratie zu Monarchie gemacht; von ihm hat er hauptsächlich gelernt, an ihm seinen geschichtlichen Blick geschärft, mit ihm misst er klimatischen und Stammeseigenschaften Einfluss aufs Staatsleben zu, er folgt ihm jedoch nicht schrankenlos; er ist constitutionell wie jener, aber er trennt die Legislative nicht völlig von der Executive. Man kann sich ungefähr denken, wie er den Esprit des lois vor seinen Schülern in Bern und auf dem Katheder zu Erfurt erläuterte. Dass Wieland nach alledem mit Rousseau nicht einverstanden sein konnte, liegt auf der Hand. Es fiel ihm nicht leicht, sich mit ihm abzufinden. Wäre er noch der platonisirende Schwärmer gewesen, er wäre Jean Jacques erlegen. Aber die Geschichte hatte ihn von Utopien geheilt. Im gleichen Jahre ironisirt er die Platonische Politik und Rousseaus Naturstaat, im Sokrates mainomenos und in den Beyträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Die Schriften gehen Hand in Hand; Untersuchung des Natürlichen ist ihr Kern; dort und hier wird natürliche Empfindung von der sinnlichen Regung bis zur Überfeinerung, positiv und negativ, in ernsten und satirisch lachenden Zügen, mit der bequemen Freiheit Sternescher Erzählungsart, in kecken Sprüngen von kritischer Untersuchung zu sinnenfroher Erzählung besprochen und dar-

gestellt. Vom Naturmenschen zum Naturstaat; die Natur erhält sich nicht rein, Isolirung ist unmöglich, selbst kleinste Verbände müssen sich ändern, Rückkehr zu natürlich-primitiven Verhältnissen gibt es nicht; die Idealaufgabe des Staates ist also vielmehr, den Einzelnen in die Lage zu setzen, seine Natur auszuleben. Und hier offenbart sich, dass Wieland zu Aristipp überging; er ist nicht mehr Sokratiker, er ist Kyrenaiker. Die Natur ausleben heisst für ihn fröhlich sein; Freude ist das höchste Gut der Sterblichen; 'wenn ich einem Fürsten zu rathen hätte, so würd' ich ihm nichts eifriger empfehlen, als sein Volk in gute Laune zu setzen'; dann ist es glücklich und 'thut alles, was es zu thun hat'. Und 'was fordert die strengste Pflicht von der Obrigkeit eines Staats? — als dass sie ihr Volk glücklich mache?' Wieland denkt sich im Sokrates mainomenos diese Beglückungstheorie noch sehr allgemein aus, aber sie gilt auch noch für den Goldnen Spiegel und lautet dort wie hier: 'alles Übel von ihren Kindern zu entfernen und ihnen den Genuss alles Guten zu verschaffen'. Nur dass er im Goldnen Spiegel eine genauere Anweisung der Beglückung gibt.

Dies Werk ergänzt den Sokrates und die Beyträge. An der Geschichte der 'Könige von Scheschian' stellt Wieland verschiedene Staatsformen und seine Staatsideen dar. Er gibt vor, sie aus einer scheschianischen Handschrift zu übersetzen, die ins Chinesische und darnach ins Lateinische übertragen worden sei; so hat Crébillon fingirt, dass seine Geschichte von Tanzaï et Néadarné aus dem Scheschianischen ins Japanische, Chinesische, Holländische, Lateinische übersetzt worden. Und in Scheschian, pays aujourd'hui perdu par l'ignorance des Géographes, spielt die schmutzige Erzählung von Tanzaïs Ecumoire, wie Wielands Fürstenlehre. Die 'ideale Ferne' dient ihm wie Basedow im Agathokrator dazu, seinen Gestalten und Einrichtungen den Stempel des Allgemeingültigen, des Typischen zu geben. Dieses beliebte Kostüm älterer Romanciers leiht auch seiner Erzählung phantastisch-poetischen Reiz; und er hat wie sie moderne Personen und Vorgänge darin versteckt, obwohl es ihm nicht wie ihnen auf dies Maskenspiel ankommt. Er muss nur

eben als Stoff seiner 'erdichteten Geschichte' historische Ereignisse benützen, die er aber nicht als Geschichtsschreiber treu wiedergibt, sondern als Poet und Didaktiker für seine Zwecke frei modelt.

Er erzählt zunächst, wie die scheschianische Nation in eine Menge kleiner Staaten zerstückelt war, welche eben so viele kleine Fürsten an ihrer Spitze hatten, die sich oft befehdeten. Sie beschlossen, sich einem Oberhaupte zu unterwerfen. Der gewählte König war gut und gab gute Gesetze, aber er hatte keine Gewalt, sie zu vollziehen: 'wenn einer von seinen Raja's zum Gehorsam gebracht werden sollte, so musste er einem andern auftragen, ihn dazu zu nöthigen; und auf diese Weise blieben immer die gerechtesten Urtheile unvollzogen'. Auch meinten die Wähler, weil sie ihn zum König gemacht, sei er ihnen alles schuldig, vermehrten allmählich ihre Forderungen und erhielten stets neue Vortheile über die Könige, bis deren Ansehen zum Schatten herabsank. Das Land befand sich dabei in einem höchst elenden Zustand. Von mehr als dreihundert kleinen und grössern Bezirken, deren jeder seinen eigenen Herrn hatte, sah der grösste Theil einem verwüsteten Lande gleich. Die kleinen Tyrannen anerkannten keine Volksrechte und keine Fürstenpflichten, für ihre ausschweifenden Lüste sollte das Volk arbeiten, bis es muthlos und verzweifelt still stand. Da eroberte ein benachbarter Fürst das anarchische Land. — Dass hier eine Abschilderung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gegeben ist, liegt auf der Hand. Und der Schlusssatz deutet prophetisch auf einen Napoleon hin, der dann fast wie ein Eroberer in das zerfallene, stagnirende Reich kam.

Wieland setzt der Eroberung die unumschränkte Monarchie als Folge. Man hat es längst gesehen, dass Azors und Isfandiars Herrschaft auf französischem Boden spielt. Frankreich ist kenntlich am Luxus, an der Sittenlosigkeit, der Günstlings- und Maitressenwirthschaft, den ungerechten Gerichten, an der Anlage Versailles, an der Entvölkerung der Provinzen und vielen Einzelzügen Ludwigs XIV., auch des XV. Nicht in allem treffen die scheschianischen Zustände auf französische und kaum in einem Striche genau.

Im wesentlichen aber wird dieselbe Ansicht von Frankreich gegeben, wie sie Wieland 1759 vor seinen Schülern in Bern entwickelte, nur dass er damals über französische Kunst und Litteratur günstiger dachte als jetzt. Wieland hatte jetzt noch weniger die Absicht, der deutsche Voltaire gallischer Glanzzeit zu sein. Er hatte aber auch nicht die satirischen Absichten eines Montesquieu. Er verwahrt sich wiederholt gegen alle Deutungen (3, XI ff. XXI. 4) und in der That lag es ihm diesmal ferner als in den 'Abderiten', bestimmte Vorfälle und Personen zu charakterisiren. Aber eigene Kenntniss und die Klagen französischer Politiker lehrten ihn, die typischen Züge eines modernen absoluten Monarchismus aus Frankreich zu entlehnen. Doch mischt er in die französische Geschichte englische Revolutionsereignisse, sucht überhaupt aus der europäischen Geschichte zusammen, was er zur Darstellung seiner Regierungstypen brauchen kann, und ändert dem entsprechend die Historie.

Man könnte erwarten, dass, wenigstens in gleich freier Weise, für den Constitutionalismus England herangezogen wäre; aber die Zustände daselbst, wenn er sie auch so hoch eingeschätzt hätte wie Montesquieu, sind ihm für den positiven Theil seiner Erzählung nicht ideal genug. Man könnte auch erwarten, dass bei dieser Musterung der Regierungsformen eine Republik gezeichnet würde; aber diese Staatsform war für Wieland ein für allemal abgethan. Er füllt die Lücke gewissermassen aus durch seine launige Utopie vom Leben der Naturkinder. Dieses hedonistische Cabinetstückchen — nach dem Recensenten der Frankfurter Gelehrten Anzeigen dem Crébillonschen Ah quel Conte nachgeahmt — kennzeichnet sich selbst als paradiesisches Phantasiegebilde. Ein patriarchalisches Familienleben, in dem alle gleich sind, wo es keine Gerichtshändel gibt, wo man die Freudereligion des Psammis übt, die Sinne — mit Mass! — ergötzt, jeden liebt, sein Glück zum Glück aller ausdehnt, wo man arbeitet, so weit es zur Gesundheit des Leibes und der Seele noth thut, wo sanfte Freude, Liebe, Zärtlichkeit, Unschuld eine ungestüme Leidenschaft oder gar neidische und übelthätige Gesinnung ersticken, ist allerdings so recht nach dem Herzen Wielands. Ein Theilchen von diesem

ländlichen Hausvaterthum im Sinne des Vicar of Wakefield hatte er das Glück später in Ossmannstädt zu erleben. Er spielte so gerne mit diesen Aristippischen Vorstellungen, dass er Genaueres anordnet, wie die Kinder bis zum achten Jahre der Natur überlassen bleiben, dann vier Jahre Unterricht geniessen, darnach sechs Jahre Hirtendienste thun und im achtzehnten Jahre heiraten. Die Männer müssen im dreissigsten die zweite, im vierzigsten die dritte Frau nehmen; bis zum sechzigsten Jahre sind sie Ackerbauer, darnach Gärtner. Die Frauen und Mädchen aber sorgen für Haushalt, Seidenbau u. s. f. All das taugt, versichert der Verfasser, nur für 'ein kleines von der übrigen Welt abgeschnittenes Volk' von vier- bis fünfhundert Familien: was mehr zuwächst, wird, wie die unruhigen Köpfe, ausser Landes geschickt! Es ist selbstverständlich, dass Wieland diese Schwärmerei nicht ernst genommen haben will; er hat sich über die praktische Unmöglichkeit solcher Paradiese schon deutlich genug in den Beyträgen ausgesprochen. Aber es reizte ihn, mit Rousseau noch einmal anzubinden und dessen Naturwilden feinfühlige Naturkinder entgegen zu stellen.

Diese Episode ist ganz romanhaft. Und mit Romantischem schmückt Wieland seine 'wahre Geschichte' vielfach aus. Er hat es sich wohl überlegt — man lese die Vorrede zum dritten Theile — ob er eine wissenschaftliche Theorie vortragen solle oder durch Beispiele und Inductionen unterrichten; jene Darstellungsart würde, meint er, trotz mancher Vortheile doch nur den Gelehrten von Profession und unter ihnen nur dem kleinsten Theile verständlich sein und überdies die Anwendung der Grundsätze auf die vorkommenden Fälle erschweren; diese ziehe mehr Leser an und leite sie zu sicheren praktischen Urtheilen, wecke die Aufmerksamkeit, gewähre Unterhaltung und rühre das Herz. Er hielt in allen Schriften an dem alten Satze fest, dass fürs Ergötzen gesorgt werden müsse, solle die Lehre wirksam sein. Und er war bedacht, dass auch der Goldene Spiegel ergötze.

Er konnte sich zu diesem Zwecke an die älteren deutschen Staatsromane anlehnen, die auch auf den Agathon noch wirken. Moscherosch Hofschule hat er wohl so wenig

gekannt wie die alten spanischen Fürstenromane. Lohenstein, dessen Arminius er für seinen Hermann benützte, gab ihm im 5. Buche des 2. Theiles einen 'behäglichen Barden', der die Staatsgrundsätze aus den Gewächsen eines Gartens herauszulesen versteht, was den grossen Vergleich eines Staates mit einer Pflanzung im Goldenen Spiegel (4, 150) veranlasst haben wird. Fénelon in seinem abenteuerreichen Heldenroman Telemach verfolgte den gleichen Zweck wie er. v. Loën war in seinem Redlichen Mann am Hofe (oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera) ebenfalls bemüht, die Staatskunst zu lehren, und schreibt ganz in der alten Manier der Staats- und Liebesromane mit Episoden, Überfällen, Entführungen u. s. w. Dass die Form noch in den Tagen, da der Goldene Spiegel verfasst ward, möglich war, zeigt Haller in seinem steifstiligen Usong; er stellt die Monarchie dar mit Liebesabenteuern, Kriegslärm, Curiositätenkram, geographischer Belehrung und verfährt so sehr nach der alten Schablone z. B. des Buchholz, dass er am Schlusse sogar eine Art Taufe seines orientalischen Helden vornimmt.[8]) Wieland verschmäht das ausgetretene Geleise. Er dachte zu hoch von der Kunstform des Romans, um sie für seine Lehrzwecke zu verzerren. Seine Absicht geht jetzt nicht auf eine Menschenstudie, wie beim Agathon. Politischen Unterricht aber zwängt nur ein Afterkünstler in epische Dichtung.

Andererseits war er auch nicht gesonnen, sich, wie Friederich Carl von Moser in ehrlichem Zorn that, 'mit patriotischer Freyheit' über deutsche Regierungssünden in Beispielen und Rathschlägen auszulassen; noch ein Lehrbuch zur

---

[8]) Es ist üblich, wenigstens das orientalische Kostüm des Usong für Wielands Werk vorbildlich zu heissen. Usong erschien ein Jahr vor dem Goldenen Spiegel; die Selbstanzeige Hallers fällt in den Dezember 1771. Wieland aber hatte schon Anfang März 1771 das erste und zweite Buch druckfertig, den Plan des Ganzen ausgedacht, so dass er auch die zwei letzten Bücher im Mai oder Juni zu liefern hoffte. Ich habe auch schon gesagt, dass er Crébillons Orient sich aneignet. Spuren eines Einflusses des Usong, etwa während der Ausarbeitung der Könige von Scheschian, finden sich nirgend. Der Kunstwerth des Usong verhält sich zu dem des Goldenen Spiegels wie der Noah zum Messias.

Erleuchtung der Könige und ihrer obersten Staatsbedienten zu schreiben, wie es Abbt wünschte; noch einen Ausschnitt aus der Geschichte der Menschheit in Iselins mattem Stile, ohne Wärme und Tiefe, zu geben; noch eine schulmeisterliche devote Pädagogik für Fürsten wie Basedows Agathokrator[*]) zu verfassen. Es ist sehr fraglich, ob er damals überhaupt ganz ernst hätte schreiben können, selbst wenn er gewollt hätte. Jedenfalls wollte er nicht (3, XXIV). 'Die Frivolitäten bahnten dem Buch den Weg in die Cabinete', schreibt Boie. Das ist gewiss theilweise wahr. Und Wieland kannte sein Publicum. Aber so wie Montesquieu in die Lettres Persanes die Haremsbriefe nicht nur um der Wirkung willen einflocht, sondern auch aus eigner Freude, so hat auch Wieland seiner Freudereligion gerne geopfert. 'Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit' wusste auch er seine Nation auf die bedeutendsten Materien aufmerksam zu machen, um Goethes Wort über Montesquieu auf ihn anzuwenden. Es wäre ebenso irrig, Wielands Freude an Sinnenscenen zu leugnen, als zu behaupten, sie seien sein Hauptabsehen; sie waren immer 'Spiele einer philosophischen Muse' (3, XVIII). Und gar in diesem Werke sind sie nur eine lockende Verzierung, die Augen verwöhnter Hofleute zu fesseln, auf dass sie auch das Gerüste des ernsten Baues betrachten möchten.

Doch mit diesem Rokokoschmuck begnügte sich Wieland nicht. Wesentlicher ist der novellistische Rahmen. Er theilt seine Geschichte nach dem Muster von 'Tausend und eine Nacht' in Erzählungsabende. Freilich hat er die äussere Gliederung nicht zu innerer Ordnung durchgearbeitet: er versucht nicht die Erzählung eines Abends zu einem geschlossenen Ganzen zu runden. Er gestattet sich überdies alle möglichen Freiheiten. Zuerst liest Nurmahal aus der scheschianischen Chronik vor, gegen Ende des zweiten Buches wird sie von Danischmende abgelöst, der schon zuvor dazwischen erzählte und langathmig erörterte, nun

[*]) Der Agathokrator ist 1771 erschienen, konnte also so wenig wie der Usong auf Wieland wirken. Wo er und Basedow übereinstimmen, treffen sie zufällig zusammen, oder vielmehr geben sie die zeitüblichen Ansichten wieder.

gleich am dritten Abend seines Vorleseramtes zum Erzähler wird und die Geschichte Scheschians durch die Mittheilung seiner eignen Ansichten ganz durchsetzt. Der Wechsel der Personen hat einen tieferen Grund. So lange die Sultanin liest, wird der leichte scherzende Ton bewahrt; darnach, als es sich nicht mehr um die Schilderung staatlicher Missstände, sondern um positive Lehre des Staatsideals handelt, ergreift Danischmende das Wort und der Ernst des Vortrags steigert sich fortwährend. Dem entsprechend wird Schah Gebal aus einem gelangweilten Zuhörer, der Zerstreuung sucht und theilnahmlos über dem Hören einschläft, ein interessirter; er zeigt seine Zufriedenheit mit dem Erzähler darin, dass er ihn — nach dem Vorbild des Sultans in Crébillons Sopha — zu allerlei Ämtern befördert; sein Auffassungsvermögen wächst, er debattirt im letzten Theile sachlich, wenn er auch seiner komischen Beschränktheit und seiner Unfähigkeit, vom guten Willen zur That zu schreiten, sich nicht entäussern kann. Es ist künstlerisch geordnet, dass die Figuren der Rahmenerzählung mit dem Ernste des Hauptstoffes wachsen.

Das Für und Wider seines Gegenstandes zu erörtern, hat sich Wieland nicht nur an die Zwischengespräche der erzählenden und zuhörenden Personen, die in verschiedener Weise charakterisirt sind, gebunden; er hat noch überdies Anmerkungen des chinesischen, lateinischen und deutschen Übersetzers und eines Unbekannten zum gleichen Zwecke verwendet und scheut sich nicht, mitten im scheschianischen Text als Autor zum Leser zu reden. Er unterbricht den Vortrag durch lose Abschweifungen, er schaltet ein, er nimmt Lücken im Manuscript an, er schneidet eine Auseinandersetzung durch ein Machtwort des Schahs ab und denkt nicht daran, sie irgend zum Schlusse zu führen (z. B. die Schilderung Kadors), ja er endet das Werk, ohne seine Geschichte abzuschliessen, endet es, obwohl er noch einige Stücke zur Besprechung sich ausdrücklich vorbehalten hat. Nicht um dieser zu entgehen, legt er die Feder aus der Hand: Wieland hat angedeutet, dass auch des Musterkönigs Tifan Reich nicht ewig bestehen werde; er hätte also den Untergang seines Idealstaates darstellen müssen zum Schluss;

er war fest von der Wandelbarkeit der Zeiten, der Vergänglichkeit auch der besten Einrichtungen durchdrungen. Obgleich von Natur Optimist, theilt er doch hierin Voltairesche und Rousseausche Ansichten. Den Verfall aber des Reiches, das sein Buch aufbauen will, darzustellen, hätte den Zweck seines Werkes geschwächt. Erst als er sich von ihm keine active Wirkung mehr erwartet, hängt er, für die Ausgabe letzter Hand, ein Schlusskapitel an, in welchem der Untergang des Tifanschen Reiches skizzirt wird nach Erfahrungen aus der französischen Revolution.

Dieses Buch ist ein 'summarischer Auszug des Nützlichsten, was die Grossen und Edeln einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben'; 'es behauptet die Sache der Fürsten und die Sache der Völker mit gleichviel Wohlmeynung und Unpartheylichkeit'; es enthält 'wichtige Wahrheiten, Wahrheiten von deren Gebrauch das Interesse der Erstern und das Wohl der Andern gleichstark abhängt'. Wenn das Buch hielt, was Wieland also davon versprach, so konnte keines einer Mutter gelegener kommen, die einen Sohn zur Herrschaft vorbereiten will. Uns heute fehlt der richtige Masstab zur Beurtheilung, wir sind über diese Auffassung von Staatslehre hinausgewachsen. Aber die zeitgenössischen Journale bezeugen uns den Werth. Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen z. B. nennen in einer sonst von launigem Spotte nicht freien Besprechung die Erziehungsgrundsätze darin vortrefflich und die Regierungsgrundsätze so allgemein gut und anerkannt, als sie jemals auf dem Papier gestanden haben. Auch Schirachs Magazin und die Allgemeine deutsche Bibliothek rühmen das Werk und billigen im wesentlichen seinen Inhalt. Und der Almanach der deutschen Musen, dem Verfasser immer günstiger gesinnt als die genannten Recensiranstalten, erklärt: Wieland verdiene wegen seiner Lehren den Namen des Weisen und das Epitaphium: Erudiebam reges! Die Urtheile der Presse[10]) wiegen in diesem Falle schwerer als private, obwohl ein Lenz ja nicht ganz Unrecht hat, das

[10]) Das Lob in der Erfurtischen Gelehrten Zeitung vom 4. Juni 1772 lege ich, als möglicherweise parteiisch, nicht in die Wagschale.

Werk in Bausch und Bogen als Utopie zu bezeichnen.[11]) Darin liegt einer der Gründe, warum die von Wieland erwartete Wirkung ausblieb. Er hat von Aristoteles, Plato und Xenophon, von Montesquieu, Rousseau, dem älteren Mirabeau, Merciers, von Abbt, Zimmermann und Iselin sich allgemeine und einzelne Ideen und Meinungen angeeignet und daraus und aus andern Quellen mit selbständiger Überlegung ein Ganzes gebildet, das trotz aller praktischen Absichten und trotz vieler greifbaren Vorschläge Theorie war, noch dazu Theorie eines Wieland war, eines Poeten und Moralisten, dem es wohl an geschichtlicher Erkenntniss nicht mangelte, an staatsmännischer Erfahrung aber völlig gebrach.[12]) Er gesteht einmal selbst, er hätte in Weimar den Goldenen Spiegel zu schreiben sich nicht mehr getraut, 'weil er dann tausend Beziehungen im Leben gefunden hätte, die er damals, als er bloss nach dem Ideale dichtete, nicht ahnete'. Und was verfängt es, wenn er 1791 sich mit Genugthuung sagen kann, dass er fast alle Ideen und Volksrechte vorgetragen habe, die damals die französische Nation zu realisiren sich bemühte? sie ist auf diese Weise doch nicht zu einem geordneten Staatswesen gelangt. Im Fridericianischen Zeitalter aber tasteten die Deutschen, eben erst zu politischem Bewusstsein erweckt, von den reiferen Nachbarn überall angeregt, halbsehend nach einer besseren Zukunft. Und die jüngeren unter den Fürsten eiferten in Volksbeglückungsversuchen. Bei ihnen hat denn auch der Goldene Spiegel seinen Eindruck nicht ganz verfehlt. Joseph II. las ihn 'mit Zufriedenheit'; der Herzog von Augustenburg bekam durch ihn die Anregung 'ein Länderreformator und Menschenverbesserer' zu werden; der Erbprinz von Sachsen-Weimar 'machte ihn zu seinem Toilettenspiegel'. Mehr als in Wien, wofür das Werk gemünzt war,

[11]) Der neue Menoza, am Schluss des ersten Actes.

[12]) Schah Gebal meint, Danischmende (d. i. Wieland) fehle nichts als etwas mehr Kenntniss der Welt, um für einen Philosophen ganz leidlich zu raisonniren; er habe nur den Fehler aller dieser Herren, gerne von Dingen zu reden, die er nicht verstehe; aber er spreche doch gut. Und ein andermal heisst es, Danischmende verstehe von der Regierungskunst nicht viel mehr, als ein Blinder von der Farbe.

hat das was an ihm ausführbar war in Weimar gewirkt. Hier hat der Danischmende des Schah Gebal seine Ideen von Mund zu Ohr erläutern dürfen, hier hat er einen Herrscher nach seinen Überzeugungen erziehen dürfen. Der Goldene Spiegel ist der Anlass zu Wielands Berufung, ist die Grundlage zur Erziehung Carl Augusts.

Bei der erwähnten Unterredung der Regentin mit Wieland auf der letzten Redoute des Carnevals von 1772[13]) hat sie ihn beauftragt, seine Ansichten über die Erziehung ihrer Söhne ihr schriftlich vorzulegen. Er erfüllt diesen Befehl in einem vierzehn Seiten langen Briefe grossen Quartformats am 22. März. In einer längeren Einleitung dankt er für die erwiesene Gnade und erbittet die Erlaubniss, aus aufrichtigem Herzen, da er der höfischen Redeweise nicht mächtig sei, in einfachen Worten ungeheuchelte Gefühle äussern zu dürfen. Aber spricht er auch nur, was er wahrhaft in seiner Seele trägt, er weiss seine Worte einschmeichelnd zu wählen und zierlich zu setzen; und er weiss zugleich seine Würde zu wahren, er wirft sich nicht weg, er spricht fast stolz von sich. Un Philosophe, qui, en guise de dédommagement pour tout ce que le Hazard lui a refusé, a reçu de la Nature un peu de Bon-Sens et beaucoup de sensibilité, ose parler de langage de son Coeur, et ne croit pas manquer à la Petite-Fille de Frédéric-Guillaume, en Lui vouant des Sentiments, que La Divinité Elle-même ne dédaigne pas... Je ne serois pas Danischmende au point où je le suis, si j'aurois pû voir une Princesse, qui remplit si glorieusement tous les devoirs que la Providence Lui a imposé, sans partager les sentimens dont j'ai vu penetrés pour Elle tous ceux qui ont le bonheur de La servir.... On prétend qu'il y a deux classes de Mortels qui avec tout ce qu'il faut pour être plus heureux que les autres, le sont communement beaucoup moins. Ce sont, dit-on, les âmes sensibles et les Grands... Die Herzogin vereinige beides und sei dadurch glücklich; sie habe

[13]) Es kommt nur die vom 3. und 6. März in Betracht, weil Wieland nur zu dieser Zeit in Weimar sich aufhielt, obwohl nicht bezeugt ist, dass der Hof auf einer von beiden anwesend war.

ihr Volk die unglückliche Zeit vergessen machen, ihr Name sei achtenswerth und theuer selbst für die späteste Nachwelt und gebe ihrem Sohne das Beispiel ihrer Tugend und einer eben so sanften als weisen Regierung, was für die Erziehung eines künftigen Herrschers das Wichtigste sei. So müsse die Herzogin glücklich sein: sie sehe den Prinzen täglich ihrer würdiger werden. Und nun nähert sich der Briefschreiber der Hauptsache. Elle voit, fährt er fort, dans son esprit le germe des grands talens; et si même un louable excés de défiance La tiendroit en garde contre la prévention naturelle en faveur d'un Fils chéri: la façon dont le premier des Rois de notre âge s'est énoncé sur Son compte, n'est-elle pas la garantie la plus solide des espérances, qu'on est en droit de concevoir de Lui? Cependant à quoi serviroient un jour à Lui-même et à Son peuple toutes les qualités de l'esprit, sans celles du Coeur, les seules qui feront Son propre bonheur et celui de son païs? Je me serois bien mépris aux sentiments, que Votre Altesse a eu la bonté de me montrer sur cet important objet, si j'imaginois qu'Elle ne rend pas justice à Monseigneur le Prince Héréditaire sur plusieurs qualités de Son coeur, qui me paroissent constituer le fonds d'un Caractère solidement noble et bon. Aber mit Recht machten seiner Mutter auch die kleinsten Äusserungen des Gegentheils einige Unruhe. Votre Altesse Sérénissime m'a donné une marque bien précieuse de Sa confiance en ne me cachant pas celles (inquiétudes) qui L'allarment quelquefois, en voyant Le Prince moins Sensible, moins capable de s'attendrir, moins susceptible de ces épanouissemens du Coeur, qui ordinairement caractérisent les belles âmes. Er glaube die Herzogin darüber beruhigen zu können. Quoique je n'aye l'honneur de connoître Msgr. Le Prince que depuis peu de tems, je crois l'avoir bien vû. Il seroit bien naturel, si l'opinion avantageuse qu'Il paroit avoir conçue de moi, le disposeroit à ne point me présenter que le beau coté. Mais un Prince de son âge et dans sa position n'est pas ... ni assez habile ni assez en humeur de se contraindre, pour échapper toujours à l'oeil observateur.... Er glaube also den Prinzen zu kennen und wage der Herzogin seine Beobachtungen

über ihn vorzulegen. — Es folgt die glänzende Charakteristik Carl Augusts, deren wichtigsten Theil Beaulieu-Marconnay aushob. Voraus gehen noch einige Sätze: Le Prince n'a pas, j'en conviens, cette sensibilité, qui en faisant une des plus belles qualités du beau-Sexe, ne laisse pas de rendre plus aimables les personnes du nôtre, que la Nature a bien voulû en favoriser.[14]) Aber es gebe zwei Arten von Sensibilité; man könne l'ame sensible haben ohne die Sensibilité d'organisation[15]), die neben guten Eigenschaften auch zu Schwachheiten Gelegenheit gebe. Der Prinz wird nicht leicht gerührt; die Eindrücke, die er empfängt, zeigen sich wenig nach aussen, und es ist nicht sehr leicht, seine Seele zu erschüttern. Es ist dies keineswegs etwa die Sucht sich über die anderen Sterblichen zu erheben; es ist wohl mehr ein Fehler seines Temperaments; aber dieser Fehler hängt mit grossen Tugenden zusammen. Son âme . . . est sensible au Vrai et au Beau moral; elle est affectée, touchée des tableaux du bonheur ou du malheur des autres; elle s'anime à l'image de bons Princes, et des Hommes vertueux: Il désire vivement de leur ressembler; enfin l'idée de la perfection a des charmes pour Lui, il aime celle des devoirs de Sa Vocation, il s'y attachera de plus en plus, et il lui sera d'autant plus fidèle, parceque son âme, naturellement forte, résistera avec plus de vigueur à la tentation de ses propres passions et à toute sorte de séduction d'autrui... Chez les Princes tout dépend de ce qu'ils prennent d'habi-

---

[14]) Im Goldenen Spiegel erklärt Wieland, das Kostbarste, was der Sterbliche haben könne, sei eine empfindsame Seele; deren Mangel könne keine Erziehung ersetzen, sie könne nur etwas dafür thun.

[15]) Mich dünkt es besser, die fremden Ausdrücke zu bewahren, zumal Wieland selbst das Beispiel solcher Mischsprache häufig gibt, als sie durch nicht genau zutreffende deutsche zu ersetzen. Ich fürchte Missverständniss, wenn ich mit Wieland 'Empfindlichkeit' sage (Gold. Spiegel 3, 217: Eine glückliche Empfindlichkeit entwickelte frühzeitig alle Kräfte seiner Seele); er gebraucht selbst an anderer Stelle den Ausdruck reizbar für sensible, wenn er den Erbprinzen als 'nichts weniger als reizbar oder leicht aus seiner Fassung zu setzen, dabey aber voll Verstand' bezeichnet. Diese in einem Briefe an Riedel (Auswahl denkwürdiger Briefe 1, 304), also ohne höfische Rücksicht gethane Äusserung bietet zugleich eine Parallele zu obigem Urtheil.

tude de ne jamais oublier qu'ils sont Hommes, et que par conséquent ils voyent Leurs Semblables partout. Der Prinz besitze ohne alle Frage einen hohen Grad von Vernunft, natürliche Richtigkeit des Verstandes, Begierde, sich zu unterrichten, Liebe zur Wahrheit, Widerwillen gegen alle Schmeichelei; aus diesen eingewurzelten Eigenschaften werde er sich trotz der Gefahren zu einem gründlich weisen und wohlthätigen Fürsten entwickeln; der Weg zu seinem Herzen gehe durch seinen Kopf: Qu'on fasse de Lui un Prince éclairé, et je réponds de son Coeur.... Le Prince a bien du feu; il sera quelquefois pétulant, il s'oubliera; mais tout cela est dans l'ordre de la Nature... Il n'y a point de Naturel dont les vertus ne tiennent à certains défauts; le Prince a les siens, sans doute. Aber mit dem Herausreissen des Schlechten werde zugleich der Keim zu Gutem beseitigt. A force de raison, de persévérance et de douceur on parviendra à les corriger, à empêcher qu'ils ne deviennent pas des Vices. Mais ... jamais ni la fausseté, ni l'ingratitude souillera la candeur de Son âme.... Il a l'âme trop haute pour être capable des vices des lâches et petits esprits. Il pourra avoir tous ceux qui ne sont pas incompatibles avec la Noblesse naturelle des Sentimens; il pourra être présomtueux, emporté, trop fier, quelquefois dur, et vindicatif par rapport à des offenses... Mais jamais il oubliera des bienfaits reçus.... Die Fehler, deren mögliche Entwicklung er vermuthe, seien durch die ausgezeichnete Erziehung schon sehr gemildert, fügt Wieland zur Beruhigung der hierin unzufriedenen Herzogin bei. Le point principal dans son éducation sera toujours de l'accomoder à Son Caractère individuel. La douceur, la raison, un procédé franc et généreux gagnera tout sur Lui... Mit einer Prophezeiung, die dem Weitblick Wielands Ehre macht, schliesst er die Charakteristik: Enfin, si les lumières, qu'un étude continu et appliqué de plus de vingt ans me devroit avoir donné sur la Nature humaine, ne me trompe pas absolument, je vois dans Msgr. Le Prince Héréditaire toutes les dispositions, dont la Nature et le Destin font ordinairement les Grands-Hommes. Et veuille le Ciel qu'il ne devienne trop grand pour le Bien de son Païs! ......

On détournera ce malheur, en affermissant dans son esprit les Principes de l'Education morale qu'il a reçue jusqu'ici: en l'éclairant de plus en plus, à mesure qu'il avance en âge, sur le Vrai et le Faux des choses d'ici-bas, et en achevant de le convaincre à n'en pouvoir jamais revenir, que la véritable gloire d'un Souverain consiste à savoir se gouverner lui-même et à bien gouverner son païs, à remplir tous ses devoirs, à rendre son peuple aussi heureux que possible, à rester autant que faire se peut indépendant de ceux qui sont plus puissans que Lui, à modérer ses désirs, enfin à être Philosophe et Chrétien, et à ne perdre jamais de vue le moment, où il rendra compte au Souverain des Rois, de l'usage qu'il a fait du pouvoir de faire du bien et du mal, qui lui a été confié.

Diese Rathschläge sind recht allgemein und darin für Wieland und seine Zeit bezeichnend. Der ganze Brief offenbart Wielands bekannte Geschicklichkeit: er hat die heikle Aufgabe überraschend und überzeugend gelöst; er hat mild entschuldigt, aber nicht leer geschmeichelt; er hat den Prinzen mit einer Bestimmtheit und — nach allem was wir wissen — Gerechtigkeit gezeichnet, die den geübten Pädagogen verrathen; er hat auch der Regentin neben Worten der tiefsten Verehrung und Bewunderung Winke gegeben, die ihrer Art der Behandlung des Erbprinzen widersprachen. Die Schlussformel, die er beisetzt, ist höfisch stilisirt, aber es ist kein Falsch in ihr: La verité est l'offrande la plus pure et la plus précieuse, que le respect et le zêle, que nous devons à Leur auguste Caractère, pourra jamais Leur présenter. Selten spricht Wieland mit solcher Sicherheit wie in diesem Briefe; diesmal verbirgt die Gewandtheit seiner Feder nicht, was er meint; diesmal tragen sogar die Gemeinplätze, mit denen er seine Rede immer gerne zierte, etwas zur Sache bei. Wer so überzeugt schrieb, musste Vertrauen erwecken, auch wo er noch keines besass.

Die Herzogin konnte nur das Gefühl haben, ihr Vertrauen auf Wieland nicht verschwendet zu haben. Sie beantwortet[16]) sein Schreiben Punkt für Punkt, offen, rück-

[16]) Beaulieu, Anna Amalia S. 242; ausser orthographischen Kleinigkeiten wäre an dem Drucke zu bessern: S. 243 Z. 6 v. u. *suis-je* statt

haltlos, gläubig und doch abwägend; sie ist dankbar für Wielands Ergebenheit, seine Freundschaft soll ihr Sporn zur Erfüllung ihrer Pflichten sein; sie äussert Bedenken, ob die Sensibilité, für die Wieland sich erwärmte, nicht ein stärkeres Gefühl für Unlust als für Lust zur Folge habe; sie fühlt sich nicht unglücklich, aber beschwert von ihrer Empfindsamkeit bei der Last ihrer Stellung; sie fragt, ob ein Weib eine starke Seele haben könne. Man sieht, wie diese wahrhaft grosse Frau an sich erzieht, und bewundert die Bescheidenheit, ihre Erfahrung unter das Urtheil eines Mannes zu stellen, dem sie wohl zu tiefe Ergründung der Grossen und der Höfe zutraut. Für sich selbst, nicht nur für ihren Sohn verwendet und erbittet sie seinen Rath. Sein Urtheil über Carl August hat sie beruhigt; seine 'gründlichen und tiefen' Auslassungen haben sie überzeugt, Irrthümer zerstreut; sie verkennt nicht, dass ihr Sohn, einer der Ersten seines Hauses zu werden, durch Geist und Genie veranlagt sei. Aber sie hält daran fest, dass Fehler in der Erziehung geschehen sind, und will sich nun nach Wielands Fingerzeigen richten. Und sie verspricht ihm Freundschaft fürs Leben, eine Freundschaft auf Achtung und Dankbarkeit gegründet. — Die hat sie ihm gehalten bis zum Tode. —

An dem Briefe interessirt noch, dass sie ihren Correspondenten wiederholt Danischmende nennt, mit dem sich Wieland selbst im ersten Schreiben verglichen hat. Er hat später einmal Freunden gegenüber geäussert: mein Danischmende bin ich selbst. Dadurch werden die Ansichten des scheschianischen Hofphilosophen ausdrücklich als Wielandische bezeugt[17]) und ausserdem auch äusserlich der Zu-

*suis-je,* Z. 4. 3 v. u. *l'âme* statt *une âme,* Z. 1 v. u. fehlt *Mr* (Monsieur) nach *Vous,* S. 244 Z. 20 *ou* statt *et.* — Ich merke bei dieser Gelegenheit an, dass auch die von mir hier mitgetheilten Brieftexte nicht jede Flüchtigkeit des Schreibers bewahren; besonders den Accenten u. dgl. habe ich nachgeholfen. Fehlerhaftes, wie les lumières qu'un étude.... devroit avoir donné.... trompe...., oder das stete je sai, durfte aber schon um deswillen nicht verbessert werden, weil es ein Zeugniss gibt für Wielands Äusserung, es falle ihm nicht leicht, sich in französischer Sprache völlig auszusprechen.

[17]) Es wurde diese Übereinstimmung neuestens geleugnet. Wer Wielands Charakter ein bischen kennt, konnte niemals seine liebens-

sammenhang zwischen dem Goldenen Spiegel und Wielands Berufung erwiesen. Er antwortet denn auch in der Rolle des Danischmende auf die Fragen der Herzogin nach der Reihenfolge, wieder in einem ausführlichen, zwölf grosse Seiten füllenden Briefe vom 13. April 1772. Mit der ermüdenden Allgemeinheit eines Popularphilosophen spricht er über die Glücksfähigkeit der Grossen: seien sie nicht die Glücklichsten, so seien sie zumeist selbst daran schuld; denn sie haben mit den übrigen Sterblichen alles Gute gemein, womit die Natur das Schlechte versüsse, und noch dazu mehr Gelegenheit, Gutes zu thun, als andere. L'amitié même, le charme de la vie et le plus solide des biens qu'elle nous offre, n'est refusée aux Grands qu'en-tant qu'ils se refusent à elle.[18]) Ils n'ont qu'à apprendre à bien distinguer l'ami et le flatteur — die geläufige Warnung in der absolutistischen Zeit, die Wieland auch als Gegenstand seiner Geschichte von Scheschian vor dem ersten Theile ankündigt. Es gebe für eine empfindsame Seele, fährt er fort, kein grösseres Glück als geliebt zu werden. Wie leicht hätten es die Grossen, durch einen Blick, ein beifälliges Lächeln, ein verbindliches Wort sich anbeten zu machen! Er hebt sich zu oratorischem Schwunge, diejenige zu preisen, von der er mehr als solchen Anlass zur Anbetung erfuhr; sein allzeit enthusiastisches Herz ist übervoll, seine Eitelkeit ist geschmeichelt; doch findet er für

---

würdige Selbstzeichnung übersehen. Danischmende ist eine der grossherzigsten Seelen in der Welt, sagt er. Er weiss nicht, ob ihn seine Gutherzigkeit nicht verhindert hat, den Menschen, den er nun seit fünfundzwanzig Jahren studire, so zu sehen, wie er ist. Es mag wohl zu viel Rosenfarbe in seiner Phantasie herrschen. Er kann sich nicht überwinden, die Menschen für so bösartig anzusehen, als sie gelten. Danischmende treibt vermöge der gewöhnlichen Wärme seines Herzens die Sachen beinahe zu weit. — Danischmende hätte so lange am Hofe leben können als Nestor, ohne jemals ein Hofmann zu werden: das meint wenigstens Wieland selbst von sich, wie wir aus seinem ersten Briefe an die Herzogin ersehen.

[18]) Im Sokrates mainomenos S. 245 steht dagegen (wie in Lessings Emilia I 6) zu lesen: 'Ein König kann kein Freund seyn, und kann keine Freunde haben'. Die Herzogin hatte Wieland inzwischen eines andern belehrt.

seine ehrliche Begeisterung leider nichts Besseres als die hochtönenden Phrasen, mit denen ältere Poeten die Götter dieser Erde priesen: Elle (la duchesse) qui jouit d'une gloire, qu' Elle partagent . . avec bien peu de personnes de Son rang . . . Elle qui se voit adorée de Son peuple, de Sa cour, de tous ceux qui ont le bonheur de l'approcher; Elle, qui embelliroit l'état de simple Bergère tout comme Elle seroit l'ornement du premier Thrône de l'Univers . . .

Die Herzogin fragte, si une femme puisse avoir l'âme forte? Der natürlichen Ordnung nach gehöre Stärke nicht zu den Tugenden des weiblichen Geschlechts, aber Porcia und Arria hätten Stärke mit Empfindsamkeit, Sanftmuth und Anmuth verbunden. Je voudrois que la force de l'âme chez une femme soit l'effet d'une application particulière à se prévaloir de la raison contre la sensibilité; je voudrois que la dernière n'y perdit que ce qui pourroit être de trop et que la femme, à qui on accorderoit la qualification de forte, n'en fut ni moins aimable, ni moins pourvue de ces grâces, qui appartiennent à son Sexe. Eine Fürstin brauche mehr Stärke als andere, und besonders wenn sie von Natur Sanftmuth und Güte erhalten habe, die sie von Leuten abhängig werden liessen, welche sich künstlich ihres Geistes bemächtigten. Er sei überzeugt, dass die empfindsamste und sanfteste Frau mit einem entsprechenden Grad von Raison und Bon-esprit diese Stärke erlangen könne, ja dass sie von Natur dazu Disposition habe. Allerdings lasse die Stärke manchmal im Stiche und verwechsle sich zuweilen mit dem Einfall. Solchen Täuschungen seien die Grossen besonders ausgesetzt: presque tout n'est qu'apparence pour Eux, so dass sie zuweilen das Wirkliche für Schein und umgekehrt hielten. — Auch hierüber sollte der Goldene Spiegel belehren; die Vorrede versprach, man lerne darin unterscheiden, 'was die menschlichen Dinge scheinen von dem was sie sind, ihren eingebildeten Werth von dem würklichen'.

Damit ist der allgemeine und die Herzogin selbst betreffende Theil ihres Schreibens beantwortet und Wieland wendet sich nun zur Erziehungsfrage. Hier findet er sogleich wieder grössere Bestimmtheit und Geradheit der

Sache und des Ausdrucks. Er ist entzückt, dass seine Charakteristik des Erbprinzen die Billigung der Mutter erhalten konnte, da er doch nur wenig Gelegenheit gehabt, denselben zu sehen. Er ist erstaunt über ihre Unzufriedenheit mit der bisherigen Erziehung; er hat die beiden Prinzen so gefunden, wie es ihrem Alter gemäss sei; er bittet um die Erlaubniss, sich darüber einmal genauer auszulassen; er könne sich täuschen, aber auch die Herzogin könne sich täuschen. Er wisse noch nicht, worin der Mangel an Offenheit beim Erbprinzen seine Quelle habe, aber er vermuthe, dass der starke Unterschied zwischen den beiden Prinzen, Constantins aimable ingenuité gegenüber Carl Augusts froideur apparente etwas ungerecht gegen diesen mache; er möchte wohl in dieser wichtigen Sache klarer sehen und erbietet seine Dienste beim nächsten Feste – die nahen Ostertage (19. April) meint er.

Und wirklich verbrachte er ein paar Wochen in Weimar. Nun wird der Verkehr den Freunden auffällig. Sophie La Roche warnt (7. Mai 1772): 'lassen Sie sich ja an keinen Hof fesseln, ich bitte Sie'. Davon war noch nie die Rede gewesen. Aber die Warnung der hofkundigen Freundin macht ihn vorsichtig. Der Reichsstädter hatte einst geschrieben: 'Für die deutschen Höfe bin ich zu ehrlich'. Und er bekam eben jetzt unerfreuliche Nachrichten vom Grafen Görtz, wonach er das neueste Vorgehen der Herzogin missbilligen musste. Aber nun ist er doch schon zu tief in die Weimarer Sorgen verwickelt, er darf den neuen Freund nicht im Stiche lassen, er kann nicht abbrechen, aber er wird zurückhaltender. Ein Brief an diesen gibt uns das Bild der Lage. Er zeigt zugleich, dass Wieland auch in Dingen, die nicht mit der Erziehung zusammen hingen, dem Hofe verbunden war, und auch diese an sich belanglose Stelle soll mitgetheilt werden, weil dabei eine in diesem Augenblicke bezeichnende geringschätzige Äusserung über höfische Urtheilsfähigkeit abfällt. Wieland schreibt also aus Erfurt den 11. Juni 1772:

Le hazard et Votre prudence, mon Excellent Ami, m'ont délivré de l'embarras de recommander à La Duchesse ce Mr. Dressler, qui soit en qualité de chantre, soit en celle de poëte n'est

qu'un très-médiocre sujet. Je tremble toujours quand ma charité est mise à pareille épreuve; je n'ai pas le Coeur de réfuser un pauvre diable, et je n'ai pas l'effronterie non plus, de vouloir faire accroire aux gens qu'un homme médiocre est un grand sujet; quoique à la Cour on soit assez dans la coutume de croire les Essences des choses arbitraires et de trouver excellent ce qui à peine est supportable, dès qu'on s'est mis en tête que cela doit être ainsi.

Je Vous remercie, cher Comte, de Votre conseil et je suivrai s'il faire se peut. Je sens très-parfaitement, qu'après être allé si loin, il ne seroit ni sage ni décent de faire tout d'un coup lincks um kehrt euch et de Vous planter-là. Ainsi je reviendrai si je puis; car il n'est pas encor décidé si j'obtiendrai la permission. Je m'apperçois assés clairement, qu'on n'aime pas mes fréquens voyages à Weimar et qu'on m'alléguera bientôt le dictum: Niemand kan zweyen Herren dienen. Décidez-vous, me dira-t-on, à qui Voulez-vous être; car si vous continuez dans ce train, Vous n'êtes ni ceci, ni cela, et Vous n'êtes bon à rien. Ne trouvez-vous pas qu'on aura raison de me faire ce compliment? Dacheröden Vous aura dit que je viendrois encor cette semaine avec Mr. de Haack. Il n'en sera rien; Il m'est impossible de me débarasser de tout ce que j'ai à faire; et Mr. de Haack lui-même ne m'en a pas dit le mot depuis 3. jours. Je Vous supplie, cher Comte, d'en prévenir Mr. de Dacheröden et Les Altesses aussi, en Cas qu'il m'eût annoncé comme probablement il aura fait.

Je suis très-peu édifié de tout ce que Vous me mandés par rapport aux marques d'indifférence qu'on s'évertue à donner au Prince Héréditaire. On a tort et je ne comprends rien du tout à un pareil procédé. Quoiqu'il en soit je crois qu'il pourroit être tems que le Prince demandât un entretien particulier et qu'il déclarât avec tout le respect possible, d'être très-déterminé à ne se laisser plus traiter comme un petit enfant. Voilà ce que je dirais à-peu-près si j'étais à la place du Prince:

'On ne peut pas être plus persuadé que je le suis, ma chère Maman, que Vous m'aimez et que Vous désirez que je devienne un jour un Prince capable de faire le bien de ses Sujets. Mais souffrez que je vous dise, que ce désir ne me fera du bien qu'en tant que Vous trouvez bon d'employer les moyens convenables pour arriver au bût. Ce n'est pas un moyen convenable que de me laisser croupir dans cette cour où je manque absolument des occasions de me former et d'apprendre tant de choses qui me manquent encor pour devenir ce que je dois être un jour. Je ne suis pas si enfant qu'on me croit peut-être; Je comprends très-bien qu'il se peut qu'il y ait ici des gens, qui peuvent avoir leurs raisons pour m'interdire les moyens d'acquérir des lumières. Mais Vous, ma chère Maman, Vous n'avez et Vous ne pouvés avoir d'autre intérêt que celui d'un fils qui Vous adore. Il me coûtera

de me séparer de Vous; mais il faudra s'y résoudre parceque ce sera pour mon bien et pour celui de mon païs. Je reviendrai plus digne de Vous, plus digne de ma destination future. Je me flatte donc, que Vous n'écouterez pas ceux qui peut-être abusent de Votre bonté pour Vous donner des Conseils contraires. De quelque couleurs qu'ils se servent pour les pallier, il est bien décidé qu'en Vous conseillant de me retenir ici, ils mettent des obstacles aux progrés que je pourrais faire; et il n'en faut pas davantage pour me faire regarder de pareils sujets comme mes ennemis déclarés. Je Vous conjure d'y songer sérieusement, et de me donner bientôt par une résolution qui réponde à mes justes désirs la preuve la plus complette, que je Vous suis cher etc.'

So ungefehr würde ich reden, denn so würde ich denken und beym Himmel! wenn ich ein Fürst gebohren wäre, sollte weder Olympus noch Erebus mich verhindern zu reden wie ich dächte.

Il se peut que l'Homme aux Gazettes et son complice[19]) traiteroit ceci de suggestions par des gens qui osoient donner au Prince de mauvais conseils. Mais à la place du Prince je ne me rendrois pas si-tôt. Un Prince héréditaire sous Tutèle qui dans sa 15. année doit être censé de ne plus être enfant, a quelques droits à prétendre d'être écouté. C'est lui qui est proprement le Duc; c'est à lui que — — —

Der Schluss des Briefes fehlt. Was erhalten ist, lehrt, dass Wieland nicht im geringsten daran dachte, thätig in die Erziehung einzugreifen. Er unterstützt den Wunsch des Prinzen, zu reisen, treu den im Goldenen Spiegel niedergelegten Ansichten; dass er selbst Reisebegleiter werden wollte, ist bei seinem häuslichen Sinne, seiner Anhänglichkeit an die Familie ausgeschlossen. Am gleichen Tage wirkte Görtz in anderem Sinne; sein Bericht an die Herzogin empfiehlt Erweiterung der Unterrichtsfächer und nennt an erster Stelle darunter die philosophischen Wissenschaften. Wieland als Lehrer dafür zu bezeichnen, war es noch zu früh: ich zweifle aber nicht, dass Görtz schon an ihn dachte. Thatsächlich ist eine Resolution der Regentin auf seinen Bericht erst nach Wielands Berufung erfolgt. Dieser jedoch konnte schon am 16. des gleichen Monats dem ehemaligen Collegen Riedel gegenüber die Möglichkeit einer Übersiedelung in die Wilhelmsburg zu Weimar andeuten.[20])

---

[19]) Allgemein gesprochen oder auf bestimmte Personen gemünzt?

[20]) Wenn anders nicht auch dieses Datum, wie so manche in Ludwig Wielands Briefsammlung, falsch ist.

Leider liegt mir auch sein nächster Brief an Görtz nur unvollständig vor; die Prinzenfrage wird im Bruchstücke gar nicht berührt. Der Brief ist milder gestimmt als der vorherige, glatter; aber Wieland bleibt zurückhaltend; er lehnt es ab, der Einladung der Regentin nach Belvedere zu folgen, steift sich auf dringende Berufsgeschäfte und spielt sich schliesslich als harmloser Hofpoet auf. Soll man Wieland die Berechnung unterschieben, dass er sich selten und kostbar machen wollte? Hier ist der Wortlaut zur Prüfung:

à Erford ce 18. Juin 1772.

Cher Comte, j'étois sur le point de me mettre à mon bureau pour Vous écrire lorsqu'on m'annonça que Mr. Seidel[21]) étoit là pour me voir. Il m'a enlevé, quoique très-agréablement pour moi, une couple d'heures, et Vous n'aurez qu'une petite lettre dont il sera le Porteur. Je commencerai par Vous prier, de vouloir bien saisir la première occasion convenable pour me mettre aux pieds de Son Altesse Sérénissime La Duchesse, et de lui faire agréer les raisons qui me privent pour cet été du bonheur de passer quelques semaines à Belvedere. C'est pour moi une privation d'autant plus désagréable, que je m'y avois moins attendu; et ce n'est qu'avec un regret infini que je vois s'évanouir les images des matinées et des soirées délicieuses que je comptois passer sous les Orangers et dans les bosquets de ce petit château enchanté. Mais il n'y a pas moyen de m'arranger autrement sans me brouiller absolument avec mes devoirs d'ici et avec notre jeunesse académique, qui aime je ne sai pas pourquoi à m'entendre et qui croit avoir des droits sur moi. Il est vrai que La Régence m'a accordé encor fort poliment 15 jours ou 3 semaines tout au plus; mais la troisième partie de ce tems est déjà passé et le reste me suffira à peine pour expédier ce qu'il y a de plus pressant entre les occupations pour lesquelles je suis obligé de m'emploier pendant ces mois d'été. Enfin, mon bien cher Ami, le destin n'a jamais été propice aux petits projets que je faisois, avec le plus d'empressement de les voir accomplis. Je suis si accoutumé à me voir traversé dans mes désirs ou dans mes espérances, que s'il m'arrive quelquefois d'en voir une réussir, je crois l'avoir gagné dans une lotterie. En attendant j'ai revu et corrigé par ci — par là la soi-disante Tragédie de Clementine della Porretta[22]),

[21]) Ist damit der Oberconsistorialrath Seidler gemeint, der damals die Prinzen in Theologie, Naturrecht, Mathematik und Physik unterrichtete?

[22]) Wielands Clementina von Porretta erschien zuerst 1760 und wieder 1772 in Neuer [Titel-] Auflage. Auch der Druck in der Ausgabe

et telle qu'elle j'ai l'honneur de Vous la renvoier, je crois qu'elle pourra être réprésentée si Me. Röder[23]) pourra jouer le rôle de Clementine. Je Vous prie de la remettre aux Ordres de Son Altesse Sérénissime du bon plaisir de Laquelle il dépendra si cette pièce doit être réprésentée ou Non.[24]) Je crois être assuré qu'elle réussiroit beaucoup si les Acteurs font bien; mais c'est là le grand point et j'avoue que je n'ai pas trop bonne opinion de plusieurs auxquels on seroit obligé de donner des rôles assez importants. J'ai commencé à arranger le plan de l'Opérette[25]), que je me suis engagé de composer sous condition expresse si les Muses trouveroient bien de léver l'interdit qu'elles paroissent avoir jetté sur mon talent poétique. Réellement tous les effors que j'ai fait depuis quelque tems pour rîmer mes pensées ont été en pure perte; je ne comprends rien à cette impuissance de mon Génie; j'espère qu'elle ne — — —

Ob der Schluss des Briefes sich mit den Prinzen befasste? Ich kann es so wenig bejahen oder verneinen, wie die Frage, ob in Görtz Brief vom 19. Juni von ihnen die Rede war. Wichtig war dessen excellente lettre für Wieland, sie verlangte eine ausführliche Antwort, wie er in einem eiligen Billet vom 21. sagt, die am Dienstag, also dem 23. gegeben werden sollte, bisher aber nicht bekannt ist. Erst vom 28. Juni liegt wieder ein Brief Wielands vor, aus Stetten, dem Kellerschen Besitze bei Erfurt, wo Wieland so gerne weilte; jetzt traf er auch noch angenehme Gäste da und schreibt so harmlos, als ob es gar nichts Wichtiges zwischen den Correspondenten zu erörtern gäbe. Das freundschaftliche heitere Geplauder umschliesst die Antwort auf eine neue Einladung der Herzogin, nach Weimar zu kommen, der er nun am 30. Juni oder 2. Juli Folge zu leisten verspricht, obwohl er voraus sieht, dass die Reise den Entschluss, sich seiner Freiheit nicht zu begeben, gefährde.

letzter Hand zeigt keine Veränderungen. Die Görtz vorgelegte Bearbeitung ist unbekannt.

[23]) Madame Röder, früher als Demoiselle Lucius auf dem Lippertschen Theater, stand nun bei der Ekhofschen Truppe in Weimar.

[24]) Eine Aufführung der Clementina in Weimar kann ich nicht nachweisen.

[25]) Gemeint ist das Singspiel Aurora (Wielands Werke, Hempel, 40, 803) zum 24. Oktober 1772, dem Geburtstage der Anna Amalia verfasst, im Wagen von Weimar nach Erfurt entworfen. S. Böttiger. Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 227.

Also war inzwischen ein Angriff auf seine Freiheit geschehen und er hatte ihn abgeschlagen, fürchtet aber für seine Widerstandsfähigkeit gegen eine mündliche Aufforderung, sich an der Prinzenerziehung unmittelbar zu betheiligen. Die Stelle lautet:

Quoiqu'il me semble prévoir que ma résolution de ne pas me défaire de ma liberté, pourroit être mise à une forte épreuve si je vai à Weimar pour une couple de jours, je suis déterminé de venir l'un des jours de la semaine qui commence. Ce ne peut pas être lundi; mais ce sera mardi ou jeudi et nous verrons comment je soutiendrai l'épreuve. Peut-être que nous aurons assez d'esprit et d'invention wenn wir unsre beyden Köpfe zusammenlegen, pour trouver quelque moyen de concilier mes projets avec les vôtres, et de pouvoir être utile à Notre cher Prince sans renoncer à mon idée favorite. Vous connoissez mon Coeur; vous sçavez le charme irrésistible qu'a pour moi celle de faire le plus de bien que possible; mais sûrement, Vous ne savez pas combien depuis Votre réponse à ma dernière lettre, je Vous aime, combien je Vous trouve digne de partager mon Coeur avec les plus chers objets de ma tendresse, et que sai-je moi-même, où me pourra mener ce sentiment joint à celui que Vous me connoissez pour Votre jeune Tifan. Quoiqu'il en soit ce sera Vous-même que je prendrai pour mon Guide, et c'est, je crois, la plus forte épreuve que je Vous saurois donner de mon entière confiance.

Diesmal ist Wieland nicht einer Meinung mit Görtz; er bleibt wohl dabei, der Erbprinz solle reisen, Görtz dagegen wünscht seine Theilnahme am Unterricht. Und Görtz, der den Plan gefasst hat, weiss ihn mit ausserordentlicher Zähigkeit durchzuführen, alle Hindernisse zu beseitigen. Wieland erlag, wie er ahnte, bei seinem Aufenthalt in Weimar. Sein Brief vom 7. Juli an Görtz gibt Aufschluss:

Mon Chérissime Comte, j'ai rêvé sur nos projets, je les ai tourné de toutes les côtés, et voilà mes résolutions inébranlables, que je me hâte de Vous communiquer, à-fin que Vous en fassiez tel usage que Votre prudence et les circonstances pourront exiger.

L'idée du Butor ne vaut rien du tout, et c'étoit bêtise de ma part, de la trouver supportable un seul moment. Il est indigne de moi, de faire le maître de philosophie, gagé pour quelques mois, que tout le monde regarderoit comme un homme, qu'on renvoyera en 6. mois et qui par conséquent joueroit un rôle très-peu gracieux à Votre Cour. Une pareille proposition, comme Vous avez très-bien senti du premier abord, ne se fait pas à un homme comme moi (pour parler le langage modeste du Seigneur

Itobad dans le Zadig du Voltaire)[26]) et Vous ne ferez pas mal, je crois, d'en faire sentir au Prince toute l'indignité.

Si l'on veut de moi pour le Prince, il ne faut pas que ce soit en qualité de Maître de philosophie mais en qualité de Philosophe (ce qui fait une petite différence, comme Vous sçavez). Je veux que Madame La Duchesse me parle le langage du Roi Philippe dans sa fameuse lettre à l'Aristote, lorsqu'il le pria de venir prendre soin de son fils Alexandre[27]) ou, au moins, je veux, qu'on lui fasse parler ce langage. Si je consens d'être l'Aristote de notre Prince, vous pouvez être assuré que je ferai de mon mieux pour m'acquiter dignement de mon rôle, et que je ferai plus et mieux que dix maîtres en philosophie.

Les conditions, que Vous sçavez, et qui, quoique très-honnêtes, ne sont pas trop avantageuses dès qu'on considère la chose dans le vrai point de vue, sont les seules, qui me conviennent: il faudra même qu'on me donne par rapport à leur accomplissement, toutes les sûretés nécessaires pour me mettre à l'abri de quelque événement malheureux qui pourroit venir ruiner tous nos projets. Cet événement est cependant si désagréable, que je ne puis pas en souffrir la simple idée et je suis assés disposé de ne vouloir rien de Weimar, si la Providence abandonneroit ce païs au point de faire évanouir les espérances que nous avons conçu pour le Bien de ce même païs, unique point où visent et où se concentrent nos dits projets. Ainsi je n'insisterai point sur les assurances, dont j'ai fait mention et je m'en rapporterai, comme Vous-même, à la Providence et aux décrets invariables de la Table de Lumière.

Voilà donc, mon cher et digne Ami, les conditions, sous lesquelles Vous et le Prince pouvez compter sur moi. Voyez à présent ce qu'il y aura à faire. Faites des efforts pour ne perdre pas patience, et ne fâchez-vous pas des lenteurs. J'ai même besoin de gagner un peu de tems, parcequ'il m'en faut absolument pour remplir les engagemens que j'ai pris avec le public pour Agathon.[28])

Adieu, cher Comte, Faites agréer au Prince les sentimens que Vous me connoissez pour Lui et soyez assuré de ceux que je Vous ai voué in Secula Seculorum.

à la hâte.

Der Brief ist mit Stolz geschrieben. Wieland will sich nicht wegwerfen. Gar Leute wie Fritsch sollen ihn nicht

---

[26]) Itobad sagt im 19. und 21. Kapitel des Zadig wiederholt: un homme comme moi.

[27]) Der apokryphe Brief findet sich z. B. in Herchers Epistolographi Graeci S. 466.

[28]) Die zweite, umgearbeitete Auflage zu bieten.

für einen gewöhnlichen Lehrmeister ansehen, den man bezahlt und fortschickt. Denn diesen meint er mit dem fatalen Crébillonschen 'Butor'. Er war Wielands Berufung ungünstig gesinnt; was sollte ein aufklärerischer Poet bei der Prinzenerziehung thun? der würde den Thronfolger der guten alten Staatsraison vollends entfremden. Ging ihm doch schon Görtz zu sehr seine eigenen Wege. Jedenfalls, mochte ihm scheinen, sei ein halbjähriger Unterricht in so modernen Anschauungen gerade genug. Und er wusste für seine Meinung die Herzogin zu gewinnen. Zwei Tage, nachdem Wieland seine Erklärung an Görtz abgegeben hatte, machte sie ihm eben die Vorschläge, die er zurückwies; Görtz, der sie von vornherein für unpassend gehalten hatte, drang vorläufig nicht durch. Ihr kleines Blatt A Monsieur Monsieur le Conseiller de la Régence Wieland à Erford lautet:

Weimar ce $9^{me}$ Julliet 1772.

Monsieur

Je crois qu'jl n'est pas nécessaire de Vous détailler le dégrè de confiance que je mets en Vous M$^{r.}$ jl me semble même de Vous avoir donné déjà une petite échantillon de m'a façon de penser vis-à-vis de Vous, ainsi jl seroit inutile de revenir à la charge pour Vous convaincre d'une chose dont Vous devès être pleinement convaincu; je me flatte donc, que la proposition que je veux Vous faire ne Vous surprendra pas; la voici; voulès-Vous bien me sacrifier une demi année à instruire mes Enfants dans la Philosophie, science qui en elle-même est très-sèche, mais qui ne laissera pas de devenir agréable quand elle est traitée par Vous, et à l'âge de mes Enfants cette demande a être ~~en joli vû [?]~~ par les graces. Voilà M$^{r.}$ ma proposition, et voilà aussi mon coeur plus libre; jl dépend à present de me faire tout-à-fait respirer en me donnant une favorable réponse, je l'attends avec le plus grand empressement; en attendant persuadés Vous de mon amitié et de la parfaite estime avec lesquelles je suis

Monsieur

Votre bien affectionnèe amie

Amelie.

Die Antwort hierauf hat Wieland schweres Bedenken gekostet; er gibt sie aber doch schon am Tage nach Empfang der herzoglichen Zeilen. Reichliche Danksagung für den gnädigen Vorschlag leitet ein, äussere Gründe gegen seine Annahme folgen: Der. Kurfürst von Mainz, unter-

richtet von seinen häufigen Ausflügen in der letzten Zeit, werde nicht freiwillig und nicht in gnädiger Weise einen derartigen Urlaub gewähren; man werde zwar der Herzogin die Gefälligkeit nicht abschlagen, aber ihm das Wort vorhalten: niemand kann zwei Herren dienen. Auch trenne er sich schwer von seiner Familie; seine Philosophie erröthe nicht, dies zu gestehen; die Seinigen aber mit nach Weimar zu nehmen, erfordere zu viel Aufwand. Jedoch, obgleich diese Hindernisse die Aufmerksamkeit der Herzogin verdienten, er sei zu eifrig auf ihre Beruhigung und die wirklichen Interessen der Prinzen bedacht, um nicht sein persönliches Interesse und alle Unzukömmlichkeiten hintan zu setzen, wenn nicht sachliche Bedenken entgegen ständen. La Philosophie qu'on doit apprendre aux Princes, on ne l'enseigne pas en 6. mois, ni en 12. J'avoue que ce tems pourroit suffire s'il ne s'agissoit que de donner aux Princes une légère teinture de ce qu'on appelle Logique, Métaphysique, Droit Naturel, Morale et Politique; quoique à parler vrai je ne me sente pas ni assés Professeur ni assés Charlatan, pour enseigner tant de Sciences et des Sciences de cette importance en si peu de tems. Mais dès qu'il s'agira d'instruire un jeune Prince dans cette espèce de Philosophie qui lui convient particulièrement, c'est à dire, de lui apprendre à penser et à agir en homme de la façon de penser et de la conduite duquel dépendra un jour le bonheur ou le malheur de tant de milliers d'hommes et de leur postérité, je crois ne rien hazarder en soutenant avec assurance, que ce tems n'y sera pas suffisant . . . . Ausserdem sei der Charakter der beiden Prinzen zu verschieden, um sie zusammen in den Wissenschaften zu unterrichten, welche Bildung des Herzens und Geistes geben. Er glaube, für den Prinzen Constantin sei die Philosophie, von der er spreche, niemals von grossem Nutzen. Elle pourra tout au plus lui servir d'ornement; et une très-légère teinture suffit pour cet effet. Son Coeur n'aura pas besoin de Philosophie pour être bon, et son Esprit vif et pétillant le sera trop un jour pour ne pas s'échapper à tout moment à un guide si austère. Eine liebenswürdige Frau werde ihn besser bilden, als alle Weisen von Griechenland. Der Erbprinz ne se gouver-

nera pas si aisement ou plutôt ne sera gouverné par personne .... Für ihn sei die Kunst des Denkens daher unerlässlich; sein Geist werde nicht bei der Oberfläche der Gegenstände Halt machen, und sich Gründen anderer nicht fügen; er werde selbst denken, prüfen, urtheilen, handeln, regieren wollen; und darum sei es nöthig, ihn zu lehren, gut zu denken, gut zu handeln, gut zu regieren. So ausgezeichnet die jetzige Erziehung sei, so bleibe doch noch viel zu thun ... Wieder folgt eine Charakteristik Carl Augusts, eine Ergänzung der früheren, welche an zutreffendem Scharfblick die des Prinzen Constantin erreicht: J'ai eu des occasions à regarder bien avant dans le Caractère de ce Jeune Prince. Son Esprit naturellement grand, actif, porté au vrai et au solide, mais en même tems prompt, peu docile et un peu fougueux, a besoin d'être cultivé, éclairé, dirigé au vrai bien avec une attention et une dextérité tout-à-fait particulière. Il a besoin d'être habitué à bien penser, exercé journellement dans les fonctions les plus nobles de l'esprit humain, apprivoisi (pour ainsi dire) au point, de s'assujettir de bonne grâce et par conviction intérieure à la voix de la raison et aux devoirs de Sa Vocation. Ce n'est pas un Maître de Philosophie, c'est un Philosophe qui Lui faut. Ce n'est qu'à celui-ci qu'il appartient d'apprendre à un Prince né avec un Génie extraordinaire le grand Art de connoître et d'apprécier les hommes, celui de les gouverner, et le plus difficile de tous de se gouverner lui-même. Ce sera beaucoup que d'avoir parcouru la Philosophie de l'Histoire, la Jurisprudence Universelle et toutes les Parties de l'Oeconomie Politique; mais on n'aura rien fait si le Prince n'aura pas appris à enchaîner les idées qu'Il aura puisé dans ces Sciences de manière à en former un Toutensemble, qui Le fasse propre à gouverner un jour par principes et à ne pas se laisser emporter par des Saillies, defaut auquel le Prince naturellement n'est que trop porté. Voilà bien de l'ouvrage pour peu de tems, et l'homme propre à faire un pareil Cours de Philosophie est un homme bien rare. Niemand lasse den Talenten und dem Eifer des Grafen Görtz mehr Gerechtigkeit angedeihen als

er, aber auch Görtz werde den Philosophen, wie er ihn geschildert, dem Prinzen für nöthig halten. — Er hoffe, schliesst er ab, die Herzogin überzeugt zu haben, dass er nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern aus Gründen sie bitten müsse, ihm diesen Beweis, wie sehr er ihr ergeben und dankbar sei, zu erlassen.

Der Brief ist ein diplomatisches Meisterstück. Er deutet nirgends an, dass Wieland der Aufgabe, welche die Herzogin, noch der welche er selbst stellt, nicht gewachsen, dass nicht Wieland der seltene Philosoph sei, den der Erbprinz brauche. Egoismus war dabei nicht; es war seine Überzeugung, dass 'Philosophie in vorzüglichem Verstande die Wissenschaft der Könige' sei. Die philosophischen Staatswächter Platons mögen ihm vorschweben. Übrigens überrascht die Ansicht nicht, sie passt ins Zeitalter der Aufklärung; auch ist die Äusserung Friedrichs des Grossen bekannt: es sei das schöne Vorrecht der Philosophen, die Führer der Fürsten zu sein.

Abschriften des Briefes der Herzogin und seiner Antwort legt Wieland Görtz vor und schreibt ihm dazu:

à Erfort ce 12. Juillet 1772.

Voici, mon cher et excellent Ami, la lettre que j'ai reçu hier, une heure à peu prés après avoir reçu la vôtre, et voici ma réponse. Celle-ci m'a enlevé tout mon tems depuis hier après diner, jusqu'à ce moment, et il ne me reste que bien peu de tems pour m'entretenir avec Vous avant le départ du Courier. Que pensés-Vous du personnage qu'on fait jouer à La Duchesse et comment êtes-Vous content de ma réponse? Vous sentés bien combien j'aurois souhaité de pouvoir consulter avant que de la donner, les lumières et la prudence d'un Ami comme Vous. Mais Vous conviendrés aussi qu'il n'y avoit pas moyen de différer ma réponse La Duchesse se servant à la conclusion de son billet, d'une expression si forte pour hâter ma réponse.

Je ne sai pas quel effet elle pourra produire, mais je sai, que je suis charmé que l'affaire tire à la conclusion; et si la Providence ne prévoit pas que je puisse être de quelque grand bien à notre cher Prince et à son Païs, je souhaite ardemment, qu'on me laisse où je suis. L'idée, qu'on supposera à mon refus de la proposition de la Duchesse des vues d'intérêt personel, me fait bien de la peine. J'étois fort tenté de m'expliquer un peu plus clairement sur ce point; j'allois même lui dire tout net, que je supposois qu'une proposition si peu digne d'Elle et de moi,

ne pouvoit pas venir d'elle-même, et que ceux qui la lui avoient suggéré n'y avoient pas guères pensé. Mais j'ai senti d'abord qu'il ne convient pas encor de parler si clair et qu'il faut réserver de pareilles vérités au cas qu'on reviendroit peut-être à la charge.

Nach einigem Persönlichen folgt:

Sans l'occupation que la lettre et la proposition inopinée de Me. La Duchesse m'a donné j'aurois emploié l'après-diner d'hier à finir le Ballet en question.[29]) On aura la bonté de prendre patience encor quelques jours. Non omnia possumus omnes sagt Pardridge[30]) im Tom Jones.

En comparant les dates, Vous trouverés que la lettre de la Duchesse a été écrite au même jeudi où on Vous a emmené au Schwanensee, et je crains que cette circonstance ne Vous fera pas faire meilleur sang. Je conviens que la façon avec laquelle on Vous traite ne ressemble à rien, et qu'il n'y a que le bout de la Carrière en prospect qui peut faire tenir bon dans une pareille situation.

Je plains la Duchesse. On voit qu'Elle incline au bon parti; mais Elle n'ose pas consulter son propre bon Sens; et Vous verrés que ce benoit Mr. de Fr[itsch] se donnera plutôt au grand diable que de consentir de bonne grâce à un arrangement qu'il croit sans doute funeste à ses petits projets.

En relisant ma lettre à la Duchesse je vois que j'ai omis bien de choses qui auroient dû être dites. Mais le moyen de ne rien oublier quand on est si pressé? d'ailleurs Vous conviendrés que ma réponse étoit un problème assés difficile à bien résoudre.

Vous aurés la bonté, cher Ami, de me renvoyer les deux Copies avec la première occasion. Adieu, Je vous embrasse tendrement. Dites de ma part au Prince tout ce qui peut l'assurer de mon attachement.

NB. Demain je commence à ouvrir mes lessons publiques d'ici.

Über die Sache selbst hatte Wieland dem Freunde nichts mehr zu sagen; die Intrigen des Geheimen Raths Fritsch treten etwas deutlicher heraus; der Handel ist ein Vorspiel seiner Stellung gegen Goethe. — Ich reihe gleich Wielands nächsten Brief an Görtz an:

Erfurt, den 16. Juli 1772.

Je n'ai que peu de tems, mon Excellent et chérissime Ami, pour répondre à vos deux lettre du 12. et 14. de ce mois. Mais

---

[29]) Wieland richtete ein Ballet Idris und Zenide für die Weimarische Bühne zu.

[30]) Partridge.

il suffira au moins, pour Vous dire mon sentiment sur ce qu'il y a de plus essentiel.

Je savois très-bien que ce n'étoit pas faire ma Cour, que d'insinuer, quoique avec tous les ménagemens possibles, que le Prince Constantin n'étoit pas fait pour être le premier homme du monde. Mais j'aime comme Vous sçavés, à donner de tems en tems de petits échantillons de mon Diogénisme; il faut que les Grands Seigneurs et les Grandes Dames s'y accoutument ou qu'ils me laissent-là. Je leur dirai toujours ce que je pense, quand je me vois une sorte de vocation de le dire. Qu'ils le prennent comme ils peuvent; c'est leur affaire, et je m'en lave les mains. Je sai très-bien ce que la Prudence y trouve à redire; mais avec tout le respect que je dois à cette Vertu, je ne suis pas toujours de son avis, et je la sacrifierai toujours au premier Sentiment, qui se trouvera dans son chemin.

La relation de ce qui est passé dans la Conférence m'auroit infiniment amusé si je ne souffrois pas de l'idée de toutes les inquiétudes et peines que cette affaire Vous cause. Chacun me paroit avoir bien fait son personnage dans cette conférence, et Vous le vôtre par Excellence. Au reste je Vous avoue que je ne comprends pas plus que Vous à la Conduite de la Duchesse et que cette conduite commence à me révolter. Cela a trop l'air d'un dessein déliberé de se jouer des gens. Elle ne me paroit pas être capable de prendre une résolution ferme; et comme il n'est que trop clair, que le Boeuf à la mode et le Butor ne se rendront jamais de bonne grâce, je crois que nous sommes encor aussi éloignés du but que jamais. Il n'y a nulle probabilité qu'on me fera une proposition réellement honorable et telle qu'il le faudroit pour faire convenir mes Amis de Mayence, que j'aurois tort de la refuser; et Vous sentez pourtant, cher Comte, qu'il n'y a qu'une proposition de cette nature qui puisse et doive me tirer d'ici. Quoiqu'il en soit, je suis d'avis qu'il faut les laisser venir; nous verrons ce qu'ils auront à nous dire; nous ne manquerons jamais de réponse au moins. Mais je souhaiterois que Vous, mon chérissime Ami, puissiés obtenir de Vous, de traiter la chose avec plus de sangfroid. Je ne saurois pas Vous dire combien l'idée de Vous en voir tant affecté, me fait souffrir. Je suis très-éloigné d'imaginer que tout est perdu si Votre projet ne réussit pas; et je le suis d'autant plus que depuis quelques jours mon séjour d'ici commence à avoir plus d'attraits pour moi qu'auparavant, et que l'avenue du Statthalter, qui n'est plus éloignée me déterminera apparemment à rester plutôt ici, où je serai très-bien, qu'à écouter les propositions qu'on me fait du coté du Rhin, pour des raisons très-essentielles que je Vous expliquerai quelque jour oretenus. Et si je reste ici, non seulement je pourrai toujours vous aider en quelque sorte à former notre jeune Ami du Faustrecht, mais il restera encor en son pouvoir de

m'appeller à lui quand il aura pris possession von dem Stuhle seiner Väter . . . .

Voici le Programme du Ballet Idris et Zenide que Vous aurez la bonté de remettre avec mes humbles hommages aux pieds de Mad. La Duchesse Régente.

J'ai recommencé mes lessons publiques avec beaucoup de succés. Notre jeunesse académique me marque une estime et une affection singulière, et ceci va assés loin, pour me faire douter qu'on consentira jamais à Mayence de se défaire de moi.

Adieu, mon cher et respectable Ami. Vous connoissez les sentimens qui m'attachent à Vous pour jamais.

W.

Ich glaube, Wielands Vorgehen zu durchschauen. Görtz ist erschreckt über seine offenherzige Beurtheilung des jüngeren Prinzen. Wieland, der auch im Goldenen Spiegel der Philosophie das Recht zugesteht, 'unverschämt' in der Beurtheilung von Königen zu sein, antwortet: ich lieb es, zuweilen den Diogenes zu spielen, und wusste sehr wohl, dass dies klüger war als die Klugheit des Herrn Grafen. Görtz entwickelt grossen Eifer, Wieland räth ihm Kaltblütigkeit; er will die Weimaraner an sich heran kommen lassen, er drängt sich ihnen nicht auf: es wäre ja kein Unglück, wenn das Görtzische Project nicht ausgeführt werde, er befinde sich recht gut und könne ja auch an den Rhein gehen, wenn es ihm nicht gefalle. Ich bezweifle nicht, dass Wieland zum Theile so kühl schrieb, weil das Benehmen der die Regentin beeinflussenden Partei ihn misstrauisch und ängstlich machte; zum Theil aber gewiss auch, weil er sich die günstigsten Bedingungen sichern wollte, wenn es etwa doch noch zu einer annehmbaren Berufung käme. Darum spricht er von seiner Zufriedenheit in Erfurt, von seinen Aussichten auf eine andere Stellung. Wie es damit stand, erfordert eine nähere Betrachtung, damit der vorstehende Brief und das ganze Benehmen Wielands in das rechte Licht rückt.

Bekannt ist, dass Wieland sich anfangs in Erfurt nicht zufrieden fühlte; die Stellung des Bevorzugten zu den Collegen war durchaus nicht gut; auch der Ort missbehagte ihm; so schreibt er Mitte 1771 an Gleim: in Erfurt gehe er vollends nach und nach zu Grunde; es sei ein freudenloses Chaos von alten Steinhaufen, winklichten Gassen, ver-

fallenen Kirchen, grossen Gemüsgärten und kleinen Leimhäusern; 'kein Wort mehr von diesem verhassten Neste!' Auch gegen Fritz Jacobi spricht er einige Monate später von der désastreuse ville d'Erfurt. Dafür war keine Besserung zu hoffen. Gar als Freund Riedel wegging, musste er sich noch einsamer fühlen; die Klotzianer vermutheten gleich, dass er nun auch scheide; auch die La Roche will (im Februar 1772) wissen, dass er deswegen Erfurt verlassen wolle. Seine Klagen machen verständlich, warum die Freunde sich bemühen, ihn anderswo unterzubringen. Gleim erregt ihm im Februar 1772 Hoffnung auf einen Ruf nach Halle; aber er kam nicht, so wenig wie der zu Anfang des Jahres erwartete nach Giessen; Wieland würde ihn vielleicht ausgeschlagen haben: er tauge nicht zum professor eloquentiae, nur zu einem praktischen Philosophen, i. e. der Sittenlehre und des Naturrechts, erläutert er, eine auch betreffs seiner pädagogischen Vorsätze mit Carl August wichtige Äusserung. 'Ich bin gar nicht zum Universitätsprofessor gemacht und wünsche je bälder, je lieber von dieser Ruderbank befreyt zu werden', schreibt er noch im Mai 1772. An den Studenten hatte er keine Freude: er sei genöthigt, den Schulmeister unter Barbaren zu machen, klagte er im April 1771 bei Jacobi. Jetzt auf einmal wird das anders. Seit er bestimmtere Aussichten auf eine Veränderung hat, ist er in Erfurt und mit seinem Berufe ganz zufrieden und lobt die Studenten. Er hat das dem Grafen Görtz nicht nur vorgesagt, sondern zweifellos augenblicks selbst gefühlt, wie es bei Menschen, die so von Stimmungen beherrscht sind wie Wieland, zu gehen pflegt. Jetzt fällt ihm aufs Gewissen, wie ausgezeichnet man ihn in Mainz behandelt habe und behandle; dass er seinem 'Landesherrn und Freund, dem guten Kurfürsten Emmerich', dass er dem Grosshofmeister Grosschlag mehr als gemeinen Dank schulde: dass er bei Karl von Dalbergs Anwesenheit einen noch besseren Stand in Erfurt haben werde.

Das hielt ihn aber gar nicht ab, die Möglichkeiten einer Wegberufung eher zu betreiben als zu hindern. Der Hallische Ruf könne ihm grosse Dienste thun, hatte er gemeint; er dachte wohl seine Stellung in Erfurt damit zu

verbessern. Und er geht auch auf ein Project Jacobis ein, das ihn nach Düsseldorf ziehen soll; welcher Art diese Idées palatines waren, bleibt dunkel; die La Roche ist voll Freude und Eifer dabei (Juni und Juli 1772); er meint (Juni 1772) kein grösseres Glück könne ihn treffen, da werde er ein ganz neuer Mensch werden, und theilt Riedel in jenem erwähnten Briefe, da er seine Aussichten nach Weimar andeutet, mit, eine andere Kraft ziehe ihn an den Rhein und die werde Meister werden.[31]) Zu eben derselben Zeit suchte sich Wieland aber noch an einem vierten Orte ein Plätzchen aus. Noch am 11. Juli 1772, als er die erste Berufung nach Weimar schon in Händen hatte, schreibt er an Riedel: 'Wir alle sollten zu Wien seyn .. Wenn es Ihrer Augusta Ernst wäre . . . aber dies ist und kann nicht seyn. Und wäre es auch, wozu hälfe es mir? Man muss ledig und ohne Familie seyn, um in Wien sein Glück zu machen, oder reich, um mit Familie da zu leben. Dies ist der Hauptumstand, qui me ferme la porte.' So ernstlich hielt er aber die Thüre nicht für verschlossen. Er bemüht sich vielmehr wirklich dort; für Wien hat er den Goldenen Spiegel berechnet; mit dem vornehmen Gebler unterhält er Verbindungen, die zuweilen ein Opfer seines Kunsturtheils verlangten; es liegt ihm viel daran, dem Kaiser Joseph von einer vortheilhaften Seite bekannt gemacht zu werden u. s. w.

So spielt er mit Hoffnungen allerlei Art. Denn schliesslich war es bei ruhiger Überlegung doch so übel nicht, Erfurt zu verlassen. Der Tod des bejahrten Kurfürsten von Mainz, bedachte er, konnte rasche Veränderungen bringen, derlei er im protestantischen Weimar z. B. nicht gefährdete. Auch gab es dort lästige Dom- und Capitularherren, die, wie er

[31]) Mit dem Jacobischen Plane, Wieland durch die Subscriptionsausgabe des Agathon und andere buchhändlerische Unternehmungen unabhängig zu machen, kann diese Rheinische Stellung nicht zusammenfallen. Wieland wollte allerdings 'am liebsten in Musse leben'! aber er war doch ein zu besonnener Familienvater, um ins Privatleben zurückzutreten. Vielleicht handelte es sich um die Direction einer akademischen Schule; die wünschte sich Wieland, freilich 'cum plena potentia'.

sich zur Beruhigung bei der endlichen Entscheidung für Weimar sagte, froh sein würden, ihn mit Ehren los zu werden. Und vor allem: 'es lockte ihn wieder der Gedanke, einen Prinzen für künftiges Völkerglück zu erziehen, mit unwiderstehlichem Reize. Er wandelte in den Blumengärten seines Goldnen Spiegels. Einen so süssen Traum verwirklichen zu können, war der Stolz seiner Wünsche'. Also zeichnet Böttiger treu aus dem Munde seines Gönners auf.

All dies wohl erwogen, konnte Wieland seinen letzten Brief an Görtz nicht in der Absicht geschrieben haben, die Herzogin abzustossen. Er sucht ja auch seine fortdauernde Ergebenheit durch die Übersendung des schon im vorhergehenden Briefe erwähnten Balletprogrammes zu beweisen, und will wohl zugleich merken lassen, dass er in Weimar nicht nur nützlich, sondern auch angenehm sein könne. Görtz nahm denn das Schreiben auch nicht als eine Ablehnung. Die Schwierigkeiten hatten seinen Eifer verdoppelt. Des Erbprinzen war er sicher, Wieland bestürmt er, die Herzogin beeinflusst er und er siegt über Fritsch, wohl mit Hilfe des alten Vertrauensmanns der Regentin, Greiner. Doch sie hatte, vielleicht schon ehe Wielands letzter Brief in Görtz Händen war, ein zweites Berufungsschreiben an Wieland gerichtet. Es lautet:

Weimar ce 17[me] Juillet 1772.

Monsieur

Je trouve les raisons que Vous m'allégués dans Votre lettre très-palpables, aussi Vous avouerai-je naturellement que mon intention en Vous proposant de Vous engager pour six mois n'a été que pour sonder le terrain; mais à présent je m'en vois Vous parler très-sérieusement, en Vous proposant d'entrer tout-à-fait dans mes services, je connois les sentiments d'estime et d'amitiè que mes Enfants ont pour Vous, je suis persuadée que Vous êtes peut-être la seule personne qui pourra être de quelque utilité et poids auprès de mon fils ainè, je me flatte aussi de connoître Votre façon de penser très-éloignée de toute vue d'ambition et d'intérêt, je Vous ofre donc pour le temps que Vous serès en charge le caractère de Conseiller de la Cour, avec un apointement annuel de neuf cents écus, et quand Vous aurès achevè Votre carrière d'Instructeur une pension de cinq cents écus par an pour toute Votre vie; réfléchissès je vous prie mûre-

ment à tout cela et répondès moi le plutôt qu'jl Vous sera possible, et comptès que je ne cesserai jamais d'être

Monsieur

Votre bien affectionnée amie

Amelie.

Ne vaudroit-jl pas mieux si Vous viendrès Vous-même ici, peut-être que cette affaire que j'ai tant à coeur pourra mieux se terminer de vive voix que par écrit, cela dépendra de Vous. Adieu.

Der Brief ist um einen Grad kühler, geschäftsmässiger als ihr erster. Die Rücksicht auf den Erbprinzen, der an Wieland hing und nicht von ihm lassen wollte, veranlasst sie, den früheren Vorschlag aufzugeben, den sie jetzt nur als eine Versuchsfrage hinstellt. Wieland antwortet zwei Tage später. Er spricht von der Erregung, in welche ihn ihr Antrag versetze, von der Schwierigkeit, zu antworten, wie er solle, zumal in französischer Sprache, die er nur bei kaltem Blute erträglich schreibe, ja er spricht von der Überraschung, welche der unerwartete Vorschlag ihm bereite; es liege sein Lebensglück in solchem Berufswechsel und es seien Hindernisse da, deren Beseitigung nicht von ihm abhänge. Dann lenkt er ein: er habe nur mittelmässige Talente, aber ein rechtschaffenes Herz und niemand könne der Herzogin mit mehr Wahrheit und Energie dienen als er; nur ein Ehrgeiz beseele ihn: das Rechte zu thun. Aber er habe Familie; sonst hätte er schon selbst seine Dienste angeboten. Je m'estime, schreibt er, je m'estime assés moi-même, pour croire que ceux-ci (mes services) ne se payent pas; et qu'il n'y a que par les Sentimens que Les Grands peuvent récompenser ceux qu'un honnêt-homme leur voue. Ce ne sera pas assurement aucune autre vue d'intérêt qui m'attirera dans le Service de Votre Altesse, et j'ai l'âme assés forte pour préférer la pauvreté et l'indépendance de Diogène à tous les avantages que le premier Prince de la Terre pourroit me faire, si en le servant je ne croyois pas servir Dieu et la patrie, et s'il ne m'accorderoit pas cette espèce de confidence qui naît de la persuasion qu'on nous sert plutot généreusement et par inclination que par intérêt ou nécessité... Toutefois mes circonstances ne permettent pas que j'oublie les intérêts de ma petite famille.... Er habe Görtz einige

Einzelheiten geschrieben, die keine Bedingungen sein sollten: er vertraue völlig der Billigkeit und Güte der Herzogin, die ihn gewiss so stellen würde, dass er sich sorgenfrei ihrem Dienste widmen könne. Unter dieser Voraussetzung würde er keinen Augenblick zögern, zuzusagen, wenn er nicht des Kurfürsten Ketten trüge. Er habe Rücksichten gegen Mainz zu üben und man sei dort keinesfalls geneigt, von ihm zu lassen. Auch darüber werde Görtz berichten. Wenn er jetzt selbst nach Weimar käme, würde es einen üblen Eindruck in Mainz machen und er habe Ursache, seinen gütigen Herrn und einige Personen, die auf sein Verbleiben in Erfurt Werth legen, zu schonen. Er wünsche, dass der Augenblick nahe, wo er der Herzogin und den Prinzen dienend seinen grenzenlosen Eifer beweisen könne.

Der Brief an Görtz, der seine Bedingungen enthält, die keine Bedingungen sein sollen, lautet:

ce 19. Juillet 1772.

Mon chérissime Comte

Une heure après l'arrivée de Votre lettre, de la plus belle, la plus touchante, la plus irrésistible lettre que j'aie jamais reçu, on m'apporta une de Son Altesse Sérénissime Mad. La Duchesse où dans les termes les plus gracieux Elle me propose d'entrer dans 'son Service en qualité d'Instructeur de Msgrs. les Princes, avec le Caractère de Conseiller de la Cour et un appointement annuel de neuf cents écus, et quand j'aurois achevé ma carrière d'Instructeur une pension de 500 Ecus par an pour toute ma vie'. La réponse que j'ai donné à Son Altesse m'ayant enlevé presque tout le tems depuis hier après-midi, il m'en reste bien peu pour tout le Détail dans lequel je suis obligé d'entrer avec Vous, mon Cher et digne Ami.

Ces détails concernent en partie la proposition en elle-même, en partie les obstacles dont il faudra venir à bout pour l'exécuter. Entrons en matière!

1$^{mo}$ je sens comme je dois le prix de la confiance dont on m'honore; Vous connoissez mes sentimens pour M. La Duchesse, pour Les Princes et surtout pour le Prince Héréditaire. il n'est donc pas même besoin de Vous déclarer que, Si on est assés sérieusement décidé de m'avoir pour m'aider à réaliser ce projet, je le suis absolument en tant que la chose dépend de moi.

2. Je dis vrai en disant, que sans ma famille, j'aurois prévenu la Duchesse en lui offrant librement et gratuitement mes services, tant je me sens réellement porté à Vous aider, cher Ami, de faire de notre cher Prince un digne successeur de Votre

Héros Jean-Frédéric. Mais il s'agit actuellement de songer un peu aux intérêts de ma famille; et j'espère que M. La Duchesse sera d'autant plus inclinée d'arrondir la somme qu'Elle me propose et d'en faire 1000 écus tout net, que je Vous puis protester, que si je voulois vous trahir et faire servir la proposition qu'on vient de me faire à améliorer ma situation présente, l'Electeur n'hésitera point de m'en donner autant pour me garder ici. Je Vous donne ma parole d'honneur que je n'en ferai rien et que j'agirai dans toute cette affaire comme si j'avois déjà prété serment à Me. La Duchesse mais en revenge je me flatte qu'on se fera un plaisir d'en agir à son tour généreusement avec moi et que pour m'en donner une preuve réelle, on consentira outre les 1000 écus d'appointemens, de m'accorder, après la fin de ma carrière, (qui NB. doit être déterminée) au moins une pension de 600 Ecus, avec liberté de la manger où je voudrois. Si Me. La Duchesse se trouveroit disposée de penser encor à ma femme et à mes Enfans, en cas de ma mort, ce seroit sans doute un grand encouragement pour moi; je m'en rapporterai cependant sur cet article absolument à Son bon plaisir.

3. Le déménagement et le transport de mes meubles causera beaucoup de dépense. Il me semble qu'il seroit juste de m'en soulager. Officium nemini debet esse damnosum.

4. Il s'agira encor de savoir quand on souhaite que j'entre en charge.

5. Il s'entend de lui-même j'espère que je conserverai le Caractère de Conseiller de la Cour per la vita.

6. Nun aber, Liebster Graf, kommt die Hauptsache. Die Frage ist, wie ich von hier mit guter Art losskommen könne. Der Kurfürst hat viele Gnade für mich, und zählt auf meine Dienste für die hiesige Universität, die er in Aufnahme bringen will es koste was es wolle. Groschlag hat sich so zu sagen für mich bey ihm verbürget. Man hat mir niemalen das mindeste désagrement hingegen wohl alle nur ersinnliche Merkmale und Beweise einer besondern Achtung gegeben. Der Kurfürst würde äusserst ungehalten werden, wenn ich, après que Bahrdt, Riedel et Herel lui ont fait faux bond, wenn nun auch ich, von dessen attachement er sich versichert hält, de but en blanc meine dimission foderte, und Groschlag würde dadurch in die grösseste Verlegenheit gesetzt. Und gesezt ich wollt' es auch thun, was könnte ich sagen, wenn der Kurfürst mir in gracieuses termes wissen liesse, 'er wollte mir geben was ich nur immer verlange wenn ich in seinen Diensten bleiben wollte?' Ich bitte Sie, alles dies wohl zu bedencken und der Herzogin Dchlt. diese Schwierigkeit in ihrer ganzen étendue vorzustellen. Ich zittre davor wenn ich daran dencke. Seit gestern da ich Ihren Brief erhielt dencke ich nach, wie zu helfen sey, und finde kein ander Mittel wovon man sich sichern Success versprechen kan, als wenn die Herzogin

zu gleicher Zeit sowohl an Groschlag schreiben liesse, als an den Kurfürsten selbst schriebe, und aus beygefügten motiven sich zur Gefälligkeit ausbäte, dass er mich Ihr cedire. Ich sehe wohl, dass man nicht gerne einen solchen Schritt thut, aber ich sehe gleichwohl keine andre Möglichkeit. Wissen Sie was bessers, so bin ich zu allem bereit; aber dies wiederhohle ich, wenn ich nicht mit guter Art, und ohne Beleidigung des Kurfürsten und des H. v. Groschlag aus Maynzischen Diensten kommen kan, so hilft all mein guter Wille nichts. Ich kan, darf und will nicht undankbar und schlecht gegen meinen itzigen Herrn handeln. Réfléchissés mûrement sur tout ceci, délibrés avec Mr. de Greiner, (à qui Vous dirés de ma part tout ce que Vous jugerés convenable) qu'on informe Me. La Duchesse de tout, et qu'on m'avise was man will dass ich thun soll. J'espère qu'on sentira que ma conduite dans cette affaire est celle d'un homme de probité et d'honneur. Ich will in vollem Ernst; aber eben darum fürchte ich einen Ausgang, der uns alle sehr verlegen machen würde; und da sehe ich wirklich kein ander Mittel als das was ich in Vorschlag gebracht habe.

Ich hätte gern auch an den ErbPrinzen geschrieben; aber itzt kan ich kaum noch diesen Brief aussudeln. Sagen Sie Ihm in meinem Nahmen Alles was Ihnen Ihr Herz eingiebt; Sie können nicht zuviel für mich sagen.

Ai-je besoin, mon cher aimable Ami, de Vous dire combien mon amitié pour Vous agit sur moi dans ces momens?

L'attachement que les Etudians marquent pour moi depuis que j'ai récommencé mes lessons, la déclaration qu'ils font assés publiquement, qu'ils n'ont qu'à faire ici si je pars, etc. tout ceci ne servira qu'à rendre l'affaire plus difficile. On ne me laissera point aller, si Me. La Duchesse ne s'y mêle pas immédiatement. — Sie werden mir sagen: Aber kan sich die Herzogin einem refus exponiren? Responsio: Nein! aber sowohl in diesem als dem andern Falle sehe ich keine Möglichkeit mit guter Art fortzukommen.

O! warum kan ich nicht hinüberkommen um über alles dies mündlich zu sprechen. Die Herzogin spricht mir davon in einem P. S. ihres Briefes; aber ich kan itzt, da man auf alle meine Tritte aufmerksam ist, es nicht wagen, schon wieder nach Weimar zu gehen. Man würde mir nimmermehr glauben, dass ich die Veränderung nicht selbst gesucht hätte, und zu diesem soupçon möcht' ich doch nicht Ursache geben.

Je suis dans un embarras indicible. Tirez-moi de là si Vous pouvés cher Ami et soyez assuré à jamais que je Vous aime de tout mon Coeur.

Der Brief ist in seinem Haupttheile ostensibel, kein Privatbrief an den Freund. Die Forderungen sind an sich kaum unbescheiden zu nennen. Wieland war mit 500 Thalern

nach Erfurt berufen worden, hatte bald 600 erhalten, und dazu Naturalbezüge; die Professoren in Giessen schätzten sein Einkommen auf 800 Thaler, als es sich darum handelte, ihn dahin zu rufen. Auch durfte er auf eine neue Verbesserung hoffen; die La Roche berichtete im Mai, Grosschlag habe davon gesprochen.[32]) Anspruchsvoller war, dass er seine Entlassung zur Staatsaction machte. Aber auch dazu liess sich die Herzogin herbei wie zur Erfüllung der andern Wünsche. Am 24. Juli schon schreibt sie an den Mainzer Kurfürsten.[33]) Auffällig ist darin nur die wiederholte Betonung, dass es des Erbprinzen angelegentlicher Wunsch und seine Bitte sei, Wieland nach Weimar zu ziehen. Nimmt man dazu, dass Carl Augusts besondere Zuneigung zu Wieland öfters bezeugt ist, dass Görtz sich seiner Wielandfreundlichen Stimmung auch dann für sicher hält, als die Herzogin zaudert, so gewinnt man den Eindruck, dass sein Wunsch, Wieland zu besitzen, mindestens entschiedener war, als der ihrige.

Einen Tag nach der Fürstin bat auch Wieland seinen Herrn um die Entlassung.[34]) Er spricht nur von der Übernahme der Instruction des Erbprinzen, obwohl ihn doch die Herzogin für beide Söhne gerufen hatte. Auch an Ring, die La Roche und Riedel schreibt er nur von seinem künftigen Amt bei Carl August. Er dachte zweifellos, sich der Beschäftigung mit dem zweiten Prinzen möglichst zu entschlagen, der ihm zu jung war, auf den er überhaupt keine grossen Hoffnungen setzte. Gebler meldet er richtiger, dass er einen Mitarbeiter an dem Erziehungsgeschäfte der Weimari-

---

[32]) Der Unterschied zwischen den bisherigen Erfurter Bezügen und seiner Forderung in Weimar kann nicht gross gewesen sein; er sagt, als sie bewilligt war, er habe sich 'eher verbessert als verschlimmert'. Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland 1, 297. Übrigens hatte er schon im Akademieplan und nun wieder im Goldnen Spiegel für die Lehrer gute Bezahlung verlangt und forderte also auch aus Princip!

[33]) Hnr. Aug. Erhard hat ihn in seinen Überlieferungen zur vaterländischen Geschichte alter und neuer Zeiten 1, 108 (1827) wohl zuerst veröffentlicht. Vgl. Beaulieu, Anna Amalia S. 48.

[34]) Der Brief ist gleichfalls bei Erhard 1, 125 veröffentlicht, ohne Datum. Darnach in Grubers Biographie 1[2], 677, ohne den Schluss.

schen Prinzen abgeben werde, aber er fügt bei: 'besonders des Herrn Erbprinzen Durchlaucht'.

Darauf kam Wieland zu mündlicher Abrede nach Weimar wie folgendes Brieflein an Görtz ankündigt:

ce 30. Juillet 1772.

Voici, cher Ami, deux lignes seulement pour Vous apprendre que je viendrai demain voir Gabrielle de Vergi [35]), et écouter tout ce que Vous m'avez à dire. C'est l'empressement que Vous me temoignés de m'entretenir qui me détermine uniquement; car j'étois sur le point de Vous mander que je ne pouvois pas venir. Réellement j'ai infiniment à faire.

Je vous communique une feuille de Wansbecker Boten où un passage d'une lettre de Petersbourg vient me causer une très agréable surprise. Je crois que Mad. La Duchesse ne sera pas fachée de cet accident; car depuis la resolution qu' Elle a prise, l'accroissement de ma célébrité ne peut pas lui être indifférente.

Je Vous apporterai Vos livres et le Plan de Mr. Meyer dont je suis très-content. Ses idées sont justes, son coup d'oeil philosophique, et on peut concevoir de lui, d'après ce plan, qu'il sera homme à le bien exécuter.

Adieu, chérissime Ami, jusqu' à demain matin à 10. heures.

Auch die Gelegenheit dieser kurzen Nachricht benützt Wieland, sich ins Licht zu stellen. Der Wandsbecker Bote bringt lediglich die Neuigkeit, dass die Kaiserin von Russland auf zwanzig Exemplare der neuen Agathonausgabe subscribirte [36]); nach Wielands Worten sollte man Wichtigeres erwarten; freilich war die Betheiligung der vornehmsten regierenden Häupter an der Subscription damals seine grosse Angelegenheit. —

Görtz scheint Wieland schon vor der förmlichen Ernennung über die Unterrichtspläne befragt zu haben; ich vermuthe, dass der kurz nach Wieland berufene Jenaer Professor Mayer damals einen Entwurf vorlegte, wie er deutsches Staatsrecht, Statistik, Geschichte der vornehmsten europäischen Staaten und pragmatische deutsche Geschichte zu behandeln gedenke. Wielands Anforderungen an den Geschichtslehrer bei einem jungen Fürsten sind im Goldenen Spiegel also gestellt: er muss mit der wärmsten Rechtschaffenheit einen tiefsehenden und weitgrenzenden

[35]) Tragödie von Belloy.
[36]) Nr. 118. 24. Juli 1772.

Blick, und das feinste Gefühl mit der scharfsinnigsten Unterscheidungskraft vereinigen; nur so kann er Charaktere und Handlungen aus sittlichem Gesichtspunkte gerecht beurtheilen; Mayers Programm scheint diesen Ansichten entsprochen zu haben, da es Wielands Beifall fand. —

Die mit Ungeduld, aber zuversichtlich erwartete Entlassung traf endlich den 10. August aus Mainz ein. Wieland gibt Görtz sofort Nachricht davon:

Dans ce moment, Monsieur et très-cher Ami, on m'apporte un grand paquete de Mayence, qui renferme Les lettres ci-jointes l'une à Son Altesse Sérénissime Mad. La Duchesse Régente et l'autre à Vous, avec un Rescript de L'Electeur à la Régence d'ici et une lettre de Mr. de Groschlag à moi, très-amicale et très-honnête. Je me hâte de Vous envoyer par un Exprés ce qui Vous appartient et Vous prie de remettre à Son Altesse Sérénissime la lettre de l'Electeur.

Je me flatte que la manière gracieuse avec laquelle mon ancien Maître me donne mon congé vous fera plaisir.

Die dem Briefe an die Herzogin Drchlt. angehängte Clausel (die ich deswegen weiss weil mir davon Copia zugeschickt worden) wird hoffe ich nicht zuwider seyn. Es ist eine Marque der Zufriedenheit des Kuhrfürsten; und mir desto schäzbarer, da ich nicht darum gebeten habe.

Ihren lezten Brief, bester Freund, beantwort' ich nächstens. Izt kan ich nichts weiter hinzusetzen als dass ich ewig seyn werde der Ihrige

Wieland.

Das Schreiben des Kurfürsten an die Herzogin[37]), das Wieland zur Bestellung gegeben ward, erklärte rund heraus, er entschliesse sich ungern, Wieland zu entlassen; aber um zu beweisen, wie viel der Herzogin Vorwort bei ihm vermöge und um Wielands Glücksumstände zu verbessern, willige er ein, unter dem Vorbehalt, dass Wieland den Titel seines Regierungsrathes beibehalte. In gleichem Sinne äussert sich die Erfurtische gelehrte Zeitung[38]), noch ehe die Bestallung in Weimar erfolgt war:

Auf die an Se. Kurfürstl. Gnaden in Mainz von der Frau Herzogin in Weimar Hochfürstl. Durchl. ergangene speciale Requi-

---

[37]) Zuerst von Riedel veröffentlicht im Wienerischen Diarium Nr. 26. 26. August 1772. Dann bei Erhard in den Überlieferungen 1, 109.

[38]) St. 66. 17. August 1772.

sition wird der Herr Regierungsrath und Professor Wieland nächstens an den Weimarschen Hof gehen, um daselbst die beyden Durchlauchtigen Prinzen in den Regierungswissenschaften weiter zu instruiren. So gern Se. Kurfürstl. Gnaden diesen grossen Mann, in Rücksicht auf dessen ausgebreiteten Ruhm und unstreitige Verdienste, zum Vortheil und Glanz unsrer Universität beybehalten hätten; so wenig konnten Dieselben dem preisswürdigsten Verlangen gedachter Frau Herzogin Hochfürstl. Durchl. entgegen seyn, und ein Genie, auf welches unser Jahrhundert mit Recht stolz ist, von einer so gemeinerspriesslichen Bestimmung zurückhalten; doch haben Se. Kurfürstl. Gnaden sich vorbehalten, dass Herr Wieland das Prädikat eines Kurfürstl. Mainzischen Regierungsraths als ein Zeichen von Höchstdero Achtung und Gnade und denen mit unsrer hohen Schule fortdaurenden Verhältnissen fernerhin führen möchte.

Jetzt spricht Wieland auch mit seinen Freunden, denen er lange Zeit gar nichts und dann nur Kärgliches über die 'Weimarische Affaire' verrathen hatte, ausführlicher, in einem hochtrabenden, salbungsvollen Tone, als ob er der Barde seines Epos Hermann wäre, der den Befreier Deutschlands zu erziehen hat. Die edlen Bedingungen der Herzogin würden ihn dem ruhigen Schoose der Erfurtischen Musen nicht entzogen haben, wenn er geglaubt hätte, ohne Verletzung der wesentlichsten Pflichten gegen Gott und Vaterland einer so schönen Gelegenheit, allem Ansehen nach der deutschen Welt einen vortrefflichen Fürsten bilden zu helfen, ausweichen zu können.[39]) Er hätte in Erfurt sehr ruhige Tage dahin leben können. Aber da wider sein ehemaliges Vermuthen und ohne dass er den kleinsten Schritt gethan hätte, die Sache zu befördern, der Antrag kam, so konnt' er unmöglich anders als denken, dies sei eine Gelegenheit mehr Gutes zu bewirken, als er in seinem ganzen Leben zu thun im Stande gewesen. Er glaube um so weniger sich hierin zu betrügen, weil die Herzogin sowohl als der Erbprinz sehr gut für ihn dächten und der letztere insonderheit so viel Neigung zu ihm zeige, dass er das Beste hoffen dürfe. Er habe nur die Ambition, im Stillen das Gute zu befördern und keinen andern Eigennutz, als auf die rechtmässigste Art für die unentbehrlichen Bedürf-

---

[39]) An Ring 3. August 1772.

nisse seiner Familie zu sorgen. Lediglich wegen der geringen Verbesserung des Einkommens hätte er den Entschluss nicht gefasst, bei dem er in mehr als einer Beziehung — so viel risquire!

Eine spätere Stelle in diesem Briefe an Sophie La Roche (vom 7. August 1772) deutet an, was er damit meint: er werde sich an dem schlüpfrigen Platze nicht länger halten können als Danischmende in der Würde eines Itimadulet, d. h. etliche Monate.[40]) Er hat 'Feinde und Missgönner'. Und wirklich ist die Hofcabale auch jetzt noch gegen ihn thätig. Wenn sich Görtz, wie aus einem Briefe Wielands an ihn vom 12. August 1772 zu ersehen ist, das Schreiben der Herzogin an den Kurfürsten, dessen und Grosschlags Antwort ausbittet und Wieland beifügt, es werde genügen, die Quidams von dem Grosschlagschen Privatbriefe nur die zweite Seite lesen zu lassen; wenn er dann fortfährt: Il sera très-bien fait de faire sentir au Butor qu'il raisonne comme une cruche et qu'il se connoit très-mal en gens, und ausserdem erklärt: Pourvu qu'on aye de bonnes façons avec moi et qu'on ne permette pas aux Boutors de me chicaner, je tiendrai bon. Mais point d'avanies! — so beweist das alles, dass die Wege noch nicht völlig geebnet waren zu Wielands Einzug; durch die gnädigen Briefe der Potentaten sollte den Gegnern der Mund geschlossen werden. Und die Schlussphrase des Wielandschen Briefes bedeutet in diesem Zusammenhange mehr als eine Phrase: Je Vous aime de tout mon Coeur et ce n'est que la persuasion de Votre amitié pour moi qui me fait envisager ma nouvelle situation avec plaisir.

Je tiendrai bon, versichert Wieland; und zuvor, wodurch das Wort Gewicht bekommt: 'Von Wien aus schreibt man mir, 'dass man ernstlich entschlossen sey mich zu haben, und dass in kurzem Propositionen erfolgen würden'. Die Nachricht kommt aus der Quelle. Man weiss aber zu Wien noch nichts von meinem Engagement mit Weimar.' Nimmt man dazu, dass Wieland Tags zuvor

---

[40]) Danischmende, zum ersten Minister ernannt, verliert dies Amt um der Bonzen willen nach 'etlichen Monaten' wieder: Gold. Spiegel 4, 165.

Riedel, seine Berufung nach Weimar meldend, versichert: Quoiqu'il en soit je serai toujours aux ordres de Joseph II. mon Souverain né, dés qu'il lui viendra en tête de m'avoir: nimmt man dazu, dass er am 25. August an den Staatsrath Gebler, der längst von ihm unterrichtet war, dass der Goldene Spiegel für Joseph aufgestellt sei, schreibt: 'Glücklich wer dazu ersehen ist, in dem glorreichen Werke ganze Nationen zu bilden, zu erleuchten und glücklich zu machen, Josephs Gehülfe zu seyn!'; nimmt man endlich dazu, dass er am 26. August an den Staatskanzler Kauniz selbst eine grosse Vertheidigungsepistel gegen verleumderische Berichte eines ehemaligen Erfurter Collegen ablässt, so fühlt man die Stärke der Wielandschen Warnung: Mais point d'avanies! Wer weiss, ob er nicht wieder vermeint hätte, das Bessere zu thun, indem er die Thätigkeit vom kleinen Weimar aus mit der in der Kaiserstadt vertauschte! Aber er wurde nicht in Versuchung geführt. Schon zu Ende 1771 hatte Maria Theresia kurz und bündig erklärt, Wieland sei von denen auszuschliessen, die man für das Schul- und Studienoberdirectorium in Betracht ziehe. Allerdings war Riedel von der gleichen Resolution betroffen und dann doch noch angestellt worden. Offenbar machte sich Wieland darum Hoffnung; auch hatte die österreichische Censur seine neuesten Werke freigegeben. Aber für Wieland hatte es sein Bewenden bei jenem Erlass, obwohl von Mainz gute Auskunft über seinen Leumund erholt worden war.[41])

Übrigens hat Wieland seinen Ärger über die Butors bald ausgebraust. Seine nächsten Briefe an Görtz sind ohne Erregung geschrieben. Hat er das letzte Billet à bâton rompu verfasst, so kann er in den nächsten Wochen wieder gemüthlich plaudern, über allerlei Dinge, die mit der nahen Übersiedlung keinen oder nur entfernten Zusammenhang haben. Dennoch mögen auch diese Auslassungen hier Raum finden, an sich nicht ohne Interesse und hier ein Zeichen

---

[41]) Helfert, Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia S. 234—236. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 235.

der Stockung der Weimarischen Angelegenheit und der allgemeinen Beruhigung. Er schreibt also an Görtz:

Mon chérissime Ami, Je vous plains de tout mon Coeur et je partage bien sincèrement tous les maux qui Vous affligent; j'espère cependant que tout sera passé à l'heure qu'il est, et sur cette supposition je Vous entretiendrai de plusieurs choses qui ne peuvent intéresser qu'autant qu'on se porte bien.

Voici les Sistèmes de Voltaire[42]) de retour avec mes remercimens. Le pauvre homme! comme il radotte! Les méchans vers qu'il fait! Les pauvretés, les plattitudes qu'il dit! En vérité c'est une pitié à voir. Mais que dirons-nous de ceux, qui aveuglés par une habitude mécanique de trouver tout ce qui porte l'empreinte de Voltaire admirable et sans pareil, ne voyent pas qu'il faut être ignorant à un point qui n'est plus permis et avoir renoncé absolument à tout ce qu'on appelle goût et raison, pour trouver cette mauvaise plaisanterie du Radoteur de Ferney bonne! Hélas! Elle n'est pas même supportable. Elle mérite cependant d'être copiée et pronée, damit Poeten und Philosophen das abscheuliche Exempel sehen und sichs zur Warnung dienen lassen. Je ne sai pas s'il ne vaudroit pas mieux d'être changée en bête à la manière de Nabucodonsor qui se contenta de brouter avec les Quadrupèdes, que de l'être à la Guise de Mr. de Voltaire qui au lieu de brouter l'herbe fait des vers et des critiques dignes de la monture de Silène. —

Basedow macht sich beynahe gar zu wichtig. Indessen muss man gestehen, dass er ein Mann von seltnen Verdiensten ist. Aber sie würden noch mehr hervorglänzen, wenn er nicht einen so gar hellen Schein um sich her mahlen liesse. —[43])

Mon bon Ami, Seiler, L'Entreprenneur de Votre Comédie, et le véritable Directeur de Votre trouppe, dont Mr. Eckhof n'est que le Locum-tenens[44]), est de retour de Vienne, où par la banqueroute du Comte de Kohary[45]) tout le Théatre tragique, comique et

---

[42]) Die kurze Satire Les Systèmes handelt vom Wesen Gottes.

[43]) Dies bezieht sich wohl auf Basedows 'Vorstellung am Schlusse des Agathokrators', worin er sich an die Majestäten und Fürsten u. s. w. wendet, welche vertrauen, dass die so sehr nöthige Verbesserung des Schulwesens, vermöge seines Eifers, seiner bekannten Arbeitsamkeit und seiner Erfahrung in diesen Sachen, an ihm einen brauchbaren Fürsprecher, Rathgeber und Mitwirker haben könne. — Die Weimaraner interessirten sich für Basedow.

[44]) Jhn. Jost Ant. vom Hagen, Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters, Halle 1773 St. 1 S. 2: Nachdem Seyler die Direction aus höchst bewegenden Ursachen abgenommen, sei sie Ekhof übertragen worden.

[45]) Vgl. Chronologie des deutschen Theaters S. 325.

lyrique menace une ruine universelle. Ce Seiler est un homme de mérite, persécuté de la fortune sans qu'il y ait de sa faute, et digne d'un meilleur sort. Je Vous prie instamment, mon Chérissime Comte, de lui accorder einsweilen mir zu lieb Votre protection aussi loin qu'elle s'étend, et de donner, quand l'occasion se présente, de bonnes impressions de lui au Prince Héréditaire. Il y a dans la troupe un mistère d'iniquité contre lui et la pauvre Hensel, qui sans contredit est la première actrice allemande. Seiler est cependant le Directeure légitime de la troupe; c'est à lui qu'elle doit son Existence; il n'a pas d'autre ressource que cette direction; ce seroit injustice criante que de l'en priver; et au surplus, il a tout ce qui faut pour être un bon Directeur et si après que le contrat présent sera à son terme, Son Altesse Sérénissime voudroit bien avoir pour agréable de conclure un nouveau contrat avec lui, j'ose promettre que la trouppe deviendra par ses soins la meilleure en tout Sens qu'il y a en Germanie. Je Vous informerai en tems et lieu amplement de toutes ces histoires; en attendant j'ai crû nécessaire de Vous prévenir en faveur de Seiler, auquel je m'intéresse, et qui, je le répète, est un homme dont avec le tems on pourroit tirer encor parti pour d'autres choses. Car il a été Négociant, il entend le métier, il calcule comme un démon, et il est honnêt homme.

Je Vous félicite de l'acquisition de cette chanteuse qui a la voix si belle et chante mieux que la Signora W. j'en suis charmé par avance. Voilà ce qu'il nous a falu. Le spectacle est une espèce de besoin pour notre cour de Weimar; on ne peut pas s'en passer, et on ne devroit pas en avoir seulement l'idée. C'est même pour les Princes une partie de l'éducation [46]); c'est là où ils apprennent et s'accoutument à s'attendrir sur les maux des Humains, où ils entendent la voix de la Nature, où ils apprennent à connoître ce que c'est que le malheur et la misère, ce que c'est que le funeste effet des passions déreglées, et mille autres lessons de cette nature, qui pour ne pas être données magisterialement et en forme d'école, n'en font que plus d'effet. Enfin je suis pour le Théatre, mais pour un Théatre reglé, honnête, avoué par le Goût et par la Sagesse, et occupé par des Acteurs vraiment habiles dans leur art. Que Mad. La Duchesse renouvelle le Contract avec Seiler, qu'on lui laisse sa direction sous les Ordres de la Cour, et je donne ma parole pour lui que

[46]) Auf die Prinzen suchte Wieland in der That durch das Repertoire zu wirken. So hat er z. B. Geblers langweiligen Minister aufführen lassen: ein fabelhaft tugendreicher Minister wird durch den bösen Intriganten gestürzt, der Intrigant entlarvt, der Idealminister wieder erhoben, die Familien durch eine Ehe verbunden! Das Stück machte übrigens auf den Erbprinzen grossen Eindruck: Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland 1, 303 f. 2, 11.

nous aurons un Théatre digne de la Capitale de la Nation, s'il y en avoit une.

Au reste, cher Ami, je Vous supplie d'aviser Mr. Eckhof, que pour cette fois je suis absolument hors d'état de composer quelque chose pour la fête de Me. La Duchesse. Réellement je ne puis pas. Vous avés des allezeit fertige Poeten à Weimar[47]; qu'on s'addresse à eux; qu'on leur dise de me montrer ce qu'ils auront fait; c'est tout ce qu'on peut exiger de moi à l'heure qu'il est, où j'ai la tête tracassée par mille choses relatives à mon changement d'état et de lieu, et où les distractions se multiplient tous les jours sans que les occupations diminuent.

Am nächsten Tage fügt Wieland bei, er fürchte in der gemietheten Wohnung bei Madame Ziegesar nicht für lange Zeit gut untergebracht zu sein. Schon als er am 12. August den Contract auf drei Jahre unterzeichnete, erschien sie ihm zu klein. Jetzt denkt er daran, das ganze Haus zu kaufen, für 2500 Thlr. oder ein paar hundert mehr. (Görtz hat ihm das ausgeredet.) Dann fährt er fort:

On ne se presse pas, à ce que je vois, d'expédier mon Décret. Vous aurés la bonté d'y avoir l'oeil et de faire en sorte que ce décret soit daté du jour de ma demission d'ici; denn es ist mir nicht gelegen, etliche Tage oder Wochen die Person eines Dienst- und Herrenlosen Menschen vorzustellen.

Voici, cher Ami, le Programme des Grâces de Noverre[48]. Vous aurés la bonté de le présenter de ma part à Mad. La Duchesse.

Zum Schlusse heisst es:

Tâchez, cher Ami, de me procurer par Votre libraire de Strasbourg la Lettre sur l'homme et ses rapports. Paris 1772. 8. On croit que c'est Mr. Hemsterhuys, auteur de la lettre sur la Sculpture et sur les désirs[49]) qui en est auteur; et ce Mr. Hemsterhuys est un des Métaphysiciens les plus clairvoyans qui ont jamais été.

On commence à traduire mes ouvrages en Italien.[50]

---

[47]) Musäus, Einsiedel, Seckendorf. Sie brauchten sich nicht zu bemühen. Wieland endigte die Aurora; sie wurde am 24. Oktober mit Schweizers Musik aufgeführt.

[48]) Ein Ballet des Jean George Noverre.

[49]) 1769 und 1770 erschienen. Hemsterhuys ist der Verfasser der Lettre sur l'homme.

[50]) Julius Perini übersetzte damals eine der ältesten Erzählungen Wielands, Selim und Selima ins Italienische.

Me voilà donc bientôt arrivé à la période fatale de ma célébrité; j'approche de mon méridien, et après l'avoir passé il n'y a qu'à descendre.

Adieu, mon cher Comte; aimez moi comme je Vous aime et ne doutez jamais de mon tendre et inviolable attachement.

à Erf. ce 20. Août 1772.

Der nächste Brief beschäftigt sich wieder mit Seyler. Er ist undatirt und ohne Schluss, muss aber zwischen dem 20. August und 13. September 1772 geschrieben sein. Ich hebe daraus das Wichtigere aus:

Le tems, où nous pourrons nous entretenir tout à notre aise sur toute sorte d'objets de spéculation, approche de si près, mon cher Dschengis[51]), que Vous trouverez bon, que je ne Vous parle pas d'avantage de Voltaire, sur lequel je pense à peu près comme Vous, et dont je trouverai peut-être occasion de dire mon sentiment au Public.

Je Vous remercie bien affectueusement de la complaisance, avec laquelle Vous avez la bonté de favoriser mes sentimens pour Seiler. Cet honnêt-homme est parti aujourd'hui pour Hannovre pour s'arranger et pour revenir au plutôt que possible négocier un nouveau Contrat avec Me. La Duchesse.

Vous me permettrez, cher Comte, de ne pas être entièrement de Votre avis sur l'idée que l'unique moyen d'avoir un jour une bonne troupe est d'ériger une trouppe dépendante seulement de la Cour et de se passer par conséquent d'un Directeur tel que p. e. Seiler ou quelque autre entreprenneur de cette sorte. Je n'ai pas le loisir de Vous dire toutes mes raisons; en voilà cependant deux, qui me paroissent mériter un peu d'attention. 1. Comme la mauvaise fortune de Seiler ne lui a laissé (au moins jusqu' à ce que quelque coup inattendu de bonne fortune le place autrement) que cette seule ressource, il ne seroit à ce qui me paroit ni généreux ni même juste, de l'en priver en induisant ses Acteurs et Actrices en tentation de le planter-là et de s'engager séparément et sans lui avec la Cour. 2do Dans le cas même que Vous supposés on aura toujours besoin de quelqu'un qui dirige, et je ne connois personne plus propre à ce métier que Seiler. Qu'on conclue seulement un nouveau Contrat avec lui, et qu'on le laisse faire, et je Vous garantis une troupe excellente. La Hensel reviendra, sans qu'il en coûte davantage à M. La Duchesse; au surplus nous aurons encor quelque autres sujets enquis, que Seiler connoit et qu'il peut avoir du moment, qu'il pourra leur assurer une subsistence assurée. C'est uniquement de ce point que dépend la possibilité d'avoir une troupe excellente. Il y a cepen-

[51]) So heisst der Erzieher des Tifan im Goldnen Spiegel.

dant un autre, qu'il ne faut pas négliger pour la conserver telle. Des Acteurs, qui ne dépendent que de la Cour, et qui peuvent se regarder comme des Serviteurs engagés et appointis, se relâcheront insensiblement, surtout ceux qui auront sçu se faire des protecteurs ou des protectrices, et qui s'en prévaudront assurément contre ceux qui trouveront à redire soit à leur jeu, soit à leur conduite. Il y aura des cabales, des tracasseries, et qui pis est, la Cour y sera melée, on prendra parti, celui-ci sera déclaré pour l'un, celui-là pour l'autre et tout ceci ne tournera nullement à l'avantage du Théatre. Le moyen le plus court d'éviter ces inconvéniens c'est un Contrat qui rend les Acteurs absolument dépendans de l'Entreprenneur, et celui-ci uniquement dépendant du Maître, ou de celui à qui le Maître trouve à propos de confier la surintendance du Théatre. Sed plura de his coram.

Vous me donnerés encor 15. jours pour voir si je pourrois venir à bout d'un Prologue pour la fête de M. La Duchesse. Je ne manque pas de bonne volonté. Mais, Vous en croirés ce qu'il Vous plaira, cependant rien est plus certain que l'impuissance poétique dans la laquelle je suis tombé depuis quelque tems.

Der Prolog, das schon erwähnte Singspiel Aurora, ward noch rechtzeitig zur Aufführung fertig. Ja inmitten aller Abreisegeschäftigkeit und angesichts des neuen Amtes, das Wieland doch nicht für eine Sinecure halten konnte, fasst er, auf Fritz Jacobis Anregung, den Entschluss, einen deutschen Mercur zu gründen, und verkündet ihn noch von Erfurt aus den Freunden. Auch Görtz wird darüber brieflich unterrichtet und zugleich abermals für Seyler angegangen mit dem bekannten Erfolg.

à Erfort ce 13. September 1772.

Mon cherissime Comte

Me voilà à Erfort pour la dernière fois, souhaitant de très-grand Coeur de pouvoir donner à chaque jour la durée de deux, pour suffire à tout ce que j'ai encor à arranger.

Le projet de Mercure Allemand, de [dont] je Vous ai parlé en gros, fait partie des objets qui m'occupent. Je suis résolu d'établir cette manufacture à Weimar; c'est à dire que ce journal y sera imprimé aux dépens de moi-même et de mes associés. Werthes sera mon Correcteur et Seiler mon Commis. Je ne prétends pas donner au commencement que 4. volumes par an, chaque Volume de 18 feuilles. On s'abonnera pour tous les 4. volumes, en payant après avoir reçu les deux premiers Volumes 1 rthl. 4 gr. et autant après avoir reçu les deux autres. Ainsi le prix d'abonnement pour toute l'année sera de 2 rthl. 8 gr., prix aussi modique

que possible. Les abonneurs ne payeront pas d'avance, mais seulement après avoir reçu 2. volumes, i. e. von halb Jahr zu halb Jahr, ce qui fait encor un avantage pour eux. Enfin les Collecteurs, qui en chaque endroit un peu considérable de l'Allemagne se chargeront de l'abonnement, auront 20 pour Cent de profit; et j'inviterai tous mes Amis de se joindre aux Libraires pour notifier cet arrangement au public.

Je ne doute presque pas que la chose ne réuississe pas assez pour procurer aux Entreprenneurs un petit revenu, qui avec le tems pourroit devenir assez considérable.

Seiler est revenu d'Hannovre reprendre bientôt la direction de sa trouppe. C'est un Homme qui a de la tête et du Coeur, qui entend le théatre, et qui, aidé au surplus de mes conseils, et ayant d'ailleurs de liaisons fort étendues, sera à même de donner au Théatre de Weimar un dégré de perfection qui nous fera honneur. Dans l'état actuel la troupe est détestable; composée de sujets bons, médiocres et mauvais, sans harmonie, sans concert, mal dirigée, Ekhof malgré son grand talent pour le métier d'acteur, étant un homme sans goût, et par conséquent peu propre par cette seule raison à la direction d'un Théatre, etc.[52]) Il ne s'agit à présent que de sçavoir I^mo Si Son Altesse Sérénissime se trouve disposée à faire avec Seiler un Contrat pour l'avenir; et II^do Si Elle consentira, que la troupe puisse partir au Commencement du Décembre prochain pour Hannovre, où Seiler est obligé de la ramener, ou de s'exposer à une perte de 3 m. écus et plusieurs autres inconvéniens très-facheux. S'il pourra obtenir pour cela le consentement de Mad. La Duchesse il s'engagera de revenir aux pâques 1773. et alors il sera prêt de contracter avec notre Cour pour autant d'années que l'on voudra, et de se dégager entièrement de celle d'Hannovre; ce qui ne pourroit pas s'exécuter pour cet hiver sans des difficultés presque insurmontables.

Für itzt, Mein liebster Graf, frägt sich, ob Seiler besser thue, sich nicht eher in Weimar zu presentiren, bis ich selbst wieder zurückkomme, welches vor Ende dieser Woche nicht geschehen wird, oder ob er vor mir abgehen, und die Lage der Sachen vorerst recognosciren soll. Ich bitte mir hierüber baldmöglichst Ihren Rath aus, und empfehle immittelst Seilern als einen Mann für den ich mich aufs lebhafteste interessire und zu interessiren Ursache habe, Ihnen, Bester Freund, zu Gnaden und Grossgunsten. Ich lege hier einen Brief bey, den mir sein Schwager, Hr. Andreae zu Hannover ein sehr würdiger Mann, seinetwegen geschrieben hat. Aus dem P. S. dieses Briefes werden Sie sehen, dass ich pr. 95 rthl. an Eckhofen oder die TheaterCasse angewiesen bin.

---

[52]) Das gleiche Urtheil über Ekhofs Untauglichkeit zur Direction wird im Hagenschen Magazin gefällt.

Ich weiss nicht wie gut oder schlecht diese Casse steht; doch hoffe ich die Bezahlung werde keine Schwierigkeiten haben.

Haben Sie doch die Gnade von Zeit zu Zeit in mein Quartier zu schicken, und die Leute antreiben zu lassen, dass alles baldmöglichst in gehörigen Stand gesetzt werde.

Empfehlen Sie mich allenthalben wo es vonnöthen ist.

Je finis, mon Excellent Ami, en Vous jurant de nouveau une amitié inviolable. Comptez absolument sur mon Coeur et soyez bien persuadé que sans Vous, sans votre amitié, sans la liaison intime qui regnera entre nous, il n'y auroit point de bonheur pour moy à Weimar. —

Inzwischen hatte Wieland sein Decret erhalten aus Weimar zur Wilhelmsburg 28. August 1772. 'Nachdem Wir .... den zeitherigen Chur-Fürstlich Mayntzischen Regierungs-Rath Christoph Martin Wieland, in Betracht dessen Gelehrsamkeit, guten Einsichten und Begabnisse, auch in der Hofnung, dass er dem in ihm setzenden Vertrauen möglichst Genüge zu thun sich beeyfern werde, unter dem ihm beygelegten Charactere eines Ober-Vormundschaftlichen Hofraths, in der Absicht in Unsere Dienste zu nehmen resolviret, dass er, bey der Instruction Unserer beyden Prinzen Liebden mit gebrauchet werden und dafür einen Gehalt von Eintausend Thaler, welcher seinen Anfang mit bevorstehendem Michaelis nimmt, zu geniessen haben solle; Alss ist Eingangs gedachtem Hofrath Wieland, zu seiner desfalsigen Legitimation gegenwärtiges Decret.... ausgefertiget und zugestellet worden.' Am gleichen Tage ergeht die Weisung an Fritsch, Wielands Gehalt aus des Erbprinzen Chatoulle zu zahlen. Am 1. September wird die Weimarische Kammer zur Zahlung von 250 Thaler 'Anzugskosten' (Umzugskosten) angewiesen. Am 4. September urkundet Anna Amalia, Wieland habe, um ihn 'zu Beweisung desto mehrern Fleisses und Eyfers bey der von Uns ihm übertragenden Incumbenz zu ermuntern', eine Gnadenpension von 600 Rthl. jährlich auf Lebenszeit zugesagt erhalten und könne 'solche überall, wohin er sich sodann zu begeben für gut finden möchte', geniessen.[53]) So war nun alles geord-

[53]) Sonnabend den 12. September 1772 verkünden die Weimarischen Wöchentlichen Anzeigen: 'Ferner ist der zeithero mit dem Character als Regierungs-Rath, bey der Churfürstl. Maynzischen Academie

net, wie es Wieland wünschte, mit Ausnahme der Pension für Frau und Kinder: darüber hatte er nichts weiter als Versprechungen erhalten können.[54])

Am 29. September 1772 siedelt Wieland nach Weimar über.[55]) Illustris D. Christoph Martinus Wieland, Elect. Regim. Conciliar., Philos. Prof. primar., ad instruendum Serenissimum Ducem Saxo-Vimariensem modo regentem amplissimis honoribus et stipendio largissimo dotatus Vimariam concessit, verkündete der Erfurter Universitätsrector. Das Gefühl der Wichtigkeit der neuen Pflichten, welche die Vorsehung ihm aufgelegt hat, beseelte Wieland: 'Ich werde mein Möglichstes thun, schreibt er, der Erfolg — *θεων εν γονασι κειται*'.[56])

Die näheren Freunde begrüssen die Veränderung in Wielands Leben mit Freuden. Selbst seine treue Freundin Sophie hält sie für besser als alles andere, was in Aussicht stand; und dies, obwohl sie das ihr wirklich schwere Opfer dabei bringt, den immer noch Geliebten nicht in ihre Nähe zu bekommen, wie sie jauchzend gehofft hatte. Riedel meint, Weimar und dem Prinzen sei mehr zu gratuliren als Wieland.[57]) Aus diesem Munde klingts wie Schmeichelei.

---

zu Erfurth gestandene Professor, Herr Christoph Martin Wieland, als Instructor beyder Durchlauchtigsten Prinzen in hiesige Fürstl. Dienste angenommen, und ihm zugleich der Hofraths-Character in Gnaden beygelegt worden'. Eine andere als diese amtliche Anzeige erschien in Weimar nicht. Wieland hatte am 12. August 1772 Görtz erklärt, er bleibe 'aus guten Gründen noch immer der Meynung dass der Aufsatz in den Zeitungen so simpel als möglich seyn und keine Elogen enthalten müsse'. Ohne Zweifel geht das auf die Veröffentlichung seiner Berufung. Aber was hatte er für gute Gründe?

[54]) An Sophie La Roche 7. August 1772.

[55]) Am 17. September schreibt er an Riedel, in drei Tagen kehre er der wundervollen Hauptstadt Thüringens auf ewig, so Gott will, den Rücken. Am 22. September schreibt er an Reich aus Weimar.

[56]) An Bahrdt 26. August 1772.

[57]) Riedel schreibt in demselben Briefe vom 23. August 1772, er habe 'Wielands Ruf sammt dem ehrenvollen Betragen des Kurfürsten' im Wienerischen Diario ausgeblasen — 'und alles Volk sagt Amen'. Seine Mittheilung ist Erfurt den 18. August datirt und steht im Diario vom 26. August 1772 Nr. 26: 'Der berühmte Herr Wieland ist mit dem Character eines herzoglich sächsischen Hofrathes, und einem ansehn-

Aber wenn ein nüchterner Mann, der den Pädagogen Wieland einst scharf verurtheilt hatte, der Wieland nicht nahe stand und seinem Wesen fremd war, wenn Lessing nicht anders spricht, sondern auch er Wieland zuruft: 'o, dass Sie ebenso gut bei dieser Veränderung fahren mögen als der Prinz!' so darf man schliessen, dass die Zeitgenossen Wieland zu dem neuen Amte voll befähigt hielten.

Über seine ersten Eindrücke in Weimar sind wir leider gar nicht unterrichtet. Er wird ein saumseliger Correspondent. Er fühlt sich wie in einen Ocean geworfen.[58]) Freilich hatte er zu viel auf sich genommen. Die gründliche Neubearbeitung des Agathon sollte vollendet werden; der Mercur sollte eingerichtet werden; schon Mitte November wurde die Dichtung der Alceste in Angriff genommen. Es scheint wirklich, als ob ihn sein Beruf nicht übermässig beanspruchte.

Als er sein Amt antrat, gab es noch einen kleinen Zusammenstoss. Er sollte im geheimen Conseil einen Verpflichtungseid auf die symbolischen Bücher ablegen. 'Er erklärte, dass, wenn man darauf bestände, er sofort einpacken und fortgehen würde. Dies hinterbrachte Görtz der Regentin und es ist nie wieder davon die Rede gewesen'. Offenbar war seine Stellung bei Hofe die günstigste; 'gewöhnlich' brachte er den ganzen Tag dort zu, berichtet er in der ersten Zeit. Als Graf Görtz verreiste, musste er zehn Tage und Nächte bei seinem Prinzen sein. 'Ich habe, fügt er bei[59]), das Vergnügen gehabt, in der Hoffnung bestätigt zu werden, welche ich mir von unserm jungen Fürsten mache.' —

An demselben Tage, an welchem die Herzogin Wielands Decret unterzeichnet hatte, trug sie dem Grafen Görtz auf, es solle ein Unterrichtsplan mit dem neuen Instructor

---

lichen Gehalte nach Weimar berufen worden, um den Erbprinzen in der Philosophie und den schönen Wissenschaften zu unterrichten. Die Herzoginn selbst bat den Kurfürsten von Mainz, ihr den Herrn Wieland zu überlassen und Se. kurfürstl. Gnaden antworteten unterm 3. August:' nun folgt das Schreiben.

[58]) An J. G. Jacobi 23. November 1772.

[59]) An F. Jacobi 4. Dezember 1772.

festgesetzt und vorgelegt werden. Am 4. Oktober reichte Görtz ein unterthänigstes von Wieland gezeichnetes Promemoria ein und begutachtet dasselbe mit dem Zusatze: durch die ruhmvolle Wahl Wielands sei er in Bezug auf die Verstandesbildung der Prinzen völlig beruhigt und werde ihm die Bearbeitung des Herzens aufs äusserste erleichtert. Wielands Geschicklichkeit und seinem wahrhaften Eifer sei zuzutrauen, dass er sich alle mögliche Mühe geben und den möglichst nützlichen Weg einschlagen werde. Das Promemoria lautet, ohne die Einleitung, also:

Die Philosophie in der engern Bedeutung dieses Wortes (und von dieser ist hier ohne Zweifel allein die Rede) ist die Wissenschaft, welche uns den Menschen nach seiner Natur und Bestimmung, und den daher abfliessenden Verhältnissen, Rechten und Pflichten, in so ferne als es mit Hülfe des natürlichen Lichtes geschehen kann, kennen lehrt. Die gewöhnlichen Eintheilungen der Schul-Philosophie, besonders die in Theoretische und Practische sind der Natur der Sache wenig angemessen; denn aller Philosophische Unterricht ist Theoretisch, und alle Theorie muss practisch seyn, d. i. ihre Anwendung im Leben und bey eines jeden besonderer Bestimmung finden. Ich halte also für schicklich in Absicht der Ordnung wie die Durchl. Prinzen von einer philosophischen Disciplin zur andern fortgeführet werden sollen, keine andere Regel festzusetzen, als den natürlichen Fortschritt, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichtern zum Schwerern, von den allgemeinen Grund-Begriffen und Grund-Sätzen, zu den besondern Lehr-Sätzen und Aufgaben, welche aus jenen erklärt und aufgelöst werden müssen.

Die Logic, wie sie auf Schulen gelehrt wird, ist keine Sache für junge Fürsten. Das unentbehrlichste und nützlichste davon macht einen Theil der Psychologie oder Theorie der menschlichen Seele aus, welche die eigentliche Grundwissenschaft ist, auf welche sich alle andere stützen, und mit welcher daher auch der Anfang des Philosophischen Unterrichts zu machen ist. Dieser werden mit gutem Fug die Cosmologie und die Natürliche, oder Philosophische Theologie als die zween stärksten Grundpfeiler der natürlichen Rechts-Wissenschaft und der Tugendlehre beygefügt. Alle drey, Theorie der menschlichen Natur, Cosmologie, und natürliche Theologie, machen zusammen genommen das aus, was man Metaphysic in engern Verstande zu nennen pflegt. Ich habe die sogenannte Ontologie weg gelassen, weil ich für nöthig finde Sie mit allzustarken Speculationen und subtilen Grübeleyen schlechterdings zu verschonen. Was von der Ontosophie ohnentbehrlich ist, komt in den vorbenannten Haupt-

theilen der Metaphysic unter schicklichen Rubriken vor, und verliert durch die unmittelbare Verbindung mit interessanten Wahrheiten das Trockene und Widrige, was es bey dem Schulmässigen Vortrag zu haben pflegt.

Von dieser Metaphysic gedenke ich zu den Elementen der Natürlichen Rechts-Wissenschaft, d. i., des Natur- und Völker-Rechts, des allgemeinen Staats-Rechts, der Policey-Wissenschaft, und der Staats-Öconomie fortzugehen. Ich sage zu den Elementen, weil von nöthen seyn wird nach Vollendung des ganzen ersten Cours de Philosophie, wozu ich ungefehr Ein und ein halb Jahr gebrauchen werde, alle diese Theile der allgemeinen Jurisprudenz und der Politic ausführlicher, und im Detail zu studiren, da dies die eigentliche **Philosophie des Fürsten ist**, und die rühmliche Wissens-Begierde des Durchlauchtigsten Herrn Erbprinzens, sich sonderheitlich über diejenige Kenntnisse erstreckt, welche den Verstand eines künftigen Regenten aufklären, und ihm sowohl den ganzen Umfang seiner grossen Pflichten, als die beste Art und Weise sie auszuüben, bekannt machen.

Ich gedenke für den ersten Cours des berühmten Engländischen Philosophen Fergusons Grundsätze der Moral-Philosophie zum Leitfaden zu gebrauchen; das beste Compendium zu meinem Zweck das ich kenne, wiewohl es dennoch meinen Plan nicht ganz umfasst, und also hie und da Ergänzungen von nöthen haben wird. Für die ausführlichere pragmatische Verhandlung des Natur- und Staats-Rechts, der Policey-Wissenschaft und Staats-Öconomie aber werde ich mir die Mühe nicht dauren lassen, mit Zuziehung der besten Aus- und Inländischen Schriften in diesem Fache, ein zum Gebrauch der Durchlauchtigsten Prinzen eigends zu verfassendes Elementarbuch zum Grunde zu legen.

Diesem systematischen Unterricht in denjenigen Theilen der Philosophie, welche den Menschen, den Bürger, den Fürsten, und den Regenten bilden, finde ich wo nicht unumgänglich nöthig, doch gewiss in mancher Betrachtung nützlich, einen mehr ergötzlichen als anstrengenden Unterricht in der Philosophie der Historie und in der Theorie der schönen Künste, oder in der Philosophie des Geschmacks hinzuzufügen. Zum einen und andern wird die ganze Woche durch eine Nachmittags-Stunde wohl angewandt seyn. Ich verstehe unter Philosophie der Historie diejenigen aus den wichtigsten Veränderungen und Begebenheiten der menschlichen Gattung abgeleitete allgemeine Resultate, welche zu Begründung und Bestätigung der wichtigsten Lehr-Sätze der Moral-Philosophie angewandt werden können, oder ungefehr eben das, was Iselin die Geschichte der Menschheit nennt.

Über die Art und Weise meines Unterrichts und Vortrags, werde ich (wiewohl dies gerade die Haupt-Sache ist) mich hier um so weniger ausführlich erklären können, da Methode und Vortrag sich vornehmlich nach der besondern Fähigkeit und dem

Bedürfniss der Lernenden richten müssen. Ich kenne mehr als einen Weg zum Tempel der Weisheit. Auch hier ist ein Umweg oft im Grunde kürzer als der gerade Weg. Der Eifer wovon ich durchdrungen bin, mich unsern hoffnungsvollen Theuresten Prinzen nützlich und dadurch des in mich gesetzten Gnädigsten Vertrauens Ihro der Herzogin-Mutter und Regentin Herzog. Durchl. würdig zu machen, wird mich die besten Mittel, wodurch ich diesen Zweck unter Göttlichem Beystande werde erhalten können, nicht verfehlen lassen.

C. M. Wieland.

Ich werde versuchen, die Ausführung dieses Planes zu erläutern.

Wieland hält wie Iselin und andere in dieser Zeit der erwachenden Pädagogik die Erziehung für das allein selig Machende. Wie jener erwartet er von der Erziehung die Regeneration des Staates. Auf Erziehung kommt alles an: kein Gesetz macht die Menschen zu guten Richtern oder Priestern oder Bürgern oder Monarchen, wenn es an der Erziehung fehlt, behauptet er im Goldenen Spiegel. 'Die Erziehung allein ist die wahre Schöpferin der Sitten', nicht Gesetzgebung noch Religion oder Polizei, nicht Wissenschaft noch Kunst. 'Die Erziehung ist daher die erste, die wichtigste Angelegenheit des Staats.' 'Alles Übrige wird ein Spiel, wenn die öffentliche Erziehung die möglichste Stufe ihrer Vollkommenheit erreicht hat. Die Erziehung hat weniger dafür zu sorgen, gewisse Kenntnisse und Geschicklichkeiten beizubringen — obwohl auch dies nicht zu verabsäumen ist — als vielmehr jede besondere Klasse der Unterthanen zu den Tugenden ihres künftigen Standes, überhaupt aber alle zu jeder Tugend des gesellschaftlichen Lebens zu bilden.' Der Erziehungsplan muss praktisch sein, alles muss sich auf den künftigen Gebrauch beziehen: die Jugend soll nichts gelehrt werden, was sie ohne Schaden wieder vergessen kann. Diese Richtung aufs Praktische, welche mit der damals von den Pädagogen geforderten Beseitigung alles Formelkrames sich berührt, hat Wieland schon in den Schweizer Erziehungsplänen vertreten. 'Meine Methode wird nicht zulassen, die Speculationen von den Practischen Wahrheiten zu trennen' sagt er im ersten, und entschiedener im zweiten: die historischen und moralischen

Wissenschaften sollen so praktisch als möglich gelehrt werden. Der weimarische Plan verfolgt diese Auffassung noch weiter, indem er überhaupt jede Trennung in Theorie und Praxis für ungeeignet erklärt. Wieland hat als Erfurter Professor auch nur 'praktische Philosophie', also Ethik und Politik, vorgetragen; er schliesst auch jetzt Logik, die er doch ins Züricher Privat-Programm aufnahm, und Ontologie vom Unterricht aus, und dies obwohl ihm Lessing im 10. Litteraturbrief einen schweren Vorwurf aus der Übergehung der Ontologie im Lehrplan seiner Akademie gemacht hatte. Was er jetzt von Philosophie lehren will, entspricht im wesentlichen dem, was er, unter Berufung auf Xenophon, als Schulphilosophie der Alten sich dachte; er sagt im Akademieplan, die Alten hätten moralische und bürgerliche Philosophie gelehrt: was edel und niederträchtig, was recht und unrecht, was Weisheit oder Thorheit sei, was die Religion, die menschliche Gesellschaft, der Staat für Pflichten fordere. Der erste Grund solcher Anschauungen ist, dass Wieland Popularphilosoph war. Wissenschaftliche Philosophie hätte er die seine wohl auch geheissen, wir können sie nicht so nennen. Seine Zeitgenossen aufzuklären war Zweck seiner philosophischen Beschäftigungen, nicht die Fortbildung philosophischen Erkennens.

Wie die andern Popularphilosophen legte er hohen Werth auf schöngeistige Formulirung der Weisheit und ist in dieser Kunst vielleicht allen überlegen. Er hat früher und jetzt betont, dass der Lehrer den Unterricht leicht und angenehm machen müsse. Abstracte Untersuchungen und scharfe Demonstrationen verwirft er, die 'äsopische oder sokratische' Lehrweise empfiehlt er, wobei ihn freilich Lessing überführt, dass er Sokrates nicht recht verstehe. Er meint eine Lehre an Beispielen, wie er sie auch bevorzugte, als er die Gestaltung des Lehrinhalts seines Goldenen Spiegels erwog.

Der erste Gegenstand dieser Unterrichtung war für Wieland wie für die Erfahrungspsychologen seiner Zeit der Mensch. L'étude plus importante de l'homme, le point, où toutes nos recherches, toutes nos connoissances se doivent concentrer, c'est l'homme, hatte er vor dreizehn

Jahren seinen Schülern vorgetragen; er hielt noch daran fest, wie der erste Satz des Promemoria beweist. Es fusst diese Einschränkung der Philosophie auf der Werthschätzung des Menschen im Universum. 'Alle andere Werke der Natur scheinen nur spielende Versuche und Vorübungen, wodurch sie sich zur Bildung ihres Meisterstücks, des Menschen, vorbereitet. In ihm scheint sie alles, was sie diesseits des Himmels vermag, vereiniget, an ihm allein mit Wärme und verliebt in ihr eigenes Werk gearbeitet zu haben. Aber sie hat es in unserer Gewalt gelassen, es zu vollenden, oder zu verderben.' So lehrt Psammis im Goldenen Spiegel. Und wie nun der Mensch sich vollenden solle, ist Aufgabe des Unterrichts. Die Grundwissenschaft dazu ist die Psychologie.

Wieland vermittelt die Psychologie, welche die Erfahrung auf sensualistische Grundsätze gründet, mit jener, welche sie auf innerer Beobachtung aufbaut. Er 'leitet die meisten praktischen Urtheile und Handlungen der Menschen aus den mechanischen Wirkungen physischer Ursachen oder aus den geheimen Täuschungen der Einbildung und des Herzens ab'.[60]) Letzteres überwiegt aber bei ihm, das Physische scheint mir fast lediglich auf den Geschlechtstrieb eingeschränkt zu sein. Dass Wieland in der Erfahrungsseelenkunde Bescheid wusste, lehrt jede Seite aller seiner Schriften. Er hat an sich selbst den Kampf zwischen Schwärmerei und Wirklichkeit, über den er nicht immer im Leben und in der Phantasie niemals hinauskam, aufmerksam beobachtet; er hat aus Heuchelei und Wahrhaftig-

---

[60]) Ich stehe nicht an, diese Äusserung des Schriftstellers Kador (der Name stammt aus Voltaires Zadig) für Wieland in Anspruch zu nehmen. Schon die Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772 glaubten in dieser Figur des Goldenen Spiegels den Verfasser zu erkennen. Man beachte: seine Antipathie gegen alles Aufgedunsene und Gezierte in Empfindungen, Begriffen und Sitten; seine Sonderstellung in der Kunstsprache und den Maximen gegenüber dem grossen Haufen der moralischen Schriftsteller seiner Zeit. Seine Werke werden immer mit Vergnügen gelesen; Neider werfen ihm Schmeichelei gegen das Menschenherz vor; auch, er habe bösen Willen gegen die Tugend, während er doch in seinem scherzenden Ton sehr ernste Wahrheiten sagt und mit seiner launigen Freimüthigkeit Heuchelei entlarvt.

keit, bewusstem und unbewusstem Betrug an andern allzeit ein Studium gemacht. In ein System hat er aber sicherlich sein Wissen nicht gebracht, er war kein Systematiker. Die Art, auf welche er seine psychologischen Erfahrungen vortrug, war gewiss die, welche er 1759 für allen Unterricht empfahl: vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichten zum Schweren, vom Besondern zum Allgemeinen. Es deckt sich dies auch mit dem im Promemoria Gesagten mit Ausnahme des letzten Wortpaares; dies muss hier in umgekehrter Folge auftreten, weil Wieland nicht über den Lehrgang innerhalb eines Faches, sondern über den von einer Disciplin zur andern spricht.

Wie Iselin seiner Geschichte der Menschheit einen Abriss der Psychologie vorausschickt, vor dessen unvermeidlicher Trockenheit er selbst seine Leser warnt, so hängt Wieland an seine Psychologie die Philosophie der Geschichte an, den 'mehr ergötzlichen' Theil an den 'anstrengenden'. Philosophische Historie macht schon einen Theil des ersten Wielandschen Lehrprogrammes aus. Damals war sie ihm Geschichte der tapferen Männer, welche Gott von Zeit zu Zeit erweckt hat, die Menschen wieder auf die einfältige Wahrheit zu führen;[61]) unter diesem Gesichtspunkte hat er damals die Völkerveränderungen in Weltaltern, Welttheilen, Klimaten, Religionen, Regierungsformen betrachtet. Damals und jetzt gelten ihm die Geschichtsereignisse nur als Beispiele der Morallehre. Er hat überhaupt keine sehr hohe Vorstellung von Geschichtsforschung; besten Falls bleibt er bei Plutarch, dessen Lektüre er auch empfahl, stehen. Die Anmerkung des Goldenen Spiegels, in welcher er sich, gegen Danischmende, also sich selbst, polemisirend, verwahrt, die Geschichtskunde gering zu achten, kommt doch auch nicht weiter, als dass diese, 'mit philosophischem Blick aus erhabenen Standpunkten übersehen, die Quelle der solidesten und nützlichsten Kenntnisse für den Bürger, für den Staatsmann und selbst für den blossen Weltbeschauer ist. Ein gelassener und aufgeklärter Geist sieht durch das

---

[61]) So fasst Wieland 1809 auch — Napoleon auf! Raumers Hist. Taschenbuch 10, 453.

verworrene Gewebe der menschlichen Thorheiten hindurch und entdeckt in dem Zusammenhang und in der stufenweisen Entwicklung der grossen Weltbegebenheiten den festen Plan einer alles leitenden höhern Weisheit; er ergötzt, ermuntert, und bessert sich bey dem immerwährenden Kampf der Tugend mit dem Laster, der Vernunft mit den Leidenschaften, der Wahrheit mit dem Irrthum und Betrug, der Wissenschaften mit der Unwissenheit, des Geschmackes mit der Barbarey.' Die Geschichte ist ihm immer noch wie 1754 nichts anderes, als ein Bild der 'Ausschweifungen des menschlichen Verstandes' und er empfiehlt im Goldenen Spiegel die Kenntniss der 'Geschichte der menschlichen Thorheiten', damit man daran lerne zu 'unterscheiden, was die menschlichen Dinge scheinen, von dem was sie sind', 'ihr Verhältniss gegen das allgemeine Beste von ihrer Beziehung auf den besondern Eigennutz der Leidenschaft'. Der Geschichtslehrer muss die moralischen Tugenden mehr betonen als kriegerische Erfolge. Für Wieland ist also Geschichtsforschung nichts als eine Dienerin der Ethik. Auch aus ihr führt er den Beweis für die Existenz eines höchsten, leitenden, weisen Wesens. Dieses Wesen allein sorgt für die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes. Eine solche nimmt Wieland mit Iselin an, mit dem er ja auch in der Verwerfung Rousseaus einig ist. Ziel der historischen Entwicklung ist nach seiner Meinung, dass jeder Einzelne glücklich sei. Er theilt also den Eudaimonismus der Popularphilosophie; aber er hat doch vor den meisten Vertretern derselben voraus, dass er die Unterordnung des Glückes des Einzelnen unter das der Gesammtheit fordert.

Diese Andeutungen bezeichnen auch die Richtung, in der sich Wielands Kosmologie bewegte, die zweite Abtheilung seiner Metaphysik. Ich gestehe, dass ich mir von Wielands damaligen Ansichten keine greifbare Vorstellung zu gestalten vermag. Auf sein Lehrgedicht von der Natur der Dinge zurückzugreifen, ist bedenklich, und spätere genügende Zeugnisse fehlen. Einiges ist aus einleitenden Äusserungen über natürliche Theologie, den dritten philosophischen Theil seines Promemoria, zu gewinnen. Wieland ist Deist, nicht Pantheist. Es gibt einen unendlich vollkommenen Urheber

und Vorsteher der Natur, lehrt er im Goldenen Spiegel. Gott ist in der Natur dem Geiste sichtbar. Gott ist nicht die Welt, die in ihren Theilen unvollkommen ist; aber die Welt ist Gottes Werk, weil sie im Ganzen gross und vortrefflich ist. Es ist Ordnung in den Theilen des Ganzen, sie haben einen Zweck gegen einander und einen Endzweck alle zusammen. Der Mensch ist von der Natur abhängig. Er muss sie nöthigen, ihm dienstbar zu sein. Allein vermag er das nicht; aber als Gattung. Jeder findet sein besonderes Wohlsein nur im glücklichsten Zustande der Gattung. Vollkommene Glückseligkeit ist aber unmöglich; daher stammt der Wunsch, sich nach dem Tode mit dem Urbild und der Quelle alles Schönen und Guten zu vereinigen. Dadurch wird das Wesen aller Wesen das höchste Gut und letzte Ziel aller erschaffenen Geister. Ihm als Urheber verdanken wir unser Dasein und die Fähigkeit zu empfinden, zu denken, zu handeln, glücklich zu sein. Er ist zuerst Wohlthäter. Dankbarer Genuss seiner Wohlthaten und aufrichtiger Gehorsam gegen seine Gesetze — denn auch Gesetzgeber ist der Urheber der Natur — sind der einzige wahre Dienst, den wir dem höchsten Wesen leisten können. — Hier knüpft Wielands natürliche Theologie und natürliche Rechtswissenschaft an.

Wieland hat sich aus seiner pietistischen Erziehung nichts bewahrt als die Empfindsamkeit einer schönen Seele. Rechtgläubig ist er in keinem Sinne je geworden, wenn er auch zu keiner Zeit irreligiös war. Er war allzeit überzeugt, dass die Religion 'das Ehrwürdigste, das Beste ist, was der Himmel den Sterblichen geben konnte', und spricht das in seinem Regentenspiegel bestimmt aus. Ja er behauptet, die schlechteste Religion sei besser als gar keine. Den unsinnigsten Götzendienst erklärt er daraus, dass Erziehung, Beispiel, Gewohnheit, Nationalstolz die Vernunft fesseln. Es müsse nun damit nicht gesagt sein, das jede Religionsübung subjectiv ist; es **kann** eine Religion die wahre sein; und, fährt er fort, es ist dies die christliche.[62])

[62]) Die letzte Behauptung legt Wieland dem fingirten lateinischen, jesuitischen Übersetzer der scheschianischen Geschichte in den Mund. Aber ich spreche auch sie wie andere Äusserungen dieser Figur als

Bei der höchsten Werthschätzung der Religion aber will der Pfarrerssohn mit dem Priesterthum so wenig zu thun haben als irgend ein Popularphilosoph. Die Bekenntnisse des Abulfaouaris in seinen Beyträgen zur geheimen Geschichte sind dafür bezeichnend und finden ihre Ergänzung in Schriften des alten Wieland. Auch im Goldenen Spiegel ist er auf die Bonzen herzlich schlecht zu sprechen.[63])

Danischmende-Wieland hatte zwar keine übelthätigen Absichten gegen die Bonzen, aber sie hielten ihn für ihren geschworenen Feind, weil er sie gerne zu besseren Leuten machen wollte, als sie zu sein Lust hatten. Und die Art, wie er von den Mönchen und Jesuiten und anderen Religionsgenossenschaften versteckt spricht, berechtigt ihre Besorgniss. Er gibt seine religiösen Anschauungen in einer Religionsgeschichte. Er erzählt von ihren Streitigkeiten um sehr unerheblicher Dinge willen, die zu einem wüthenden Bürgerkriege führten, welcher den Untergang des Staates herbeigeführt hätte, wenn nicht ein 'tatarischer' Eroberer die Bonzen genöthigt hätte, auf ihre gemeinschaftliche Erhaltung bedacht zu sein und darüber ihre Privathändel zu vergessen. Der Eroberer gewährt religiöse Freiheit, straft aber Befehdungen der Andersgläubigen. Wieland schwebt

---

Wielandisch an, obwohl die Berechtigung hiezu bestritten wurde. Die Färbung der Anmerkung ist nicht jesuitisch, der christliche wird als vernünftiger Gottesdienst' gerühmt; das taugt voll und ganz zu Wielands Anschauungen. Gegen das Urchristenthum hat sich Wieland niemals endgültig entschieden. Dass er hierüber in einer Anmerkung spricht, begreift sich; trotz aller Freiheiten, die er sich gegen das Kostüm gestattet, wäre es doch etwas zu stark gewesen, in der scheschianischen Geschichte vom Christenthum zu reden.

[63]) Er hat klüglich die Hauptabneigung in den Sinn Schah Gebals gelegt und so Danischmende d. h. sich entlastet, obwohl auch dieser kein Hehl daraus macht, dass er den Bonzen viel Schlimmes zutraut. Er hat ausserdem behutsam aus der scheschianischen Religionsgeschichte nur einen Auszug gegeben, wie er sagt, und er fügt zur Beruhigung seiner geistlichen Herrschaft bei, Feldzüge gegen Aberglauben und Tartüfferei seien jetzt nicht mehr nöthig, viel eher gegen die Geringschätzung der Religion. Seine Vorsicht war in diesem Punkte nicht ganz freiwillig: er hat auf Befehl des Mainzer Vicariates sechs Bogen ins Feuer werfen müssen, worin er sich zu freimüthig über Religion erklärt habe.

hier vielleicht der Nürnberger Religionsfriede vor, der unter dem Druck der drohenden Osmanen geschlossen ward, und dazu der dreissigjährige Krieg. Auch in der weiteren Erzählung vom scheschianischen Reich können deutsche Entwicklungen angedeutet sein: der scheschianische Aberglauben wird unter dem Einfluss der 'einfältigen', tempel- und priesterlosen Tatarenreligion einförmiger in seinen Lehrbegriffen (Katholicismus), und die Tatarenreligion mischt sich mit ihm (Sinken des Protestantismus); die Künste und Wissenschaften, vorher ein ausschliessliches Vorrecht der Priester, werden Gemeingut (vor und nach der Reformation); auch habe man strenger über das Wesen dessen, was die Menschen wahr nennen, nachgedacht, habe sich auch mehr über die Natur, den Zweck und die Rechte der politischen Gesellschaft unterrichtet, und sei daher zu einer aufgeklärten Vernunft gekommen, die auch die Priester zu grösserer Bildung gezwungen habe, wenn sie sich auch der sehr preiswürdigen Herrschaft der Vernunft und des Witzes nie völlig unterwarfen (Aufklärungszeit). Dann aber scheint Wieland seine scheschianische Geschichte in Frankreich weiter spielen zu lassen, indem er den Streit der Anhänger der blauen und feuerfarbenen Affen erzählt. Es treffen zwar auch diese Abschilderungen nur in äusseren Vorgängen auf die Zeit der Jansenisten und Hugenotten, aber da unter Azor im allgemeinen Ludwig XIV. zu verstehen ist, so darf man daran denken. Hat ja doch auch Montesquieu in seinen Persianischen Briefen davon erzählt, und hat doch Bodmer die Vorgänge vor und in der Bartholomäusnacht in eine Darstellung gebracht, welche für Wielands Verhüllung anderer französischer Religionswirren die Maske gab. In dem von Wieland einst so bewunderten, gelehrten Epos Noah[64])

[64]) 2. Gesang V. 477 ff. Wieland hat den Zusammenhang der Bodmerschen Darstellung mit der Bartholomäusnacht in seiner Abhandlung über den Noah erkannt. Noahs Vorwelt ist eine Satire auf die Mitte des 18. Jahrhunderts. Bodmer hat auch amerikanische Verhältnisse, die römischen Päpste, die Jesuiten in Paraguay einbezogen, den Esprit des lois benützt, und eine principielle Abschilderung von Republik und Tyrannis gegeben. Hier hat Wieland das geschichtliche Versteckspiel am genauesten studirt, hier ist Wieland frühzeitig auf die Bahn gebracht worden, die zum Goldenen Spiegel führt.

nämlich erzählt er von einem Sectenstreit der Blauen und Grünen bei einem affenartigen Volke, womit er jene Vorgänge meint. Dass Wieland hier sich anlehnt, beweist die Äusserung im Goldnen Spiegel, die Bonzen hätten sich gestritten, ob der Affe blau, grün oder pomeranzengelb sei; erst später beschränkt sich der Streit auf blau und feuerfarben. Auch gleicht die Rolle des Azor und seiner Beherrscherinnen Lili, dann Gulnaze der des Asdod und der Anais bei Bodmer; man denkt an Ludwig und die Maintenon bei Wielands Gestalten, wie Schirach in seinem Magazin schon hinter der Alabanda diese oder die Pompadour gesucht hat.[65]) Und wenn Wieland aus den Streitigkeiten der Affenanbeter Bürgerkriege entstehen lässt, Provinzen, welche die Waffen ergreifen, schildert, so fühlt man sich an die Camisarden erinnert. Alles weist nach Frankreich.

Diese halbgeschichtlichen Ausführungen dienen ihm, die Sectenwirthschaft zu verpönen, ihre Gefahr für den Staat klar zu legen. Sein Regentenideal Tifan schafft dagegen Abhilfe. Nach des grossen Friedrichs Muster verpflichtet er die Streitenden zu Duldung und gibt Gewissensfreiheit. Nur Unverträgliche werden mit Landesverweisung bedroht (wobei Wieland wohl auf die Jesuiten zielt). Aber dabei lässt es Tifan nicht bewenden. Er wählt die besseren der vorhandenen Priester aus und lässt durch sie langsam das Volk aufklären; Männer wie Sack, Spalding, Jerusalem, deren theologischen Rationalismus Wieland billigte, mit denen er persönliche verehrungsvolle Beziehungen hatte, schweben vor. Ausserdem lässt Tifan einen geheimen Gottesdienst einführen, wobei die Initiirten auf die Grundwahrheiten der natürlichen Religion feierlich verpflichtet und zu besserer Erfüllung ihrer menschlichen und bürgerlichen Pflichten verbindlich gemacht werden. Toleranz war ihnen geboten: Stillschweigen über alles, was sie bei den Mysterien gesehen und gehört, auferlegt. Hiebei kann Wieland doch nur an das zu Friedrichs Zeit in Deutschland emporkommende

---

[65]) 1772. 1, 193. Unter Calaf meint Wieland vielleicht Bossuet: 'kein Redner hatte die zauberische Kraft des Galimathias besser studirt.'

Freimaurerthum gedacht haben. Wenn es freilich weiter heisst, die Priester dieses Geheimgottesdienstes seien übermächtig im Staate geworden, es sei weder Grosses noch Kleines unternommen worden, ohne sie beizuziehen, sie seien auch die Rathgeber der Grossen geworden, so wird man auf den Pietismus und Speners Berliner Stellung hingeführt. Solche Verquickung zeigt, wie frei Wieland historische Ereignisse und Zustände für seine Zwecke umgestaltet; ihr geschichtlicher Werth wird dadurch aufgehoben, sie dürfen als freie Erfindungen des Dichters gelten.[66])

Aber nicht um dieses Erweises willen allein ist hier von geschichtlichen Anspielungen die Rede. Vielmehr darum, weil wir uns daraus trotz der Verzerrungen und Verschmelzungen ein annäherndes Bild machen können, wie Wieland philosophische Geschichte seinen Prinzen vortrug, besonders, in welchem Lichte er ihnen die Religionsgeschichte zeigte und was er sie schliesslich daran lehrte: dass auch das beste Priesterthum selbst eines vernünftigen Gottesdienstes ausarte, weil eben alle Menschen schwach seien. Wie sehr er dessen Macht fürchtet, erhellt auch daraus, dass er alle Volkserhebungen an religiöse Spal-

---

[66]) Und darum ist eine Quellenuntersuchung gefährlich. Es ist nicht möglich, mit Sicherheit auf historische Ereignisse und Persönlichkeiten zu deuten, die Wieland etwa vorschwebten. Da aber Wieland ein ähnlich eklektisches, vermischendes Verfahren auch den Büchern gegenüber anwendet, die er zu Rathe gezogen hat, so ist auch in dieser Hinsicht ein zuverlässiger Nachweis seiner Quellen in den seltensten Fällen zu erbringen. Ich habe mich darum auf wenige Bemerkungen beschränkt. Meine Nachforschungen, die auch Mohls Gesch. und Litt. der Staatswissenschaften benützten, brachten mich zur Überzeugung, dass hier ein Satz gilt, den A. Bauer jüngst bei Gelegenheit einer Untersuchung über Plutarch formulirte: 'Ein Heldenspiegel zur Erhebung und Nachahmung der Leser wird auch heute noch geschrieben, ohne dass Satz für Satz oder Abschnitt für Abschnitt 'Quellen' entnommen werden. Eine solche Arbeit ruht zwar ebenfalls auf Kenntniss der Überlieferung; dies ist aber, sobald sie selbständig wiedergegeben wird, nicht mehr etwas Objectives, ausserhalb des Schriftstellers Existirendes, das sich mechanisch von demselben scheiden lässt, sondern sein Eigen nach Inhalt und Form, desto mehr, je bedeutender derselbe durch seine geistige Veranlagung oder seine Gelehrsamkeit ist, je mehr ihm bei seiner Arbeit bestimmte Zwecke vorschweben.' Philologus N. F. 1, 270 f.

tungen knüpft, wobei er zweifellos in erster Linie englische Verhältnisse im Auge hat; auf die Vorgänge unter Heinrich IV. und Karl I. verweist er in einer Anmerkung. Darnach muss es wunderlich erscheinen, dass er in seinem Idealstaate den Priestern doch eine so grosse Macht einräumt. Seine Ansichten von dem schwierigen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat sind schwankende; als gesonderte Classe will er die Priester einmal nicht gelten lassen und vertheilt sie in alle Classen der Bevölkerung; ein andermal theilt er sie der Classe der Gelehrten zu; ein drittes mal erscheinen sie neben und zwischen dem Adel und dem Volke als eigener Stand. Den Unterricht in der Schule entzieht er ihnen; aber er macht sie zu Lehrern des Gesetzbuches; sie allein haben den 'bürgerlichen' Unterricht des Landvolkes zu besorgen; sie sind auch die erste obrigkeitliche Person jedes Dorfes. Doch damit greife ich in die Staatseinrichtungslehre Wielands über; früher als hierüber wurden die Prinzen über natürliche Rechtswissenschaft unterrichtet.

Wieland verweist hiefür auf Adam Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie, die soeben, drei Jahre nach ihrem Erscheinen, von Garve in deutscher Übersetzung vorgelegt wurden: dazu auf seine eigenen Ansichten, die er in einem Compendium zusammenfassen wollte,[67]) das gewiss den Inhalt der 'Könige von Scheschian' wiederholte. Ferguson ist der Moralist der schottischen Philosophenschule. Er bringt die sittliche Vervollkommnung des Menschen mit der geistigen in Verbindung; Wieland deutet sein Einverständniss einmal in der Formel an: Güte des Herzens ohne Weisheit ist nicht Tugend. Jener setzt die Vollkommenheit des Menschen in seine Tüchtigkeit fürs Ganze; ich habe schon hervorgehoben, dass Wieland durch die Aneignung dieses Satzes sich von der deutschen Popularphilosophie scheidet. Nach einer methodologischen Einleitung bespricht Ferguson die natürliche Geschichte des Menschen, gibt dann eine Theorie der Seele, darnach die

[67]) Basedow verlangt im Agathokrator, dass jeder Prinzenlehrer seine Fachwissenschaft in einem Buche vorlege.

Wissenschaft von Gott und kommt nun im vierten Theile erst zu seinem Thema: den moralischen Gesetzen. Die Theile von der Rechtswissenschaft, den Gewissenspflichten, d. h. dem, was der Mensch aus freier Wahl thun muss, der Staatskunst bestimmen die moralischen Gesetze im einzelnen. Das Werk eignet sich vortrefflich als Grundriss zum Unterricht; es ist in Kapitel und Paragraphe getheilt und alles marschirt eins, zwei, drei auf.[68]) Aus Fergusons Ansichten im einzelnen Wielands Lehrstoff zu erschliessen, verbietet sich dadurch, dass Wieland nicht in allem ihm zustimmt. Ich halte mich also lediglich an Wielands eigene Äusserungen im Goldenen Spiegel.

Während sein dichterisches Lehrbuch bis zum Ende des dritten Buches 'so ziemlich wie eine Geschichte aus dieser Welt klingt', hat das vierte nur 'die Miene' einer Geschichte aus dieser Welt; aber auch die Geschichte Tifans hat Wahrheit, behauptet Wieland, so viel wie die vorhergehende von Azor und Isfandiar: wenn Tifan nicht unter den Jetztlebenden weilt, wird er ganz gewiss künftig einmal sein. Für uns freilich ist die innere Wahrheit des Werkes nicht ganz so ausgemacht. Wieland träumt einen Traum der Zukunft wie Mercier. Und es gelingt ihm nicht der künstlerische Wurf, den Traum in Leben umzusetzen, seine Lehre in Handlung zu kleiden. Er beschreibt den Prinzen Tifan als 'ein Muster der Vollkommenheit'. Damit sind wir schon ins Reich der Ideale versetzt. Diesem Typus von Vortrefflichkeit gelingt alles (mit einziger Ausnahme der Kirchenordnung, wo Wieland eben selbst kein Ideal zurecht denken konnte). Ihn trägt noch dazu das Glück, wodurch dem Phantom doch ein Restchen von irdischer Möglichkeit geliehen wird. Von einem solchen Gesetzgeber und Regenten sind natürlich auch ideale Grundsätze und Verordnungen zu erwarten.

Die Naturrechtslehren nun, nach denen Tifan sich richtet, lauten: 1) Alle Menschen sind Brüder und haben von Natur gleiche Bedürfnisse, gleiche Rechte, gleiche

[68]) Vorausgesetzt, dass das Original hierin mit der Garveschen Übertragung, die allein mir vorliegt, übereinstimmt.

Pflichten.[69]) 2) Die wesentlichen Rechte sind unverlierbar, von den wesentlichen Pflichten kann niemand losgezählt werden. 3) Jeder schuldet dem andern, was er von ihm erwartet und bloss darum, weil er auch ein Mensch ist. Die folgenden Punkte sind eigentlich in den ersten inbegriffen: 4) Keiner hat das Recht, einen andern zum Sklaven zu machen; der Starke hat die Pflicht, den Schwachen zu beschützen. 5) Kein Mensch darf für seinen Luxus andere aussaugen — — ohne 'ihnen sehr grosse Gegendienste zu leisten'!!

Wenn nun Wieland diese Grundsätze auch glaubt und verlangt, dass jeder Mensch sich auf sie verpflichte, wie Tifan, so wissen er und Tifan doch nicht mit ihnen auszukommen. Gleichheit bringt Collisionen, die der Stärkere entscheidet, und damit hört die Gleichheit auf, sagt er selbst. Und er hat mit der Gleichheit in seinem Staate gründlich aufgeräumt. Nicht nur durch seine Theorie von der monarchischen Gewalt, wovon nachher die Rede sein wird, sondern auch durch die Classificirung des Volkes selbst. Er zählt mit Fénelon sieben Hauptclassen, nämlich Adel, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker, Landleute, Taglöhner. Dieses Classensystem ist nicht eine Eintheilung, sondern eine Abstufung. Nur aus der zweiten oder dritten Classe kann Ersatz für ein aussterbendes Geschlecht der ersten gewählt werden. Die Angehörigen der vierten bis siebenten Classe können nur ausnahmsweise in eine andere übertreten. Auch Heiraten sind an die Classen gebunden! Die Kinder gehören zur Classe der Eltern. Jede Classe wird gesondert erzogen. Die Berufswahl ist selbst innerhalb der Classe unfrei; die Oberaufseher berichten über die Fähigkeiten, allerdings auch die Neigungen der Zöglinge an den Statthalter und dieser ver-

[69]) Die Freiheit führt Wieland nicht als Naturrecht an. Er sagt gelegentlich: die Freiheit, womit sich die Menschen so viel wissen, ist so wenig für sie gemacht, dass sie, sobald sie Mittel finden, sich ihrer zu bemächtigen, ein so kostbares Gut zu nichts zu gebrauchen wissen, als sich selbst und andern Schaden damit zu thun. — Frei sind nur Räuber und herumstreichende Bonzen. — Bei einem grossen Volke sind Freiheit und Sicherheit unverträgliche Dinge.

fügt nach Berathung einer Akademistencommission. Die Kinder der siebenten Classe sind 'dem Staate vorzüglich angehörig' und beide Geschlechter werden auf öffentliche Kosten erzogen. Es zeigt sich gleich hier aufs deutlichste, dass zwischen Wielands idealen Ansichten und seinen praktischen Wünschen eine unüberbrückbare Kluft ist. In jenen ist er aufklärerisch fortschrittlich, in diesen bleibt er bei den conservativen Bekämpfern des Despotismus stehen. Sein aufgeklärter Despotismus ist eigentlich nur eine wohlwollende Bevormundung. Denn das Volk, lehrt er, besteht aus unmündigen Kindern und darf dem König gegenüber nie seine Unmündigkeit vergessen. Ein grosser Theil des Volkes soll denn überhaupt in Unwissenheit erhalten werden, die Landleute. Ihre Erziehung und ihre Stellung im Staate hat für Wieland ein ganz besonderes Interesse. Er schätzt sie so hoch wie Justus Möser. Er nennt sie einmal den ersten Stand der Nation. In seinem Classensystem mussten sie dann freilich mit dem sechsten Platze sich abfertigen lassen, obwohl er sie den grössten und nützlichsten, also den wichtigsten Theil der Nation genannt hat. Aber er verspricht sich von ihnen noch einen andern Nutzen als Möser, indem er mit ihm ihnen Bildung verweigert.

Dass in der Überfeinerung des Luxus eine Gefahr für die Nation liege, kann Wieland Rousseau nicht ableugnen. Der Ackerbauer soll ein Gegengewicht dagegen bilden, er muss also dem Stande der Kinder der Natur möglichst nahe gehalten werden. 'Unwissenheit selbst ist für die Landleute ein Gut, weil sie eine nothwendige Bedingung der Tugenden ihres Standes und ihrer Zufriedenheit mit demselben ist.' Ausgewickelte Begriffe, verfeinerte Empfindungen, physikalische und mechanische Kenntnisse oder eine gelehrte Theorie würde ihnen wenig nützen: der Sohn soll die Wirthschaft vom Vater und Grossvater lernen. Hat er lesen und schreiben und rechnen lernen, die einfachsten Begriffe von Religion und Sittlichkeit, dazu noch einen sehr vortrefflichen Kalender (doch wohl Schlossers Katechismus?) erklärt bekommen, so ist's gut und genug; er kann sich dann von Hochwürden Schultheiss noch in bürgerlichen Dingen berathen lassen. Auf mehr erhebt der Bauer

nicht Anspruch; die Natur macht ihm die Zufriedenheit leicht; die Regierung hat ihn nur gewähren zu lassen und ihm nur Sicherheit bei seinem Eigenthum und Schutz vor Unterdrückung zu leisten. So wird das Landvolk im Stande der Natur erhalten; es ist das fruchtbarste an Kindern; ihr Übertritt in eine andere Classe ist besonders erschwert, an königliche Erlaubniss gebunden; so erhält es sich zahlreich und der weitaus grösste Theil der Nation ist also beglückt. Aber nicht nur für das Landvolk ist durch diese schützende Unwissenheit aufs beste gesorgt; sondern indem der Städter, aus Überdruss am Stadtleben oder zur Erholung das Land aufsucht, wird auch er dem Stande der Natur wieder näher gerückt, er wird richtiger empfinden lernen und jedenfalls etwas gebessert zurückkehren. Und so wird der Schaden der äussersten Verfeinerung der Künste, des Geschmacks, der Leidenschaften, der Sitten, der Lebensart, mit einem Wort des Luxus möglichst vermieden. Ganz zu verhüten ist er bei einem grossen Volke nicht; es kann die Künste nicht geniessen, ohne sie zu missbrauchen. — Diese Vorschläge und die Erwartung von ihren Folgen sind naiv. Es geht in Wielands Staat zu wie in den beliebten Singspielen, die Hof und Land contrastiren. Mit der allheilenden Natur wird Missbrauch getrieben.

Die Städter, erörtert Wieland dann, sind weiter von der Natur entfernt als das Landvolk, sie haben also einen höheren Grad von Aufklärung nöthig, mehr Entwickelung, Verfeinerung, Politur. Die Erziehung soll sie zu geselligen Menschen und guten Bürgern bilden. Sittenlehre, Verfassung, Gesetze, Geschichte des Landes sind die wesentlichsten Unterrichtsgegenstände für sie. Auch einheimische Classiker sollen sie lesen. Und — Höflichkeit muss ihnen beigebracht werden. Das ist besonders für die untern Classen eine der nothwendigsten politischen (diesmal im Sinne Christian Weises gebraucht) Tugenden; die Leute sind an ein Ceremonial für alle Stände, Classen, Geschlechter, Alter, Verhältnisse, Vorfallenheiten mechanisch und pünktlich zu gewöhnen. — Wie zopfig doch die Ansichten des Herrn Regierungsrathes und vormaligen Canzleidirectors sind!

Es entspricht dieser Betonung der submissesten Um-

gangsformen, dass der Adel in Wielands Staat eine Rolle spielt. Die Adeligen, die in Tifans Staat nebenher auch die Reichsten sind, haben bei ihm 'ein angeborenes Recht an alle obersten Staats- und Kriegsbedienungen'. Der König muss aus ihnen seine ersten Diener wählen, laut Gesetz.[70]) Dadurch bekommen sie einen wesentlichen Antheil 'an der Garantie der Gesetze und Nationalrechte'. Wieland hat natürlich dabei einen idealen Adel im Auge, der eine Mittlerrolle zwischen König und Volk zu spielen geeignet wie berufen sei. Es sticht diese Schätzung des Adels merkwürdig ab von der geschichtlichen Erfahrung, die sich Wieland über diesen ersten Stand gesammelt hat. Er verabsäumt nicht, vorzutragen, dass der Adel immer geneigt sei, aufs Volk zu drücken und es zu knechten; die daraus erwachsende Missstimmung benütze der König, durchs Volk den Adel hinabzudrücken, bis er eben so tief unter ihm stehe als der Pöbel; dann aber gebe der König diesen doch wieder dem Adel preis, damit des Pöbels besorglicher Übermuth gebändigt werde; so degeneriren die Adeligen zu Höflingen. Offenbar bestimmt diese Einsicht Wieland, nicht den Adel als führende Partei zu betrachten, wenn eine zerfallene Nation sich erneuert. Er zählt hiebei vielmehr auf die Städter, die als 'vaterländische Partei' sich gegen den Adel verbünden, die Erhebung des tiers état mit politischer Klugheit voraussehend. Freilich lässt er dann doch den Städtern den 'Rest' der Adeligen — er meint also, dass in diesem Kampfe viel Adel zu Grunde gehe — sich anschliessen und dieser Liga erst gelingt der Sturz der antinationalen Parteien. So kommt eine Königswahl durch den Reichstag zu Stande, Tifan wird gewählt.

Mit diesem Act der Volkssouveränität bereitet sich Wieland eine grosse Verlegenheit. Denn er ist kein Anhänger des Wahlkönigthums. Er sucht sich dadurch herauszuhelfen, dass er die Wahl auf einen Kryptoprinzen, den einzigen Sprössling der thronberechtigten Dynastie lenkt. Das ist so gut eine Halbheit, wie die zahlreichen Romanehen

[70]) Damit war's Wieland ernst. Er hat noch viel später die Bevorzugung des Adels im preussischen Staatsdienste und besonders im Militär vertheidigt.

zwischen Standesungleichen, bei denen der bäurische Gemahl der Prinzessin schliesslich noch als Prinz entpuppt wird. In seinem Idealreich stellt er nun allerdings die Forderung, dass der Thronerbe allemal zugleich der beste Mann sein müsse; und in so fern könnte das Wahlkönigthum mit dem Erbkönigthum zusammenfallen.

Thatsächlich legt Wieland mehr Werth auf das Erbrecht als auf die persönliche Tüchtigkeit des Thronfolgers. Das Erbrecht an die Krone ist unstreitig und unverletzlich. selbst wenn ein Tyrann den Thron erbt, behauptet er. Die Nation ist schuldig, ihn für ihren König zu erkennen, wenn sie auch so heilige Rechte hat als die seinigen sind. wenn sie auch so wenig verbunden ist, alles zu leiden, als er berechtigt ist, alles zu thun. Denn der König hat seine Majestät nicht von der Willkür des Volkes, sondern von dem erhabenen Charakter eines sichtbaren Statthalters des obersten Weltbeherrschers. Wieland tritt für das Königthum von Gottes Gnaden ein. Die Regenten sind Unterkönige des höchsten Wesens, sagt er. Gott wählt nur die schönsten Seelen zu seinen Unterkönigen, woher es auch kommt, dass viele trotz ihrer schlechten Erziehung noch gut genug bleiben. Die monarchische Regierung ist ein Abbild der göttlichen: wie der König aller Könige allein die Herrschaft führt, so soll auch das Volk von einem Einzigen beherrscht werden. 'Die Regierung eines Einzigen nähert sich durch ihre Natur der Theokratie, welche dieses ganze unermessliche All zusammenhält.' Die monarchische Verfassung kommt der göttlichen am nächsten. Darum ist sie die vollkommenste. Es würde vergeblich sein, eine vollkommnere zu finden, — 'in so ferne sie durch weise Gesetze eingeschränkt ist'. Den Zwang der Gesetze muss und kann sich ein König gefallen lassen, denn Gott selbst, der einzige im eigentlichen Verstande unumschränkte Herr, regiert nach Gesetzen! Mit diesen Sätzen stützt Wieland seine Überzeugung von der einzigen Tauglichkeit der constitutionellen Monarchie.

Es ist ihm unumstössliche Gewissheit, dass Monarchien besser sind als Republiken; 'die Regierung vieler Köpfe taugt nichts in einem weitgrenzenden Staate'. Und dem Einwurfe, dass man also den Grosstaat in kleine zertheilen solle, für

welche die republicanische Verfassung tauge, begegnet er mit den Worten: ihn 'in eine Menge kleiner Freystaaten zu zerstücken und diese wieder durch einen so schwachen Faden als ein gemeinschaftliches Bündniss wäre, in ein Ganzes zusammenbinden zu wollen, wäre für die Ruhe und den Wohlstand der Nation gefährlicher als alles, was sie bey einem jungen Monarchen wagen kann'. Ein hartnäckiger Republicaner könnte nun freilich wieder einwerfen: so lass die Freistaaten unverbunden. Und ich wüsste nicht, welche Antwort Wieland darauf fände. Den Gedanken der nationalen Einheit hat er nirgends ausgesprochen. Er ist Kosmopolit. Es scheint nur bei ihm ein dunkles Bewusstsein vorhanden gewesen zu sein, dass die Entwicklung der Völker auf grosse Einheiten hinstrebt, und es ist möglich, dass er durch die Bewunderung des Alexander oder Cyrus dazu kam. Die Lücke in Wielands damaligen Äusserungen ist bedauerlich; denn es wäre interessant, zu erfahren, wie er seinen Prinzen die Zukunftspolitik Deutschlands zeigte. Dass er eine Verstärkung der Centralgewalt wünschte, ist nach seiner Gesammtanschauung unabweislich. Dass er sie damals in Wien wünschte, versteht sich, weil er den Goldenen Spiegel an Kaiser Joseph adressirt. Erst ein Vierteljahrhundert später verfiel er auf die Theilung Deutschlands zwischen Österreich und Preussen, und bezeichnete — in Gegenwart des regierenden Herzogspaares! — als einzige Rettung Deutschlands, dass alle kleinen Fürsten Vasallen eines der beiden Länder würden. So hat er ja auch schon die zahlreichen scheschianischen Fürsten zu Vasallen eines Monarchen gemacht. Diese Erwägungen beweisen, dass er bei dem Erbprinzen mindestens nicht auf eine Lockerung des Reichs hinarbeitete. —

Aber nicht die Monarchie schlechthin wollte Wieland, sondern die constitutionelle. Die erste Pflicht des Fürsten ist, eine Verfassung zu geben. Und zwar er allein hat das Grundgesetzbuch zu erlassen; die Gesetzgebung dem Adel und dem Volke einzuräumen, wäre ein unförmliches Mittelding von Monarchie und Demokratie. Welche Ungereimtheit wär' es auch, gerade den wichtigsten Theil der Staatsverwaltung auf die Weisheit oder das gute Glück von Un-

mündigen ankommen zu lassen! ruft er aus. Es ist, meint er, die Geschicklichkeit, ein Verfassungsgesetz zu geben. leichter bei einem Einzigen als bei einem ganzen Volke oder bei einem zahlreichen Ausschusse desselben zu finden. Dieser letzte in der That wohl anzuzweifelnde Satz schien Wieland ein andermal selbst so bedenklich, dass er dann doch vorschreibt, der König solle sich bei Abfassung des Gesetzbuches der Beihülfe derjenigen bedienen, welche die Nation selbst für ihre weisesten und besten Männer erkennt. Es kommt ihm nur darauf an, dass dies Souveränitätsrecht beim Könige bleibe. Darum schreibt er bündig vor: dem Könige ziemt es, Gesetzgeber und Vollzieher der Gesetze zu sein. Aber der König muss so gut wie jeder Unterthan auf das Gesetzbuch (die Verfassung) und seine Unveränderlichkeit schwören. Das Gesetz regiert durch den König. nicht der König durchs Gesetz. Wie ist's aber, wenn der König den Verfassungseid bricht? Diesen heiklen Punkt hat Wieland freimüthiger besprochen als z. B. Iselin, der sich nur an die Minister, nicht auch an den König heranwagt.

Die Überwachung der Ausführung der Gesetze ist eine doppelte, legt er aus. Jede Verordnung des Königs und des Statthalters ist von den Vorstehern der Stände in den Provinzen, welche sie angeht, auf ihre Übereinstimmung mit der Verfassung zu prüfen. Finden sie einen Widerspruch. so müssen sie bei Strafe des Hochverraths wider den Staat davon dem Statthalter oder dem König Anzeige erstatten. Ausserdem fungirt aber alle fünf Jahre auch ein Beschwerdeausschuss in den Provinzen, erwählt (nach französischer Ständetheilung, nicht nach Wielands Classensystem) aus dem Adel, der Priesterschaft und dem Volke. Er bringt die Beschwerden vor den König. Beachtet dieser sie nicht, so erinnert ihn der Ständeausschuss an seine königliche Pflicht: nützt auch diese Mahnung nicht, so sollen sich die Stände auf eine im Gesetze vorgesehene Weise selbst helfen. Die Vorsteher haben die Stände einzuberufen. Treten dieselben mit Dreiviertelmajorität ihrer Ansicht bei, so geht eine neue Erklärung an den Hof (welche Umständlichkeit statt der Ministerverantwortung, die freilich auch nicht jede Conflictszeit ausschliesst!) und wird die Kundmachung der

widergesetzlichen Verordnung verhindert, beziehungsweise die Beschwerde behoben — 'im Nothfall sogar mit Gewalt'. Der königstreue Wieland hält Revolutionen für eine erlaubte Hilfe: denn sobald ein König seine Pflichten abschüttelt, geht er seiner Rechte verlustig. Ein Satz, der dem unverletzlichen Erbrecht an die Krone allerdings scharf widerspricht; aber Wieland bringt es eben doch nicht übers Herz und übers Gewissen, das Volk absolutistischen Gelüsten auszuliefern, wie er sie im Nachbarlande sah. Er ist ohnedies überzeugt, dass das Volk 'unbegreiflich' geduldig ist, sich missbrauchen zu lassen. 'Wenn wir von Empörungen, Bürgerkriegen, und gewaltsamen Staats-Veränderungen hören, so können wir allemal mit der grössten Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass unleidliche Beleidigungen den Anlass dazu gegeben haben'. In diesem Falle aber erlaubt er die Revolution, wie sie sein einstiger Lehrer Bodmer im Noah durch einen Seraph befehlen liess.

Doch es wird nicht zu Streitigkeiten zwischen König und Volk kommen, hofft Wieland; er rechnet gutmüthig auf die Vortrefflichkeit beider Contrahenten des Staatsvertrags.[71]) Auch sind die Grundgesetze ja von der Art, dass sie jeder befolgen muss, der sittlich vollkommen sein will. Sie sind verfasst nach den in die Natur und unser Herz eingegrabenen Gesetzen Gottes mit Berücksichtigung des Temperaments, der Lage, der Bedürfnisse, kurz des ganzen physischen und sittlichen Zustandes des Volkes, auf dass das Glück des Einzelnen, das Wohl der Nation, das Beste der menschlichen Gattung und das allgemeine Beste des Ganzen (des Weltalls??) in einem Punkte zusammenfliessen könne.[72])

---

[71]) Wieland gebraucht den Ausdruck nicht. Er hat aber dem Contrat social die unbedingte Gewalt allgemein gültiger Anordnungen entnommen, wenn er auch Rousseaus Lehre von der Volkssouveränität, von Gleichheit und Freiheit im allgemeinen und im einzelnen bekämpft.

[72]) Die Verkümmerung der Reinheit der Gesetze sucht Wieland dadurch zu verhindern, dass er Auslegungen und Glossen zu denselben, Privatuntersuchungen darüber strengstens verbietet. Er legt damit den Juristen das Handwerk. Aber auch den Priestern, die die Gesetze doch lehren müssen, verbietet er jedwede Auslegung. Sie ist nicht nöthig: denn das Gesetzbuch soll 'für den gewöhnlichen Grad des Menschenverstandes und der Erfahrenheit' verständlich sein.

Die Gesetze der Natur und des gesellschaftlichen Lebens sind für beide Theile vortheilhaft; wo und wann sie nicht als das unverletzliche Gesetz des Königs der Könige anerkannt wurden, war es eine unglückliche Zeit für die Völker und eine gefährliche für die Könige; diese konnten niemals ungestraft davon abweichen. Ferner sind ja Garantien für die Aufrechterhaltung der Gesetze gegeben in der Erklärung und Beschwörung ihrer Unverbrüchlichkeit und in einer Anordnung über die Erziehung der Prinzen. Wir müssten beifügen, auch in der Erziehung des Volkes, die ja Wieland der Fürsorge des Fürsten eifrigst empfiehlt. Er hat sie nicht unter den Garantien genannt, einmal weil sein Werk sich nicht ans Volk, sondern an die Regenten wendet, und zweitens weil er die grössere Gefahr der Verfassungsverletzung bei diesen sieht. Aus denselben Gründen behandelt er auch nur die Rechte und Pflichten des Königs und nicht auch die der Nation, obwohl sein Grundgesetz in diese beiden Theile zerfällt. Und es ist wahrscheinlich, dass Wieland auch zu seinen fürstlichen Schülern nur über den ersteren Theil sprach, der für sie der wichtigere war.

In zwanzig Hauptstücken, erzählt Wieland aus Tifans Geschichte, waren die Grundregeln für den Monarchen gefasst; auch die Hofhaltung und die Einrichtung seines häuslichen Lebens waren darin behandelt, ohne jedoch 'die Könige mit einem unanständigen und unleidlichen Zwange zu belegen'! Erstens: der König hat die Vermehrung des Volkes möglichst zu begünstigen; so ist er ein Schöpfer seines Volkes, Gott ähnlich. Darum ist Ehezwang einzuführen.[73] Gegen Übervölkerung schützt Auswanderung oder Anlage überseeischer Colonien bei barbarischen Völkern. Zweitens: der König muss als Nachahmer der Gottheit seinem Volke Unterhalt und Überfluss des Unentbehrlichen verschaffen, d. h. den Ackerbau unterstützen, Vorrathshäuser für Nothfälle anlegen, den Handel bequem gestalten, und was die unentbehrlichste Bedingung auch des Wohlstandes ist, die Sitten bilden. Das Letztere geschieht durch die Erziehung

---

[73]) Basedow im Agathokrator fordert Hagestolzensteuer. Die damalige Nationalökonomie ging überhaupt auf möglichste Vermehrung der Bevölkerung aus.

in öffentlichen Schulen; der Handel wird nicht durch Zölle eingeschränkt (auch Fénelon ist Freihändler); wie aber der Ackerbau unterstützt werden solle, sagt Wieland nicht; das Ausfuhrverbot auf Getreide und Naturalien, das er räth, musste ihn schädigen. Wieland ist in solchen Einzelfragen überhaupt nicht glücklich. Es ist doch mehr als kühn, den Mercierschen Traum verwirklichen zu wollen, wonach die Unterthanen ihre nach Vermögensclassen zu entrichtende Kopfsteuer, sowie die Haus- und Bodensteuer in einem Kasten des Tempels niederlegen sollen.

Wieland lässt sich denn, wohl in der Einsicht, dass ihm die praktische Erfahrung fehle, auch nicht auf die Besprechung der übrigen Hauptstücke der Regentenpflichten ein. Er sagt nur noch allgemeines: der König muss jedem sein Recht widerfahren lassen und alle Ungerechtigkeiten, die er nicht verhindern kann, bestrafen; er muss die tauglichsten Personen zu den öffentlichen Ehrenstellen und Ämtern verwenden (was zu der oben berührten Adelsverwendung nicht recht passen will); er muss die Verdienste belohnen, die Staatseinkünfte weislich anwenden, seinen Völkern innere Ruhe und Sicherheit vor auswärtigen Feinden verschaffen. Hierzu ist ein Heer von 200000 Mann nöthig, welche die Grenzfestungen bewachen, da sie aber im Lande des friedfertigen Wieland keine Kriege zu führen brauchen, Strassen und Canäle bauen und dgl.[74]) Sie sollen reichlich besoldet sein, das gehört zur weisen Verwendung der Staatseinkünfte. Viel hatte Tifan deren nicht nöthig, denn der beneidenswerthe 'verstand die Kunst, grosse Dinge mit wenigen Kosten zu thun'. Er hat den richtigen Grundsatz, der Wohlstand liege im Volk und nicht in der Staats- oder Fürstenkasse. Für diese hat denn Tifan gar

---

[74]) Vgl. über die damaligen Ansichten gegen und für stehende Heere Max Lehmann in Sybels Hist. Zeitschrift N. F. 17, 276 ff. Wieland ist zu besonnen, mit den französischen und deutschen Theoretikern die stehenden Heere abzuschaffen, hält sich aber auch nicht genau an die preussische Praxis. Er ist nicht kriegerisch, aber er verurtheilt doch nicht wie die Physiokraten, wie die deutschen Poeten von E. v. Kleist bis Schiller jeden Eroberer; er anerkennt auch 'wohlthätige Eroberer': Goldener Spiegel 3, 13.

nicht gesorgt; er stirbt so arm wie Cyrus bei Xenophon. — Wer die Königspflichten noch ernster fasst, fährt Wieland fort, wird für die Pflanzschulen des Staates väterlich und unmittelbar sorgen, die Polizei zur möglichsten Vollkommenheit bringen, die Wissenschaften und Künste schützen und befördern; er wird sich die nöthigen Kenntnisse erwerben, selbst zu urtheilen, wird selbst sehen und hören, die Ausführung seiner Anordnungen selbst überwachen. Zu diesem Zwecke sind ihm Reisen durchs Land geboten (wie im Agathokrator und wie sie Friedrich II. unternahm). Die Pflichten des Königs sind so schwer, dass eine heroische Tugend dazu gehört, sie auf sich zu nehmen, wenn es in der Willkür steht, die Krone auszuschlagen. Aber die Krone zu tragen ist der erhabenste Auftrag, womit der Himmel einen Sterblichen beehren kann; es ist das göttlichste Loos, das einem Sterblichen zufallen kann, die uneingeschränkte Macht zu haben, Gutes zu thun.[75])

Die letzten Sätze sind pädagogisch gedacht. Und was Wieland über Prinzenerziehung im Goldenen Spiegel sagt, diese Garantie der Verfassungstreue der Könige, soll schliesslich zur Erläuterung der mitgetheilten Briefe und des Lehrprogrammes erörtert werden.

Die Grundlage ist, dass der Prinz nicht als Prinz, sondern als Mensch erzogen werde. Wenn auch Wieland das jetzt nicht mehr so scharf formulirt wie in seiner Abhandlung über die Schönheiten des Noah, wo er sagt: es gibt noch immer Elende, welche die Prinzen bereden, dass sie etwas mehr als Menschen seien, so lehrt er doch auch jetzt noch: der König muss lieber der beste unter den Menschen als der mächtigste unter den Königen sein wollen; ihm müssen die Rechte der Menschheit heiliger und unverletzlicher sein als seine eigenen. Denn er darf nicht vergessen, dass er bei allen Vorzügen, selbst wenn ihm die Natur alle Lehren in die Seele geschrieben hat, die ihm die Weisheit geben könnte, doch nur ein Mensch ist und Schwachheiten und Bedürfnissen, Irrthümern und Leidenschaften ausgesetzt wie der geringste seiner Unter-

---

[75]) Vgl. oben S. 366.

thanen.[76]) Er muss hören, dass es für Könige keinen andern Masstab der Sitten gibt als für alle Menschen. Darum dürfen auch die Lasterhaften unter seinen Ahnen nicht entschuldigt werden. Nicht jeder Eroberer ist ein Held; nicht jeder freigebige Fürst grossmüthig, nicht jeder schwache Fürst gut.

Damit nun der Prinz Tifan ohne die schädlichen Einflüsse seiner Geburt erzogen werden könne, versetzt ihn Wieland mit seinem Erzieher Dschengis in ein abgelegenes Land und verheimlicht ihm seine Abstammung, wie es Mercier räth. Da sieht und hört er nichts, was ihm schaden kann: ein radicaleres Mittel als das Basedowsche, welcher jeden, der Zutritt zum Prinzen hat, erst anweisen lässt, was er thun und sagen darf, was nicht. In Rousseauscher Isolirung wächst Tifan auf wie Wielands Cherusker Hermann in der Waldeinsamkeit beim Barden. Hier wird der Prinz stufenweise zu den erhabenen Ideen der bürgerlichen Gesellschaft, des menschlichen Geschlechtes, der Natur, des Ganzen und seines geheimnissvollen aber anbetungswürdigen Urhebers erhoben. Bis zum achtzehnten Jahre wird er nur mit dem bekannt gemacht, was den Gesetzen der Natur und der unverfälschten Vernunft gemäss ist. So lange soll er nicht erfahren, dass die Welt nicht den Lehren entspricht. Dann, nachdem er — nach Merciers Vorschrift — ein Landmädchen ehelicht, da er selbst wie ein Ackerbauer erzogen ist, wird er in die irdischen Verhältnisse eingeführt. Den theoretischen Unterricht unterstützt der inductive auf Reisen. Nun bekommt er Einblick ins gesellschaftliche Leben, ins Staatsleben. Nun werden ihm die Rechte und Pflichten des Regenten klar; nachdem er gelernt, wie es sein sollte, wird ihm gezeigt, wie es zugehe, dass alles anders ist, als es sein sollte. Wir brauchen diesen Unterrichtsplan nicht ins einzelne zu verfolgen. Praktisch ist das erste und letzte. Gewiss hat Wieland das Bewusstsein des Menschenthums in seinen Schülern erweckt, sicherlich ist er den Weg gegangen von der idealen Forderung zu den realen Verhältnissen. Das Phantastische seines

[76]) Vgl. oben S. 363.

scheschianischen Idols blieb bei Seite. Er hat unmöglich seine Tifansche Staatslehre in allen Theilen als starres System vorgetragen, er hätte es nicht, auch wenn sie zu einem einheitlichen System durchgearbeitet gewesen wäre. Er hat in einer Anmerkung des Goldenen Spiegels ausdrücklich die Berücksichtigung der Umstände empfohlen und sein beweglicher Geist war fähig, seine Menschenkenntniss gründlich genug, den wirklichen Verhältnissen und Bedürfnissen Rechnung zu tragen.

Das Hauptabsehen der Wielandschen Erziehung war. den Erbprinzen von Weimar 'diese Art von Philosophie zu lehren, von welcher Plato sagt, dass sie in den Händen eines guten Fürsten das Glück eines Staates mache'. Dabei erschien die Theorie der schönen Künste oder Philosophie des Geschmacks nur als Nebenfach. Das Promemoria nennt sie kurz und nur als Ergötzungssache. Ich zweifle nicht, dass Wielands Ansichten hierin denen nahe standen. die Sulzer eben lexikalisch zu fixiren begann, dass er eine moralisirende Ästhetik gab. Es passt nur diese in seine philosophische Gesammtauffassung und sie entspricht seinen Dichtungen; besonders auch der in einem der mitgetheilten Briefe enthaltenen Bemerkung über den Werth des Schauspiels für die Erziehung. Andern Beweis dafür vermag ich nicht zu bringen. Doch möchte ich des Herzogs Vorliebe fürs französische Drama auf Wielands Lehre zurückführen; er war, wie wir hörten, fürs théatre réglé.

Wieland hat auf die 'Theorie der schönen Wissenschaften' wirklich nur wenig Zeit verwendet; nur im ersten Winter behandelte er sie in drei Nachmittagsstunden; die andern Wochentage hatten die Prinzen zur gleichen Zeit Unterricht in der Philosophie der Historie; dann verschwindet auch dies Nebenfach aus dem Lehrplan. Der schwierige Theil der Unterweisung, die Moralphilosophie war auf den Vormittag verwiesen; der Erbprinz allein hatte vier Stunden Moralphilosophie zu hören. Im Sommer 1773 nahm der zweite Prinz an der sechsstündigen Morallehre theil; dagegen sollte Carl August allein Natur- und Völkerrecht in ebenfalls sechs Wochenstunden vorgetragen bekommen; die Herzogin wünschte, dass der jüngere Sohn

auch dabei zugegen sei, was jedoch wegen der sonstigen Unterrichtseintheilung desselben als unmöglich bezeichnet wurde; erst im folgenden Halbjahr lehrte ihn Wieland in zwei Wochenstunden das Naturrecht besonders. In diesem Winter 1773/74 erhielten beide Prinzen gemeinsamen sechsstündigen Unterricht in Statistik und allgemeinem Staatsrecht, der Erbprinz allein vier Stunden in Polizei- und Cameral-Wissenschaft. Diese Fächer wurden im Sommer 1774 fortgesetzt, nur dass an Stelle der beendigten Polizeiwissenschaft Finanzlehre trat. Vom Winter 1774 an wurde der Erbprinz auf der Herzogin Anordnung in seine künftige Bestimmung näher eingeführt; in die davon übrig bleibende Zeit hatte sich Wieland mit den andern Lehrern zu theilen: er war zurückgeschoben.

Alle seine günstigen Erwartungen vom Erbprinzen hatten sich im Verlaufe seiner Wirksamkeit ihm bestätigt. Er schreibt am 24. Januar 1774 (an E. W. Behrisch): 'Unser edler liebenswürdiger Carl August — einer der besten Sterblichen, die ich kenne — lässt mich mit dem stärksten Grunde hoffen, dass auch seine Unterthanen (wie die des Fürsten zu Dessau) dereinst Ursache haben werden, den Tag, da er geboren wurde, zu segnen und zum festlichsten Tage zu machen. Wie süss ist es für einen Freund der Menschheit, dass es in diesen, in mancher Absicht verderbten Zeiten, und unter einer so grossen Menge von namenlosen Fürsten, noch einige gibt, die der Gedanke, zum Wohlthun berufen zu sein, glücklich macht! die in vollem Masse fühlen, dass es ein seliges Geschäfte ist, der Schutzgeist eines Volks und der Gottheit Ebenbild zu sein'. Die Begeisterung, mit welcher Wieland sein hohes Amt antrat, zeigt sich hier eher gesteigert, als vermindert. Der zweite Traum seiner Jugend war dem glücklichen erfüllt. Mit Selbstbefriedigung nennt er sich in jenem Briefe den Danischmende des Herzogs von Weimar und durfte es um so stolzer thun, als sein fürstlicher Schüler dem Lehrer die Zuneigung bewahrte, welche ihn bestimmt hatte, seine Berufung so dringend zu wünschen.

Am 6. Mai 1773 hatte Görtz der Herzogin berichtet: 'Die beide neue Lehrer, der Herr Hof-Rath Wieland, und Professor D. Mayer, haben durch ihren Vortrag, sich den

Beifall ihrer Durchlauchtigen Zuhörer erworben, so wie sie beide, sich der Gnade Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht durch ihren Fleiss, Treue, und Eifer würdig machen. Von ersterm liesse sich nichts weniger erwarten, und unter dessen Beistand ist mir das sorgsame Erziehungs-Geschäfte um die Helfte erleichtert worden.' Bei dieser Gesinnung des Erbprinzen und des Grafen Görtz für Wieland blieb es. Aber es ist durch Beaulieu-Marconnays Veröffentlichungen bekannt, dass schon nach Ablauf des ersten Jahres der Wielandschen Wirksamkeit die Herzogin den Gouverneur und den Instructor beschuldigte, dass sie ihr das Herz des Sohnes entfremdeten. Wenn der letzte Grund dieser empfundenen Entfremdung wirklich darin zu suchen ist, dass der Erbprinz auf Herzogsehren Anspruch erhob, so kann unmöglich Wieland daran Mitschuld haben; seiner Überzeugung, dass ein Thronerbe möglichst ohne das Bewusstsein seiner künftigen Würde, jedenfalls ohne die stete äussere Erinnerung an seine Sonderstellung erzogen werden solle, widerspricht es ganz und gar, in Carl August solches Anstreben erweckt zu haben.[77]) Ich zweifle nicht daran, dass der Missmuth der Anna Amalia nicht allein durch ihre eigenen Beobachtungen angefacht wurde. Dieselbe Hofpartei, welche gegen Wielands Berufung war, hatte noch ihr Ohr. Herr von Fritsch empfand diesen Gang der Dinge als Genugthuung; er hatte ihn seit langer Zeit vorgesehen, schreibt er. Die Gruppirung ist dieselbe wie vor der Berufung Wielands: der Erbprinz, Görtz, Wieland auf der einen Seite, die Regentin und ihr erster Berather auf der andern; sie war nur vorübergehend und nur durch den Wunsch Carl Augusts auf jener Absichten eingegangen; jetzt bleibt Fritsch Sieger; er hatte keine Schätzung für 'diese bezahlten Lehrer[78]) mit ihren ewigen

---

[77]) Allerdings war Wielands Meinung, dass Carl August eigentlich der Herzog sei (vgl. oben S. 370) und dies mag der Herzogin zu Ohren gekommen sein. Dem fürstlichen Schüler aber hat Wieland aus pädagogischen Gründen die gegen den vertrauten Freund Görtz gethane Äusserung gewiss verheimlicht.

[78]) Er fasst also Wielands Stellung so auf, wie dieser sie eben nicht aufgefasst wissen wollte. Siehe S. 373 f.

Stunden über öffentliches Recht'; es bestimmte den ehrenhaften Mann, dem nur eben die Erziehung des Erbprinzen zu neumodisch war, mindestens ebenso viel sachliche Überzeugung als persönlicher Unwillen, vorzuschlagen, dass die Erzieher ihres Amtes nicht so lange warteten als vorgesehen war, dass Carl August in das geheime Conseil eingeführt und so der Theorie und dem Einfluss seiner Lehrer, vorzüglich Wielands entzogen werden solle. Die Herzogin entschied in seinem Sinne. Und so tritt Wieland vom Winter 1774 an in den Hintergrund. Es ist die Zeit der guerre intestine, in welcher Knebel für den von Wieland vernachlässigten Prinzen Constantin gerufen ward, wobei ein ähnliches Intrigenspiel wie bei Wielands Berufung spielte; diesmal widerstrebte Görtz einer von Fritsch gewollten Berufung. — Es ist nicht zu leugnen, dass in der ärgerlichen Charakteristik, welche die Herzogin von Wieland entwarf, ihr feiner Sinn manches Richtige trifft; es ist wahr, dass Wieland 'in seiner Lebhaftigkeit das Herz auf der Zunge' hatte, schwärmerisch, schwach, vielleicht auch unvorsichtig und Schmeicheleien zugänglich war: doch sie hat selbst in der Stunde des Unmuths gesehen, dass er nicht aus bösem Willen fehlte; und sie hätte ihm die versprochene Freundschaft fürs Leben nicht gehalten, wenn nicht im ruhigeren Laufe der Dinge ihr Auge auch seine vortrefflichen Eigenschaften wieder klarer gesehen hätte. Sie musste später erkennen, dass sie Unrecht hatte mit der gereizten Behauptung, er sei nicht für die Stellung des Prinzenlehrers gemacht. Sie konnte es jeden Tag an dem regierenden Sohne sehen, wie in ihm Wielands Unterweisung segensreich fortwirkte.

Hat Carl August, um nur an einiges besonders zu erinnern, hat er nicht die Grundlehre Wielands durch sein Leben bestätigt, dass der Fürst zuerst ein voller und ganzer Mensch sein müsse? Hat er nicht in der Natur sich Stärkung und Besinnung und reine Frische erholt, die Lehre Wielands von der heilenden Natur vertiefend? Es ist geradezu überraschend, wie genau einige Sätze des Goldenen Spiegels auf Carl August zutreffen, und wenn es nöthig wäre zu beweisen, dass der mündliche Unterricht Wielands sich mit seinen

gedruckten Ansichten deckte, so wäre hier das Zeugniss. König Tifan sucht seine Vergnügungen 'bei den Musen oder im Schoosse der Natur und in den Süssigkeiten eines zwangfreyen, freundschaftlichen Umgangs'. Er ist zu gross, durch äusserlichen Pomp und Schimmer den Pöbel verblenden zu wollen, aber äusserst empfindlich für das Vergnügen, geliebt zu werden. 'Keine Anstrengung, keine Mühe, keine Nachtruhe ist ihm beschwerlich', für sein Volk zu wirken. Tifan hat beinahe lauter rechtschaffene Leute, Männer von ebenso aufgeklärtem Geist als edlem Herzen, zu Dienern. Er ist zu sorgfältig in der Wahl seiner Leute und versteht sich zu gut auf den Werth der Menschen, um leicht betrogen zu werden; er weiss zu gut, was für ein Charakter, was für Geschicklichkeiten und Tugenden zu jedem Amt erforderlich sind, um nicht jeden an seinen rechten Platz zu stellen. Er zieht wie durch eine magnetische Kraft nach und nach alle verständigen und redlichen Leute von Scheschian an sich; kein Verdienst, kein Talent bleibt ihm verborgen, die Begierde, einem so vortrefflichen Fürsten bekannt zu werden, erleichtert ihm die Mühe, sie zu suchen. Die Gerechtigkeit, womit er sein Vertrauen, seine Zuneigung jedem nach dem Grade des persönlichen Werthes und der wirklichen Verdienste zumisst, bringt bei seinen Untergebenen eine beinahe wunderthätige Wirkung hervor; niemals ist ein grosser Herr von bessern Leuten, und muntrer, sorgfältiger, redlicher bedient worden als Tifan. Ist das nicht Zug um Zug und Wort für Wort ein Bild der Thätigkeit Carl Augusts? Selbst seine turbulente Zwanglosigkeit ist hier vorgedeutet; und an Goethes Berufung ins geheime Conseil, an die unübertreffliche Äusserung des Herzogs bei diesem Anlass wird jeder Leser sofort gemahnt; wie er bei Feuers- und Wassersnoth immer am Platze war, Tag und Nacht, und wahrhaft keine Mühe scheute, ist unvergessen. Wieland verlangte, dass der Herrscher sein Land bereise, selbst Umschau halte, selbst an Ort und Stelle die Nothwendigkeit von Verbesserungen beurtheile; Carl August hat es gethan. Wieland legte dem Regenten Schutz und Beförderung der Künste und Wissenschaften auf; keiner hat die Fürstenpflicht ernster gefasst

als Carl August. Und, um auf Grösseres zu sehen: Wieland erklärt den Erlass einer Verfassung als erste Regentenpflicht; Carl August war der erste deutsche Herrscher, der seinem Lande eine Verfassung gab. Wieland zielt auf die Einigung zerstückelter Reiche ab; Carl August unterzeichnete als erster den Fürstenbund, von dem er eine Stärkung der Einheit Deutschlands erhoffte. Wer will die nachhaltige Wirkung, die günstige Wirkung der Wielandschen Erziehung leugnen? Weimars Fürst, Weimars Glanzzeit verdankt Wieland mehr, als gemeiniglich erkannt wird. Freilich sein Wort wäre verflogen, wenn der Jüngling, dem es galt, nicht ein Carl August gewesen wäre. So aber konnte sich die Prophezeiung erfüllen, die Wieland fast drei Jahre vor Goethes Eintritt in Weimar Fritz Jacobi verkündete: 'Wenn der Himmel unsern jungen Fürsten und ein paar gute Freunde, die er hat, leben lässt, so sollen Sie in sechs Jahren a dato einen kleinen Hof sehen, der verdienen soll, dass man von den Enden der Welt komme, ihn zu sehen.'

Graz. Bernhard Seuffert.

## Herder und Goethe über die Mitwirkung der Schule beim Theater.

Als Goethe 1791 das Weimarer Hoftheater begründete, konnte er nicht mit Zuversicht auf den dauernden Fortbestand dieser Schöpfung rechnen. Es kam darauf an, ob die Leistungen seinen hohen Erwartungen entsprachen, und wie die hohen Ansprüche, welche er schon beim Beginn seiner hervorragenden Thätigkeit an die Schauspieler stellte, mit der schwachen materiellen Grundlage, auf der im allgemeinen Goethes Schöpfung ruhte, in vollen Einklang zu setzen war. Weimar an sich war zu klein, um eine gute Bühne dauernd und kräftig zu unterstützen. Nach den bisherigen Gepflogenheiten hatte die kleine Bevölkerung nur zeitweise Interesse am Theater bekundet; mit dem

Eintritt des Sommers war, wie Bellomos Direction zur Genüge gezeigt hatte, das Publicum des Theaters müde. Gerade dieser Umstand musste in hohem Masse berücksichtigt werden, wenn Goethe nicht allzu starke Anforderungen an den Hof stellen wollte, der die Fehlbeträge für eine stehende Truppe zu decken hatte. Zweierlei ermöglichte den Fortbestand der Goetheschen Schöpfung: eine über alles Lob erhabene Finanzwirthschaft und die Ausnutzung der theatralischen Kräfte, wie sie in ähnlichen Instituten damaliger Zeit kaum sich wieder geltend gemacht hat. Goethe hat es, wie ich neuerdings gelegentlich gefunden habe, brieflich selbst einmal ausgesprochen, dass Weimars Theater nur mit Hülfe der auswärtigen Thätigkeit in Lauchstädt und Halle, Erfurt, Rudolstadt und Leipzig aufrecht zu erhalten war.

Aber auch in Weimar selbst griff er zu allen, wie es schien, erlaubten Mitteln, um bei bewährter Sparsamkeit auch entferntere Kreise in das theatralische Leben hereinzuziehen. Namentlich war es das Seminar, das unvermerkt in eine nicht gerade heilvolle Nähe des Theaters gerückt worden war.

Wenn schon Bellomos Direction (1784—91) es verstanden hatte, fehlende Kräfte in gesanglicher oder statistischer Beziehung für das Theater aus diesen Kreisen zu gewinnen, so war die Mitwirkung der Seminaristen damals doch nur auf vereinzelte Schüler beschränkt gewesen und die höchste Aufsichtsbehörde der Schule hatte bei dieser massvollen Verwendung keinen Grund gehabt abzuwehren, und darum auch in der Folgezeit kein wachsames Auge auf die mehr und mehr sich steigernden Anforderungen gerichtet, bis sie sich, wie Herder es scharf genug ausdrückte, zuletzt in Anmassung verwandelt hatten.

Bedeutendes musste vorausgegangen sein, dass Herder 1802 mit tiefer Entrüstung die Unabhängigkeit des Seminars vom Theater zu erkämpfen strebte, indem er sich in einer bisher wörtlich nicht bekannten[1]) Auseinandersetzung gegen

---

[1]) Haym, Herder nach seinem Leben und Wirken (2, 807. 808) gibt sie auszugsweise. Es kommt dabei natürlich die Bedeutung des Schriftstückes, wie die Behandlung desselben durch Goethe nicht

die beabsichtigte Übertragung des musikalischen Unterrichtes, welcher bisher mit dem Stadtcantorate verbunden gewesen war, an den Concertmeister Destouches aussprach. Wurde die Verbindung des Unterrichtes ermöglicht, so lag die Gefahr nahe, dass das Theater in einen festern organischen Verband mit dem Seminar gesetzt wurde, welches ohnehin schon schwer geschädigt worden war, wie die Vorstellung selbst dies zur Genüge kennzeichnet. Sie besagt:

Da in dem höchsten Rescript die Äuserung geschehen, dass sich bei Anstellung eines Musiklehrers an dem hiesigen Gymnasio, die Gränzen seiner Obliegenheit also bestimmen liessen, dass weder das Schul-Seminarium noch der Schul-Unterricht und [die] Disciplin, noch die Bildung guter Landschullehrer damit gestöhrt werde, ... so haben wir es unserer Pflicht gemäs erachtet, über den lezten Punkt, der zu ertheilenden Arbeiten, vom Directore Gymnasii, dem nach den Schulgesetzen eine specielle, so wie dem Cantori, die specielleste Aufsicht über das Chor obliegt, Bericht zu erfordern, der denn 1 Fol. dict. Actor.: die Singestunden, die Kirchenmusik und das Chor belangend, über die einem fremden Musiklehrer zu übertragenden Arbeiten nähere Auskunft giebt. Wir müssen den von unserem Collegen geäusserten Bedenklichkeiten um so mehr beitreten, da beiliegende 18 Stück Ober-Consistorialacten die Wiederbesetzung der Cantorstellen auf dem Lande betreffend, deren Zahl leicht zu vermehren wäre, in den eingeschlagenen Zeugnissen deutlich zeigen, wie sehr in den neueren Jahren bey den Lehrlingen des fürstl. Gymnasiums, das echte Orgelspielen und die Übung in wahrer Kirchen-Musik, einem Geschmack den der Prüfende Galanterie oder Galanteriestückchen nannte, aufgeopfert worden, und über diesen der Grund jener, der Generalbass hinten angesezt sey, Öffentlich und besonders geschahen, wie dieses ich der Ephorus Gymnasii pflichtmässig bezeuge, deswegen an den Cantorem

---

zur vollen Geltung. Für das Theater war die Frage von rein finanzieller Bedeutung, worauf Haym keine Rücksicht genommen hat. Vgl. auch Ranitzsch, Das Grossherzogl. Lehrerseminar S. 16 ff., wo auch die Haltung Herders in früherer Zeit eingehend dargestellt und die Entwicklung der Streitfrage, insoweit sie für die Geschichte des Seminars von Interesse ist, behandelt ist, ohne dass die von mir hier mitgetheilten Schriftstücke beachtet sind. Ich gebe den Wortlaut des Herderschen Schriftstücks unter Hinweglassung der Actencitate und des nicht wesentlichen Eingangs der Vorstellung nach einer gleichzeitigen Abschrift aus Theateracten, während das Original, welches jedenfalls von Haym eingesehen ist, in den Consistorialacten (Cultusdepartement in Weimar) sich befindet.

Erinnerungen, der aber jederzeit über die Vernachlässigung der Stunden dieser Art, die zu einem rechten Studium und Übungen in der Kirchen-Musik führen sollten, und den daran hindernden Theatergeschmack Klage führte.

In mehrern unsrer Landkirchen ist dieser Geschmack zum Theil so eingedrungen, dass mich, den General-Superintendent, bei Einführungen der Geistlichen bisweilen so lustige Operarien, denen geistliche Worte untergelegt sind, empfangen, dass es mich Wunder nahm, wie nicht die christliche Gemeinde dazu tanzte. Um so auffallender wird dies, da rings um im Erfurthischen, Gothaischen, Altenburgischen und Chur-Sächsischen auf Kirchen-Musik gehalten und es dem Fürstenthum Weimar nicht nur auswärts zum Vorwurf gemacht wird, schlechte Orgelspieler zu haben, sondern auch vor uns von mehreren Gemeinden Beschwerden geführt sind, dass das Feyerliche ihres Kirchengesangs dahin sey, indem ihre Cantores die Melodie ordentlich zu führen, kaum Lust hätten.

Wie seit Jahren also unser Wunsch gewesen, diesen Vorwurf hinweg zu thun und der Kirchen-Musik die ihr gebührende andächtige Feier wieder zu geben, so kann es bey gegenwärtiger Vacanz nicht anders, als unser Pflichtmässiges Bestreben seyn, die Stelle des Cantoris als Directoris der Kirchen-Musik in jeder seiner Arbeiten, Einkünfte und Emolumente nicht geschwächt, sondern bestärkt zu sehen, mit dem unterthänigsten Antrage, dem Patrono aufgeben zu dürfen, dass er zu dieser Stelle und zu allen ihren Functionen, einen Mann in Vorschlag bringe, der mit ungetheilter Autorität und Einkünften des Cantorats, den bisherigen, sich aufs ganze Land erstreckenden Mängeln der Kirchen-Musik und sonst gründlich abzuhelfen im Stande sey, und der daran durch kein fremdes Geschäfte behindert werde.

Es gereichte nicht zur Ehre des Landes, dass im Jahre 1799 beyliegendes Coralbuch gedruckt und in den Kirchen eingeführt werden musste, worinn um den Mangel an Kenntniss des General-Basses zu suppliren, jede Note ausgedruckt war. Da alle Kirchen das Recht haben, tüchtige Cantores auch in der Kirchen-Musik zu fordern, indem in protestantischen Kirchen gemeinschaftlicher Gesang ein Hauptererforderniss des Gottesdienstes ist, so sind wir des gerechtesten Zutrauens, dass Ew. Durchl. eine zur Bildung protestantischer Kirchen-Musik Uralters gegründete unentbehrliche Anstalt, nicht nur fortdauern zu lassen, sondern auch in ihren wahren Werth gesetzt zu sehen, huldreichst geneigt sind.

Das Seminarium betreffend, können dem Ephoro Gymnasii die lebenden und wenn sie noch da wären, würden es auch die hingegangenen Glieder unseres Collegiums bezeugen, wie oft und mit unwiderstehlichen Gründen derselbe geäussert hat, dass bey dermaliger conniventer eingerissenen Nähe des Seminarii und des Hoftheaters, wenn irgend eine andere Stadt im Fürstenthume

dazu in Vorschlag zu bringen wäre, derselbe für jenes darauf antragen würde.

Nie ist bey Errichtung gedachten Instituts auf diese Nähe gerechnet worden, indem man damals keine Ahndung gehabt, dass ein solches eintreten würde. Auch ist viele Jahre hindurch dieses Institut von aller Mitwirkung zum Theater verschont geblieben. Unter der Bellomo'schen Gesellschaft fand auf Verwendung die Mithülfe Einiger, doch nur in den gehörigen Schranken, durch Connivenz und Indulgenz statt, ohne dass das fürstl. Oberconsistorium zu einer Concession deshalb erlassen hätte.

Erst unter der Hofdirection des Theaters ist diese Connivenz allmählig, zuerst auch bittweise, dann mit mehrerer Forderung Sitte geworden, bis sie sich zuletzt in Anmassung verwandelt.

Da aber nichts augenscheinlicher ist, als dass seiner Function und Beschaffenheit nach, weder Gymnasium noch Seminarium die mindeste Verbindung mit dem Theater haben, vielmehr der heilloseste Schritt in ein Kirchen- oder Landschulamt der Weg über das Theater wäre, so glaubten wir in unserm vorigen unterthänigen Bericht, dass über eine so wichtige Angelegenheit die Erziehung sämmtlicher Landjugend die Sache für sich selbst spreche und sich ans Herz lege.

Ganz andre Sitten, eine andere Lebens- und Denkweise wird erfordert von einem Mann, der die Landjugend unterrichten, der das Zutrauen der Gemeinden gewinnen, sich als oftmaliger Stellvertreter des Pastoris Achtung verschaffen, auf dem Lande, landmännisch beschränkt leben, in seinem Kreise zur Landes-Cultur ein Vorbild werden soll, als die er in der Nähe einer ganz anderen Denkweise lernt. Wenn also in den neueren Zeiten, ich, der Ephorus, bey Visitationen die Stunden des Seminariums halbleer fand und in ihnen sowohl, als sonst die Beschwerden des Inspectoris und Lehrers hörte, dass Singeproben des Theaters, die nach Convenienz angestellt würden, diese Stunden leer machten, und dabey in die Augen fällt, dass wenn dergleichen Vorwände als Thore der Vernachlässigung der Jugend, einmal geöffnet dastehen, alle Ordnung dahin sey, und wie im Bericht unsers Collegen des Directoris Gymnasii bemerkt worden, die Lehrer des Gymnasii dieselbe Klage führen, so ist nichts als eine völlige Scheidewand zwischen Theater und Gymnasium zu wünschen, so, dass wenn bey Anstellung eines Musik-Directoris am fürstl. Gymnasium irgend eine nähere Conjunction des Theaters und Singchors, oder gar die Unterordnung dieses unter jenes in der Idee seyn sollte, dieselbe pflichtmässig aufs dringendste zu verbitten wäre. Theater und Landschulseminariums schicken sich unserer Überzeugung nach nicht für einander, die Gemeinden wünschen dergleichen Subjecte, die auf dem Theater gebraucht sind, nicht; der Zweck der löblichen Landstände, die auf ein Seminarium tüchtiger Landschullehrer angetragen, würde damit auch vereitelt, daher wir des Zutrauens

sind, dass Zulage die Cantori als Collegae Gymnasii bis auf weitere Fortrückung in die vierte Classe des Gymnasiums und als thätiger Musiklehrer am Seminario verwilligt ist, einem fremden Musikdirectorio nicht zukommen werde.

Das Cantorat, als eine Kirchen- und Schulstelle hat seine eignen Pflichten. Dass ein Clericus und kein anderer die Verstorbenen zu Grabe singe, kann nach der Kirchen-Ordnung und der allgemeinen christlichen Observanz Jeder fordern, eine Abänderung hierinne, so wie die Verwaltung des Kirchen-Gesanges in der ältesten Lutherischen, der Stadt-Kirche, durch einen Römisch-Catholischen, so wie sie der Kirchen-Ordnung, den Landesrecessen und dem zu leistenden Eide entgegenstünde, würde fast allgemein zum Anstoss gereichen, der Publicität nicht entgehen, auch wie wir es heraus zu sagen uns devotest erkühnen, selbst dem Andenken der Fürsten zu nahe treten, deren Bildnisse und Grabmahle diese Kirche ehren.

Der an Lehrern so dürftigen Schule ist ein eigner Cantor auch als Lehrer unentbehrlich: denn obgleich die Ephorie, in Hoffnung, dass das Chor und die verfallene Kirchenmusik in besseren Stand kommen sollte, Cantori einige Stunden des Unterrichts entnommen und solche, unter seiner, Cantoris Aufsicht Seminaristen zutheilte: so ist doch wahr zu nehmen gewesen, dass, weil jene Aufsicht allmählich fehlte, das Zutrauen der Eltern zu gedachter Classe abnahm und sich Unordnungen ergaben, denen nothwendig bey Anstellung eines neuen Cantoris, als eignen Lehrer der Classe gesteuert und zuvorgekommen werden muss.

In tiefster Unterthänigkeit leben wir also des vestesten Zutrauens, dass Ew. Hochf. Durchlaucht die erledigte Stelle in statu quo lassen, und uns erlauben werden, Ordnungsmässig dem Stadtrath aufzulegen, zur quästionirten Cantor-Stelle, mit allen ihren Pflichten, Einkünften und Emolumenten ein tüchtiges Subject zu präsentiren, und so dann nach allen Obliegenheiten derselben ernste Ordnung zu treffen.

Auf mehrere Jahrhunderte vielleicht würden wir zurückgeworfen, wenn eines kleinen Emolumentes oder einer vorübergehenden Convenienz wegen eine dem ganzen Lande wichtige Stelle verstümmelt, oder gar Gymnasium und Seminarium auf irgend eine Weise unter eine Disposition gerückt würde, unter welche es nicht gehört; dagegen als ausserordentlicher Musiklehrer, gleich andern dergleichen der Concertmeister Destouches, dem fürstlichen Gymnasio nicht anders als lieb seyn kann, wenn derselbe ohne Verminderung der Cantorats-Besoldung und Emolumente, sowie ohne Verminderung des ihm zu seiner Obliegenheit nöthigen Ansehens aus Ew. Herzogl. Durchlaucht freier Gnade angestellt würde.

Dieser am 26. Oktober 1802 von Herder verfassten Vorstellung folgte die Aufforderung des Herzogs Carl August

an die Theater-Commission, sich mit gutachtlichem Berichte binnen vierzehn Tagen darüber vernehmen zu lassen, 'was sie bei der gewünschten Anstellung ermeldten Destouches als Cantor eigentlich beabsichtige und glaube, wie die Zeit, welche derselbe bei den Schulverrichtungen zubringe, mit der, welche er bei dem Hof- und dem Theaterdienst zubringen müsse, zu vereinbaren, ingleichen, in wie fern die Beschwerde des Ober-Consistoriums und der Schule, in Ansehung der Versäumnisse der nicht musicalischen Lectionen der Choristen durch deren Gebrauchung bei dem Theater gegründet sein möchte und was für Mittel angewendet werden könnten, diesen Klagen, wofern sie gegründet sein sollten abzuhelfen, ohne dem Hoftheater die Beihülfe des Schul-Chores zu entziehen.'

Es ist interessant, wie Goethe die schwerwiegende Frage in einem von ihm dictirten Schreiben vom 4. December 1802 behandelte, welches folgender Massen lautet:

Durchlauchtigster etc. Ew. etc. haben uns mittelst Rescriptes vom 5. dieses zu befehlen gnädigst geruht über die Bedenklichkeiten, welche der Anstellung des Conzertmeisters Destouches bey dem Unterricht des Chori musici alhier entgegen stehen, unterthänigst gutachtlichen Bericht zu erstatten und wir verfehlen nicht diesem höchsten Befehle submisseste Folge zu leisten. Da man, von Seiten fürstl. Theatercommission, ohne Mitwirkung des Chores, die Aufführung der Oper zu leisten nicht im Stande wäre; so hat es ihr freylich wünschenswerth geschienen, wenn eine und dieselbe Person an beyden Orten Einfluss haben könnte.

Wird der künftige musikalische Unterricht, bey hiesigem Gymnasio dergestalt eingeleitet, dass für ein tüchtiges Fundament gesorgt ist; werden, bey geistlichen Handlungen, solche Stücke aufgeführt, die aus dem wahren Character einer Kirchenmusik nicht heraustreten; so wird es den jungen Leuten, in der Folge, weder an Geschick noch Geschmack fehlen, diesen Theil ihrer Pflicht zu erfüllen.

Von Seiten des Theaters hat man gegenwärtig schon die Einrichtung getroffen, dass die Proben von 11—12 und Abends von 4 Uhr an, gehalten werden; auch wird hierin zu beyderseitiger Zufriedenheit vollkommene Ordnung bestehen können, wenn der Conzertmeister Destouches die dortigen Verhältnisse kennt und seine Incumbenzen zu vereinigen sucht. Ausser allem Zweifel scheint es gesetzt zu seyn, dass schon dadurch viel Zeit und Mühe erspart wird, wenn ein Lehrer mit seinen Schülern etwas

unternimmt, die er kennt, die seine Methode gewohnt sind und die er auf mehr als eine Weise zu üben verpflichtet ist.

Was der Concertmeister Destouches bey dem Gymnasio, unbeschadet seines Dienstes bey Hof und Theater, zu leisten gedenkt, ist von demselben in der Beylage verzeichnet worden. Wie wir nun die dessfallsigen Entschlüsse Ew. Hochfürstl. Durchlaucht in schuldigster Devotion, sowie die allenfallsige Remuneration desselben, anheim geben; so können wir nicht unbemerkt lassen, dass es bey einer Sache, die so mancherley Seiten hat und wobey so viel auf persönliche Verhältnisse ankommt, vielleicht räthlich seyn möchte die Einrichtung nur zum Versuche, auf eine gewisse Zeit zu treffen und von der Erfahrung zu erwarten in wie fern die concurrirenden und, hie und da vielleicht streitenden Interesses vereinigt werden könnten.

Die wir bey Remittirung der Original-Anfuge mit tiefster Verehrung allstets verharren etc.

Weimar d. 4. Dezember 1802.

Goethe ging als Sieger aus diesem Kampfe hervor. Der letzte Passus des fürstlichen Auftrages: wie den Klagen des Ober-Consistoriums und der Schulleitung abzuhelfen sei, ohne dem Hoftheater die Beihilfe des Schul-Chores zu entziehen, hatte ihm die Antwort erleichtert. So tief Herder die schwer schädigenden Einflüsse des Theaters auf die Schule begründet hatte, so wenig war nach der Aufforderung Carl Augusts Aussicht auf die scharfe Trennung beider Institute vorhanden. Es handelte sich ja für Goethe laut fürstlichen Befehles gar nicht um Angabe der Mittel, wie ein Institut ohne die Mitwirkung des anderen bestehen könne, vielmehr sollten sie gegen Herders Gutachten vereint weiter wirken, freilich unter der schwer zu erfüllenden Voraussetzung, dass die Schule nicht geschädigt werde.

Goethe sagte mit dürren durchschlagenden Worten: die Aufführung der Oper ist ohne Mitwirkung der Schule unmöglich, und darin hatte er Recht, so lange sein Institut mit den vorhandenen bescheidenen Mitteln zu arbeiten hatte. Wohl hätte es aber Wege gegeben, auf denen er Herder gegenüber volles Entgegenkommen beweisen konnte. Aber Goethe vermied es, er stellte seine Anstalt höher als die Schule, und unter Verweisung auf weitere 'versuchsweise' Behandlung der Frage hat er Herders Widerstand gebrochen. Erst seine Nachfolger nahmen den

Kampf wieder auf. Was später, 1807, unter ungleich ungünstigeren Theater-Verhältnissen möglich war, hätte Goethe schon 1802 im Interesse der Schule und im Sinne Herders anbahnen können, wenn er nur gewollt hätte.

Weimar. C. A. H. Burkhardt.

# Zu Grillparzers dramatischen Fragmenten.

An Josef Seemüller.

Gestatte mir, lieber Freund, dass ich Dir meinen Dank für Deine ausführliche und aufschlussreiche Besprechung der neuen Grillparzer-Ausgabe auch öffentlich ausdrücke, indem ich an die mündlich wie schriftlich von Dir aufgeworfenen Fragen anknüpfend Dir einige kleine Untersuchungen und Funde vorlege, welche Dich vielleicht wieder einmal von der geraden Flucht der mittelalterlichen Chronikverse ablenken in die verschlungenen Irrgänge von Grillparzers Dichtergarten.

Du hast zunächst den Wunsch ausgesprochen, über die Anhaltspunkte, welche mich bei der von mir vorgenommenen Datirung insbesondere der kleineren Aufsätze und Gedichte geleitet haben und, was damit im innigsten Zusammenhange steht, über die Beschaffenheit des Grillparzerschen Nachlasses im allgemeinen etwas Näheres zu erfahren. Ich hatte lange geschwankt, ob ich mich darüber in dem Vorbericht zur Ausgabe nicht ausbreiten sollte, habe dann aber aus der leidigen Rücksicht auf den weiteren Leserkreis darauf verzichtet.

Bei Grillparzers Tode fand sich eine Überfülle von Papieren in seinem Nachlasse vor; denn von den ersten kindlichen Kritzeleien bis zu den letzten mit zitternder Hand niedergeschriebenen Studien und Epigrammen hatte er in fast lückenloser Folge alles aufbewahrt, was er in seinem langen Leben jemals dem Papiere anvertraut hatte. Die Handschriften der abgeschlossenen gedruckten und ungedruckten Werke, der Dramen, der Erzählungen, der Selbst-

biographie liessen sich leicht in grössere Massen zusammenfassen; auch die Reisetagebücher, die an ihn gerichteten Briefe, die Documente. Übrig blieb ein gänzlich ungeordneter Wust von Blättern, viele hunderte an Zahl. Die Herausgeber sagten darüber im Vorwort zum 9. Bande: 'In seinem Stillleben, mit einer alle Fächer des Wissens umschliessenden Lectüre beschäftigt, warf Grillparzer Gedanken, die sich mächtig in ihm regten und nach Ausdruck rangen, auf das Blatt Papier, das ihm nächst zur Hand lag, unbekümmert, was er früher schon auf dasselbe verzeichnet. und schloss es für immer in seinen Schreibtisch ein'. Bei der ersten Aufnahme wurden diese Blätter ohne Rücksicht auf ihren äusseren oder inneren Zusammenhang vorläufig nummerirt und zwar von 1—448 und Pr 1—182 (die letztere Serie wahrscheinlich von Dr. Preyss, Grillparzers Arzte. geordnet). Aus einem von Josef Weilen für Freiherrn von Rizy darüber angefertigten Verzeichnisse ist zu entnehmen. dass 13 Nummern von der Erbin als Andenken vertheilt, 58 Nummern von ihr 'in besonderen Verschluss genommen' wurden. Die übrigen Blätter sonderte Herr von Rizy während einer langjährigen liebevollen Beschäftigung mit dem Nachlasse in drei grosse Gruppen: Erinnerungsblätter, Gedichte und Studien (meist Auszüge aus gelesenen Werken); er führte innerhalb jeder Gruppe eine chronologische Ordnung durch und fertigte wenigstens über die erste und umfangreichste einen räsonnirenden Katalog an. Dies sind im wesentlichen jene Papiere, aus denen (vor der Ordnung durch Rizy) der 1., 8. und 9. Band der ersten Ausgabe und jetzt der 1., 2., 12., 13. und 14. der neuen Auflage geflossen sind. Die oben als ausgeschieden bezeichneten 58 Nummern versah Herr von Rizy gleichfalls mit Daten und vereinigte sie zu einer eigenen Gruppe; 17 Blätter scheint er — nach einer eigenhändigen Notiz zu urtheilen — vernichtet zu haben.

Für die Chronologie dieser zerstreuten Blätter hat nun Rizy das Wesentlichste geleistet. Selten hat Grillparzer selbst Datirungen beigefügt; des öfteren lassen sie sich durch die Erkenntniss der persönlichen, litterarischen oder politischen Anspielungen bis auf Jahr und Monat genau bestimmen; anderes ist auf Grund der Schrift und des Papieres

eingeordnet worden. An diese von Rizy vorgenommenen Datirungen lehnt sich meine Ausgabe in vielen Fällen an und wo ich kein Fragezeichen hinzugesetzt habe, darf sie als eine völlig gesicherte gelten. Allerdings habe ich mancherlei Veranlassung gefunden, von Rizys Bestimmungen abzuweichen und bei einer gründlichen Neuordnung des Nachlasses, wie sie ausserordentlich wünschenswerth wäre, müssten meiner Meinung nach sowohl jene vorläufig ausgeschiedenen Blätter, als die Gedichtniederschriften und wenigstens ein Theil der sogenannten Studienblätter in das grosse Corpus der Erinnerungsblätter eingereiht werden, wodurch die Zusammengehörigkeit mancher jetzt vereinzelt liegenden Blätter erkannt werden würde. Schon jetzt kann ich eine Reihe von Aufsätzen bezeichnen, deren einzelne Theile getrennt in verschiedenen Cartons unter verschiedenem Titel untergebracht sind.

In jedem einzelnen Falle etwa durch kritische Zeichen anzudeuten, ob die Datirung auf Grillparzers eigener Angabe beruhe, auf Rizys Autorität hin oder auf Grund meiner eigenen Untersuchungen vorgenommen wurde, war vorläufig undurchführbar. Vielleicht gibt eine spätere Auflage zu dergleichen Gelegenheit.

Mit den hier angeführten und in der Ausgabe benützten Papieren ist aber die Fülle des Nachlasses noch nicht erschöpft.

Wahrscheinlich schon v o r der ersten Durchsicht durch die Herausgeber hatte Katharina Fröhlich einen geringen Theil des Nachlasses bei Seite gelegt, der ihrer Verfügung gemäss der Wiener Stadtbibliothek in einem versiegelten Pakete übergeben wurde und erst fünfzig Jahre nach Grillparzers Tod der Benutzung zugänglich gemacht werden darf. Soweit man aus der Beschaffenheit des übrigen Nachlasses schliessen darf, scheinen diese Papiere vorwiegend die überaus traurigen Privatverhältnisse der beiden Familien Grillparzer und Fröhlich zu betreffen; gewiss bergen sie manches, was auf die Herzensbeziehung zu Katharina helleres Licht werfen könnte, und vielleicht ist auch das eine oder andere bissige Epigramm hier an die Kette gelegt worden; der Biograph des Dichters wird deren Kenntniss schmerzlich ent-

behren; der Herausgeber seiner Werke darf neue Aufschlüsse aus ihnen schwerlich erwarten. Herr von Rizy hat sich von einzelnen dieser Papiere zum Zwecke der von ihm geplanten Biographie Abschriften genommen und aus diesen stammen die meisten jener Mittheilungen Laubes in dem Buche Franz Grillparzers Lebensgeschichte (Stuttgart 1884), zu denen die Originalpapiere im offenen Nachlasse nicht vorhanden sind.

Eine dritte dünne Schicht von Papieren hat sich bei der Durchsicht der Bibliothek Grillparzers und aus Rizys Nachlass neuerdings zusammengefunden, Jugendarbeiten, Notizbücher, Briefe und Documente umfassend; diese sind mir erst nach der Vollendung meiner Ausgabe zugänglich geworden, sie machen manches früher zurückgelegte Blatt verständlich und fordern zu der wiederholten Nachprüfung einzelner Vermuthungen auf; Du weisst ja am besten, wie sehr ich mir vom Anfang an bewusst war, nicht überall gleich beim ersten Anhieb das Richtige getroffen zu haben.

## 1. Zu den Fragmenten aus der Jugendzeit.

Du hast richtig hervorgehoben, dass das Fragment des Robert 10, 37 f. auch deshalb in die nächste Nähe der Blanca von Castilien gerückt werden müsse, weil es auch eine wörtliche Übereinstimmung mit dieser aufweist. Ebenso mussten die wenigen Verse der Rosamunde Clifford an die Spitze der Jugendfragmente gestellt werden, weil sie nicht nur im ersten Manuscript der Blanca, das ins Jahr 1807 zurückreicht, am Ende des ersten Aufzuges erhalten sind, sondern auch theilweise wörtlich mit der Blanca sich berühren. Rosamunde Clifford 10, 5:

> Da schwebt sie hin, die majestätische Gestalt,
> So gross und stolz. Ein Maler wählte ihn
> Zum Muster eines Herkules, wenn nicht
> Des Rosenmundes zauberisches Lächeln,
> Der schlanken Glieder griechisch Ebenmass,
> Der langen Locken Gold, der sanfte Blick
> Des blauen Augs im rauhen Löwenfelle
> Den schlau versteckten Liebesgott verriethen!

Blanca von Castilien 9, 29:

Sieh, Jaqueline, diese edlen Züge,
Die hehre, majestätische Gestalt,
So gross und stolz! Ein Maler wählte sie
Zum Muster eines Herkules, wenn nicht
Des schönen Mundes zauberisches Lächeln,
Der schlanken Glieder reines Ebenmass,
Der sanfte Blick des Augs im rauben Löwenfelle
Den schlauversteckten Liebesgott verriethen!

Wenn Du den Alfred den Grossen 10, 183 mehr für ein Lustspiel denn für ein Trauerspiel zu halten gewillt bist und ihn nach dem Heinrich IV. 10, 267 setzen möchtest, so legst Du dabei auf die komischen Scenen des Stückes zu grosses Gewicht. Thatsächlich hat sich der junge Dichter in der Ausführung dieser Scenen zu behaglich gehen lassen und sie sind ohne Zweifel zu breit gerathen; bei der Vollendung des Stückes hätte er diese wilden Schösslinge wohl stark beschneiden müssen und dann wäre der ernste Charakter des Werks, das wohl ein Schauspiel hätte werden sollen, gewahrt gewesen. Insbesondere darf der patriotisch-kriegerische Gehalt des Stücks, den ich 1, XXV hervorgehoben habe, nicht unterschätzt werden. Andere Verschiebungen unter diesen Jugenddramen möchte ich aber jetzt selbst vorschlagen.

Schwierigkeiten bereitete vor allem das poetische Gemälde Irenens Wiederkehr 10, 121. Der Name musste zunächst an jenes belletristische Journal Irene erinnern, das Grillparzer mit Meiller herausgeben wollte und für welches er das Einleitungsgedicht bereits geschrieben hatte (vgl. Werke 15, 34); aber dieser Zusammenhang liess sich nicht festhalten. Begründeter schien es zu sein, an einen der beiden Friedensschlüsse von 1805 und 1809 als nächste Veranlassung zu denken; schien die sklavische Nachahmung, ja die förmliche Wiedergabe Schillerischer Verse für das erstere Jahr zu sprechen, so wiesen dagegen einige strophische Partien einen weit fliessenderen Rhythmus und eine grössere Sprachgewandtheit als die übrigen Lyrika aus dieser frühesten Zeit auf. Indem ich es so ins Jahr 1809 rückte, musste ich es unmittelbar vor den Monolog Psyche stellen, der als das reifste und schönste Product aus der

ersten Periode dasteht und die Einwirkung Goethescher Dichtung bereits stark zeigt, und war somit gezwungen, zwischen diesen beiden Fragmenten jene Abwendung von der übermässigen Verehrung Schillers, von der das Tagebuch berichtet (vgl. Werke 1, XXIII), annehmen zu müssen: also einen wichtigen Abschnitt in Grillparzers Entwicklung, den ich gerne auch äusserlich an dieser Stelle irgendwie zum Ausdruck gebracht hätte. Unter lyrischen Jugendsachen finden sich nun aber die Verse des Mädchens 'Der Weinstock sprosset, der Apfelbaum blüht' u. s. w. 10, 130 f. mit der Überschrift Das Mädchen im Frühling[1]) und mit dem Datum 13. August 1807 als selbständiges Gedicht. Nicht lange darnach wird also wohl die ganze Dichtung entstanden sein, die nun an dritte Stelle vorrücken muss.

Eine andere Verschiebung möchte ich jetzt mit dem Fragment Scylla 10, 241 f. vornehmen; in stofflicher Beziehung liegt die nächste Verwandtschaft mit der Ahnfrau vor; Scylla liebt den Feind ihres Vaters, sie wird diesen um ihres Geliebten willen verlassen, wird mit Minos fliehen, wird ihrem Vater mit der verhängnissvollen goldenen Locke sein an diese geknüpftes Leben entreissen; das Stück wäre offenbar eine Schicksalstragödie geworden. Schon in der ersten jambischen Fassung erinnert die Diction ganz an die der Ahnfrau 'In dieser Hallen schaurig ödem Dunkel' u. s. w.; noch mehr ist dies aber in der zweiten wahrscheinlich opernhaften Fassung der Fall. Mit den Worten

> Ich werd' ihn sehn,
> Ihn, den Geliebten!
> Fass' ich die Wonne, fass' ich das Glück?

sollte Scylla auftreten; das Vermass, die Dichotomie der letzten Zeile, die Übereinstimmung des Wortlautes weisen auf Berthas Monolog 3, 19

> Ich kann's nicht fassen,
> Mich selber nicht fassen;
> Alles zeigt mir und spricht mir nur ihn,
> . . . . . . .

---

[1]) Von den wenigen Varianten empfiehlt sich die éine als entschiedene Textesbesserung: 'Schon sechzehnmal sah ich den Apfelbaum blühn' für: seh'.

An seinem Munde
Preis' ich die Stunde,
Preis' ich die Liebe, preis' ich das Glück.

Die Stelle hat etwas von dem melodramatischen Charakter bewahrt, der durch Berthas Lied (1, 11) ursprünglich noch stärker hervortreten sollte. Ich bin daher jetzt geneigt, dieses Fragment ins Jahr 1813 vor Heinrich den Vierten 10, 267 zu setzen; eine spätere Datirung ist durch die (fingirte) Bemerkung auf dem Manuscripte: 'Aus dem Italienischen übersetzt' ausgeschlossen (vgl. 15, 51; 1, XV).

Opernpläne scheint Grillparzer in der Jugend mehrere erwogen zu haben, wie folgendes kleine Bruchstück beweist:

Zweiter Aufzug.

Halle im königlichen Pallaste mit Zubereitungen zum Mahle.

1. Auftritt.

Penelope. Jungfrauen.

Chor.

Immer seh' ich dich noch leiden,
Immer quält sich noch dein Herz;
Sind vergänglich doch die Freuden,
Soll denn ewig seyn der Schmerz?

Penelope.

Ihr wisst nicht, wie tief ich leide,
Nicht, wie viel verlohr diess Herz.
Doch unendlich war die Freude;
D'rum unendlich sey der Schmerz!

Die dramatische Handlung mit einem Chore beginnen zu lassen, war Grillparzer auch späterhin geläufig, im Samson, im Prokrustes; der Chor der Jungfrauen aus dem Gastfreund sollte in die Medea herübergenommen werden und an bedeutsamer Stelle in die Entwicklung der Handlung eingreifen. Zu keiner Zeit konnte Grillparzer eines musikalischen Elements in seinen Dichtungen entbehren.

## 2. Zu den Römertragödien.

Gleichzeitig mit Grillparzer trug sich auch Schreyvogel mit dem Plane, einen Cyclus von Römertragödien zu verfassen; die ersten Bemerkungen dazu finden sich in seinem

Tagebuche am 5. Februar 1819; ein Jahr später, im Februar 1820 ist er noch immer damit beschäftigt. Er ging davon aus, eine Geistertragödie als Vorspiel zu einem Attila zu schreiben, wovon er auch zwei Bruchstücke veröffentlichte: 'Des Helden Geist. Eine dramatische Phantasie' in der Aglaja für 1820 S. 85 ff., und 'Das Haus des Augustus. Eine Scene aus der zweiten Abtheilung der dramatischen Phantasie Des Helden Geist' in der Dresdener Abendzeitung 1820 Nr. 192. Die sonderbare Voraussetzung der beiden Fragmente ist die, dass der Geist des Helden (Cäsar) durch den Rathschluss der höchsten Macht auf eine bestimmte Zeit aus der Gemeinschaft der Geister verbannt und, fern von den bewohnten und lichten Gestirnen, auf einen zerstörten Weltkörper verwiesen ist, den er nicht verlassen und dem kein anderer Geist sich nähern darf; dass er ferner (seiner höhern Natur gemäss oder zur Milderung seines Zustandes) mit dem Vermögen begabt ist, seine Vorstellungen nach freiem Willen plastisch ausser sich darzustellen und auf solche Art eine Welt des Scheines um sich zu gestalten. Die fertig gewordenen Scenen spielen in dem Zeitpunkt, wo die für die Verweisung Cäsars bestimmte Frist abläuft und er wieder in einen Schauplatz des Wirkens versetzt werden soll. Offenbar war es Schreyvogels Absicht, Cäsars Geist in der Gestalt des Attila wieder auf die Erde gelangen zu lassen und die anderen berühmten Helden aus der römischen Geschichte sollten ihn, gleichfalls wiedergeboren, umgeben, Hannibal als Geiserich u. s. w. Dieses ganze auf die Theorie der Seelenwanderung gegründete Geisterspiel, zu dem Schreyvogel wohl die Anregung aus der Lektüre der spanischen Dichter schöpfte, ist nicht sehr gelungen, die Verse schwächlich, voller Reminiscenzen an Goethe u. a.; während Th. Hell, Böttiger und auch Wiener Poeten darüber des Lobes voll waren, fühlte sich Grillparzer davon abgestossen, was er Schreyvogeln auch nicht verhehlte. Aber aus der Schattentragödie erwuchs Schreyvogeln vielleicht nicht ohne Grillparzers Einfluss der Plan zu einem Stücke mit den lebenden Helden selbst. Wie Grillparzer versenkt er sich in das Studium des Plutarch: 'Ich habe dieser Tage das Leben

meiner Helden im Plutarch wieder gelesen; Cäsar, Brutus, Cato, welche Charaktere!' (25. Februar 1819.) Wie Grillparzer liest er Gibbon; wie Grillparzer seinen Cyclus: Die letzten Römer überschreiben will, meint Schreyvogel: das Ganze könnte Roms Untergang heissen. Stoffe aus der römischen Kaiserzeit schieben die Cäsartragödie eine Zeit lang in den Hintergrund. Diocletian wird erwähnt (12. Juli). Die Geschichte des Septimius Severus scheint ihm unstreitig ein vortreffliches Thema zu einer dramatischen Trilogie zu sein, das Vorspiel: Die Prätorianer; dann: Severus und endlich: Caracalla oder Julia Domna. Im Zusammenhang damit stände: Alexander Severus Tod oder Maximin (23. Juli). Am 8. August drängt sich ihm aber der Gedanke, einen Julius Cäsar zu schreiben, wieder auf. Die Tragödie sollte den ganzen Zeitraum umfassen vom Anfang des bürgerlichen Krieges bis zu Cäsars Tod 705—710. Sejan und Tiber scheinen ihm als die 'Schattenseiten der menschlichen Natur' ein treffliches Thema für eine zweite Tragödie; aber der vorzügliche Stoff für die erste bleibt Cäsar und Brutus, welche die 'Lichtseiten des menschlichen Charakters' in tragischen Verhältnissen zeigen (20. September). Er liest Dio Cassius, daneben wieder Plutarch, um sich für die grosse Trilogie Pompejus, Cäsar und Brutus vorzubereiten (26. September). Dann zieht ihn auch die frühere Geschichte Roms mächtig an. 'Wie ist es möglich, dass die dramatischen Dichter diesen ewigen Stoff nicht mehr benützten?' ruft er aus (30. September). Er liest Niebuhrs römische Geschichte mit grossem Beifall (1. Oktober); Ciceros Briefe, die ihm Cäsars Zeitalter ausserordentlich lebendig machen (9. November). Zwei Monate später ist der Eifer dafür verraucht: 'Ich muss durchaus ein darstellbares Originalstück zu Stande bringen, wenn ich noch einigen Ruf erlangen soll. Cäsar kann das schon aus Censurrücksichten in der jetzigen Zeit nicht sein' (19. Februar 1820). So wird die Cäsartragödie durch das Trauerspiel Adosinda abgelöst, dessen Ausarbeitung sich fast durchs ganze Leben Schreyvogels hinzieht und von dem der erste Act in Lemberts Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821 S. 17 ff. gedruckt ist. Am

21. und 28. Februar verzeichnet er noch die letzte Arbeit an dem unglückseligen Geistervorspiel, das den Cäsarplan aber auch nur kurze Zeit überlebte.

Von diesen mannigfachen und weitausgreifenden Plänen, die Du gerne mit denen Grillparzers vergleichen wirst, hat sich in Schreyvogels Nachlass nichts weiter erhalten als die nachfolgenden Scenarien, deren Mittheilung sowie den Einblick in Schreyvogels Tagebücher ich der Güte meines Freundes Glossy verdanke.

Julius Cäsar.
Historische Tragödie in V Abtheilungen.

I. Abtheilung.

Wenn das Ganze in mehrere Stücke zerfällt, so wäre die Eintheilung folgende:
Julius Cäsar
I. Theil
oder
Pompejus
Magnus.

1. Act

1. Scene. Rom, im Forum. Volksparteyen, Tribunen, die Consuln; Anfang des öffentlichen Zwists.[2]) — Senatssitzung; Kriegserklärung.

2. Sc. Im Suburbanum des Pompejus. Sicherheit und Stolz seiner Partey. — Cicero und Cato.

3. Sc. Lager des Cäsar am Rubicon. — [3]) Ankunft der flüchtigen Tribunen. — Rede des Cäsar an die Soldaten. — Er geht über den Rubicon.

2. Act

4. Sc. Rom. Allgemeine Bestürzung. Flucht der Optimaten. — Erwartungen der Cäsarianer.

5. Sc. Villa des Cicero. Abgeordnete des Cäsar und Pompejus. — Contrast zwischen der Lage und dem Betragen beyder Feldherrn.

6. Sc. Cäsars Lager vor Brundusium. Flucht des Pompejus.

7. Sc. Cäsar in Rom. Der Tribun Metellus. — Entwurf des Kriegs. Cäsar geht nach Spanien.

---

[2]) Zuerst: Anfang der Feindseligkeiten.

[3]) Gestrichen: Übergang.

II. Abtheilung.

3. Act
1. Sc. Lager des Pompejus bey Dyrrhachium. — Verschiedene Nachrichten vom spanischen Krieg; desgleichen aus Africa, Niederlage des Curio.
2. Sc. Lager des Cäsar auf dem Rückmarsch aus Spanien. Bewegung unter den Soldaten.
3. Sc. Rom. — Cäsar wird Dictator, und zieht gegen den Pompejus.

Tod des Bibulus.

4. Act
4. Sc. Cäsar zu Apollonia. — 'Du führst den Cäsar und sein Glück.' — Ankunft des Antonius mit dem grössern Theil der Armee.
5. Sc. Lager des Pompejus vor der Schlacht bey Pharsalus — dann das des Cäsar — Vorbereitung — die Schlacht selbst —

Zum 5. Act könnte auch die erste Scene der III. Abtheilung gezogen werden.

5. Act
Pompejus nach derselben in seinem Zelt. Seine Flucht.
6. Sc. Cäsar im Verfolgen des Pompejus — Nachricht von dessen Ermordung — Cornelia. Cäsar geht nach Ägypten.

III. Abtheilung.

1. Sc. Dyrrhachium. Überreste der Pompejanischen Partey. — Cato — Cicero — die Söhne des Pompejus.

Julius Cäsar
II. Theil
oder Cato.

1. Act 2. Sc. Rom. Übermuth der Cäsarianer — Dolabella — Ankunft des Antonius — Regungen der Gegenpartey. Nachrichten aus Africa, Spanien und Ägypten.

2. Act 3. Sc. Alexandrien. Cäsar und Kleopatra. — Nachricht von der Niederlage des Domitius Calvinus, desgleichen aus Rom und Africa. Cäsar zieht gegen den Pharnakes.

3. Act 4. Sc. Bey Brundusium. Siegreiche Rückkehr des Cäsar — Zusammenkunft mit Cicero — Vorbereitung zu dem Zuge gegen Cato und Scipio.

4. Act 5. Sc. Lager des Cato und Scipio in Africa. Ankunft des Cäsar. — Niederlage des Scipio und Juba.

5. Act 6. Sc. Cato in Utica; sein Tod. — Cäsars Betragen dabey.

Julius Cäsar
III. Theil
oder
Die Söhne des Pompejus.

IV. Abtheilung.

1. Act
1. Sc. In Rom. Cäsars Triumph. Enthusiasmus des Volks. Erste Spuren geheimer Unzufriedenheit.
2. Sc. Senats-Sitzung. Neuer Geist und Form der Verwaltung.

2. Act
3. Sc. Cäsars Haus. Seine Milde und Liebenswürdigkeit. Cäsars Freunde — Matius — Brutus. — Discussion über die künftige Verfassung; noch neigt er sich zum Republicanismus.
4. Sc. Bey Cassius. Befürchtungen und Plane der Republicaner. Catos Andenken. — Die Söhne des Pompejus; von dem bevorstehenden spanischen Kriege.

3. Act
5. Sc. Im Forum. Die Bildsäulen des Pompejus; Volksäusserungen über den spanischen Krieg. Soldatengeist. Cäsar zieht gegen seine letzten Feinde aus; der Imperator wird vorherrschend.
6. Sc. Lager der Pompejaner in Spanien. — Cäsars Ankunft. — Die Schlacht bey Munda.

Julius Cäsar
IV. Theil
oder
Cäsars Tod.

V. Abtheilung.

1. Scene.

Auf einem anderen Bogen ist der Anfang des letzten Stückes verzeichnet.

Julius Cäsar
(Cäsars Tod).

I. Act.

1. Cäsars Zurückkunft nach dem Siege über die Söhne des Pompejus. Sein Triumphzug. Stimmung der Soldaten und des Volks. Einige Unzufriedene unter dem letztern. Pompejaner — Alte Republicaner.

2. Senats-Sitzung nach dem Triumph (ohne den Cäsar). Unterwürfigkeit und Schmeicheley der grossen Mehrheit; ausschweifende Anträge zu neuen Ehrenbezeugungen. Antonius — Dolabella. — Spuren der Opposition.
3. Die Partey der missvergnügten Senatoren (darunter Cicero) im Hause der Sulpicia. Sempronius — Cassius — Brutus.
4. Cäsar unter den Seinigen. Pansa, Hirtius, Balbus — Matius. — Von der Kleopatra. — Mässigung des Cäsar. — Roms Grösse; die Nachwelt — Erinnerung an Sulla und Pompejus.

II. Act.

1. Brutus. Sein Tiefsinn — Porcia. — Das Andenken des Cato — des J. Brutus. Ein Besuch des Cassius — Dec. Brutus bringt Nachricht — von den Planen der Cäsarianer. Erste Anzeichen von dem Vorhaben des Brutus.[4])

### 3. Friedrich der Streitbare und Kaiser Albrecht.

Durch die Veröffentlichung des Balladencyclus Rudolf und Ottokar 5, 155 ist das wichtigste Bindeglied zwischen Grillparzers vaterländischen Dramen und den auf die dichterische Verwerthung der heimischen Geschichte gerichteten Bestrebungen Hormayrs und seines Freundeskreises bekannt geworden. Auch für den Plan zu Friedrich der Streitbare lässt sich nachweisen, dass Grillparzer zuerst an eine epische Gestaltung des Stoffes dachte. Auf einem Blatte, das ausserdem noch Verse der Drahomira enthält, finden sich folgende Strophen:

Ein Herzog war in Österreich,
Herr Friederich genannt,
Dem that so leicht es keiner gleich
Im ganzen deutschen Land.

---

[4]) Darnach gestrichen: 2. Forum. Die Tribunen nehmen die Kronen von Cäsars Statuen — Streit mit dem Antonius und anderen Cäsarianern. — Cäsar tritt auf.

Wenn er erschien, da war ringsum,
Soweit sein Fusstritt klang,
Mit Eins der laut'ste Prahler stumm,
Und auch der Kühnste bang.

Doch kannte auch der Mädchen Schaar
Des Starken Sporenklang;
Und mancher, die sonst trotzig war,
Ward, wenn er nahte, bang.

Von all den Frau'n so zart und mild
Mocht' keine doch mit Recht
Vergleichen sich der Brunehild
Aus Pottendorfs Geschlecht.

Am Rande stehen noch vier Verse aus dem späteren Verlauf des Gedichtes:

Du unsres Heiles göttlich Licht,
Gedenke mein in Huld!
Stoss zu! Mich schreckt dein Eisen nicht,
Mich schrecket meine Schuld.

Die Strophen stammen wahrscheinlich aus dem Jahre 1809, denn im Tagebuche dieses Jahres lesen wir: 'Ich will ein historisches Schauspiel schreiben: Friedrich der Streitbare, Herzog von Östreich' (Werke 10, 295).

Den nächsten Beleg für die Beschäftigung mit diesem Stoffe gibt ein Brief Grillparzers an Schreyvogel aus Baden 14. Juni 1818: 'Ich habe an den verflossenen Tagen auf den Ruinen von Rauhenstein und Rauheneck gesessen. Da blieb denn auch der Raptus nicht aus, ich ward so begeistert, dass ich alles Ernstes den Geist Friedrich des Streitbaren hervorrief, aber — er blieb aus. Das zieht alles wie Guckkastenbilder vorüber und lässt keine Spur zurück. Ist das Leere oder Überfüllung? Ich weiss nicht: aber, dass das der unangenehmste Zustand ist, den ich mir denken kann, das weiss ich.' Es ist darnach wohl anzunehmen, dass der erste undatirte Entwurf zum Friedrich und die erhaltene Ausführung der ersten Scenen 11, 31—38 ins Jahr 1818 gehören und dass zwischen diesem und dem späteren Plane von 1821 S. 39 ff. ein längerer Zwischenraum liegt als die Ausgabe voraussetzt. Vielleicht sind nun auch die übrigen Pläne aus der österreichischen Geschichte

etwas weiter zurückzuschieben. Schon im Anfange des Jahres 1817, gerade zu der Zeit als Grillparzer fast täglich mit Schreyvogel verkehrte und die Proben zur Ahnfrau sie zusammenführten, suchte letzterer, wie sein Tagebuch beweist, in der deutschen und insbesondere in der habsburgischen Geschichte nach brauchbaren dramatischen Stoffen; Ottokar und sein Haus, Albrecht, Johann Parricida scheinen ihm schon in der historischen Darstellung viel dramatisches Leben zu enthalten. Bis in den März setzt er diese Studien fort. Auch in einem andern litterarischen Kreise, in dem Grillparzer damals verkehrte, mochte er sich auf die Behandlung österreichischer Stoffe hingewiesen sehen. In der — Juli 1815 unterzeichneten — Vorrede zu ihrem Ferdinand II. (zuerst Leipzig 1816; Sämmtliche Werke Wien 1818. 19, 3 ff.) erzählt Caroline Pichler, dass sie seit den Tagen des patriotischen Aufschwunges im Jahre 1813 den lebhaftesten Wunsch gehabt habe, einen Stoff zur dramatischen Behandlung zu wählen, der ihrem Vaterlande Österreich innig verwandt, aus seiner Geschichte genommen, in Österreich und wo möglich in Wien selbst spielte. Vergebens aber habe sie sich in der ganzen langen Reihe des Habsburgischen Regentenstammes nach einer Katastrophe und nach Personen umgesehen, die einen würdigen und passenden Gegenstand zu einem Trauerspiele hätten darbieten können; wohl habe sie Beispiele von Heroismus, Aufopferung, unverbrüchlicher Treue, ritterlicher Denkart, warmer Eltern-, Gatten-, Geschwisterliebe gefunden, aber wenig von jener durchgreifenden oder leidenschaftlichen Gemüthsart, die in den Geschichten anderer Regentenhäuser so manchen tragischen Moment aus innerster Nothwendigkeit herbeigeführt habe. In einer Anmerkung fügt sie hinzu: 'Die einzigen Beispiele dieser Art wären der Mord Albrechts I. durch seinen Neffen Johann von Schwaben und Ladislaus Posthumus' schneller Tod in der Blüthe der Jugend. Die Zwistigkeiten unter Friedrich dem IV., Albrecht und Sigismund, sowie zwischen Rudolph II. und Mathias eignen sich auf keine Weise zur theatralischen Behandlung.' Hier ist der Abstand Grillparzers von seiner Umgebung allerdings überdeutlich, denn über den letzteren

Stoff wenigstens wurde er sehr bald anderer Meinung und mit Carolinens heroischer Oper Rudolph von Habsburg hat sein Ottokar gar nichts gemein.

## 4. Kassandra.

Werke 11, 111 habe ich unter dem Jahre 1821 folgende Aufzeichnung veröffentlicht: 'Auch nicht die Idee zu einem Trauerspiele Kassandra zu vergessen; wenn es nicht etwa gar zwei gäbe, deren letzteres eigentlich eine Klytämnestra wäre und, nachdem Agamemnon ausser der Bühne getödtet worden ist, mit dem Mord der Kassandra und ihren ungeglaubten Prophezeiungen endete.' Sie dürfte durch die Aufführung der Klytämnestra von Beer im Burgtheater am 27. April 1821 veranlasst sein. Beers Stück beginnt aber erst nach dem Tode Agamemnons und Kassandra wird darin gar nicht erwähnt. Der Plan beschäftigte Grillparzer noch um viele Jahre später. Auf einem Blatte, das von ihm selbst mit der Jahreszahl 1835 versehen ist, ausserdem auch ein Epigramm auf den Tod des Kaisers Franz enthält, ist mit Bleistift geschrieben, dann mit Tinte nachgezogen, folgende Scene skizzirt:

Wenn man in jenem Stücke: Kassandra diese so erzählend einführte: dass sie an einem einsamen Orte geschlafen, plötzlich aufgewacht sey, und einen Mann und eine Frau vor sich gesehen habe, von denen der erstere sie zur Liebe begehrte, die zweite sie zum Widerstande aufforderte, und, als sie dieser Gehör gab, und den Mann zurückwies, ihr dafür die Gabe der Weissagung zusicherte. Da lachte der Mann höhnisch und sagte: deine Gabe, Schwester, kann ich als die einer Himmlischen nicht ungeschehen machen, ich will das Mädchen aber auch beschenken. Sie soll weissagen, aber Niemand soll ihr glauben. Die beiden entfernten sich und ich schlief wieder ein. Als ich des Morgens erwachte —

Helenus. Fandst du, dass du geträumt hattest.

Kassandra. Nein.

Helenus. Du weissagst aber nicht.

Kassandra. Wenn ich mich in meinem Gemüth versammle sehe ich die Dinge die kommen.

Helenus. Und treffen sie ein?

Kassandra. Oft. Viele aber wird erst die Zukunft bewähren, denn ihr[e] Zeit ist noch nicht gekommen. So sehe ich oft Troja zerstört.

Helenus. Es ist aber nicht wahr.

Kassandra Du glaubst mir eben nicht, ich weiss es aber und weine oft darob: Troja zerstört, du und Hektor tod, Helena heimgeführt, Priam erschlagen.
Helenus. Du bist wahnsinnig und weist nicht, was du sagst, statt weiszusagen.

Die sonderbare Wendung 'in jenem Stücke' darf uns nicht stutzig machen, gebraucht sie Grillparzer doch auch dort, wo er von seinen vollendeten Tragödien spricht; vgl. 13, 160 'wie in jenem deutschen Stücke', wo sein Ottokar gemeint ist.

### 5. Ein Trauerspiel in Sicilien?

Die Dramenfragmente aus der reifen Zeit enden mit dem Jahre 1829; auch die dramatischen Stoffe, die sich in den ersten zwanziger Jahren so dicht an einander drängen, fliessen seit dem Jahre 1825 immer spärlicher und versiegen mit dem Jahre 1839 fast ganz. Um so bedeutsamer sind für uns Fragmente zu einem Drama aus der Zeit nach der Aufführung von Weh dem der lügt, die aber leider über die ersten Anfänge nicht hinausreichen. Ich habe dem Stoffe des namenlosen Stückes bisher vergebens nachgespürt. Herr von Rizy dachte dabei an den Werke 11, 117 in der Lustspielreihe aufgeführten Plan: Der Nebenbuhler seiner selbst; ich kann aber nicht angeben, was ihn zu dieser Vermuthung verleitet hat. Die Fragmente sind:

I.

Gothisches Zimmer mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren. Früher Morgen. Das Theater ist leer.

(An der Thüre des Haupteingangs wird gepocht.)

Nise (aus der Seitenthüre rechts tretend und auf der Schwelle stehen bleibend und zurück sprechend).

Entfernt euch! schnell! Man pocht. Zieht an die Thür,
Dass sie unkenntlich eingreift ins Getäfel.
Die Leiste ragt noch vor. Nur schnell. Man kommt.

(es wird noch einmal gepocht. Nise tritt aus der Seitenthüre sie zuziehend).

Bin ich erschrocken nicht? Wer pocht so früh?
Und so gewaltig? als in seinem Recht.

(An der Thüre links horchend.)

Hier ist noch alles still. Das Fräulein ruht.
(Das Geräusch am Haupteingang wiederholt sich.)

Nise (hingehend).

Wer pocht?

Von aussen.

Macht auf!

Nise.

Wer aber —?

Aussen.

Öffnet, sag ich!

Nise öffnet. Alvaro Lancia tritt ein, verstört, einen offnen Brief in der Hand.

Nise.

Herr Konnetabel wie? so früh? und hier?

Alvaro.

So früh? So spät vielmehr! Vielleicht zu spät.

Nise (die Augen reibend).

Verzeiht, ich spreche meiner Augen Sprache,
Die, noch voll Schlaf, den Morgen nennen früh.
Allein ihr wisst wohl nicht, dass diese Zimmer
Die Wohnung sind der Tochter meines Herrn?

Alvaro (an der Thüre links).

Ich weiss, ich weiss. Hier ist ein Ausgang noch.

Nise (sich vor stellend).

Ein Eingang, Herr! Zu meiner Frau'n Gemach.

Alvaro (an der Seitenthüre rechts).

Und hier noch eine andre Thür. Ei ja!
(er stösst sie mit dem Fusse auf.)

Nise.

Was will er nur?

Alvaro.

Ein fürstlich Prunkgemach
Tief dunkelroth wie Blut mit goldnen Leisten
So öd, so leer.
(er tritt hinein.)

Nise.

Hab Dank, du guter Gott,
Dass meine Vorsicht noch zur rechten Zeit —
(sich der Thüre nähernd)
Er merkt doch nicht die Fugen jener Thür —?

Alvaro (zurückkommend).
Wess ist das Bild, das in der Mitte hängt?

Nise.
Des Ahnherrn unsres königlichen Hauses.

Alvaro.
Desselben, ja wuthschnaubend, hoch zu Ross
Hinsetzend über ein zertretnes Volk
Wie ob dem Recht der Enkel früh'rer Fürsten,
Die machtlos in der Ahnen Heimath Land
Die eigne Schmach in eignen Händen halten,
Sie so zerknitternd, wärs doch auch ihr Selbst.
(er wirft sich, einen in der Hand haltenden Brief zerdrückend in den rechts im Vorgrund stehenden Lehnstuhl)

Nise.
Wie werd' ich seiner los? was fang' ich an?

Alvaro.
Und nun verhöhnt, verlacht, der Diener Spott!
(wieder aufstehend.)
Du weist es, ja! die Freundin, die Vertraute!
Wohl Mittelsmännin gar? Nicht wahr? so ists.
So soll denn auch, zur Stelle, hier, zur Stund,
Was diese todten Zeilen halb nur stammeln
Ergänzen voll und lebend mir dein Mund,
Der holde, kleine, lügenvolle Mund,
(den Dolch ziehend)
Den solch ein Mittel wohl die Wahrheit lehrt[5]).

II.

Gothisches Zimmer mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren. Früher Morgen. An dem Haupteingang wird gepocht.

Nise (steht an der Seitenthüre, hineinsprechend).
Entfernt euch! schnell! Man pocht. Zieht an die Thüre!
Dass sie unkenntlich eingreift ins Getäfel.
Die Leiste ragt noch vor. Nur schnell! Man kommt.
(Es wird noch einmal gepocht. Nise, die Seitenthüre zuziehend.)
Bin ich erschrocken nicht? Wer pocht so früh?
Und so gewaltig, als in seinem Recht?
(an der Thüre links horchend.)

---

[5]) Zuerst: mit Wahrheit füllt. Die Änderung des 'mit' in 'die' ist im Original vergessen.

Hier ist noch alles still. Die Herrin ruht.
(Das Geräusch an der Mittelthüre wiederholt sich.)

Nise (hingehend.)

Wer pocht?

Von Aussen.

Macht auf!

Nise.

Wer aber —?

Aussen.

Öffnet, sag ich!

(Nise öffnet. Alvaro Lancia tritt ein, verstört, einen offenen Brief in der Hand.)

Nise.

Herr Konnetabel, wie? So früh? und hier?

Alvaro.

So früh? So spät. Vielleicht zu spät wohl gar.

Nise.

Verzeiht: ich spreche meiner Augen Sprache,
Die, noch voll Schlaf, den Morgen nennen: früh.
Allein ihr wisst wohl nicht, dass diese Zimmer
Die Wohnung sind der Tochter meines Herrn?

Alvaro (an der Thüre links).

Ich weiss, ich weiss! Hier ist ein Ausgang noch.

Nise (sich davor stellend).

Ein Eingang, Herr! Zu meiner Frau'n Gemach.

Alvaro (an die Seitenthüre rechts tretend).

Und hier noch eine and're Thür. Ei ja!
(er stösst sie mit dem Fusse auf.)

Nise.

Was will er nur?

Alvaro.

Ein fürstlich Prunkgemach,
Mit Purpur ausgeschlagen seine Wände.
Ich kenne dich, verhängnissvoller Raum!
Hier wurden einstens Gräuel viel verübt
In jener Zeit, als meines Hauses Ahnen,
Die Krone trugen in Sizilien,
Ein uralt milder, väterlicher Stamm,
Verdrängt sich sah von jenem Blutgeschlecht
Das nun das Szepter führt mit Panzerhänden.

Dort prangt es ja in Mitten des Gemachs
Das Bild des Ersten jener Räuberschaar
Das Schwert hoch in der Faust, des Rosses Hufe
Gesetzt auf Väter, deren späte Söhne
Die Milde preisen, die ihr Leben schont,
(Den Brief in seiner Hand bezeichnend)
Die eigne Schmach in eignen Händen haltend
Machtlos verschliessen in der Brust den Grimm[6]),
Der Knecht wie sie, weil keine That ihn adelt.
(Er hat sich in einen Armstuhl geworfen.)

Nise.
Zum Glück entgieng ihm die verborgne Thür.

Alvaro (aufspringend).
Und doch blieb Eins, der Erbe frührer Macht,
Des Ruhmes überlebend Kind, die Ehre.
An die sollt ihr nicht tasten, nicht an sie!
Und wagt ihr's, lös' ich ein das Pfand mit Blut,
Gleichviel, ob fremdes, oder ob's mein eigen.
(Er hat den Dolch gezogen.)
Du weissts! Du kannst mir deuten diese Schrift
Die halb enthüllt nur eine ganze Schmach.
Du trägst das Wort des Räthsels in der Brust
Und dieser Schlüssel, denk' ich, soll es lösen.

Gesteh' nur was du weisst! Wer ist der Mann,
Der in des Dunkels Huth sich schleicht in's Schloss
Und Zwiesprach hält mit deiner frommen Herrin?
Glaub' du entkommst mir nicht!

Nise.
Ich fürcht' euch nicht,
Noch irgend jemand, der mit Unfug droht.

Alvaro (ihre Hand ergreifend).
Ich aber halte dich, und so den Dolch!
Um Tod und Leben spielt Gestehn und Läugnen.
Siffredi kommt durch die Mittelthür.

Siffredi.
Was geht hier vor?

Nise (die Alvaro losgelassen hat).
Ihr kommt zur rechten Zeit,
Wenn nicht für mich, als Mahner doch für Andre.
Alvaro hat das Blatt fallen gelassen und sich wieder in den Stuhl geworfen.

---

[6]) Zuerst: Groll.

Siffredi.

Was also war?

(zu Nise)

Heb' auf das Blatt!

(da Nise, die es aufgehoben hat, einen Blick hineinwirft)

Und gib!

(er liest)

Ein Unbekannter warnt euch, doch ein Freund:
Siffredis Tochter —

(zu Nise)

Geh!

Alvaro (aufstehend).

Sie sollte gehn?
In deren Brust, in deren Aug, ich sehs,
Erläut'rung steht für unsern dunkeln Text,
Die deuten kann, was hier nur angedeutet.

Siffredi.

Wo meine Tochter ward genannt, ich selber,
Brauchts Deuter und vor allem Diener nicht;
Wir wahren uns und warnen uns gern selbst.

(zu Nise, die im Begriff ist zu gehen)

Wohin?

Nise.

In meiner Frau'n Gemach.

Siffredi.

Geh immer!

Nise durch die Seitenthüre links ab.

Siffredi.

Was also soll's? Wer gab euch dieses Blatt.

Alvaro.

Ein Unbekannter.

Siffredi.

So? Ein Unbekannter?
Wer seinen Namen birgt, wenn er beschuldigt,
Nennt statt des Namens, seines Namens Werth,
Und nennt Verräther sich, Verläumder, Schurk
Je nach dem Band, an dem er tückisch frevelt.

Die zweite Fassung steht auf einem Bogen Papier, der das Wasserzeichen L. 1837 trägt. Sie wird dem Jahre 1840 angehören; denn auf einem Erinnerungsblatte aus diesem Jahre finden sich folgende abgerissene Notizen:

Wenn dieser Seneschall zugleich ein Abkömmling der alten Könige von Sizilien ist und daher ein murrender Feind gegen die neue normännische Dynastie.

Ehre in der trocknen Bedeutung des Wortes sein Abgott.

In diesem Land wo meine Ahnen herrschten.

---

Nise (unter der Thüre links stehend).

Eifersucht blos aus Ehrbegriff.

## 6. Kleine jambische Fragmente.

Du hast die Vermuthung ausgesprochen, lieber Freund, dass die von mir in die Gedichtnachlese 2, 75 aufgenommenen und mit der Jahreszahl 1827 versehenen Verse:

> Wohlan denn nun, nicht klaglos will ich fallen,
> Dem Opferthiere gleich, das stöhnt und stirbt;
> Auf dass Gemeinheit zu den Siegen allen,
> Die sie schon feiert, nicht noch den erwirbt,
> Dass kundlos ihre That; dass die sie schlachtet,
> — Wenn nun die Welt früh, eh' der Morgen glüht,
> Die Leiche schaut und keinen Mörder sieht, —
> Als Frevler an sich selber sei'n geachtet.

ganz wohl einem Tragödienplane angehören könnten. Die Verse sind zuerst von Freiherrn von Rizy im Wiener Grillparzeralbum (Stuttgart 1877) S. 483 mitgetheilt und dort mit einer Tagebuchstelle aus der Mitte September 1827 in Zusammenhang gebracht worden, die ich 1, LIII vollständiger mitgetheilt habe: 'Es hat fast den Anschein, als wollte es zu Ende gehen. Ich will aber sterben mit den Waffen in der Hand. Nur nicht den Gedanken aufgegeben, das jederzeit Herr sein seiner selbst. Niemandem sich vertraut! Niemandem geklagt! Ich will sterben mit den Waffen in der Hand.' Das betreffende Gedenkblatt gehört zu jenen, die mir nur in Rizys Abschrift bekannt sind; die Verse selbst liegen mir aber in Grillparzers eigener erster Niederschrift vor, welche nach dem dabei verwendeten Papiere und nach den Schriftzügen unzweifelhaft den zwanziger Jahren angehört. Das Blatt wurde um viele Decennien später neuerdings zu Aufzeichnungen verwendet (vgl. oben S. 444); neben Plutarchstudien, die vielleicht auf eine Wiederaufnahme des Amasisplanes hindeuten, enthält

es auf der dritten Seite ein von ihm selbst datirtes Epigramm aus dem Jahre 1862: Rath an die preussische Regierung.

Bei Deiner Vermuthung leitete Dich ohne Zweifel auch die Beobachtung, dass Grillparzer ausser seinen Dramen den fünffüssigen reimlosen Jambus äusserst selten gebraucht: ganz rein nur in den Epilogen zum goldenen Vliess (2, 4) und zum Ottokar (2, 197), ferner in den verbindenden Versen zur Egmont-Musik (1, 183) und denen zur Enthüllung von Mozarts Standbild in Salzburg (1, 172), also in Stücken. die alle zur Declamation bestimmt waren; ausserdem nur in den drei Gedichten: Bei der Geburt eines Prinzen (2, 94). Der kranke Feldherr (1, 119), und Diplomatisch (2, 96): mit kürzeren Versen gemischt: An der Wiege eines Kindes (1, 32), Nachruf an Werner (1, 119), Paganini (1, 176). Clara Wieck (ebenda); mit einem längeren Verse verbunden in dem Stammbuchblatt für die Baronin Feuchtersleben (2, 221) und mit gereimten Versen gemischt in dem Stossseufzer aus der spätesten Zeit: 'Das Alter ist fürwahr beklagenswerth' (2, 163).

Mehr als alle diese Gedichte scheinen die oben citirten aus einer bestimmten dramatischen Situation heraus gedichtet zu sein. Solche jambische Versreihen, welche einerseits die eigene Stimmung des Dichters widerspiegeln, andererseits jene Objectivirung zeigen, die der dramatische Dichter seinem Stoffe entgegenbringen muss, kann ich Dir auch sonst aus Grillparzers Papieren nachweisen. Ungern habe ich die folgenden schönen Verse zunächst aus der Sammlung der Werke ausgeschlossen:

Die du dein Haus entfernt von Menschen baust,
Steig nieder auf mein Flehen Sammlung, du,
Ergreif mit starker Hand die irren Triebe,
Die Kräfte, die ins Weite haltlos streifen,
Zwing dein Gebiss in ihren starren Mund,
Und lenke sie am Zügel, klug verkürzt,
Zum Ziele, dem Olympischen des Siegs.
Was Grosses wird, dess bist du Mutter ja,
Und wo du nicht bist, da zerfällt in Staub
Das Götterbild der Menschheit und zerbröckelt,
Wie Mauersteine, deren Bindung wich.
Der Sohn der Erde tritt in die Natur,

Sein Auge sieht: ein stummes todtes All,
Sein Ohr vernimmt: ohn' Inhalt, wirre Töne,
Die Hand ergreift, lässt fahren und fasst wieder;
Was ihn umringt, es ist ein Vieles nur,
Und er ein Nichts im Vielen, das kaum Etwas.
Da steigst du nieder in den engen Kreis,
O Himmlische, und heisst und lehrst ihn gatten
Dem Ohr das Aug, dem Aug die sichre Hand;
Die Zunge spricht es aus was sie gewonnen,
Und der Gedanke tritt, ein Neugeborner,
In die dem Chaos abgestrittne Welt.
Ein schneller Läufer rennt er seine Bahn
Und hat er sich in Haus und Feld gesättigt,
So geht er und misst Stern' und ahnet Welten.

Mich hat der Menschen wildbewegtes Treiben
Im Innersten verwirret und zerstört.
Nah dem Erliegen rief ich, wie der Müde
Den Schlummer ruft — zerstreuendes Vergessen
Und wiegte mich auf seinem weichen Pfühl.
Nun aber schlägt die Stunde des Geschäfts,
Ich rufe Kraft und Muth, allein sie schweifen
Des sorglos müden Leiters Hand entschlüpft.

Komm, Sammlung, du und hilf mir sie vereinen;
Einmal geweckt, treibt sie die eigne Gluth.

Die Verse stehen auf einem undatirten Blatte, das auf der Rückseite noch ein derbes, etwa auf den Polizeipräsidenten Persa (vgl. Werke 11, 73; 15, 160) zu beziehendes Epigramm 'Einfältig glaubst du mich, vielfält'ger Schikanör' und mit flüchtigen Bleistiftstrichen die Titel einiger Gedichte aus der Sammlung der Tristia ex Ponto in einer Reihenfolge enthält, die mit der jetzigen nicht ganz übereinstimmt.[7]) Beides weist auf das Jahr 1827 (vgl. Grillparzeralbum S. 455), in welche Zeit das Fragment auch des an Hero und Esther gemahnenden Stiles wegen gesetzt werden muss. An die Hero denken wir auch wegen der

[7]) V. Fischer — jetzt auch Nr. V.
VI. Böse Stunde — jetzt Nr. I.
VII. Begegnung — später ausgeschieden und selbständig veröffentlicht, vgl. Werke 1,10.
VIII. Verwünschung — jetzt Nr. VI.
IX. Mein Kummer — jetzt Nr. X Sorgenvoll.
X. Nach dem Schmerz (undeutlich) — vielleicht Nr. XVI.

Ähnlichkeit mit der berühmten Rede des Priesters zu Anfang des dritten Actes 6,41 f. und doch haben wir kaum ein Paralipomenon zu diesem Stücke vor uns. Rufe nach Sammlung werden im Tagebuch um jene Zeit oftmals laut und gewiss sind die Verse tief aus Grillparzers Seele geschöpft. Auf einen Tragödienplan könnte aber folgende unter lauter persönlichen Notizen vorkommende Stelle des Tagebuches vom 9. Mai 1828 führen: 'Sie haben ihm das ganze Reich des denkbaren vergiftet, so dass jeder Gedanke, der kommt, seinen Theil Tod mit sich bringt, und für ihn kein Heil ist, als in der Zerstreuung.' Darf man dabei an Ahasverus denken oder gehört dies zur Charakteristik Fixlmüllners, in welche Grillparzer so viele eigene Züge verwob? Vgl. 11, 151 f. Aus den Erinnerungsblättern desselben Jahres könnten dann noch einige versprengte Verse ausgelöst werden, welche demselben Stimmungskreise angehören:

Fiel ich den Menschen ab? wie? oder sie von mir?
Ich weiss es nicht; weiss nur, dass ich allein.
Und einsam wandl' ich so lautlosen Pfad
Zur letzten Einsamkeit. Nicht gern, weiss Gott!

---

Wenn ich dich quäle, quäl' ich mehr noch mich,
Ich schäd'ge dich, weil du ein Theilchen meiner.

Wie Grillparzers lyrische Stosseufzer aus jenen Jahren sich wörtlich mit Aussprüchen seiner dramatischen Personen berühren, dafür habe ich ein schlagendes Beispiel aus Des Meeres und der Liebe Wellen (Werke 1, LXV) hervorgehoben.

Ich füge zwei kleine Fragmente an, welche sicherer als die früheren auf eine dramatische Conception hinweisen, mir aber in ihrer Zugehörigkeit dunkel sind.

Hier will ich ruh'n auf dem bemoosten Stein
Und in der Morgenlüfte leisem Spiele
Den heissbeengten Busen kühlen!

Wie schön ists hier, wie unbeschreiblich schön!
Die Sonne hebt sich schon auf jenen Bergen,
Erhaben wie ein Fürst auf seinem Throne;
Das hohe Haupt ziert eine gold'ne Krone,

Die Lüfte schweigen und das Frühroth hüllt
Den Purpurbaldachin ihr übers Haupt.
Sei mir gegrüsst, du königlich Gestirn,
In dieser Stunde doppelt mir gegrüsst.

Auf einem andern vereinzelten Blatte mit Bleistift geschrieben und wohl die Fortsetzung des früheren:

Sei mir gegrüsst du königlich Gestirn!
Ein gleiches Loos mit dir ward mir beschieden;
Auch ich soll stehn am Horizont der Macht,
Der Hoheit Strahlen weit umher versendend,
Und eine Welt wird schau'n zu mir empor,
Von meinem Blick erwartend Tod und Leben.
Soweit du blickst in dieses Landes Grenzen,
Du findest keinen Grösseren als mich.
Denn mein ists, meiner grossen Väter Erbe,
Und diese Wellen, die so störrisch toben,
Und diese Bäume, die dem Himmel trotzen,
Und dieser Grund, der sich für ewig hält,
Ihr Dasein tragen sie von mir zu Lehen.
Ein Wort und dieses Flusses Wellen,
Verdrängt aus ihrem langgewohnten Beet,
Sehn staunend sich in neugewühlten Bahnen;
Ein Wort und dieser Baum, vom Beil getroffen
Senkt in den Staub sein störrisch Haupt.
Fast möcht' ichs thun, um nur zu zeigen, dass ichs kann.

Ein paar satirische Verse mögen den Schluss machen:

Ich bin der Gott, der dich hierher geführt,
Nicht aus der Wüste, in die Wüste dich.
Man nennt mich den Gedanken, nein, das Denken,
Des Denkens Denken, die Abwesenheit
Des Denkens, des Gedachten allzumal.
Ich bin das Nichts, das sich im Nichts beschaut
Und nichts erzeugt, den eingebornen Sohn.

Darf man an ein Bruchstück aus dem Magier 11, 139 denken oder wollte sich der den philosophischen Systemen so abholde Dichter nur über eines derselben lustig machen? Dann seien die zahlreichen Invectiven durch diese eine hier vermehrt.

Prag. August Sauer.

# Weinrebenzauber.

Codex germanicus 467 der kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München ist der Hauptsache nach um das Jahr 1477 geschrieben und stammt aus Dietramszell, einst ein Kloster, jetzt ein kleines Pfarrdorf in Bayern, Landgericht Wolfratshausen, südlich von München, westlich von der Bahnstation Holzkirchen. Das Übrige ist während der Jahre 1643—1650 durch Christophorus Krell hinzugefügt worden, der Stadtthürmer zu Landshut war, dann aber 1650 sich in Freising aufhielt. Recepte und Segensformeln füllen die 170 Blätter der Handschrift. In dem älteren Theile befindet sich zwischen den Zauberanweisungen Bl. 151ᵃ: Ut lepores et canes videantur in stuba und 152ᵃ: Wie man wänt, man sech allerlay tier das folgende Stück:

(151ᵇ) Das man want, die stuben sey voller weinper. (roth.)

Frange uvas[1]) ex una vinea quatuor ebdomadis ante festum Michahelis et quod[2]) non sint satis mature, et accipe walsch nuss die zeit das sy aller grunst sind, und stoss[3]) sy in einem morsrär zu öll, und seich es dan durch ein düechel in ein glassierten haffen, und daz daz öll uber die weinper ge, und leg die weinper in das öll, und vermach den haffen gar wol zu, und secz in dan in ein feuchten keller vier wochen, so vermischent sich die weinper in dem öll. Dar nach nym sy aus dem haffen, und lassy wol[4]) vertrieffen[5]), und pehalt das öll. Wan du dan das an wild zunten, so nym ein pilsemkorn, und leg es in ein neuen liechstain[6]), und geus des ölls dar an und zunt (152ᵃ) es an. Hoc habes probatum per scriptorem Vischerat Prage.

Sowohl in diesem als in den beiden umgebenden Stücken werden es die Körner des Bilsenkrautes sein, von denen die mephistophelische Zauberkraft ausgeht.

Graz. Anton E. Schönbach.

---

1) Hs. *vua.*
2) Kein Lesefehler sondern deutsche Construction.
3) *stoss* fehlt der Hs.
4) Hs. *vol.*
5) = abtriefen; das Wort ist im Altdeutschen unbelegt.
6) = liechtstain, irdene Lampe.

# Heimat und Verfasser des Schildbürgerbuchs.[1])

## 1.
## Die Heimat des Buchs der Schildbürger.

Die Vorstellung, dass die Sammlung von Schwänken, welche den Bürgern von Schilda angehängt werden, in Obersachsen zu Stande gekommen sei, liegt an sich nahe, aber sie ist irrig. Die 'Schildbürger' sind das Buch eines süddeutschen, eines oberrheinischen Autors, das beweist die Sprache auf jeder Seite. Es ist um 1600 noch verhältnissmässig leicht, oberdeutsche, besonders alemannische, und mitteldeutsche Litteraturwerke auf Grund des Wortschatzes und der Sprachformen zu scheiden.

Auf den ersten Blick fallen die Deminutiva auf -lin ins Auge, die um 1600 längst ein deutliches Kennzeichen südwestdeutscher Herkunft sind.[2]) Beynlin (161), Bislin (76), Häfelin (111), Kinderlin (17), Körblin (157), Körnlin (69), Küchlin (49), Sächlin (77; 114), Sewlin (159), Spänlin (131), Ofenthürlin (66), Ziglin (159). Ihnen allen steht nur das eine schriftdeutsche Häwblein (106) gegenüber. Und wenn nun dazu das trauliche Mümpfellin (102) und gar neben dem Butterhäfelin das Anckenhäfelin (49) tritt, wenn sich 'mein Herr der Schultheiss' (monsieur le baillif) von Schilde ein echt oberdeutsches Gebäck wie die Sträublin (104, vgl. 50) backen lässt, wer mag da noch an Meissen denken? wer, der je am Oberrhein warm geworden ist, fühlt sich nicht gleich angeheimelt?

Echt alemannisch ist es auch, wenn die Dienstboten als Dienste (170) bezeichnet werden (DWB. 2, 1119), und an einen Lieblingsausdruck Murners wird man durch die Redensart 'ein Schelmenbein im Rücken haben' (123) er-

---

[1]) Die nachfolgenden Untersuchungen sind mir in der Reihenfolge, in welcher sie hier erscheinen, zugegangen. Sfft.

[2]) Ich citire nach den Seitenzahlen der ersten bekannten Ausgabe: o. O. 1598 (Berlin Kgl. Bibl. Yt 7461), die mir aber wie ein schlechter Nachdruck vorkommt, und scheide nur die Substantive consequent durch grosse Anfangsbuchstaben von Adjectiven und Verben.

innert. Es liegt mir fern, die überaus reiche lexikalische Ausbeute aus unserm Volksbuch zu heben, welche sich das Deutsche Wörterbuch leider hat entgehn lassen. Wem aber die obigen Beispiele noch nicht genügen, der mag sich aus den Lexicis unterrichten, wo die folgenden Wörter im 16. Jahrhundert vorzugsweise zu Hause sind: Angster (85) — Bannwart (70—72) — Bürgerlust (134) — ketschen 'schleppen' (38. 39) — kramen 'einkaufen' (98. 99) — eine Mütsche Brots (144) — Pletz 'Flicken' in Pantzerpletz (179. 180) — räss 'scharf' von Geschmack (62. 77—79) — Räthersche 'Rätsel' und rätherschen (131) — Sester (71) — spennig 'streitig' (8).

Für das Elsass scheint mancherlei zu sprechen und es läge nahe, an dessen schwankfröhliche Hauptstadt zu denken, an 'die namhaffte Stad Strassburg' (12). Indessen steht dem auch einiges entgegen, so vor allem der Umstand, dass es durchweg 'riechen', nie 'schmecken' heisst, wie wir das aus dem heutigen Dialekt nicht nur, sondern auch aus allen Litteraturdenkmälern des Elsasses gewöhnt sind. Andrerseits erscheinen die Schweiz und Schwaben durch folgende Erwägung ausgeschlossen. Der Verfasser war in einer Gegend zu Hause, wo sich die Bezeichnungen 'Butter', 'Schmalz' und 'Anke(n)' berührten, vgl. S. 49 'aus Mangel des Butters, Anckens oder Schmaltzes (wie du wilt)'. Das passt für das oberrheinische Gebiet, wo sich bei Geiler von Kaisersberg, Frey und Fischart jenseits, bei Grimmelshausen diesseits des Stromes die Ausdrücke neben einander finden (DWB. 1, 378), wo ein medicinischer Schriftsteller, Eucharius Rösslin von Worms, 'butyrum' dreifach übersetzen muss.[3]

Am nächsten wird der wirklichen Heimat des Verfassers kommen, wer sich an die Handwerkerliste auf S. 101. 102 hält und einen Ort nachweist, wo die Benennungen Kübler (Küfer), Sporer, Stubenkautz (Bader) und Leckzeltner (!) zusammen vorkommen. Dort muss dann auch das rothwälsche flötzlen für mingere (134 zweimal) und manches andere Eigenartige und Alterthümliche üblich gewesen sein.

---

[3]) Göttinger Gel. Anzeigen 1887 S. 278: butter : Mentz — ancken : Strassburg — schmaltz : Schwaben.

was ich oben übergangen habe. Frankfurt a/M. aber, wo die Buchhändlerspeculation des 'Grillenvertreibers' zu Stande kam (vgl. S. 1, wo die wetterauische und westerwäldische Sprache genannt werden, und besonders S. 104, wo dem gefangenen Cuntz Lödel ein Brief in wetterauischem oder lahngauischem Dialekt beigelegt wird), war sicher nicht die Vaterstadt des Autors der Schildbürger. Ob er bei der Umarbeitung betheiligt war, wird eine genauere Untersuchung leicht feststellen können, der oben S. 274 f. unternommene Versuch, die Verstecknamen vor beiden Werken zu identificiren, lässt sich sehr bequem ad absurdum führen.

Der Verfasser der 'Schildbürger' spielt nach einer im 16. und 17. Jahrhundert beliebten Manier Verstecken, indem er sich den grotesken Namen und Titel: 'M. Aleph, Beth, Gimel, der Festung Ypsilonburger Amptman' beilegt und den Leser schelmisch auffordert, durch Fortlassen und Umstellen von Buchstaben seinen wirklichen Namen zu errathen. Er sagt nicht, wie viel Buchstaben von den 45 fortgelassen werden sollen, und so geht die Möglichkeit der Namenbildung ins Unendliche. Es ist eben eine blosse Neckerei, ein Räthsel, das ohne ganz bestimmte äussere Anhaltspunkte völlig unlösbar bleibt, denn tausend und abertausend Namen kann ich durch Umstellung eines Theils dieser Buchstaben bilden. Um nur ein paar der bekanntesten Namen des 16. Jahrhunderts anzuführen, so kann ich den 'Sebastian Brant' und den 'Iohannes Geiler', den 'Erasmus Alber' und den 'Paul Rebhun', den 'Dr. Martin Luther', den 'Phil. Melanthon' und den 'M[agister] Hieronymus Dungersheim' herauslesen. Für alle diese Namen sind die Buchstabenelemente in jenem Titel enthalten. Ich kann ferner auch künstlicher vorgehn und darin den 'M. Ioan. Spangenberg Herd[essianus]' oder den 'M. G. Rollenhagen Parthen[opolitanus]' finden; gestatte ich mir nur eine von den Freiheiten, welche oben S. 275 zur Anwendung kommen, so darf ich auch den 'Philip Landgraf uon Hessen' zum Autor des Büchleins stempeln, ja es fällt mir gar nicht schwer, bei genauster Befolgung des dort empfohlenen Recepts den geehrten Fachgenossen, an den sich diese Zeilen zuerst wenden, mitsammt seinen Titeln und Würden

daraus hervorzuziehen. Man lasse nur in einem Falle die harmlose Vertauschung von i und y zu, nehme 3 E, 3 M, 2 A, 2 B, 2 G, 2 N, 2 P, 2 T sowie 1 F, 1 H, 1 L, 1 O fort, und der Verfasser der Schildbürger heisst: Samuel Synger, Dr. iur. et phil.

Berlin. **Edward Schröder.**

2.

## Der Verfasser des Buchs der Schildbürger.

Singers Deutung des Namenräthsels, hinter das sich der Verfasser der Schildbürgergeschichten versteckt, ist unbefriedigend. Abgesehen davon, dass 18 Buchstaben unverwerthet bleiben, leidet der Versuch noch an anderen Gebrechen. Es müsste nach dem Vorbild 'durch Conradum Agyrtam' heissen: durch 'Thrasybulum Agirtam', dazu fehlt aber ein U; die Schreibung Agirta statt Agyrta und der Ersatz des 'von' durch 'u.' sind merkwürdig: es wäre doch unverständlich, warum der Autor sich ein noch dazu so weitläufiges Pseudonym gewählt haben sollte, wenn es seinen Namen nicht richtig wiedergeben konnte. Es lässt sich auf solche Weise aus den 45 Buchstaben des Schildbürgertitels jeder beliebige Namen zusammensetzen. Doch — es kommt auf die Verwerthung dieser Buchstaben überhaupt nicht an.

Die Kgl. Bibliothek in Berlin besitzt einen, wie es scheint, unbeachteten Druck des Lalenbuchs. Der Titel lautet: Das Lalebuch | Wunderseltza- | me, Abentheurliche, vner- | hörte, vnd biszher vnbeschriebene | Geschichten vnd Thaten der La- | len zu Laleburg. | Jetzund also frisch, Männiglichen zu | Ehrlicher Zeitverkürtzung, ausz vnbekanten | Authoren zusammen getragen, vnd ausz Roht- | welscher in Deutsche Sprach gesetzt, | durch: | A a b c d e f g h i k l m n o p q r s t u w x y z. | Die Buchstaben so zu viel sindt, Nimb ausz, wirff hinweg sie geschwindt, | Vnd was dir bleibt, setz recht zusammen: | So hastu desz Authors Namen. | Die newe Zeitungen ausz der gantzen Welt, | findestu zu Ende dem Lalebuch | angehengt.[1]) | Gedruckt zu Laleburg,

[1]) Abgedruckt in Zeitschrift f. deutsches Alterth. 16, 437 ff.

Anno 1597. | Mit Priuilegien desz Authoris allezeit zu ver- | bessern vnd zu vermehren, aber nicht | nachzudrucken.

Daraus ist das Schildbürgerbuch umgeformt[2]), dessen älteste vorhandene Fassung aus dem Jahre 1598 stammt. Vergleicht man das Namenräthsel auf dem Titel beider Bücher, so wird ersichtlich, dass der Verfasser sich das eine mal hinters deutsche, das andere mal hinters hebräische Alphabet versteckt; die Buchstabenreihe A bis Z vor dem Lalenbuch sagt nichts anderes als ABC = Aleph, Beth, Gimel.

Singer hat den Grillenvertreiber von 1603 herangezogen; dass er vom Verfasser der Schildbürgergeschichten herrührt, lässt sich wirklich aus inneren und äusseren Gründen, besonders aus den gleichen stilistischen Eigenheiten beweisen. Hier und in den Hummeln von 1605 nennt sich der Verfasser *C*onradus *A*gyrta, von *B*ellemont. Auch diesem Namen liegt das ABC zu Grunde. Von der Hagen hat ihn für ein Pseudonym erklärt, und mit Recht; er zeigt eine neue Entwickelungsstufe des Namenspieles.

Der wahre Verfasser, der sich hinter den ABC-Variationen verbirgt, ist Hans Friedrich von Schönberg, Hauptmann der Festung Wittenberg, wie ich demnächst in einer besonderen Schrift über das Schildbürgerbuch nachweisen werde.

Göttingen. Ernst Jeep.

3.

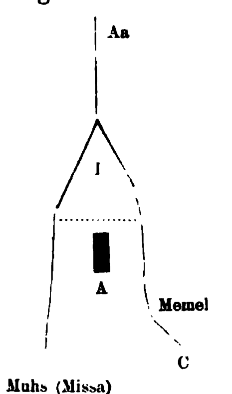
## Schildbürger in Livland.

Um das Jahr 1445 legte der Deutsche Orden auf einer Landzunge zwischen den Flüssen Memel und Muhs (im

---

[2]) Die Unterschiede beider bestehen ausser der Veränderung der Namen nur darin, dass das Lalenbuch eine andere Vorrede und einen etwas weiteren Schluss hat. v. d. Hagen, Narrenbuch S. 444, Goedeke und Bobertag mussten das umgekehrte Verhältniss annehmen, weil sie der Vergleichung ein Lalenbuch von 1614 zu Grunde legten, das von dem 1597er abweicht. 1597 heissen die Helden durchweg die Lalen oder Laleburger, nicht aber zu Eingang des Büchleins Schildbürger wie in der Fassung von 1614. Damit fällt der Hauptgrund der Meinung der genannten Forscher weg.

13. Jahrhundert: Missa) kurz vor ihrem Zusammenfluss zur (Semgaller oder Kurischen) Aa als Grenzveste gegen Littauen die Bauskenburg (A) an. Sie liegt auf einem Hochplateau, vor ihr aber befindet sich noch ein angeschwemmtes Stück Land (B), der 'Schild'[1]) genannt, auf welchem sich, so beschränkt die räumlichen Verhältnisse auch waren (der Flächeninhalt beträgt heute etwa 0,4 Quadratkilometer), eine Siedelung entwickelte, ein 'Hakelwerk', wie auch sonst mit geringen Ausnahmen sich die Städte hier im Anschluss an vorhandene Burgen ausbildeten. Zu einer städtischen Verfassung wird es das kleine Gemeinwesen kaum gebracht haben. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts kennen wir den Namen eines 'Landknechts', d. h. Amtmanns (= Schultheiss) zum Bauschke[2]), denn so nannte sich der Ort und die später daraus entstandene Stadt (heute Bauske). Schon 1508 wird übrigens auf dem Schilde eine Kirchspielskirche[3]) erwähnt (das Schloss hatte eine eigene Kapelle).




[1]) Doch wohl von der Schildform. Die Bezeichnung kommt auch sonst noch im niederdeutschen Sprachgebiet vor. So z. B. in Wismar, Rostock (s. Th. Rogge, Zeitschrift f. bild. Kunst 22, 309 f.; Koppmanns Geschichte Rostocks ist mir nicht zugänglich), Riga (Erbebücher der Stadt Riga, hg. von J. G. L. Napiersky, Riga 1888 S. 164 Nr. 135, vom J. 1506: 'syn hus, twisken Clawes Gildelave und der scharmeschole (Fechtschule) tegen hern Frowin Geysmer aver dem schilde belegen.').

[2]) Bauschenburg, Bausche, Bousche, Bauske; die Etymologie noch nicht festgestellt, haben wir es mit einer Buschburg (Waldschloss), einer Baussenburg, d. h. Aussenburg (vgl. bynnen und baussen Chr. Beyers Danziger Chronik in SS. rerum Prussic. 5, 447 (a. 1495) zu thun; oder hängt der Name mit Bausche = hügelige Erhebung (in Leipzig gibt es eine Bosenstrasse) zusammen? Letztere Ansicht von Julius Döring, Bibliothekar in Mitau aufgestellt (s. Sitzungsber. d. kurl. Gesellsch. f. Lit. und Kunst 1878 S. 51 und 1884 S. 38; hier werden citirt DWB. 1, 1198. 2, 248 und Schwenck, Deutsches Wörterb. S. 47. 77).

[3]) Mittheilungen der Gesellsch. f. Alterthumskunde in Riga 3, 1 (1843), 110 ff., Urk. von 1518 'up dem schilde vor dem Slotte' (doch ist die Datirung 1508 vorzuziehen). Weiterer Citate enthalte ich mich hier; alles, oder doch fast alles, ist urkundlich beglaubigt.

Als der letzte livländische Ordensmeister Gotthard Kettler 1562 den Orden auflöste und Herzog von Kurland (nebst Semgallen) wurde, wandte er diesem Ort seine besondere Aufmerksamkeit zu. Anfangs wurde eine höhere Schule geplant, dann scheint man sich mit einer 'Lateinschule' begnügt zu haben.[4]) '1568, auf Weyhnachten, wird Martinus Neidhardt als erster Schullehrer angenommen und bekommt einen Gehalt von 120 Mark Rigisch. Das Schulgebäude aber wird 1570 den 18. August von Kirchen Gelder erbauet'; und weiter: 'Casparus Naevius war seit 1594 Schulcollega zu Bauske, und wurde 1596 als erster Diaconus . . . . . bestellet († 1642).' Inzwischen war die 'Stadt', wohl noch unter Herzog Gotthard, dann aber unter der Regierung seines Sohnes Friedrich, an das linke Memelufer (C) verlegt worden, wo sie grösseren Spielraum zu ihrer Entwickelung hatte. Diese erfolgt aber sehr langsam, erst 1609 erhält die Stadt ein Siegel, 1635 ein städtisches Statut, eine sogen. 'Policeyordnung'.

Nach der Anweisung auf dem Titel des Schildbürgerbuchs kann man nun auch Magister Martinus (oder Martinum) Neydhart als Verfassernamen herauslesen. Der Rest von 22 Buchstaben ist nun allerdings etwas grösser als der bei Singers Deutung (oben S. 275) bleibende; dafür aber ist das R in der auffälligen Endung des Wortes Ypsilonburg*er* (Ypsilonburg hätte doch genügt) verwendet.

Wenn der Verfasser des Grillenvertreibers und des Schildbürgerbuches die gleiche Person ist, so kann Singers Deutung daneben zu recht bestehen: der Verfasser mag ein Versteckspiel gewählt haben, aus welchem sich sein wahrer Name, wie sein Pseudonym M. Thrasybul Agirtas de (so statt Singers 'u.') Bellemont herauslesen liess. Schönberg[5])

---

[4]) Das Folgende aus der im Autographon vorhandenen 'Bauskerschen Prediger-Geschichte' um 1770 vom Pastor George Mylich zu Bauske zusammengestellt; ihm war noch vieles (Kirchenrechnungen, ältere Kirchenbücher) zugänglich, was seitdem verloren ist. Seine Darstellung scheint zuverlässig zu sein, soweit sie zu controliren ist.

[5]) Das Gut heisst nach einem seiner Besitzer urkundlich seit 1489 Schönberg.

heisst ein Gut 4 Meilen von Bauske, möglich dass sich Neidhardt dahin zurückgezogen hat.

Um 1595 ist das Schildbürgerbuch entstanden, um 1595 findet in Bauske ein Wechsel im Amt des Schullehrers statt: hatte es Conflicte gegeben, möglicherweise auch mit dem pastor loci, dem die Schule unterstellt war, auf den der Verfasser des Schildbürgerbuchs an vielen Stellen Ausfälle macht? Stellen wir uns vor, dass der Verfasser etwa im Alter von 25—30 Jahren 1568 sein Amt antrat, so war er 1595 ein angehender Fünfziger, als er 'seinen Verdruss auf litterarischem Wege loszuwerden' suchte (Bobertag in Kürschners Nationallitteratur 25, 300).[6]) Seinen Stoff nahm er, wo er ihn fand, und reihte die Histörchen, in welchen er die Vertreter eines kleinen städtischen Weichbildes dem Gelächter preis gab, lose an einander. Goedeke hat zu vielen die unzweifelhafte Quelle nachgewiesen; ein genaueres Studium in dieser Richtung wird ja wohl noch mehr zu Tage fördern. Dass Schulmeister derlei schrieben, ist nicht auffallend, es mag auf den Finkenritter hingewiesen werden, der von Lorentz von Lauterbach, Not. pub... und Mägdgen Schulmeister, zusammengestellt wurde (Goedeke[2] 2, 558).

Das Vorwort und mancherlei Beiwerk ist wohl von dem Compilator selbst verfasst:[7]) gerade das Vorwort ist keines der schlechtesten Stücke und die Persiflage auf kleine sich wichtig machende Gemeinwesen ein wahres Cabinetstück. Was in den Schildbürgern von 1598 an persönlichen und localen Anspielungen vorhanden ist, soll hier kurz angedeutet werden.

An Mundartlichem, das allerdings möglicherweise den Quellen des Autors entstammen könnte, verzeichne ich

---

[6]) Zu beachten ist, dass der Magister Neidhardt die Verlegung des Städtchens vom Schilde nach dem linken Memelufer mit erlebte; urkundlich lässt sich diese Überführung bis jetzt nicht fixiren, doch gibt der Bau der beiden Hauptkirchen (1584 und 1591) einen Fingerzeig, wann etwa die Verlegung stattfand; Herzog Gotthard starb im Mai 1587.

[7]) Kenntniss des Griechischen muss beim Verfasser vorausgesetzt werden (Singer S. 275); Agyrtas (freilich Vagant, aber auch Sammler = Compilator), daneben Udena, das weibliche Gegenstück zum οὔτις (Schildbürger S. 340), sind wohl Eigenthum des Verfassers.

'träme' (S. 336 = Balken), 'jüppen' (S. 337 = Röcke), 'ancken' (S. 340 = Butter), 'baw' (S. 393 = Dünger), 'sinwel' (S. 325 = rund); was ist 'Weyrachen' (S. 308)?

Der Name Säufried Lödel (Singer S. 276) fiel auch mir auf. Unter den älteren Personennamen Bauskes, freilich erst aus dem 17. Jahrhundert, kann ich bisher blos den Namen 'Löbell' nachweisen. Auffallend war der Jude Schmoll (Bobertag a. a. O. S. 317) und eine solche Familie, ob nun gerade jüdischen Ursprungs, mag dahin gestellt bleiben, kommt früh im 17. Jahrhundert in Bauske vor. Ein 1594 geborener (erst 1683 als Bürgermeister der Stadt verstorbener) Greier (d. h. Gregor) Schmoll und viele andere Glieder der Familie sind bekannt. Aus dem 16. Jahrhundert selbst haben freilich die bisherigen Nachforschungen noch kaum Kunde von den Bewohnern der Stadt und ihren Namen gebracht.

Unter dem 'Keyser in Vtopien (welchem etliche nur eins Königs titul geben)' wäre der Herzog des Landes zu verstehen. Mit Namen, wie Hildebrand, Stoltz, Beck (S. 360 f.) oder Blause (S. 367) ist nicht viel anzufangen; zu beachten aber, dass der Verfasser dem Haupt der Stadtväter nie die Bezeichnung 'Bürgermeister' gibt, sondern ihn immer als 'Schultheissen' bezeichnet; darnach wäre Schiltburg eine kleine Commune mit Ackerbürgern, was auf die Verhältnisse des alten Bauske passen würde. Ihr Rathhaus verspottet der Verfasser (S. 336. 347) wegen seiner dreieckigen Form; es wäre nicht unmöglich, dass die Gerichtslaube (nach S. 328 hätten wir sie mit dem Wirthshaus zu identificiren) sich der Form des 'Schildes' angepasst haben könnte und der merkwürdige aufgemutzte Grundriss derselben nicht bloss der Phantasie des Autors sein Dasein verdankte. Der Acker der Gemeine, der auf dem 'Schilde' natürlich keinen Platz hatte, lag wo anders und war viereckig (S. 350). In der Vorrede (S. 307) steht: 'in dem sie mit jrem subtilen Fingerlein [in] die Leymente Grabstein gantz subtiel der Verstorbnen thun und wesen abgerissen haben, wann der Leyme noch weich gewesen' — die Kalksteine werden in nächster Nachbarschaft der Stadt noch heute gebrochen, in frischem Zustande kann man sie mit dem Fingernagel ritzen;

der oben erwähnte G. Schmoll hat einen solchen Grabstein (auch manche andere haben sich erhalten) aus einheimischem Stein, auch findet sich darauf seine Hausmarke, welche ja auch vom Verfasser im Schildbürgerbuch erwähnt werden (S. 309: freilich, weil es ihm in seinen Kram passte, ins Lächerliche gezogen). Den 'Amtmann', als welchen sich der Verfasser auf dem Titel nennt, erwähnten wir schon oben.[8]) Es bliebe noch die 'Ypsilonburg', nicht blos das Unbekannte sollte dadurch angezeigt werden, die Form der Flussläufe, innerhalb deren als rechtes Mesopotamien (doch bot hier die 'Misse' Gelegenheit zur Bildung von 'Missopotamia') Burg und 'Stadt' lagen, führte den Vergleich mit dem Y herbei. Die Schildbürger aber haben ihren Namen vom 'Schilde'. Denn dass das sächsische Schilda zunächst wohl kaum gemeint sei, beweist das gleichzeitige Erscheinen des Lalenbuchs, wo der Name also weiter nicht berücksichtigt ist.[9]) Andere Argumente übergehe ich. Ich hatte diese Untersuchungen vor Jahren begonnen; durch Singers Artikel wurde ich veranlasst, sie zu veröffentlichen. Das allein richtige zu treffen beanspruchen sie nicht.

Mitau. Leo Arbusow.

## Der Verfasser des Strassburger Saul.

Durch die Veröffentlichung ausgewählter Dichtungen W. Spangenbergs, die Martin im 4. Bde. der Elsässischen Litteraturdenkmäler veranstaltete, ist die Übersetzung des

[8]) Die Vereinigung von Gerichtsschreiber oder dgl. und Schullehrer in einer Person lässt sich vielfach, auch bei uns, belegen; vgl. im allgemeinen Freytag, Bilder [5] 3, 117. 162.

[9]) Vgl. W. Wachsmuth, Geschichte deutscher Nationalität 1, 154 'kam das sächsische Schilda zu einer Auszeichnung, die schwerlich im Sinne des Verfassers gelegen, zu der die guten Schildaer vielleicht nicht die geringste Veranlassung gegeben'. Vgl. auch 1, 155. 161. 3, 119. — Eine im vorigen Jahrhundert erschienene Apologie (ich kenne bloss den Titel aus Götzingers Reallexikon des deutschen Alterthums) bemüht sich allen Ernstes, die Schildaer von dem anhaftenden Odium zu befreien.

Saul weiteren Kreisen zugänglich geworden, und die Frage nach der Autorschaft des anonymen lateinischen Originals erhebt sich wieder, um so nachdrücklicher, da ein wirkliches Meisterwerk dramatischer Composition, Kraft und Steigerung vorliegt, das man keinem der bekannten Strassburger Dramatiker, selbst nicht dem bei allem Talente technisch recht unreifen Brülow zuschreiben kann. So seien denn einige Vermuthungen gestattet, die allerdings eines sicheren Resultates entbehren, aber doch einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Schon Martin selbst hat den Versuch, Virdungs Saul als das lateinische Original zu betrachten, zurückgewiesen. Ebenso dürfte es wohl mit allen übrigen Sauldramen des 16. Jahrhunderts gehen. Das Strassburger Stück wächst vollständig aus dem Rahmen der Tradition heraus und nähert sich in seinem freien Verhalten der Bibel gegenüber, wie in dem Bestreben eine Familientragödie einzuflechten, den grossen englischen Schauspielen, wie sie die englischen Komödianten zu Ende des 16. Jahrhunderts nach Deutschland brachten. Um die Figur Sauls concentrirt sich das ganze Interesse, so dass David gegen ihn gänzlich zurücktritt, ein Verfahren, das gewöhnliche Bearbeiter biblischer Stoffe gewiss nicht gebilligt hätten. Das Hauptgewicht liegt in den Conflictsmonologen Sauls. Der Monolog wird im biblischen Drama gewöhnlich zur Erzählung vorhergegangener Thatsachen, oder zur Belehrung, zum Nachsinnen u. dgl. verwendet. Hier ist er die treibende Macht des ganzen Stückes, das zur historischen Charaktertragödie geworden ist. Weisen diese allgemeinen Züge schon auf Einfluss des englischen Schauspiels hin, so kommen noch speciellere Eigenthümlichkeiten hinzu, die unsere Vermuthung bestätigen. Wahnsinnsscenen sind erst aus dem englischen Schauspiel ins deutsche übergegangen, ein frühzeitig eingeführtes Stück, wie Kyds Spanish tragedy, gab vielleicht das erste Vorbild. Der Strassburger Saul bringt in der vierten Scene des zweiten Actes den Ausbruch der Raserei auf die Bühne, in rhetorischen Wendungen, die in Herzog Heinrich Julius Dramen manche Parallele finden; besonders charakteristisch

z. B. die Verse 1518 ff., welche die Ermordung Samuels in den grässlichsten Farben schildern, um schliesslich, ganz wie bei Heinrich Julius, durch das Streben nach möglichst starken Ausdrücken ins Groteske zu fallen. Auch die feierliche Beschwörung Samuels scheint englische Elemente zu verrathen, doch waren dergleichen Scenen bereits in Deutschland vorgeführt worden. Der Abschluss des Stückes hingegen, mit dem triumphirenden Abmarsch der Philister. lässt fast die 'Trumpetts and Flourish' hören, die das 'Exeunt' der englischen Historien begleiten. Genauere Betrachtung mag vielleicht weitere Details zu Tage fördern: doch auch so ist die Vermuthung, der Verfasser sei mit den Stücken der englischen Komödianten vertraut gewesen, kaum von der Hand zu weisen. Wenn sich der Teufel Raschates als 'Amme' Sauls einführt, tritt auch ein Motiv der antiken Tragödie, speciell des Seneca, zu Tage. Dazu kommt noch die Nachahmung eines zeitgenössischen lateinischen Dramatikers, wenn nicht Spangenberg, wie wir kein Recht haben vorauszusetzen, selbst willkürlich interpolirt hat. Schon in einem Nachtrage zu meinem 'ägyptischen Joseph' habe ich darauf hingewiesen, wie ein Passus aus dem Joseph des Aeg. Hunnius (1. Th. 1584) im Saul verwerthet wurde. Ich setze beide Stellen hierher:

Bei Hunnius 3, 6 belehrt Simeon seine Brüder Dan und Zabulon, die dem Vater Josephs Rock überbringen sollen, über ihr Gebahren vor dem Vater; sie zeigen die Mienen, die sie beim Eintritte annehmen wollen:

Sim. Tu Dan mediocriter.
Sed tu Zabulon ita tragicum tueris, ac
Si confestim velis infligere vulnera.
Quin dejectum tibi vultum finge potius
Tristemque. Zab. Quid si sic? Sim. Nondum satis, o bone.
Zab. Quid si sic? Sim. Propemodum. Zab. Num sic? Sim.
Heu isthuc tene.
Ne quid titubetis, sed perfricta fronte rem
Narrate, ut est conventum, Ad haec sermonibus
Suspiria nonnumquam miscete, sic tamen
Ne ficta appareant.

Saul 2, 2 verkleidet sich Raschates als altes Weib:

V. 1180ff.

Alastor. Wart vnd Zeyg vor, wie wilt ausssehen?
Ey, du krümpst gar zu sehr den Mund.
Raschates. Wie? Seh Jch dem Weib gleich jetzund?
Alastor. Gantz vnd gar nit ein Dinglein nicht.
Raschates. Aber jetzt mach Ich recht das Gsicht.
Alastor. Du siehst zu saur; Ist noch nicht recht:
Du siehst wie eyn toller Landsknecht.
Raschates. Wie aber jetzt? ist es so fein?
Alastor. Jetzt wirste ihr vast ähnlich sein.
Raschates. Gelt! die gestalt dir gfallen thut?
Alastor. Recht, recht! jetzt ists ausbündig gut ....
Apolyon. Du must die Stimm auch anders machen u. s. w.

Der Autor des Saul muss demnach ein Mann gewesen sein, der mit der dramatischen Litteratur seiner Zeit vollkommen vertraut war: die neue Erscheinung der Engländer, die antike Tragödie, das neulateinische Stück eines Hunnius war ihm geläufig.

Kennen wir nun einen solchen Autor, und wissen wir von ihm, dass er einen Saul geschrieben?

Ja. Moritz von Hessen, der grosse Gönner der englischen Komödianten, hat, wie Combach uns meldet (s. Goedeke 2, 522), einen Saul verfasst, vermuthlich, wie die meisten seiner Stücke, in lateinischer Sprache. Leider hat Combach gar nichts aus demselben mitgetheilt, nicht einmal so viel wie aus des Herzogs Rediviva Sophronia, bei welcher der eine mitgetheilte Satz (s. Goedeke a. a. O.) genügt, um das Schlussmotiv von Romeo und Julie deutlich erkennen zu lassen. Und ihm, dem Herzog Moritz von Hessen, dem Sohne Wilhelm IV., hat Hunnius den ersten Theil seines Joseph gewidmet.

Noch weitere Umstände bestärken mich in meiner Vermuthung.

Die Bibel erscheint im Saul sehr frei benützt. In der vorerwähnten grossen Wahnsinnsscene phantasirt Saul, der die Menschen belauschen möchte, über die Thiergestalt, die er dazu annehmen soll.

V. 1563 f.

Ich will neben der Herd hiemit
Gras essen; so kent man mich nit; u. s. f.

Dem Motive wird aber keine weitere Bedeutung beigelegt. Es ist aus der Geschichte des Nebukadnezar in die Geschichte Sauls herübergenommen, s. Daniel 4, 29: 'Und man wird dich von den Leuten verstossen, und sollst bey den Thieren, so auf dem Felde gehen, bleiben; Gras wird man dich essen lassen, wie Ochsen'. Von Saul wird aber. Samuel, I. Buch 16, 14 u. s. w. nur immer gesagt, dass 'ein böser Geist vom Herrn' über ihn kam. Dergleichen Übertragungen sind im biblischen Drama nichts Seltenes, gewinnen hier aber stärkere Bedeutung, wenn man bedenkt, dass Landgraf Moritz auch der Verfasser eines Nebukadnezar ist, der schon 1597, also jedenfalls vor der Abfassung des Saul, in Schmalkalden gespielt wurde. Brülow benützt auch diesen Saul für seinen Nebukadnezar (1615), wie bereits Scherer angedeutet hat. Ich will einige Details herausheben, so z. B. in der Wahnsinnsscene:

Spangenberg V. 1591 ff.

Hey der Himmel zereisset sich
Das Meer brent: die Erd im Lufft schwebt:
Wo will ich stehn, mein Fuss nicht klebt:
Das Erdrich weicht, mich verlest gar
Des Tags holdseliger Schein klar.
Dargegen die Finstere Nacht
Hat mein Augen den Tag gebracht.

Brülow 4, 4.

..... Quid hoc? medium diem
Cinxere tenebrae: phoebus obscuro meat.
Sine nube vultu? quis diem retro fugat?

Nebukadnezar will seine Gattin, seinen Sohn und seine Räthe ermorden, wie Saul den Samuel, auch die Thiergestalten, die er annehmen will, finden sich bei Spangenberg V. 1560 ff. theilweise. In die Berathungsscene der Magi, die z. Th. dem Hunnius nachgebildet ist (s. meinen Joseph S. 149), führt Brülow eine Seherin ein (2, 5), die viel von der Wahrsagerin im Saul (4, 2) gelernt hat:

Zervia.

Sum lamia toto in orbe reliquis notior.
Medio serenum turbine educam polum:
Aestate media flumen inducam grave:
Vernare jubeo frigore in medio nemus.
Die relicto Phoebus in medio stetit . . .
Flamina ciere rapida, si libitum mihi est u. s. w.

V. 2547 ff. Warsagerinn.
Wolan, was wiltu dann desswegen:
Denn ich kan gar viel Wunder Segen . . .
Der Sonnen nehm ich jhren Schein,
Und mach das finster hell muss seyn.
Ich kan verwirn die Element,
Fliessend Wasser still ich behend:
Das Gestirn kan ich ziehn zu ruck,
Den Mon vom Himmel jch entzuck . . .
Soll ein Hauss anzünden der Stral? u. s. w.

Der grosse Monolog Sauls (4, 1) scheint, wie Martin bemerkt hat, die calvinistische Prädestinationslehre zu verwerthen. Moritz von Hessen trat 1604 zur Partei der Reformirten über und gestaltete in ihrem Sinne die Universität Marburg, wo Hunnius gelehrt hatte, um. Der Saul müsste demnach in eine Zeit fallen, in der Moritz bereits mit dem Gedanken der Reformirten vertraut war, aber ihnen sich noch nicht angeschlossen, da er sonst wohl nicht die verderblichen Consequenzen ihrer Lehre gezogen hätte, also ungefähr 1603. Wie das Stück nach Strassburg kam, ist nicht sicher: aber die vielen fürstlichen Persönlichkeiten, die das berühmte Strassburger Schultheater besuchten, konnten leicht den Saul gelegentlich überbracht haben. Dass kein Autor genannt wird, ist bei den Strassburger Dramen ganz ungewöhnlich, vielleicht wusste Spangenberg selbst nicht, vòn wem das ihm übergebene Opus war.

So glaube ich denn mit Moritz von Hessen eine Persönlichkeit genannt zu haben, der sich mit mancher Wahrscheinlichkeit ein Drama, wie der Strassburger Saul, zuschreiben lässt. Sichere Resultate werden wohl schwerlich jemals zu erlangen sein.

Wien, Juni 1888. Alexander von Weilen.

## Zur Biographie Jos. Ant. Stranitzkys.

R. M. Werner ist in seinen verdienstvollen Untersuchungen über Stranitzkys Leben zu so negativen Resultaten gekommen, dass es sich der Mühe lohnt, einige

nackte Daten, deren Authenticität nicht angezweifelt werden kann, mitzutheilen. Sie stammen zum Theile aus dem Wienerischen Diarium, zum Theile auch aus Kirchbüchern von St. Stephan; die letzteren hat mir H. Custos Raab freundlichst mitgetheilt. Bemerkenswerth ist vor allem, dass wir nunmehr Stranitzkys Auftreten in Wien viel früher als bisher fixiren können; zunächst tritt er vielleicht nur als Zahnarzt auf. Auch Todestag und -Jahr lässt sich genau bestimmen; die Altersangabe '50 Jahre' gibt freilich zu manchen Bedenken Anlass.

Am 1. Dezember 1705 wurde dem Joseph Anton Stranitzky und der Maria Monica, seiner Ehefrau, eine Tochter geboren. Geburt und Tod Stranitzkyscher Kinder meldet das Wiener Diarium des öfteren, indem es gelegentlich den Titel 'Zahnarzt' (4. Juni 1709), auch die Adresse: 'beym Schwarzen Stern im Schultergässle' beisetzt, so am 29. Juni 1708, 4. August 1709, 2. Juli 1715, 18. Oktober 1716. 1. März 1718. Am 19. Mai 1726 verzeichnet es unter den Verstorbenen: 'Hr. Joseph Anton Stranitzki, Burger, Kais. Hof-, Zahn- und Mund-Artzt, im Comödi-H[aus] beym alten Kärntner-Thor, alt 50 Jahr'. Auch andere Familienangehörige werden namhaft gemacht, so Johann-Frantz, oder Frantz (auch Joseph-Anton heisst hie und da nur Joseph) Stranitzky, vermuthlich ein Bruder, 'Musicus' (21. September 1724 und 2. Juni 1726). 1. Mai 1740 stirbt 'Augustin Stranitzky. Zahn-Arzt, alt 28 Jahr'.

Als Gutsbesitzer in Flandorf (Nieder-Österreich) figuriren zwei Wiener Schauspieler (s. Becker, Topographie von Niederösterreich Bd. 3 Sp. 138 f.); so Ferdinand Felix Elensohn, 'Wienerischer Principal der Comödianten', auch 'princeps der Wienerischen Compagnie und Mitbürger in Flandorf', nachgewiesen 1714. Der zweite ist Joseph Anton Stranitzky, der verschiedene Weingärten hatte. In der Matrikel erscheint er daselbst zwischen 1718 und 1725 mit seiner Frau Maria Monica als Taufpathe. Eingetragen (1718) ist er: 'Herr Joseph Antonii Stranitzgii von Flandorf, uxor Maria Monica', dann (1722 und 1725): 'Dominus Josephus Stranitzky civis und principal der Comödianten in Wien', auch: 'Burger in Wien und principal der Deutschen Comö-

dianten'. 1723 erscheint als Beistand bei einer Hochzeit in Flandorf 'Joh. Georg Schüldt, Comödiant von Wien', den ich sonst nirgends gefunden habe. Mitglieder der berühmten Familie Elenson werden im Wiener Diarium öfters genannt, so der obenerwähnte Ferdinand Felix 19. Juli 1717, 24. Dezember 1718 (ausdrücklich als 'Comödiant' bezeichnet), Philipp Ellensohn, Comödiant 9. April 1719. Am 15. September 1780 stirbt 'Friedr. Wilhelm Ellizon, No. 1187 am Kärntnerth., alt 77 Jahr'.

Die Taufregister von St. Stephan zeigen, dass ein intimes Verhältniss zwischen den einzelnen Schauspielerfamilien bestand; sie helfen sich gegenseitig bei Kindstaufen als Pathen aus. Eine genaue Durchforschung jener Taufregister würde sehr nützlich sein. Wir finden eine Reihe von Namen, zu denen das Wiener Diarium ergänzende Daten bietet. So erscheint 1708 als 'Comicus' Herm. Wilh. Berneck (Penegg) und Johann Leinhaas als Pantalon. Der letztere starb 27. Mai 1767 'alt 80 Jahr'. Im selben Jahr (1708) wird ein Johann Langer, Comödiant, angeführt, der am 4. August 'bey Sct. Ulrich erstochen' worden. Später erscheinen bereits bekanntere Namen wie 1716 Joseph Felix Kurz, Franz Schuch, Gottfried Prehauser u. s. f. So langweilig es auch sein mag, der Geschichtsschreiber des Wiener Theaters muss Quellen, wie das Diarium u. a., genau durchstudiren.

Wien 1888. Alexander von Weilen.

## Faust in Frankfurt 1756?

Ein Zeugniss zur Bühnengeschichte des Puppenspiels steht in: Urtheile über das Verhalten der Menschen, Frankfurt und Leipzig, 1756/7 S. 336. 'A—R* führt Puppen auf und ladet durch den Hanswurst Zuschauer ein. Sein 'kleines Teriater', wie er selbst an dem ausgesteckten Zettel bezeugt, verspricht sich vielen Beifall und alles hängt von den sinnreichen Einfällen eines Harlequins ab, dessen Sprache wegen Mangel der Zähne sehr unverständlich ist.

Das Stück 'Dr. Fausts Extrapostreise' hat das grösste Lob erhalten. Die Hölle war so natürlich zu sehen, wie mein Wachsstock in der Laterne'.

Jena. Friedrich Kluge.

# A. G. Kästner und Gottsched.

In seinen Betrachtungen über Gottscheds Charakter, die am 12. September 1767 in der deutschen Gesellschaft in Göttingen vorgelesen wurden', sagt Kästner[1]): 'Die Verfasser der Schriften wider Gottsched glaubten, ganz Deutschland bewundere ihren Witz, und ganz Deutschland las sie nur, weil es Gottsched kannte. Schon in den letzten Jahren seines Lebens kam er in Vergessenheit, und mit ihm die Schriften wider ihn. Was für eine Demüthigung für diese Schriftsteller! Sie hatten ihren Ruhm nur dem zu danken, den sie verspotteten.

Man wird mich hoffentlich für keinen Anhänger von Gottsched halten, — fährt er fort. — Wer sich so irrte, den würde ich durch eine Sammlung von gedruckten und ungedruckten Aufsätzen widerlegen, die wenigstens zwei Stücke des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit füllen könnten. Weil ich aber von anderer Aufsätzen auf die nur erwähnte Art urtheilte, so habe ich aus den meinigen nichts weiter gemacht, als Belustigungen guter Freunde, oder Züchtigungen für Thorheiten, die mit dem Andenken dieser Thorheiten vergehen sollten. Auch befand ich mich zu unbequem in dem Gedränge der witzigen Jugend, die über Gottsched herfiel'. Einige Jahre später bekannte Kästner in seiner Selbstbiographie[2]): 'Ich mache mir keine Schande daraus, in der Dichtkunst und Beredsamkeit sein Schüler gewesen zu sein. Dass ich deswegen nicht in allen Stücken wie er dachte, hat er schon

[1]) Ges. poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. Berlin 1841, 2,169 f.

[2]) Baldinger, Biographien jetzt lebender Ärzte und Naturforscher. Jena 1772, 1,53.

damals (in den vierziger Jahren) gewusst; noch jetzo aber werde ich allezeit behaupten, dass ihm Deutschland in diesen beiden Künsten sehr viel zu danken hat, wie auch Leute solches ansehen mögen, die zu gering sind, seine Verdienste zu kennen.' Und doch ist, wie längst bekannt, Gottsched auch von seinem Schüler Kästner auf das jämmerlichste verhöhnt worden.[3])

Lessing war es, der Kästners Epigramme über die lächerliche Feierlichkeit einer 'poetischen Krönung' von Schönaichs in der Vossischen Zeitung (1753, 17. Stück) veröffentlichte; aber Gottsched hat wahrscheinlich nie erfahren, dass die Epigramme von Kästner herrührten; er wird sie auf Lessings Conto geschrieben haben. Dass Kästner einige Jahre später, 1756, mit seinem Lehrer in brieflichem Verkehr stand und an seinem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit mitarbeitete, musste Danzel überraschen; er vermuthet, in seinem Buche über Gottsched (S. 268), dass eine Entfremdung zuvor liege und stützt sich dabei auf eine Äusserung Reichels, des Verfassers der Bodmerias, der am 15. März 1755 schreibt: 'Ich freue mich besonders darüber, dass Herr Prof. Kästner sich der alten Freundschaft wieder nähert.' An einer anderen Stelle seines Buches (S. 263) nimmt Danzel an, dass die Schüler Gottscheds, die in Leipzig den Bekanntenkreis Lessings bildeten, um eben die Zeit als dieser in Leipzig studirte, die Verbindung mit 'Sr. Magnificenz' abgebrochen haben dürften. Wie richtig diese Vermuthungen betreffs Kästners sind, erhellt aus folgendem, in Nr. 180 des Hamburgischen Correspondenten vom Jahre 1748 veröffentlichten Schreiben:

An den Herausgeber des Correspondenten. M. H.

Wofern sie die Neuen Proben der Beredsamkeit aus Sr. Hoch Edelgeb. des Herrn Prof. Gottscheds Rednergesellschaft in ihren Zeitungen ankündigen*), so ersuche ich Sie zugleich zu melden, dass sich der Herausgeber Herr J. J. Hille ganz ohne mein Wissen und Willen die von mir darinnen befindlichen

[3]) Vgl. Danzel, Lessing 1,196.

*) Es ist dieses bereits in 172. St. geschehen, ehe dieser Aufsatz eingeliefert worden, indessen haben wir ihn doch nicht ganz zurücklassen wollen.

Stücke einzurücken unterstanden hat. Der Erweis, dass ein Redner ein Philosoph seyn solle, wäre schon in Herrn Mag. Schwabens Sammlung gekommen, wenn ich es damals nicht verbeten hätte, weil ich ihn des zweyten Drucks nicht für werth erkannte. Hat aber der Herr Sammler ja den Grundsatz mit gewinnsüchtigen Buchhändlern gemein gehabt, alles was gedruckt ist, dürfe wieder gedruckt werden; ohne Jemanden deswegen um Erlaubnis zu bitten, so hätte er doch mit den andern beyden Stücken, die er von mir eingerückt hat, nicht so verfahren sollen. Ich habe dieselben, gleich nachdem ich solche in der Gesellschaft vorgelesen hatte, dem Herrn Prof. Gottsched auf dessen Ansuchen abschreiben zu lassen verstattet, oder vielleicht (denn es verlohnt sich der Mühe nicht, dass ich mich dieser Kleinigkeiten genau erinnere) ihm meine Handschriften selbst gelassen; aber zum Drucke habe ich ihm nie die Erlaubniss gegeben und bin desto sicherer gewesen, dass mir solches nicht wiederfahren würde, weil ich wohl weiss, dass manchmal Schüler ihrer Lehrer Collegia ohne derselben Willen herausgeben, aber mich noch auf kein Exempel besinne, dass ein Lehrer mit seines Schülers Handschriften so was vorgenommen hätte.

War denn der Beweis, dass ein Redner ein Philosoph seyn müsse, nicht genug darzuthun, dass ich was Schlechtes in der Gottschedischen Rednergesellschaft gemacht habe? Mussten dazu noch ungedruckte Schriften hervorgezogen werden, dergleichen sonst von keinem Mitgliede sind geliefert worden? Das Lob der Freygeisterey ist auch schon mit den Veränderungen, die ich für gut befunden, in das 41. und 42. Blatt des hier herausgekommenen Freygeistes gerückt worden, und ich habe zu den Lesern des Freygeistes das Vertrauen gehabt, sie würden es sehen, dass es eine ironische Rede sey, wenn es gleich nicht darüber stünde, gleichwohl aber meinen Namen nicht dabey verewigen wollen. Den Erweis aber, dass ein Redner kein Wolfianer seyn sollte, hätte ich nimmermehr, weder ohne, noch mit meinem Namen drucken lassen. Ich denke jetzo in den meisten Stücken anders, und würde durchgängig anders, bescheidener und bedachtsamer reden, als ich, obwohl mit Beyfall redete:

Da mein Witz noch gar zu unreif hiess
und wie ein siedend Fett den Schaum voran verstiess.
Günther.

Dieses Gewäsche, das damals, wie ich es als ein Schüler des Herrn Prof. Gottscheds vorbrachte, Verzeihung nöthig hatte, beschimpft mich jetzo. Hat der Herr Sammler dieses denken können, so ist es sehr boshaft von ihm, dass er jemanden, der ihn wissentlich nie beleidigt, so einen Verdruss machen wollen; hat er es nicht bedacht, so ist es sehr unbesonnen von ihm, dass er sich einbilden können, es stehe mir an, jetzo Zeug unter meinem Namen gedruckt zu sehen, das ich vor mehr als zehn Jahren

in der Gottschedischen Rednergesellschaft hergeschwatzt habe. Ich bitte also diejenigen, welche diese Aufsätze des Ansehens würdigen, mir weder, was ihnen darinn gefällt, noch was ihnen missfällt, zuzurechnen, und mein Trost ist, dass wer mich kennt, mich unter einer andern Gestalt kennt, als unter welcher man mich hier hat wollen bekannt machen.

Leipzig, den 9. des Weinmon. 1748.

A. G. Kästner, Math. P. P. E.

Hamburg. Fritz Winter.

## Zu Quellen und Forschungen 39, 27.

Die Klopstock zugleich nachahmende und verherrlichende Ode von Fannys Bruder, welche E. Schmidt nach einer Ringschen Abschrift mittheilt, steht schon als 'Ode an Herrn Kühnert, vom Herrn Hofrath Schmid' im Almanach der deutschen Musen 1773 S. 27. Der Herausgeber desselben wird sie, wie die 'zwey Gedichte von Schmidt', welche er kurz vorher in seiner Anthologie der Deutschen 2, 105 abgedruckt hatte, erst spät vom Professor Nüscheler erhalten haben, der selbst Klopstock besang (Almanach der deutschen Musen 1775 S. 25); dennoch liegt in ihr eine gleichzeitige Fassung vor, die bei allen Versehen der liederlichen Schmidschen Correctur (vgl. V. 8. 12. 34. 52. 64. 67) an mehreren Stellen die bessere Lesart bietet. Die nicht lediglich orthographischen Abweichungen sind: V. 1 durch die ein Bach (damit Seufferts Conjectur, Deutsche Litteraturzeitung 1880 Sp. 130, bestätigt), 2 den, 5 Wandr', 7 einsamen Pfaden, 8 Gedränge, 10 zahllosen, 12 unvollendeten, 14 du willst, 18 auch gewählt, 20, 26 zum, 23 den, 24 erhabenen, 34 *das zweite* ach *fehlt*, 36 leb', 40 würdst, 42 Ach, Zevs, fodr' ich, 46 dann ihn, 50 der werdenden Tage, 52 voll von, 64 göttlich — sie mir, 65 keine — mich, 66 mich, 67 *fehlt* mehr, 71 mir. — Die anonymen Stücke in der Bremer Sammlung vermischter Schriften, welche E. Schmidt dem von ihm neuentdeckten Beiträger zuschreibt (a. a. O. S. 22), dürften auch nicht alle ihm angehören; wenigstens stammt Der Proselyt (2, 386) von J. A. Schlegel (verändert

in dessen Vermischten Gedichten 1, 287 ff.), und die beiden Parodien des Klopstockschen Kriegsliedes in der Chevy-chase-Strophe (Trinklied und Liebeslied, das. 1, 407 ff.) scheinen dem Stile nach und zufolge einer brieflichen Äusserung Weisses (Herrigs Archiv 77, 15) Ebert zum Verfasser zu haben.

London. Carl Schüddekopf.

## Zu Lessings Gedicht: Das Muster der Ehen.

In Nicolaus Reusners[1]) Aureolorum Emblematum Liber singularis (Argentorati 1591) finden sich S. D iij[b] folgende lateinische und deutsche Verse:

Tranquillitas Coniugij.

Coniugium felix ut sit, blandumque: maritus
Surdus sit, coniux cæca sit OTTO, domi.

Blind sey das Weib, Taub sey der Mann,
Soll Lieb in Ehe lang wol bestahn.[2])

Als ich diese Verse vor einiger Zeit kennen lernte, musste ich sogleich an Lessings Gedicht Das Muster der Ehen denken, welches also lautet:

Ein rares Beispiel will ich singen,
Wobei die Welt erstaunen wird.
Dass alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

---

[1]) N. Reusner, berühmter Polyhistor und lateinischer Dichter, geb. 1545 in Löwenberg (Lemberg) in Schlesien, † 1602 als Professor der Rechte in Jena.

[2]) Jedes der Aureola Emblemata besteht aus einer Überschrift in lateinischer oder — doch nur selten — in griechischer Sprache, einem Holzschnitt nach Tobias Stimmer, einem lateinischen Distichon und einem deutschen Reimpaar, welch letzteres die — meist sehr unbeholfene — Übersetzung der lateinischen Verse ist. Über obigen Versen steht — gewiss nur aus Versehen — ein zu ihnen gar nicht passender Holzschnitt (Orion, der die Diana verfolgt und dabei von einem Skorpion gestochen wird), welcher S. G vij an richtiger Stelle wiederkehrt. — Wer der Otto im lateinischen Distichon ist, weiss ich nicht.

Ich sah das Muster aller Ehen,
Still, wie die stillste Sommernacht.
O dass sie keiner möge sehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger.
Es hatte jedes seine Mängel,
Denn niemand ist von allen leer.

Doch sollte mich ein Spötter fragen,
Wie diese Wunder möglich sind?
Der lasse sich zur Antwort sagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.[3])

Lessings Gedicht ist aber auch der Erzählung Gellerts Die glückliche Ehe — dem Inhalte wie dem Titel nach — sehr ähnlich. Auch Gellert schildert eine glückliche Ehe, die er gesehen hat, und auch er gibt zum Schluss einen ganz unerwarteten überraschenden Grund dafür an, dass eine so glückliche Ehe möglich war: das Paar starb acht Tage nach der Hochzeit.

Offenbar ist Lessings Gedicht, wie auch Erich Schmidt, Lessing 1,94, annimmt, eine Nachahmung des älteren Gellertschen, aber mit einem andern Schluss, und auf diesen andern Schluss ist Lessing möglicherweise, ja man darf vielleicht sagen wahrscheinlich durch Reusners Emblema gekommen, welches meines Wissens bisher noch nicht beachtet worden ist.

Bei dieser Gelegenheit sei noch eine ganz unbegreifliche, irrige Behauptung zurückgewiesen, die neuerdings über Lessings Gedicht in der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 31, 104 aufgestellt worden ist. Richard M. Meyer schreibt dort:

'Lessings Gedicht Das Muster der Ehen (Lachmann[2] 1, 133) ist nicht, wie Erich Schmidt 1, 94 meint, die Bearbeitung einer Fabel von Gellert, sondern eine z. T. wörtliche Übersetzung von Popes Gedicht On a certain lady at

---

[3]) In dem ersten und in dem dritten Drucke des ersten Theiles der ersten Ausgabe von G. E. Lessings Schrifften (Berlin bey C. F. Voss 1753), S. 144 lautet die letzte Zeile:

Die Frau war taub, der Mann war blind.

court (Poetical works of A. Pope, Edinburgh, S. 435); der Anfang lautet. I know the thing that 's most uncommon: der Schluss: The woman 's deaf, and does not hear. Popes Epigramm gilt also nur der Frau, Lessings der Ehe. Dadurch wird die Tautologie der englischen Schlusszeile beseitigt'.

Damit nun die Leser, von denen doch nur die Minderzahl Popes Werke zur Hand haben wird, über das Verhältniss von Popes Gedicht zu dem Lessings gleich selbst urtheilen können, möge ersteres hier folgen:

On a certain lady at court.

I know the thing that 's most uncommon
(Envy, be silent, and attend!);
I know a reasonable woman,
Handsome and witty, yet a friend.

Not warp'd by passion, aw'd by rumour,
Not grave thro' pride, or gay through folly,
An equal mixture of good humour,
And sensible soft melancholy

'Has she no faults then (Envy says), Sir?'
Yes, she has one, I must aver;
When all the world conspires to praise her,
The woman 's deaf, and does not hear.[4])

Ich frage nun: was hat Lessings Gedicht mit dem Popes gemein, als dass in der letzten Zeile des Lessingschen Gedichtes das Wort taub, wie in der letzten des Popeschen das Wort deaf vorkommt? Und doch soll Lessings Gedicht eine zum Theil wörtliche Übersetzung des Popeschen sein!

Weimar. Reinhold Köhler.

[4]) The Works of A. Pope. New Edition. With Introductions and Notes by W. Elwin and W. J. Courthope. Vol. IV. London 1882. S. 448. — Das Gedicht geht, wie uns die Note des Herausgebers belehrt, auf Mrs. Henrietta Howard, geb. Hobart, Gemahlin von Sir Charles Howard, der 1731 Earl of Suffolk wurde.

# Ein unbekannter Tragödienentwurf Lessings.

'Ich bin acht Tage mit Sturzen in Wolfenbüttel und Braunschweig gewesen und hätte Dir viel zu erzählen, wenn ich heute Zeit zum Schreiben hätte', berichtet Boie an Bürger über seinen Besuch bei Lessing im Mai 1778.[1]) Ein Theilchen dieser versäumten Mittheilung lässt sich aus einem Briefe des Besuchers an Gotter vom 30. September 1778 erschliessen, worin Boie, wohl eine Frage Gotters beantwortend, schreibt: 'Von Lessings Nathan weiss ich, wie auch vermuthlich seine besten Freunde nichts' und fort fährt: 'Er sprach diesen Sommer, wie ich bei ihm war, von verschiedenen andern Stücken, unter andern von einem Trauerspiele, das mit Hahns Adelsberg einen ähnlichen Plan hätte und bis auf den Dialog ganz fertig wäre'. In einem spätern Brief vom 18. November 1778 kommt Boie noch einmal darauf zurück. Zur Begründung der von ihm geäusserten Vermuthung, Lessing wolle sein Amt niederlegen und wieder allein vom Ertrage seiner Feder leben, führt er unter anderem an: 'Vorigen Sommer sagte er mir schon von einem Trauerspiel deutschen Inhalts, das bis aufs Dialogiren ganz fertig wäre. Er hat äusserst wichtige und verschiedene Sachen in Arbeit' u. s. w.

Boies Charakter und die Art seiner Mittheilung schliessen Unzuverlässigkeit und Missverständniss aus; offenbar hat Lessing sich über den Inhalt des Dramas nicht weiter ausgelassen, als dass er selbst den Vergleich mit Hahns Drama machte. Soll dieser Sinn haben, so musste in Lessings Plan die ehebrecherische Begier eines sinnlichen Weibes das Hauptmotiv[2]) sein. Einem solchen begegnen wir aber in keinem der bisher bekannt gewordenen Pläne Lessings. Denn der 'Stoff zu einer Tragödie', den er sich aus den Gesta Romanorum anmerkte,[3]) 'Von des ritters weib dye

[1]) Brief vom 30. Mai 1778 Strodtmann 2, 283.
[2]) Vgl. R. M. Werner, L. Ph. Hahn S. 36 ff.
[3]) Hempelausgabe 11, 2, 770.

ir ec geprochen het und von dem rat ires sunes den er dem vater gabe' behandelt zwar auch einen Ehebruch, bietet aber keinerlei Ähnlichkeit mit Hahns Drama. So werden wir wohl genöthigt sein, den vielen unausgeführten dramatischen Plänen Lessings einen neuen hinzuzufügen: eine Potiphartragödie 'deutschen Inhalts'.

Jena. Berthold Litzmann.

## Zu Schillers Berglied V. 23.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld, . . .
Sie fliessen nach allen vier Strassen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen, . . .

So liest die 2. Auflage der Gedichte 1805 und die folgenden Ausgaben.

In der Handschrift (vgl. Facsimile in Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur S. 233) und im ersten Druck (Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1805 S. 173) lautet der letzte Vers: 'Nach Abend und Mittag und Morgen'. Ich halte die spätere Lesart für eine falsche Conjectur und verbessere die erste Fassung also: 'Nacht. Abend und Mittag und Morgen'.

Berlin 1888. Fritz Jonas.

## Goethe in der Zeit der Schlacht von Jena.

Über Goethe im Jahre 1806 gibt es einen bekannten Bericht von J. Falk (Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt, 3. Aufl. 1856 S. 103 ff.), nach welchem der Dichter in seiner Entrüstung über die Franzosen unter Thränen in die Worte ausgebrochen sein soll: 'Ich will ums Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen,

bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern heruntersingen!' u. s. w. Gegen diese Stelle hat Erich Schmidt, welcher in der zweiten Auflage seiner Monographie über H. L. Wagner S. 2 f. dieselbe Phrase durch das deutsche Drama von Leisewitz Julius von Tarent bis auf O. Ludwigs Erbförster verfolgt (vgl. dazu Anzeiger für deutsches Alterthum 7, 437 und Quellen und Forschungen 40, 129), mit gutem Grunde Bedenken erhoben. Ohne mich dieser Zweifel eines Vorgängers zu erinnern, habe ich in der Recension von Keils Goethe, Weimar und Jena im J. 1806 in den Gött. Gel. Anzeigen 1882 Nr. 30 S. 960 einen ähnlichen Widerspruch laut werden lassen. Aber ganz ohne thatsächliche Grundlage ist der Bericht Falks nicht. Der jüngere Voss schreibt am 6. Dezember 1806 an F. K. L. Freiherrn von Seckendorff (s. Scheidels Vortrag über Seckendorff, Nürnberg 1885 S. 25): 'Goethe war mir in traurigen Tagen ein Gegenstand des innigsten Mitleidens; ich habe ihn Thränen vergiessen sehen. Wer, rief er aus, nimmt mir Haus und Hof ab, damit ich in die Ferne gehen kann?' Das klingt doch ziemlich nahe an den Falkschen Bericht an und muss uns vorsichtiger machen, wenn nicht den Wortlaut so doch den Inhalt zu unterschätzen.

Wien. Jakob Minor.

## Zu Goethes Italiänischer Reise.

Bei Gelegenheit einer Vergleichung der Italiänischen Reise mit den ihr zu Grunde liegenden Tagebüchern und Briefen, soweit eine solche infolge des nur fragmentarisch auf uns gekommenen Rohmaterials möglich ist, ergab sich mit Leichtigkeit eine Reihe von Textbesserungen, die ich im folgenden nebst ein paar einschlägigen vorlege. Ich benütze den 27. Band der Ausgabe letzter Hand 1829 (abgekürzt *IR*) und für die Tagebücher und Briefe die Schriften der Goethe-Gesellschaft 2. Band Weimar 1886 (abgekürzt *TB*).

1. *IR* 5, 1 ff.: 'Den 3. September 1786. Früh drey Uhr stahl ich mich aus Karlsbad' ändere ich mit Düntzer in seiner Ausgabe der Italiänischen Reise Hempel 24, 4 in: 'Den 4. September 1786. Den dritten September früh drey Uhr' u. s. f. Da Goethe in diesem ersten Abschnitte eine Beschreibung von Regensburg gibt, wo er erst am Vormittag des 4. September angekommen ist, vgl. *TB* 11, 17, so kann der ganze Brief nicht mit dem 3. September datirt werden. Ändert man das Datum, so ist die Hinzufügung der Eingangsworte 'den dritten September' eine natürliche Consequenz. *TB* 13, 2 'd. 3. Sept. früh 3 Uhr' stimmt hierzu trefflich.

2. *IR* 7, 1 ff. 'und hatte also diese vier und zwanzig und eine halbe Meile in neun und dreissig Stunden zurückgelegt' wird berichtigt durch *TB* 14, 22 ff. 'und hatte also diese 12¼ Posten oder 24½ Meile in 31 Stunden zurückgelegt'.

3. Für *IR* 10, 5 'bis gegen die Saale' muss man mit *TB* 18, 18 'bis gegen Saale' lesen oder richtiger, da der Ort Saal heisst, 'bis gegen Saal'.

4. Für *IR* 14, 6 'sie stellte mir eine grosse neue Schachtel sorgfältig zu ihren Füssen' lese ich 'sie stellte eine grosse neue Schachtel sorgfältig zu ihren Füssen'. Goethe wollte wahrscheinlich zuerst schreiben 'sie stellte mir eine grosse neue Schachtel zu Füssen', änderte aber, nachdem 'mir' schon niedergeschrieben war, seinen Gedanken um in 'sie stellte eine grosse neue Schachtel zu ihren Füssen' und vergass 'mir' zu streichen.

5. *IR* 17, 19 'Gesund und wohlthätig' bessere ich mit *TB* 26, 4 zu 'gesund und wohlhäbig', wie auch schon Schuchardt (in seiner Ausgabe der Italiän. Reise 1862. 1863) und Düntzer gethan haben.

6. Für *IR* 18, 8 'Bald verändert sich das Ganze: das Benutzbare wird zur Wiese' liest man besser mit *TB* 26, 20 'Bald verengert sich das Ganze' u. s. w. Abgesehen davon, dass hier ein Dictirfehler sich leicht erklären lässt, passt auch 'verengert' viel besser zum Vorhergehenden, wo schon von der Enge der einen Seite gesprochen worden ist.

7. Für *IR* 18, 20 'endlich da sich alles nun' ist zu lesen nach *TB* 27, 2 'endlich, da sich alles nur'.

8. *IR* 24, 13 'braune wohlgeöffnete Augen und sehr gut gezeichnete Augenbraunen bei den Weibern; dagegen blonde und breite Augenbraunen bei den Männern' lässt die antithetische Entsprechung zu 'blond' vermissen, während gut gezeichnet und breit ganz richtig im Gegensatz stehen. *TB* 36, 16 'sehr gut gezeichnete schwarze Augbrauen bey den Weibern' hilft aus der Verlegenheit; 'schwarze' ist in den Text der *IR* einzufügen.

9. *IR* 37, 1 'Trient den 10. September Abends' ist unmöglich haltbar, wenn der vorhergehende Abschnitt schon mit dem 11. September früh datirt ist. Goethe hat ihn in der That auch an diesem Tage geschrieben vgl. *TB* 42, 8; um 5 Uhr desselben Tages fuhr er nach Roveredo ab. Inzwischen hat er sich die Stadt angesehen und darüber Aufzeichnungen gemacht, so dass man *IR* 37, 1 ff. zweifellos mit dem 11. September datiren muss, vielleicht unter Hinzufügung von 'Nachmittags'.

10. Nach *IR* 38, 26 'guten Italiäner aufgeführt' ist ein Abschnitt zu machen; denn Goethe kann doch die Reise von Trient nach Roveredo am 11. September unmöglich schon in Trient beschrieben haben. Ich glaube, dass er dieses kleine Stück, das seine Entsprechung in *TB* 49, 26 ff. hat, weder in Trient noch in Roveredo schrieb, sondern auf der Fahrt oder auf der Zwischenstation zwischen beiden Orten, in Aqua viva, vgl. *TB* 41, 17. Dass er den Abschnitt in Trient nicht geschrieben haben kann, steht fest; gegen die Annahme, dass er ihn in Roveredo zu Papier gebracht hat, scheint mir der Anfang des folgenden Stückes zu sprechen: 'Hier bin ich nun in Roveredo'. Hätte er schon 38, 26 ff. in Roveredo geschrieben, so glaube ich, würde er hier nicht diesen Anfang gewählt haben: 'Hier bin ich nun in Roveredo, hier schneidet sichs ab'. Der Abschnitt selbst, den ich auf die Fahrt oder nach Aqua viva verlegen möchte, widerspricht nicht meiner Annahme. Im Anfange heisst es: 'wieder das Schauspiel von gestern Abend'; in Aqua viva ist er laut Stationenverzeichniss $6^1/_2$ Uhr, der Abend des Septembertages ist also hereingebrochen. Weiter heisst es:

'Man fährt wohl eine Meile von der Stadt [Trient] zwischen Mauern'; Aqua viva liegt von Trient zwei Meilen (= 1 Posten) entfernt, vgl. *TB* 41, 17. *TB* 50, 13 'Es macht schon hier niemand mehr die Thüren zu' u. s. w. spricht jedenfalls eben so sehr für Aqua viva wie für Roveredo. Goethe kam ½9 Uhr in Roveredo an und brachte ermüdet von der Wanderung durch Trient, von der Reise von Trient nach Roveredo nur die wenigen Zeilen zu Papier: 'Hier bin ich nun' u. s. w. Kurz, ich würde *IR* 38, 26 ff. von dem Vorhergehenden abrücken, aber kein Datum, mindestens keine Ortsbezeichnung beifügen, dagegen *IR* 39, 10 mit dem Datum 'den 11. September Abends' belassen.

11. *IR* 43, 1 ist 'Abends' als unrichtig zu streichen. Der Abschnitt, welcher in der Hauptsache *TB* 54, 6 ff. entspricht, ist im Laufe des 13. September geschrieben, aber nicht Abends, vgl. *TB* 55, 13.

12. Man thäte gut, *IR* 44, 1 das Datum wegzulassen. da die famose Schilderung des Malcesiner Abenteuers ganz und gar der Redactionsthätigkeit des Dichters angehört.

13. *TB* 41, 22 = Weimarische Goethe-Ausgabe III 1 S. 171, 25 ist durch ein Versehen in der Rubrik der Abfahrten '5 früh' einige Zeilen zu tief gerathen; es gehört zu Roveredo 171, 21, vgl. *TB* 51, 9 'Nach fünfen fuhr ich von Roveredo ab'. Ich verdanke diesen Hinweis der Güte des H. Prof. Zarncke.

14. *IR* 78, 17 'völlig wie die Form des grossen Dichters' ist zu bessern in 'völlig wie die Force des grossen Dichters' nach *TB* 88, 28.

15. Für *IR* 87, 22 'von Osten gegen Süden streichend' lese man mit *TB* 107, 26 'von Norden gegen Süden streichend'.

16. *IR* 103, 9 'Nun drängten sich die Wohnungen empor und empor'; dagegen *TB* 121, 25 'nun drängte sichs enger und enger'. Die Lesart des *TB* ist entschieden die bessere, die Änderung der *IR* leicht als Lesefehler zu erklären.

17. *IR* 112, 20 lesen wir: 'Dem heiligen Franziskus zu Ehren hatten die Peters-Capuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt'. Die Peterscapuziner dürften nur eine einem Irrthume entsprungene Ordensgemeinschaft sein; in *TB* 136, 10

steht: 'PP. Capuc.' = Patres Capucini. 'Patres Capuziner' ist für 'Peters-Capuziner' in den Text zu setzen.

18. Für *IR* 139, 8 'es war um Mittagszeit der Ebbe' ist nach *TB* 149, 13 zu lesen: 'es war um Mittag, Zeit der Ebbe'.

19. Wenn man *TB* 151, 2 liest: 'sie [die Pflanzen am Meeresstrande] sind fest, zäh wie Bergpflanzen', dagegen *IR* 140, 13 'sie sind fett und zäh', so wird man sich unbedenklich für die Lesart des *TB* als die bessere entscheiden; fest und zäh sind zwei trefflich zusammen passende Eigenschaften. *TB* 151, 9 heisst es: 'die Stiele alles mastig und fest', wieder hat *IR* 140, 20 'alles mastig und fett'. Hier kann man schwanken, ob nicht eine absichtliche Änderung des Bearbeiters vorliegt, denn mastig und fett scheint mir besser zusammenzustimmen, als mastig und fest. Im ersteren Falle lese ich 'fest und zäh'.

20. *IR* 173, 14 steht das Datum: 'Den 25. Abends Perugia'. Da aber in dem so datirten Abschnitte die Abreise von Perugia beschrieben wird, so kann die Datirung unmöglich in Ordnung sein. Düntzer hat diesen Widerspruch sehr wohl empfunden und ändert in: 'Foligno, den 25. Oktober Abends'. In Folge dessen ist er auch gezwungen auf S. 104 seiner Ausgabe 'Gestern Abend' für 'Heute Abend' der andern Ausgabe zu lesen. Es gibt einen Mittelweg, der dem Goetheschen Texte keine Gewalt anthut, sich im Gegentheil mit *TB* in vollem Einklang befindet. 'Den 25. Abends. Perugia.' bleibt stehen. Das Stück *IR* 184, 6 — 191, 20 wird als selbständiger Abschnitt losgetrennt und mit dem Datum 'Foligno, den 26. Abends' (vgl. *TB* 204, 1 ff.) versehen, natürlich bleibt 'Heute Abend' unangetastet. So gewinnt man zwei Abschnitte, die besser in den Rahmen der von Goethe innegehaltenen Proportionen der einzelnen Stücke passen, als der eine Riesenabschnitt.

21. *IR* 191, 22 'Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten' wäre wohl besser mit Ausrufezeichen, als mit Semikolon zu versehen.

22. *IR* 253, 26 'tiefen und belebenden Eindruck', dagegen *TB* 249, 14 'tiefen und bleibenden Eindruck'. Abgesehen davon, dass hier ein Versehen leicht erklärlich,

ist auch die Lesart des *TB* darum die bessere, weil vorher im Gegensatz zu diesem von der Vergänglichkeit des Eindrucks anderer Erlebnisse gesprochen worden ist.

23. *IR* 273, 8 'dort eben ist alles aufgeschüttetes Erdreich' muss gebessert werden in 'dort oben ist alles aufgeschüttetes Erdreich' nach *TB* 283, 10.

Leipzig. Ernst Günther.

## Nachtwachen von Bonaventura.

Jean Paul schreibt am 14. Januar 1805, also unmittelbar nach dem Erscheinen der dämonischen Satire Schellings, an Thieriot (Jean Paul, Briefwechsel mit seinen Freunden 1865 S. 457): 'Lesen Sie doch die Nachtwachen von Bonaventura, d. h. von S . . . . . . . g. Es ist eine treffliche Nachahmung meines Gianozzo; doch mit zu vielen Reminiscenzen und Licenzen zugleich. Es verräth und benimmt viele Kraft dem Leser.' Eine Untersuchung des höchst interessanten und weitverzweigten Themas 'Jean Paul und die Romantik' fehlt uns noch gänzlich. Gewiss hat Jean Paul den äusseren Zusammenhang der Nachtwachen mit Des Luftschiffers Gianozzo Seebuch (Komischer Anhang zum Titan. Zweites Bändchen 1801. Sämmtl. Werke 1841, 17, 111 ff.) richtig erkannt: aber Ähnlichkeiten des bizarren Aufbaus, Anklänge verwandter fratzenhafter Stimmung in diesen 'tragisch-komischen Conterfeien und Fieberbildern des Lebens', Benutzung einiger gleicher Motive erlauben doch nicht die gespenstischen Schatten des grossen menschlichen Narrenspiels, welche die Zauberlaterne der Romantik so grell an die Wand wirft und zu denen der pessimistische Phantast Bonaventura einen schrillen Commentar liefert, für Reminiscenzen auszugeben. Wie ein Paralipomenon der Nachtwachen liest sich Schellings 'Gesellschaftlicher Scherz'. Caroline 1, 386, über Nicolai als Todtengräber.

Berlin. Erich Schmidt.

## Zum 'Vierundzwanzigsten Februar'.

Lange bevor O. Brahm die von Lillo ausgehende dramatische Filiation untersuchte, war durch Hoffmann v. Fallersleben, Schlesische Volkslieder 1843 S. 59 ff., die Geschichte der 'Mordeltern' im deutschen Liede verfolgt und ein chronikalischer Bericht von 1618 herangezogen worden. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder S. 534 f., gab einer einschlägigen Nummer geradezu den Wernerschen Titel. R. Köhler, Weimarisches Sonntagsblatt 1857 S. 197 ff., lieferte eine reiche, nicht auf Deutschland beschränkte Zusammenstellung, die heute um einiges vermehrt werden könnte. Auf volksmässiger Überlieferung — denn die unklare Angabe, ein Schwarrbacher Vorfall liege zu Grunde, hat kaum Gewicht — scheint in dem virtuosen Schicksalsdrama, das unter Goethes Aufsicht entstand (Aus Schellings Leben 1, 214; dagegen Zelter 2, 154, 160), auch eine wichtige Episode der Vorgeschichte zu ruhen: der kleine Kurt hat, kindisch verführt durch den Anblick der ein Huhn abstechenden Mutter, sein Schwesterchen im Spiel geschlachtet; vgl. W. Grimm, Kl. Schriften 1, 362 (nach Wickram, Goedeke Schwänke des 16. Jahrhunderts S. 38 ff.). Die ähnlichen Geschichten der Zimmernschen Chronik bespricht im Zusammenhang mit Brevios Rime e Prose volgari von 1545 der Freiherr von Münch-Bellinghausen, F. Halms Werke 12, 257 ff.

Berlin. Erich Schmidt.

## Des Sängers Fluch von Ludwig Uhland.

Der Stoff dieser Ballade wird als Uhlands Eigenthum angesehen. Dederich sagt in seinen dankenswerthen Quellennachweisen (Ludwig Uhland als Patriot und Dichter, Gotha 1886 S. 135): 'Freie Erfindung'. Mir scheint diese Meinung nur zum Theile begründet. Uhland schreibt nämlich am

21. Januar 1810 an Justinus Kerner: 'Endlich hab' ich eine schottische Ballade (in Herders Volksliedern) 'Der eifersüchtige König' zu einem Drama, wiewohl erst leicht skizziert' ... Diese Herdersche Übersetzung stammt aus Percys Reliques 2, 213 und hat folgenden Wortlaut:

Am Christmessfest, im Winter kalt,
Als Tafelrund begann,
Da kam zu Königs Hof und Hall'
Manch wack'rer Ritter an.

Die Königin sah feldhinaus,
Sah über Schlosses Wall;
Da sah sie, Junker Waters
Kam reitend ab im Thal.

Sein Läufer, der lief vor ihm her,
Sein Reuter ritt ihm nach:
Ein Mantel, reich an rothem Gold,
War Wind- und Wetters Dach!

Und vorn am Rosse glänzte Gold,
Dahinten Silber hell:
Das Ross, das Junker Waters ritt,
Ging wie der Wind so schnell.

'Wer ist denn? sprach ein Rittersmann,
(Zur Königin sprach er)
Wer ist der schöne Junker dort,
Der reitet zu uns her?'

'Wohl manchen Ritter und Fräulein auch
Hab' ich mein' Tag' gesehn;
Doch schöner als Junker Waters dort
Hab' ich nie nichts gesehn.'

Da brach des Königs Eifer aus
(Denn eifernd war er sehr!)
'Und wär' er dreimal noch so schön,
Sollt' ich's dir doch sein mehr.'

'Kein Ritter ja, kein Fräulein nicht,
Ihr seid ja König im Reich;
Im ganzen Schottland ist niemand
Ja seinem König gleich.'

Doch was sie sagt' — doch was sie thät,
Nichts stillte Königs Wuth;
Für die zwei Worte, die sie sprach,
Floss Junker Waters Blut.

Sie rissen ihn, sie zwangen ihm
In Ketten Fuss und Hand:
Sie rissen ihn, sie zwangen ihn,
Wo ihn kein Taglicht fand.

'Oft ritt ich ein in Sterlingschloss
Bei Wetter und bei Sturm;
Doch nimmer, nimmer fand ich mich
Im finstern tiefen Thurm.'

Sie rissen ihn, sie zwangen ihn
Zum Todeshügel hin,
Und Ross und Knaben rissen sie
Zum Todeshügel hin.

Und was sie sagt' und was sie thät,
Nichts stillte Königs Wuth:
Für die zwei Worte, die sie sprach,
Floss Junker Waters Blut.

Uhland skizzirt in dem Briefe an Kerner kurz seinen Plan: 'Die Idee ist: Auflösung des Helden mit seiner Geschichte in Poesie, in Sage, gerade in die zu Grunde liegende Ballade. Junker Waters verlässt das väterliche Haus, zieht zu Hofe; ein Minstrel gesellt sich zu ihm, als der ritterlichem Thatenleben nachtretende Gesang. Waters gefällt der Königin. Der eifersüchtige König wirft ihn ins Gefängniss, lässt ihn hinrichten; das blühende Leben ist untergegangen. Der Minstrel verlässt den Hof, der Gesang geht ins Land aus. Waters Eltern und Geschwister sitzen daheim nächtlich am Kamin. Es befällt sie ein Gelüste nach schaurigen Mährchen. Der verirrte Minstrel tritt herein und singt die Ballade von Waters Tode. Die Liebe der Königin zu Waters soll so behandelt werden, dass sie ihres liebsten Hoffräuleins Neigung zu Waters begünstigt, gleichsam um ihn mittelbar zu lieben.' Adelbert von Keller (Uhland als Dramatiker S. 310) sagt: 'Von der Ausführung dieses Planes hat sich keine Spur gefunden'. Diese Behauptung ist nicht ganz richtig, denn Uhland hat die Einkleidung seiner Idee, welche sich merkwürdig mit Goethes 'Ballade' berührt, im Jahre 1814 zu seiner Balladenscene Normännischer Brauch benutzt. Wie in dem Drama Waters der Minstrel zu Waters Eltern und Geschwistern kommen und ihnen am Kamin die Ballade von Waters Tode singen

sollte, so kommt im Normännischen Brauch Balder zu Richard und singt die Ballade vom Meerbräutigam; und wie jedesfalls dort dann die ἀναγνώρισις eintreten sollte, so wird hier die Erkennung der Verlobten herbeigeführt. Die Ähnlichkeit der Einkleidung ist zu gross, als dass wir an Zufall denken könnten. Der Normännische Brauch, diese dramatische Ballade, ist bekanntlich am 15. Juni 1814 entworfen und angefangen, am 14. und 15. Februar 1815 ausgeführt worden; in ihr begegnet eine Spur des alten Planes.

Am 3. und 4. Dezember 1814 dichtet Uhland seine Ballade Des Sängers Fluch, in welcher jedesfalls éine Situation und éin Zug aus dem alten Plane begegnet. Uhland hatte, die schottische Romanze erweiternd, dem jugendlich schönen Waters einen Minstrel zugesellen wollen, diese beiden erscheinen auf dem Schlosse des Königs, Waters gewinnt die Neigung der Königin, ein unschuldiges Wort verräth dem König, dass seine Gemahlin den Junker liebe, und er lässt ihn tödten. Der Minstrel sollte symbolische Bedeutung haben, sollte 'als der ritterlichem Thatenleben nachtretende Gesang' erscheinen, er sollte den Hof verlassen: 'der Gesang geht ins Land aus'. Hier haben wir Zug für Zug unsere Ballade Des Sängers Fluch und ihre, wie ich glaube, echt Uhlandische Idee.

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blutgen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ewige Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln in leere Luft verhaucht!

Der Minstrel sollte 'als der ritterlichem Thatenleben nachtretende Gesang' die Mähr von Waters Tod verkünden, der Sänger macht den Nachruhm, und wenn er den Namen eines Königs in ewige Nacht tauchen will, dann meldet 'des Königs Namen kein Lied, kein Heldenbuch'.

Wie dort ein alter Sänger und der schöne Junker Waters auf dem Schlosse des eifersüchtigen Königs erscheinen, so hier der Alte mit der Harfe und ihm zur Seite der blühende Genoss; in beiden Werken entscheidet eine unschuldige Äusserung des Antheils das Geschick, dort ein Wort der Königin, hier das Zuwerfen der Rose;

beidemale wird des Königs Eifersucht erregt, seine 'Wuth' vernichtet den jungen schönen Genossen des alten Sängers.

Also Uhland hat den Stoff seiner Ballade Des Sängers Fluch zwar frei erfunden, aber die Anregung dazu aus der schottischen Romanze Der eifersüchtige König gewonnen. Unmittelbar auf diese Romanze folgt in Herders Volksliedern gleichfalls nach Percy: Murrays Ermordung; Uhland muss sie gekannt haben, das können wir auch ohne näheres Zeugniss annehmen; sie ist für uns nicht unwichtig.

O Hochland und o Südland!
Was ist auf euch geschehn!
Erschlagen der edle Murray,
Werd' nie ihn wiedersehn.

O weh dir! weh dir Huntley!
So untreu, falsch und kühn,
Sollst ihn zurück uns bringen
Ermordet hast du ihn.

Ein schöner Ritter war er
In Wett- und Ringelauf;
Allzeit war unsres Murray
Die Krone oben drauf.

Ein schöner Ritter war er
Bei Waffenspiel und Ball.
Es war der edle Murray
Die Blume überall.

Ein schöner Ritter war er
In Tanz und Saitenspiel;
Ach, dass der edle Murray
Der Königin gefiel.

O Königin, wirst lange
Sehn übers Schlosses Wall;
Eh' du den schönen Murray
Siehst reiten in dem Thal.

Ein paar Klänge aus diesem Gesang tönen auch in Uhlands Ballade nach, sie haben sich wohl gleichzeitig mit dem 'eifersüchtigen König' in sein dichterisches Gedächtniss geprägt. Auch das 'alte Märchen' bei Herder König Esthmer bietet ein paar Parallelen zu Uhlands Ballade; Adler sagt zu Esthmer:

Und Ihr sollt sein ein Harfner, Bruder,
Wie ein'r aus Norden pflegt,
Und ich will sein Eu'r Singer, Bruder,
Der Euch die Harfe trägt.

Und Ihr sollt sein der beste Harfner,
Der je die Harfe schlug,
Und ich will sein der beste Singer,
Der je die Harfe trug.

Nun kommen die beiden in ihrer Verkleidung ins Schloss Adlands, dessen Tochter der Sultan noch heut freien will; in der Halle stehen sie:

König Esthmer dann die Harfe zog
Und spielt' darauf so süss.
Aufstarrt die Braut an Königs Seit';
Dem Heiden macht's Verdriess.

'Halt ein dein' Harf, du Harfner stolz,
Halt ein, ich sag' es dir,
Denn spielst du fort, als du beginnst,
Meine Braut entspielst du mir.'

Er riss, er riss aufs neu' die Harf',
Er spielt' so schön und frei:
Die Braut, die ward so wohlgemuth,
Lacht' eins und zwei und drei . . . .

Er spielt' aufs neu', strich laut und klar,
Und Adler sang darein:
'O Braut, dein treuer Liebhaber es ist,
Kein Harfner, der König dein!' . . . .

Die Braut blickt' auf, die Braut ward roth,
Blickt' auf und ward so roth,
Indes zog Adler sein scharfes Schwert,
Der Sultan, er lag todt.

Auf standen dann die Kämpfer all',
Schrien all' in grosser Noth:
'Verräther, hast den König erschlagen —
Und schnell sollt auch sein tot'.

Auch hier sind Motive und Situationen, welche nicht ohne Einfluss auf Uhlands Erfindung blieben; Vertrautheit mit Herders Volksliedern dürfen wir bei Uhland wohl schon damals voraussetzen. Ich glaube, seine Ballade verliert nichts, wenn wir den Anregungen im einzelnen nachgehen.

Wir könnten noch auf Schillers Macht des Gesanges und Goethes Sänger hinweisen und auch an seiner Romanze Durand vom 27. Juli 1814 zeigen, dass ihm gerade damals dieses Thema nahelag. Vgl. Die drei Lieder (1807).

Wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, erscheint mir die Ansicht, Uhland habe bei seiner Ballade an Napoleon gedacht, durchaus unsinnig und verwerflich; ich kann nicht begreifen, wie Notter (S. 161 ff.) erst durch diese Deutung zu einem entschuldigenden Verständniss des Gedichtes gebracht wurde. Er bekannte offen, dass ihn dieses Gedicht bis in die neueste Zeit minder angesprochen, ja in mancher Hinsicht geradezu zurückgestossen habe; er wollte die grosse Beliebtheit mehr auf Rechnung der vortrefflichen Composition setzen, als des innern Gehaltes, so weit derselbe bis dahin bekannt war. 'Ein so toller, unvernünftiger Wütherich, der auf keine Weise höheres Interesse erregt, wie der König in genannter Ballade, ist kein würdiger Vorwurf für die Dichterkraft.' Ist denn Eifersucht kein allgemein verständliches Motiv, müssen wir einen kriegerischen König, welcher die Verweichlichung durch den Gesang nicht dulden will, als 'tollen, unvernünftigen Wütherich' von poetischer Behandlung ausschliessen? Gerade dies ist der springende Punkt, dass dieser König die rein künstlerische Rührung der Königin nicht begreift und in eifersüchtiger Verblendung Liebesempfindung als Motiv ihres Handelns vermuthet. Durch den Hinweis auf Napoleon wird in dem Gedichte nicht nur nichts klarer, es kommt im Gegentheil ein vollständig fremder Bestandtheil hinein, ja wir müssten sagen, Uhland habe seinen Zweck völlig verfehlt, wenn im Gedichte selbst auch nicht das Geringste auf Napoleon deutet. Dass Napoleon kein 'Fluch des Sängerthums' war, lässt sich wohl behaupten. Und wäre es von Uhland nicht noch viel unsinniger, die Schlussworte bei einer Beziehung auf Napoleon gewählt zu haben, wenn Notter schon meint, es sei nicht wahrscheinlich, 'als habe der Name eines Fürsten, von welchem man doch eine so umständliche Geschichte weiss, je vergessen werden können'. Und das soll Uhland von Napoleon gewähnt haben? Dieses Wort Notters, könnte man Hebbel parodirend (Tagebücher 1, 30) sagen, zeigt, wie selten der

echte Künstler in seinen Bestrebungen und seinem Ziel begriffen wird. Wenn sich Notter darauf beruft, sein Gewährsmann habe die Deutung aus Uhlands Munde, so stelle ich dies in éine Linie mit den Worten, welche Uhland einer neugierigen Dame gegenüber brauchte, er spiele die Geige. Ich glaubte dieses Hereinzerren Napoleons ablehnen zu sollen, weil es noch immer durch die Uhlandlitteratur spukt, vgl. Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 14, 174.

Noch für eine zweite Ballade Uhlands finden wir die bisher übersehene Quelle bei Herder. Am 3. und 4. Januar 1811 entstand in Paris Der Ring, von dem Dederich a. a. O. S. 117 nur zu sagen weiss: 'Anklänge an die lebende Volkssage', und Düntzer in seinen Erläuterungen S. 181: 'eine ganz im Volkssinne leicht und lustig gehaltene Dichtung'. Bei Uhland geht ein Ritter über die Au, betrachtet den Verlobungsring, der seinen Händen entrollt; vergebens will er ihn haschen, ein Falk trägt ihn in die Lüfte, die andern Falken wollen ihm seinen Fang rauben.

> Doch keiner gewann's von allen,
> Das Ringlein fiel aus der Höh';
> Der Ritter sah es fallen
> In einen tiefen See.

Der Ritter fragt melancholisch:

> Mein Ringlein, ist das die Kunde,
> Die Kunde von Liebchens Treu?

Damit vergleiche man bei Herder das litauische Volkslied Der versunkene Brautring; ein Fischer reitet zum Fischer, dessen Eidam er gerne wäre, er wäscht die Hände:

> Weh! da entfiel mir
> Vom Mittelfinger
> Mein Bräut'gamring zu Grunde.

Das weckt ihm melancholische Gedanken und das Lied schliesst mit den Worten des Mädchens: 'Gut werd' ich dir nimmer.'

Leider ist die Untersuchung, wie weit Uhland in seinen Balladen und Liedern volksthümlichen Gesängen folgte, noch nicht in breiterer Weise geführt worden; was Hassenstein bietet (Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volks-

dichtung und das Volksthümliche in seinen Gedichten. Leipzig 1887), reicht gar nicht aus und ist zu beschränkt in der Auffassung. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn nach dieser Richtung eifriger geforscht würde. Gerade der Nachweis, dass Uhland bei seiner Ballade Des Sängers Fluch Anklänge an verschiedene Volkslieder darbietet, zeigt, dass man nur auf diesem Wege die volksthümliche Grundlage seiner Dichtung aufdecken kann; die Art der Erfindung in den freigebildeten Stoffen lehrt uns verstehen, wie sehr er sich ins Volkslied eingelebt hat. Darum müssen die Parallelen auch möglichst vollständig herbeigezogen werden.

Lemberg, 24. Juni 1888. R. M. Werner.

# Zur Erklärung einiger Gedichte Heines.

## 1. Die Locke der Geliebten.

Heine hat einmal ausdrücklich gesagt, dass sein inneres Erleben mit den äusserlichen Erlebnissen niemals übereingestimmt habe; insbesondere dürfen wir den äusseren Verlauf seiner ersten, unglücklichen Liebe zu seiner Cousine Amalie Heine nicht bis in alle Einzelheiten hinein aus dem Lyrischen Intermezzo des Buches der Lieder reconstruiren wollen. In Wirklichkeit hat die Vertraulichkeit der Beiden niemals den Charakter eines Liebesverhältnisses gehabt: gleich von Anfang an hat Amalie (Molly) des jungen Vetters Liebeswerben zurückgewiesen, wie das insbesondere bis zur Gewissheit aus Heines Brief an Sethe vom 27. Oktober 1816 hervorgeht (Werke, Ausg. von Karpeles 8, 330). Eins kann jedoch mit Sicherheit aus Heines Liedern geschlossen werden: dass Amalie ihm einmal eine Locke von ihrem Haar gegeben hat. Das scheint denn auch das einzige Liebespfand geblieben zu sein. Nicht weniger als dreimal hat der junge Dichter dies für ihn so hochwichtige Geschenk poetisch verherrlicht. Das erste mal geschah es in der Romanze Die Weihe, welche bereits 1817 in der Zeitung Hamburgs Wächter, dann zu des Dichters Lebzeiten nur noch 1822 in

den 'Gedichten' abgedruckt worden ist. Der Inhalt ist folgender: Einsam in der Waldkapelle kniet ein Knabe vor dem Bilde der Madonna. Er betet zu ihr; er möchte immer bei ihr bleiben, statt in die kalte, sündige Welt zu gehen. bei der Madonna, die sein einziger Stern ist, da sein Lebensschifflein irre treibt: sie soll ihm ein Huldeszeichen spenden. Da verschwindet Wald und Kapelle; er steht in einem Saale, die Madonna hat sich in eine liebliche Maid verwandelt, die sich selbst eine Locke abschneidet und sie dem Knaben reicht mit den Worten: 'Nimm hin deinen besten Erdenlohn!' Diese Lockenspende ist eben die Weihe des Jünglings, es ist ihm ein so wichtiges Ereigniss, dass es ihm förmlich als ein religiöser Act erscheint. Der Form nach lehnt sich die Romanze an ein Gedicht aus dem Wunderhorn an (1. Ausg. 1, 178, Ausg. von Birlinger und Crecelius 1, 150), überschrieben: Abschied von Maria. Dort ist es Gräfin Elsbeth, die an ihrem Hochzeitstage mit reich geschmücktem Haupte zur 'Waldkapelle' geeilt ist, um von Maria inbrünstig Abschied zu nehmen, ehe sie in die Welt eintritt. Sie kann von dem Gnadenbild sich gar nicht trennen. Die ganze Zeit über steht hinter ihr ein Räuber in böser Absicht, aber ihr Gebet rührt ihn so, dass er um Vergebung bittet und später als frommer Bruder seine Schuld büsst. 'O Maria', hebt zu sechs verschiedenen Malen die Beterin an,

O Maria, neue Pein
Spür' ich in dem Herzen mein,
Dass ich jetzund scheiden soll,
Darum bin ich trauervoll.

Man fühlt deutlich, wie die verschiedenen Züge dieses Gedichtes sich in des Dichters Phantasie zu neuen Vorstellungen umgestaltet haben, aus denen schliesslich jene Romanze erwuchs, in welcher er in glühender, wahrhaft rührender Weise seinen Schmerzen, seinem Sehnen und Hoffen Ausdruck verliehen hat. Die Form ist höchst vollendet, man lese nur folgende Strophe:

O Madonna! Deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter;
Lebensschifflein treibet irre,
Sternlein leiten ewig sicher,

worin bereits der Gedanke erscheint, den Heine in den Nordseebildern weiter ausgeführt hat (Die geliebten süssen Augen Wachen über meinem Haupte u. s. w.); oder die Schlussverse, welche wahrhaft süssen Wohllaut bergen:

Knabe hat es wohl verstanden,
Was mit Sehnsuchtgluth ihn ziehet
Fort und fort zu jenen Landen,
Wo die Myrte ewig blühet.

Um die Stimmung des Jünglings zu verstehen, muss man den leidenschaftlichen, wohl kurz vorher geschriebenen Brief an Sethe lesen, von dem oben die Rede war. Man fühlt dann auch, wie sehr jenes Gedicht der angstvolle Aufschrei eines gequälten Herzens ist, das nach Frieden ringt, echte Naturlaute, nicht etwa 'kindische Tändelei von alltäglichstem Inhalt und plattester Form, tändelnd mit Marienkultus in Brentanoschem Geschmack', wie Heines Biograph Strodtmann die Romanze beurtheilt (Heines Leben, Hamburg 1885 1, 54). Strodtmann hat das Werden des Dichters in Heine leider total verzeichnet; nach ihm geht Heine aus von Versemacherei und ringt sich erst langsam zu innerlicher Wahrheit durch, während in Wahrheit bereits Heines früheste Dichtungen der seinem Seelenleben völlig entsprechende Ausdruck gewesen sind. Es gilt dies auch von dem Gedichte: 'Sohn der Thorheit, träume immer', welches Strodtmann in das Jahr 1816 verlegt und als Nachahmung von Arndt und Schenkendorf ansieht. In einem Aufsatze über Heinrich Heine und die Burschenschaft (Burschenschaftliche Blätter, Berlin 1888 Nr. 9 und 10) habe ich von jenem Gedichte nachgewiesen, wie es bis in alle Einzelheiten hinein die Gedanken des Bonner Studenten und Mitgliedes der Burschenschaft treu wiederspiegelt.

Das zweite mal, dass die geschenkte Locke besungen wird, ist in dem fünften Freskosonett an Sethe, das wir hier zu bequemer Vergleichung wiedergeben:

In stiller, wehmuthweicher Abendstunde
Umklingen mich die längst verschollnen Lieder,
Und Thränen fliessen von der Wange nieder,
Und Blut entquillt der alten Herzenswunde.
Und wie in eines Zauberspiegels Grunde
Seh ich das Bildniss meiner Liebsten wieder;

Sie sitzt am Arbeitstisch, im rothen Mieder,
Und Stille herrscht in ihrer selgen Runde.
Da plötzlich springt sie auf vom Stuhl und schneidet
Von ihrem Haupt die schönste aller Locken,
Und gibt sie mir — vor Freud bin ich erschrocken.
Mephisto hat die Freude mir verleidet,
Er spann ein festes Seil von jenen Haaren
Und schleift mich dran herum seit vielen Jahren.

Die Fresko-Sonette sind 1820 in Bonn gedichtet, so dass die Schlussworte 'seit vielen Jahren' wörtlich wahr sind. Dass aber auch die darin erwähnten Einzelheiten der Wirklichkeit entsprochen haben, schliessen wir aus dem dritten Gedicht. Dasselbe hat Heine selbst nur in den 'Gedichten' von 1822 veröffentlicht. Es lautet:

Traum und Leben.

Es glühte der Tag, es glühte mein Herz,
Still trug ich mit mir herum den Schmerz.
Und als die Nacht kam, schlich ich fort
Zur blühenden Rose am stillen Ort.
Ich nahte mich leise und stumm wie das Grab,
Nur Thränen rollten die Wangen hinab;
Ich schaut' in den Kelch der Rose hinein,
Da glomm's hervor, wie ein glühender Schein.
Und freudig entschlief ich beim Rosenbaum;
Da trieb sein Spiel ein neckender Traum:
Ich sah ein rosiges Mädchenbild,
Den Busen ein rosiges Mieder umhüllt.
Sie gab mir was Hübsches, recht goldig und weich;
Ich trugs in ein goldenes Häuschen sogleich.
Im Häuschen da geht es gar wunderlich bunt,
Da dreht sich ein Völkchen in zierlicher Rund.
Da tanzen zwölf Tänzer, ohn' Ruh und Rast,
Die haben sich fest bei den Händen gefasst;
Und wenn ein Tanz zu enden begann,
So fängt ein andrer von vorne an.
Und es summt mir ins Ohr die Tanzmusik:
'Die schönste der Stunden kehrt nimmer zurück;
Dein ganzes Leben war nur ein Traum,
Und diese Stunde ein Traum im Traum.' —
Der Traum war aus, der Morgen graut,
Mein Auge schnell nach der Rose schaut, —
O weh! statt des glühenden Fünkleins steckt
Im Kelche der Rose ein kaltes Insekt.

Das Lied ist ein förmliches Räthsel, dessen Sinn dunkel bleibt, so lange man es isolirt betrachtet, dessen gesammter Inhalt jedoch klar wird, sobald man es mit den soeben besprochenen beiden Gedichten zusammenstellt: Schmerzbewegt, an sein verlorenes Lieb denkend, erblickt der Dichter im Garten des Abends eine Rose und in ihr einen Leuchtkäfer. Das tröstet ihn, denn ihm ist es ein Bild davon, dass sein rosiges Lieb doch ein warmes, glühendes Herzchen im Busen habe. Er entschläft beim Rosenbaum, und siehe da! ein neckender Traum gaukelt ihm jenen Abend vor, dessen er so oft gedacht hat, jenen Abend, wo seine Liebste, in ein rosiges Mieder gekleidet, ihm 'was Hübsches, recht goldig und weich' gegeben hat, das heisst eine ihrer blonden Locken. Dass er diese im Sonette 'die schönste aller Locken' genannt, muss freilich von seinem Standpunkte aus verstanden werden. In Wirklichkeit kann es nur ein kleines Löckchen gewesen sein, denn er konnte demselben als Aufbewahrungsort seine — Taschenuhr anweisen. Das allein kann mit dem goldenen Häuschen gemeint sein, wo ein Völkchen in zierlicher Runde sich dreht, und wo die zwölf Stunden unermüdlich tanzen. Das Ticken der Uhr flüstert ihm zu, dass diese Stunde nie mehr zurückkehrt, ja dass sie nur 'ein Traum im Traum' gewesen sei. Das führt ihn in die rauhe Wirklichkeit zurück. Er erwacht, der Morgen graut, schnell schaut er in seine Rose; wohl ruht darin noch der Glühwurm, aber bei Tage glüht er eben nicht mehr, sondern ist nur ein kaltes Insekt. So trägt auch die Schwester dieser Rose, sein unvergessenes Lieb, nur in seinen Träumen ein warmes, in Wahrheit jedoch ein kaltes Herz in ihrem Innern — eine echt poetische und zwar echt Heinesche Darstellung, denn nicht zum mindesten darin ruht ja das Geheimniss seiner Kunst, dass er Vorgänge der Natur in Parallele bringt mit seinen Stimmungen und Erlebnissen. Dass der Dichter diese Strophen eines späteren Wiederabdrucks nicht für würdig hielt, war wohlbegründet. Es ist sicherlich deshalb geschehen, weil die persönlichen Anspielungen darin zu dunkel sind: das individuelle Erlebniss ist viel zu wenig verallgemeinert, um allgemeineres Interesse erwecken zu können.

## 2. Frieden.

Unter den Nordseeliedern Heines ist das letzte im ersten Cyclus wohl eines der bekanntesten, jene Vision, wo der Dichter Christus erblickt, den Heiland der Welt, der in wallend weissem Gewande, riesengross, segnend über Land und Meer schreitet; das Gedicht stammt aus dem Jahre 1825. Die Verse haben noch einen ironischen Anhang, welcher beginnt: 'Hättest du doch dies Traumbild ersonnen'. Diesen Anhang, der ihm schwere Vorwürfe eingebracht hat, hat Heine im Buch der Lieder niemals zum Abdruck gebracht, während er in den Reisebildern, auch in den späteren Auflagen derselben, stehen blieb. Nun fügt, wie besonders Elster überzeugend nachgewiesen hat, Heine ironisch-witzige Schlusswendungen stets nur dann ernsthaften Gedichten hinzu, wenn er in eine Übertreibung des ernsten Gedankens hineingerathen ist, so dass der ernste Gedanke nicht mehr als der völlig seinem Gefühl entsprechende Ausdruck erscheint, sondern der Dichter dem Gedanken gegenüber sich fremd vorkommt, über ihm stehend. In der That erscheint die Vision von Christus, der riesengross über die Welt schreitet, in stark übertriebenem Pathos. Dies fühlte der Dichter, aus diesem Gefühl, wie regelmässig bei ihm wahrzunehmen, entsprang nothwendig der ironische Anhang.

Wir sind nun aber im Stande, nachzuweisen, worin die Übertreibung des Pathos ihren Ursprung hat. Wir müssen uns erinnern, dass Heine in Berlin ein eifriges Mitglied des Vereins 'für Cultur und Wissenschaft des Judenthums' gewesen war, in welchem Gans und Moses Moser eine Hauptrolle spielten. Mit letzterem besonders schloss Heine innige Herzensfreundschaft. In einem Briefe an Moser, geschrieben am 8. Juli 1826 in Norderney, kommt Heine auf den 'ewigen Juden' zu sprechen und fährt dann fort: 'Dein Vereinsbild: der riesige Christus mit der Dornenkrone, der durch die Jahrtausende schreitet — kommt mir oft ins Gedächtniss. Du bist milder und besser als ich, darum sind auch Deine Bilder schöner, sanfter und versöhnender. Mein Christus auf dem Wasser, 12. Seebild, hat viel Unmuth gegen mich erweckt.'

Moser muss also wohl in dem jüdischen Reformverein eine Rede gehalten haben, wo jene Worte vorkamen, und Heine hat Mosers Bild verwandelt in jenes andere, den Christus, der segnend über das Meer schreitet, doch gefällt ihm noch jetzt Mosers Bild besser, als das von ihm angewandte. Da nun dies Bild nicht aus Heines eigenem Gemüth entquollen, sondern in bewusster Weise auf die Gedanken eines andern gepfropft war, so gerieth er in ein übertriebenes Pathos, dessen innerliche Unwahrheit ihm selbst sofort unangenehm sich aufdrängte und ihn veranlasste, jenen Zusatz zu machen, der, inhaltlich angesehen, einfach ein Protest gegen die Insinuation ist, als ob er, der vor kurzem zum Christenthum übergetretene Dichter, aus Streberabsicht die vorstehende Vision ersonnen habe.

Zur Beurtheilung des Dichters ist es durchaus nicht unwichtig, diesen psychologischen Vorgang klarzulegen; denn es ergibt sich daraus mit Nothwendigkeit, dass Heine nichts ferner lag, als Hass, oder gar 'dämonischen Hass' gegen das Christenthum auszusprechen. Ihm solche Gedanken unterzuschieben, dazu wird, wie sich leicht denken lässt, mit Vorliebe jener Anhang zu dem Seebild 'Frieden' benutzt.

### 3. Bareges.

Im Januar 1845 zeigte sich bei Heine der Anfang jener Lähmung, welche die letzten zehn Jahre seines Lebens in qualvolles Siechthum verwandelt hat. Im Jahre 1846 erschien sein Zustand so hoffnungslos, dass wenige seiner Bekannten ihn wiederzusehen erwarteten, als er Mitte Juli auf den Rath der Ärzte die Reise nach dem Pyrenäenbad Bareges antrat. Es verbreitete sich das Gerücht vom Tode des Dichters. Da brachte am 5. August die Augsburger Allgemeine Zeitung einen vom 26. Juli datirten Originalbrief des Dichters aus Bareges. In diesem liebenswürdigen Briefe und den am 7. und 20. August noch folgenden (abgedruckt Werke, Ausg. von Karpeles 6, 450 ff.) finden wir einige interessante Hinweise, welche über die Veranlassungen von vier Gedichten Heines Aufschluss geben.

## 1. Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt.

In seinem ersten Briefe aus Bareges schildert der Dichter die Hochpyrenäen. 'Besonders seelenerquickend', sagt er, 'ist die Musik der Bergwasser, die in den rauschenden Thalfluss hinabstürzen'. Er beschreibt dann das dortige Hirtenleben, besonders die Lämmerheerden. Er erinnert sich dabei eines Bildes von Decamps: 'Der Hirt auf jenem Gemälde, der in seiner zerlumpten Majestät wie ein wahrer Bettlerkönig aussieht und an seiner Brust, unter den Fetzen des Mantels, ein armes Schäfchen vor dem Regenguss zu schützen sucht, die stumpfsinnig trüben Wetterwolken mit ihren feuchten Grimassen', alles das sei so pyrenäentreu gemalt, dass das realistische Talent des Decamps fast erschreckend offenbar werde. Sofort wird man an diese Briefstelle erinnert, wenn man die Verse liest, die unter den Gedichten sich finden, welche aus dem Nachlass des Dichters durch Henri Julia im deutschen Musenalmanach von 1857 veröffentlicht worden sind:

Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt,
Zu hüten dich auf dieser Welt;
Hab' dich mit meinem Brod geätzt,
Mit Wasser aus dem Born geletzt.
Wenn kalt der Wintersturm gelärmt,
Hab' ich dich an der Brust erwärmt.
Hier hielt ich fest dich angeschlossen;
Wenn Regengüsse sich ergossen,
Und Wolf und Waldbach um die Wette
Geheult im dunkeln Felsenbette,
Du bangtest nicht, hast nicht gezittert;
Selbst wenn den höchsten Tann zersplittert
Der Wetterstrahl — in meinem Schoss
Du schliefest still und sorgenlos.
Mein Arm wird schwach, es schleicht herbei
Der blasse Tod . . . . . .

In einem Briefe aus Bareges an Campe schreibt Heine: 'Meine Heiterkeit verlässt mich nicht, wozu auch die unauslöschlich lachende Munterkeit meiner Frau mit beitragen mag'; gleichzeitig schildert er seinen überaus elenden Zustand. An denselben schreibt er am 1. September 1846, er sei nicht mehr zu retten, vielleicht werde er noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübseligen

Agonie sich hinfristen können. Im selben Briefe heisst es: 'Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch geweckt.' So spricht denn alles dafür, dass jenes rührende Gedicht an Mathilde damals, 1846, in den Pyrenäen gedichtet ist.

## 2. Der Strauss, den mir Mathilde band.

Im zweiten Briefe aus Bareges erzählt Heine, sie hätten einen Ball gehabt. 'Auch mehrere junge Tanznixen der Pariser grossen Oper, welche man Ratten nennt, unter andern die silberfüssige Madame Lelhomme, wirbelten hier ihre Entrechats, und ich dachte bei diesem Anblick wieder lebhaft an mein liebes Paris, wo ich es vor lauter Tanz und Musik am Ende nicht mehr aushalten konnte und wohin das Herz sich jetzt dennoch wieder zurücksehnt.' Bei jenen durch Julia veröffentlichten Gedichten befindet sich nun auch das, welches beginnt: 'Der Strauss, den mir Mathilde band'; darin ist jenes Heimweh nach der grossen Oper, das ihn, den Todtkranken, befällt, als Mathilde ihm einen Strauss gebunden hat, geschildert:

Wie glücklich war ich, wenn ich sah
Den Tanz der Ratten der Opera —
Jetzt hör' ich schon das fatale Geschlürfe
Der Kirchhofratten und Grabmaulwürfe.
O Blumendüfte, ihr ruft empor
Ein ganzes Ballet, ein ganzes Chor
Von parfümirten Erinnerungen —
Das kommt auf einmal hereingesprungen . . .

## 3. Unsere Marine.

Im dritten Briefe aus Bareges erzählt Heine, die Engländer liebten Deutschland wegen unserer maritimen Ohnmacht, wobei keine Handelsconcurrenz zu besorgen stehe; ein dort anwesender Engländer liebe uns deshalb nicht mehr so enthusiastisch, seit der Dichter in Gesprächen die Äusserung habe fallen lassen, die Deutschen empfänden jetzt ein grosses Gelüste nach dem Besitz einer Marine und hätten schon zu allen Schiffen ihrer künftigen Flotte die Namen ersonnen. Dies letzte ist nun genau das Thema des im Jahre 1846 in der Pariser Zeitung 'Vorwärts' veröffentlichten Gedichtes Unsere Marine, worin ergötzlich ausgemalt wird, wie der Kutter Freiligrath, die Brigg

Birch-Pfeiffer u. s. w. demnächst das Meer durchschwimmen würden.

### 4. Lied der Marketenderin aus dem dreissigjährigen Kriege.

Dies Lied von etwas bedenklichem Inhalte ist sammt dem nicht minder bedenklichen 'Hohelied' im deutschen Musenalmanach von Schad für 1854 veröffentlicht worden. Karpeles macht in seiner Heineausgabe (2, 476) dazu folgende Bemerkung: 'Es ist dies wohl kein echtes Volkslied, sondern ein von Heine nachgeahmtes. Mindestens findet es sich in keiner Sammlung fliegender Blätter und Lieder aus dem dreissigjährigen Kriege.' Eine Durchsuchung der alten Volkslieder, um das angebliche Original dieses Liedes zu entdecken, wird wohl niemals ein Resultat ergeben. Denn zu viele Umstände weisen darauf hin, dass das Lied nach Form und Inhalt von Heine herrührt. Es beginnt:

Und die Husaren lieb' ich sehr,
Ich liebe sehr dieselben,
Ich liebe sie ohne Unterschied,
Die blauen und die gelben;

es ist also in der Strophe geschrieben, welche Heine zuerst als ganz junger Mensch in den 'Grenadieren' angewandt, von da ab anfangs vereinzelt, später mit stets wachsender Vorliebe gebraucht hat, besonders in komischen Gedichten. Die barocken Reime, in denen Heine so brillirt, hat er fast ohne Ausnahme gerade dieser Strophenart anvertraut. So finden sich denn auch in dem vorliegenden Gedichte die Reime: 'Niederländschen — Menschen' und: 'Glaubensbund ist — gesund ist'. Was den Inhalt angeht, so sind gleich die Husaren der ersten Strophe eine Waffengattung, welche bekanntlich im dreissigjährigen Kriege noch unbekannt gewesen ist; auch im Verlauf des Gedichtes ist keine Spur vom Colorit des 17. Jahrhunderts, es werden Artillerie, Cavallerie, Infanterie, Musketiere genannt, lauter moderne Bezeichnungen. Die Pointe des Liedes liegt offenbar in der Mitte, in der fünften Strophe, welche lautet:

Gleichviel, von welcher Heimat, gleichviel,
Von welchem Glaubensbund ist

Der Mensch, er ist mir lieb und werth,
Wenn nur der Mensch gesund ist.

Nun findet sich in dem ersten Brief aus Bareges die Bemerkung, die Heilquellen daselbst flössen so sparsam, dass man enge Wasserbehälter eingerichtet habe, worin sich ein Dutzend Menschen und mehr in aufrechter Stellung gleichzeitig badeten. 'Hier giebt es Berührungen, die selten angenehm sind', fährt Heine fort, 'und bei dieser Gelegenheit begreift man in ihrem ganzen Tiefsinn die Worte des toleranten Ungars, der sich den Schnurrbart strich und zu seinem Kameraden sagte: Mir ist ganz gleich, was der Mensch ist, ob er Christ oder Jude, republicanisch oder kaiserlich, Türke oder Preusse, wenn nur der Mensch gesund ist!' Diese Anekdote ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Keim, aus dem das Gedicht erwachsen ist. Nehmen wir hinzu, dass Heine erzählt, die meisten Gäste in Bareges seien Soldaten, dann brauchte nur etwa jemand die Anekdote in Anwendung auf jene Wasserbehälter erzählt zu haben, um sofort diejenige Ideenassociation zu erzeugen, welche den Dichter zur Hervorbringung des Liedes von der Marketenderin reizte.

Wir werden mit der Annahme nicht fehl gehen, dass noch mehrere der erst nach Heines Tode durch Julia veröffentlichten acht Gedichte dem Jahre 1846 entstammen, so wohl das Sonett 'Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht', welches offenbar an der Schwelle der Krankheit gedichtet ist, ferner der Abschied von Mathilde:

Ich seh im Stundenglase schon
Den kargen Sand zerrinnen.
Mein Weib, du engelsüsse Person!
Mich reisst der Tod von hinnen.

Welche von den Gedichten, die dem Unmuth gegen seine Verwandten Ausdruck geben, in jenes Jahr zu versetzen sind, dies zu bestimmen, fehlen zur Zeit noch feste Anhaltspunkte.

Koblenz. Karl Hessel.

## Zu Böckings Huttenausgabe.

Das Huttenjubiläum veranlasst mich zur vorläufigen Anzeige eines Fundes, dessen Mittheilung und Verwerthung einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben muss. In einem seltenen anonymen Sammelheft von Übersetzungen der Conquestiones, welches Böcking kannte und benutzte, jedoch verkannte und daher nicht ausnutzte, befindet sich eine Übersetzung der Conquestio ad Friderichum Saxonum Ducem, welche an die Stelle der von Böcking fälschlich dem Hutten zugeschriebenen und in der Ausgabe 1, 383—399 mitgetheilten Übertragung zu setzen ist. Diese noch nicht wiedergedruckte Schrift werde ich mit einer Untersuchung über Huttens Stellung zu den anonymen Übersetzungen seiner Klagschriften und Gespräche in einer Arbeit über den deutschen Stil Ulrichs von Hutten veröffentlichen.

Berlin, Mai 1888. Siegfried Szamatólski.

## Nachträge.

Zu Vierteljahrschrift 1, 13 ff. Das Phantom in Lessings Faust.

1. Zu S. 16 vgl. das erste Kapitel des Don Quijote (Braunfels 1, 50): 'Durch solche Redensarten verlor der arme Ritter den Verstand und studirte sich ab, um sie zu begreifen und aus ihnen den Sinn herauszuklauben, den ihnen Aristoteles selbst nicht abgewonnen noch sie verstanden hätte, wenn er auch zu diesem alleinigen Zweck aus dem Grab erstiegen wäre.'

2. Dass Lessing mit den Vorstellungen eines Teufelsphantoms vertraut ist, beweist folgende Stelle des dramatischen Fragmentes Das Horoskop, wo Amru zu dem als Pole verkleideten Zuzi sagt (Muncker 3, 378):

So nach als Zuzi jüngst
Im Treffen blieb, stahl sich ein böser Geist
In seinen Leichnam? warf ein pohlnisches
Gewand um die zerfetzten Glieder? und
Will Freund und Feind zum Besten haben?

Prag. August Sauer.

## Zu 1, 27 ff. Goethes Proserpina.

Erich Schmidt liess sich ein Büchlein entgehen, das nicht ohne Interesse ist; es führt den Titel: Versuche im musicalischen Drama nebst einigen Anmerkungen über die Geschichte und Regeln desselben wie auch über die Moralität und Vortheile des Theaters. Von C. G. Rössig. Bayreuth, bey Johann Andreas Lübeck 1779. 120 SS. 8°. Goedeke erwähnt es 2, 1089. Rössig sieht einen besonderen Vorzug des musicalischen Dramas — d. h. des Melodramas — vor der Oper darin, 'dass der Acteur durch die Musik nicht unverständlich wird', der Zuschauer verstehe den Text, ohne ihn nachlesen zu müssen und dadurch 'das Spiel der Minen und des Körpers' zu verlieren, auch brauche sich der Componist nicht an das Mass des Metrums zu halten und könne deshalb besser als in der Oper und Operette 'alle Stärke der Musik anwenden, um den Gedanken des Autors zu verfolgen'. Es habe mit dem Drama überhaupt 'einerley Regeln gemein', nur mache die Verbindung mit der Musik gewisse Einschränkungen nothwendig. 'Es erfordert einen interessirenden Gegenstand, bey dem Ausdruck der Leidenschaft statt findet; der unser Mitleiden erwecket, oder unsere Seele erhöhet und erweitert; wo die Musik keine leere kalte Begleiterin seyn darf, blos nach Belieben Lücken auszufüllen; sondern alsdann, wenn die Empfindung den Redenden unterbricht, das auszudrücken sich bemühet, was er fühlet.' Es wäre unnatürlich, einen Menschen, der nicht in einer starken Leidenschaft ist, so lange allein reden zu hören. Er verlangt edel-rührende Gegenstände, meint aber, auch fürchterliche seien unter gewissen Umständen schön. Er wendet sich gegen die übelverstandene Empfindsamkeit seiner Zeit, welche bloss sanfte weichliche Empfindung wolle und das 'Schauernde'

ausschliesse. Er verwirft allzu grosse und schnelle Abwechselung mehrerer Leidenschaften aus Gründen der Einheit. Die Verbindung mit der Musik erfordere möglichstes Vermeiden des Dialogs, durch welchen Kälte erzeugt und der Fortgang der Empfindung und der Leidenschaft gehindert werde. Doch seien Ausnahmen denkbar. Entwickelung der Leidenschaft verlangt aber treffendsten und vollsten Ausdruck, verbannt 'alle allgemeine moralische Sätze' und rednerische Figuren insofern sie bloss zur Verschönerung der Rede und nicht zum Ausdruck der Leidenschaft gehören (Natürlichkeit). Rössig widerlegt den Einwurf, solche dramatische Gedichte seien einförmig, langweilig und unnatürlich, wobei er sich zur Begründung des Monologs ausser auf Ramler (Einleitung in die schönen Wissenschaften 2, 247) und den Verfasser des Aufsatzes über Handlung, Erzehlung und Gespräch im 16. Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste 226—228 hauptsächlich auf Richardson über Shakespeare beruft und eine physiologische Begründung des Monologs versucht, er scheidet Monolog der Leidenschaft, 2) des Blödsinns und 3) der Gewohnheit.

Rössig gibt dann nach einigen Winken für den Componisten einen Überblick über die Geschichte der Gattung: er geht von Rousseaus Pygmalion aus, gesteht aber nach dem Urtheil der grössten Kunstrichter, wir könnten 'auf den Pygmalion des Herrn Ramlers stolzer seyn, als die Franzosen auf den Rousseauischen'; auch sei Schweizers Musik besser als die französische. Brandes Ariadne, Gotters Medea, Meissners Sophonisbe, Dasdorfs Andromache, Ramlers Cephalus und Procris, Beckers Heinrich (in der Wochenschrift Die Muse), eine anonyme Elisa (Duodrama, Riga), Goethes Proserpina, Gemmingens und Schmidts Pygmalion, Schinks drei Duodramen Orpheus und Eurydice, Werther und Lotte, Ynkle und Yariko, das von Rast in Dessau componirte Duodrama Pyramus und Thisbe werden kurz charakterisirt. 'Die Semiramis, ein musikalisches Drama des Freyherrn von Gemmingen, beschäftiget jetzt den Herrn Mozard Capellmeister zu Salzburg. Herr Bober zu Petersburg verfertigte Akontius und Cydippe; und Herr Agthe

zu Reval die Musik dazu'. Noch rechnet er hierher Bertuchs Polyxena, Ramlers Ino, Baumgartens Andromeda, auch die religiösen Dramen Niemeyers: Saul, David, Tod Abels, Abraham auf Moria, Auferweckung Lazari, Thirza und ihr Sohn, Lavaters Abraham und Isaak, Patzkes Tod Abels, wiewohl sie mehr zu den Cantaten gehören; nachträglich gedenkt er der beiden Gouéschen Duodramen Einsiedler und Dido, sowie des Blumschen Hiskias im Deutschen Museum 1779.

Er selbst gibt sechs eigene Versuche: Niobe; Alcyone; Iphigenia in Aulis; Polyxena, zu welcher ihn der deutsche Merkur veranlasste, ehe er noch die vom Herrn Bertuch kannte, er habe daher diese Geschichte von einer andern Seite und nach einem andern Plan bearbeitet; Die Schule der Fürsten oder der weise Fürst; Io. Den Schluss des Bändchens bildet die Untersuchung 'Über die Moralität des Theaters'.

Ich kenne ein musikalisches Monodrama Werther, Stettin 1776, das von Schinks Duodrama verschieden ist; bei Appell wird seiner nicht gedacht.[1])

Lemberg, 27. Juni 1888.

Richard Maria Werner.

## Zu 1,56f. Goethes Faust I 522—601 = *U* 169—248.

1. Zur Deutung der Worte V. 555 = *U* 202 'der Menschheit Schnitzel kräuseln' verweist R. Kögel (1, 56) auf dialektischen Gebrauch von 'Schnitz' und 'schnitzen' und findet in dem Verse den Sinn: 'Reden, in denen ihr der Menschheit ein X für ein U macht'. Das geht, wie er selbst erkennt, auf Kosten des Poetischen, der bildlichen Rede

[1]) Das Rössigsche Büchlein ist mir allerdings entgangen; ich würde es sonst wohl verzeichnet, aber nicht analysirt haben, da ich keine Monographie über die mit geringer Ausnahme höchst dürftige und uninteressante Gattung, sondern nur einen Hintergrund für Proserpina zu geben beabsichtigte, mit den Compositionen nicht vertraut bin und überdies Scheu trage, zu tief aus der secundären Litteratur zu schöpfen. Seuffert verweist auf die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste, Leipzig 1789 Bd. 37 St. 2, 155 ff. Über das Melodrama, ebenda Bd. 38 St. 1, 171 ff. E. S.

wenigstens; denn das Kräuseln von 'Flunkereien' gibt kein anschauliches Bild. Was mag aber ferner das Gefühl, das man dem innerlich Unwahren gegenüber hat, gemein haben mit dem kältenden Anhauch des Nebelwindes? Kahle Reflexionen, dürftige Beweise, Moralpredigten — dabei fröstelt es den Hörer. Auf Prediger, auf 'Pfarrer-Komödianten' ist das Gespräch zunächst gekommen. Von Predigtkünsten ist ersichtlich die Rede. Öffentliche Beredsamkeit überhaupt gab es damals nur auf der Kanzel.

Im Goethejahrbuch 6, 309 habe ich aus Herders kleiner Schrift An Prediger (Sommer 1774 erschienen) eine Stelle angeführt, wo das gleiche Bild in auffallender Anwendung hervortritt. 'Ihr könntet sie vor eurem gekräuselten Schnitzwerke nicht sehen: sie stehet am andern Ende! Einfältig, stark, unzerbrechlich, wahre Handhabe — kurz, Erweis der Offenbahrung aus ihr selbst!' (Werke 7, 304.) 'Ihr' — das ist eben der Chorus der rationalistischen Theologen, der 'Prediger-Philosophen'. Wer Goethes damaliges Verhältniss zu Herder kennt, wird einen Nachweis, dass er die Schrift 'An Prediger' gelesen habe, nicht verlangen. Neuerdings hat A. Huther, der von mir a. a. O. angegebenen Spur nachgehend, auszuführen gesucht, dass das ganze Gespräch sich in dem theologischen Gedankenkreise jener Schrift bewege (Zeitschrift für D. Philol. 21, 329 f. Herder im Faust). Wie dem auch sei, es ist schlechterdings undenkbar, dass dies eigenthümliche, ja absonderliche Bild durch blossen Zufall zweimal in solcher zeitlichen Nähe auftritt. Es kommt sonst nirgends vor. Denn nur auf wörtliche Ähnlichkeit läuft es hinaus, wenn es in einer (von Rud. Hildebrand im DWB. beigebrachten) Stelle des Titan heisst: 'Schoppe horchte mit einem fatalen Kräusel- und Schnörkelwerke auf dem Gesichte zu'. Selbst dabei aber halte ich Entlehnung für wahrscheinlich. Jean Paul war ein eifriger Leser von Herders Schriften (Aus Herders Nachlass 1, 279) und hatte ein gutes Gedächtniss für das Sonderbare.

Woraus nun auch gekräuseltes Schnitzwerk und wie es hergestellt werde: in der Herderschen Anwendung des Bildes ist es ein Gegenstand, durch welchen das Wesent-

liche und Echte verdeckt, der rechte Zweck dem Blick entzogen wird. Und wie man sich auch, bei Goethe, das Schnitzelkräuseln als Hantirung vorstellen mag: diese Hantirung ist aufs werthlos Nichtige ('res frivolas', Lappalien) gerichtet, es ist eine Scheinbeschäftigung, eine kleinliche Mühe, vielleicht ein Spiel müssiger Hände. Es kommt nichts Solides dabei heraus. 'Bildung der Menschheit' ist, mit einem Schlagworte jener Zeit zu reden, die Aufgabe der Prediger — aber (so glaube ich nun den Vers auslegen zu dürfen) 'ihr bildet sie nicht, denn ihr greift ihr nicht ans Herz; ihr findet sie ab mit Floskeln und Flittertand; mit Künsteleien, die uns kalt lassen, ja erst recht kalt machen'. Das Weitere ist Stimmungsbild. Das dürre, falbe Laub, das bald verweht sein wird, das Ziehen des Nebels — man thut nicht wohl, die Vergleichung bis ins Einzelne zu führen. Der Dichter gibt das tertium comparationis selbst: 'unerquicklich', wie alles Absterbende.

2. Herder steht auch sonst hinter dem Faust dieser Scene. Aber nicht bloss, wie Huther meint (der mir im Parallelisiren etwas zu weit geht) der Theolog Herder, der Verfasser zumal der Schrift An Prediger. Das Gespräch tritt aus dem theologischen Ideenkreise heraus. Wagner ist, in seiner Weise und nach seinem Vermögen, vielseitig wie sein Meister. Kritik (philologische) der Quellen (560), Geschichte (570), Philosophie (586), er hat sich in allem zu fördern bestrebt. Seine nächtliche Unterredung mit Faust hat ihr diabolisches Seitenstück in der Scene: 'Mephistopheles. Student', die sich im Urfaust unmittelbar anschliesst. Was Goethe-Faust von der Geschichte sagt, ist Widerklang zu Herders aufrührerischem 'Pamphlet': Auch eine Philosophie der Geschichte zu Bildung der Menschheit. Das Selbstlob der rationalistischen Allgenügsamkeit, das 'wie wir's dann so herrlich weit gebracht' ist nirgends schonungsloser persiflirt worden als in dieser kleinen Schrift (Zweiter Abschnitt, gegen Ende u. s. w.). Und wenn Faust einwirft:

Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln,

so mag man aus der kleinen Geschichtsphilosophie daneben

stellen die Anrede: 'Philosoph, willt du den Stand deines Jahrhunderts ehren und nutzen: das Buch der Vorgeschichte liegt vor dir! Mit sieben Siegeln verschlossen, ein Wunderbuch voll Weissagung —' (S. 146).

Der Geschichtsschreibung der 'neueren schönen Geister' mit ihren eingelegten 'Porträts' und 'Charakteren', mit ihren 'Reflexionen' und 'pragmatischen Bemerkungen' hatte Herder schon in den Kritischen Wäldern den Krieg erklärt (Werke 3, 453 ff. 462 ff.). Man darf wohl hieran erinnern, da Goethe ebenso über die 'trefflichen pragmatischen Maximen' spottet, welche die 'Puppen' im Munde führen. Die Puppen, das sind eben die schön gemalten 'Porträts' der handelnden Personen. Im Urfaust, wo das 'Puppenspiel' schon V. 194 genannt ist, klingt die Bezeichnung noch natürlicher.

Weimar. Bernhard Suphan.

## Zu 1, 248 Die älteste Fassung des 'Gaudeamus'.

Über den ersten Besitzer des Altdorfer Studentenliederbuches, welchem wir die früheste bisher bekannte Aufzeichnung des 'Gaudeamus igitur' verdanken, erhalte ich durch die Güte des Freiherrn Sigmund von Crailsheim zu Flachslanden bei Ansbach einige biographische Nachrichten, die eine Ergänzung zu dem oben S. 248 ff. Gesagten bilden.

Albrecht Ernst Friedrich Freiherr von Crailsheim, der zweite Sohn des fürstlich Brandenburg-Onoldsbachischen Geheimenrathes Wilhelm Friedrich Gottfried v. C., ward am 4. November 1728 zu Jochsberg bei Ansbach geboren und starb als k. b. Kämmerer und Truhenmeister und erster Ritterrath des Amtes Altmühl am 11. August 1798 zu Rügland. Aus seiner 1757 mit einem Fräulein von Witzleben geschlossenen Ehe gingen fünf Söhne und neun Töchter hervor. Die zweite Tochter war die schon früher genannte Christiana Wilhelmina Karolina Luisa, geb. 1761 zu Rügland, gest. ebenda 1796; sie heiratete 1777 den Ansbach-Bayreuthischen Premierlieutenant J. Christian von Streit zu Erlangen. Wann Friedrich von Crailsheim die Universität bezog, liess sich leider nicht feststellen; da dies aber schwerlich vor seinem 17. Jahre geschehen sein wird,

können wir die Aufzeichnung seines Liederbuches etwa auf die Jahre 1745—1750 einschränken. Dass er sich übrigens auch später noch litterarisch beschäftigte, geht aus dem Titel zweier von ihm herausgegebenen Werke hervor:

1. Kunst- oder Vermischte Sammlung von 1000 und 10 nützlichen, auch lustigen und scherzhaften, doch allesammt durch die Erfahrung bewährten Kunststücken zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen in 10 Theilen an das Licht gestellt. Nürnberg 1766. 8°.

2. Wohleingerichtetes Kochbuch für alle Liebhaber der Kocherei. Hall in Schwaben 1781. 8°.

Ich brauche wohl kaum besonders hervorzuheben, dass diese 'älteste' dreistrophige Fassung des allbekannten Studentenliedes, wenigstens in ihrem lateinischen Theile, beträchtlich älter ist als die Altdorfer Niederschrift Crailsheims und ins 17., vielleicht sogar ins 16. Jahrhundert zurückreicht. Schon Johann Christian Günthers 1723 gedrucktem Trinkliede: 'Brüder, lasst uns lustig sein' liegen dieselben drei Strophen zu Grunde. Und eine freundliche Mittheilung von Edmund Goetze in Dresden belehrt mich, dass dieselben um 1720 auch von dänischen Studenten viel gesungen wurden. In Holbergs 1722 entstandener Komödie Den ellefte Junii Act IV Scene 7 prahlt nämlich der listige Bediente Henrich gegenüber einem bäurischen Wucherer mit seinen lateinischen Kenntnissen: 'Dat heder paa Latin, Monfrere: Gaudeamus igitur, post molestum sumus .... man kand ogsaa give det paa en anden Maade, nemlig: parva scintillula habet contemtula, nos habebat humus'. Ein anderes Citat aus dem Liede begegnet in Holbergs Kildereysen (1725) I 7 in Henrichs Worten: 'Jeg maa conferere lidet med min Søn om Curen: Quid tibi videtur Dominus Licentiatus, post molestam senectutem nos habebit humus?' Und noch in dem 1748 aufgeführten Lustspiele Erasmus Montanus III 3 verwendet der Dichter dies Citat ähnlich wie im Elften Juni wirkungsvoll zur Charakteristik des als Dorforakel geltenden Küsters Peer, der mit wenigen lateinischen Brocken dem eingebildeten Titelhelden entgegentritt. Auf dessen verächtliche Frage: 'Lad høre engang,

quid est Logica?' erwidert er: 'Post molestam senectutam. post molestam senectutam nos habebat humus'.

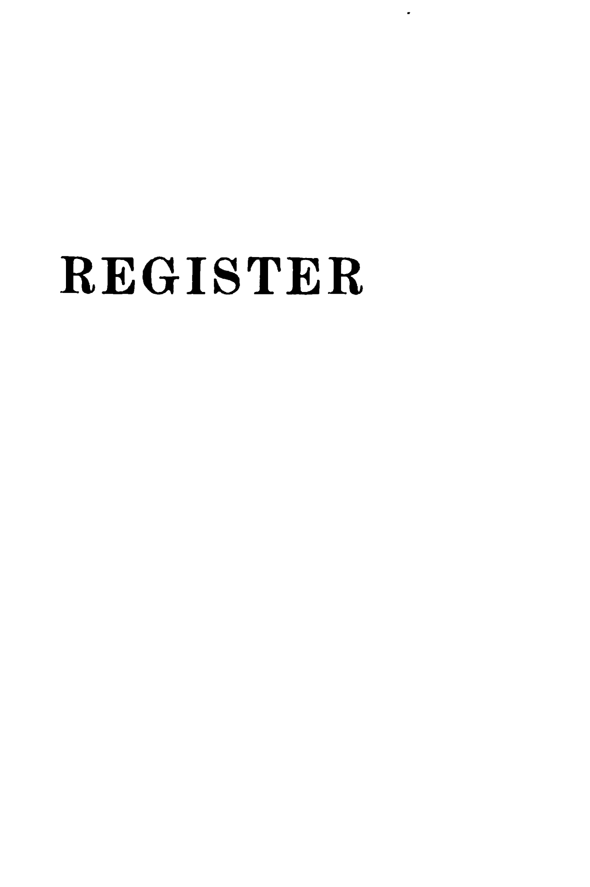
Berlin. Johannes Bolte.

Zu 1, 283 Zu den Faust-Paralipomena.

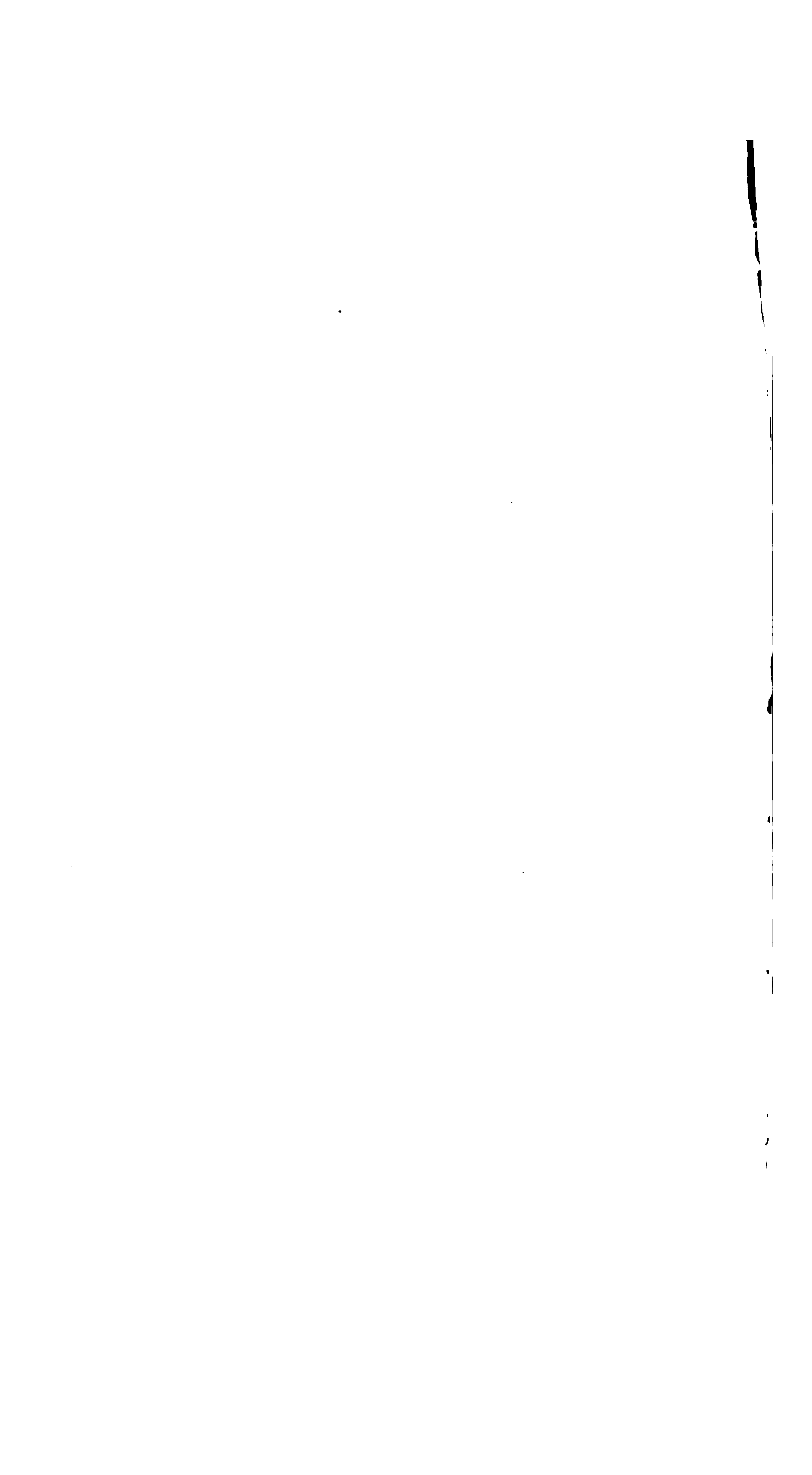
Riemer berichtet (Briefe von und an Goethe, Leipzig 1846 S. 353) vom 27. März 1814 die Äusserung Goethes: 'Die Natur ist etwas Incommensurables, und wer sich mit der Natur abgiebt, versucht die Quadratur des Cirkels. Nun fragt sich's nur, wo man den Bruch hinwirft in's *gis*?' Auch diese Worte beziehen sich auf geologische Forschungen, nach Riemers Angabe auf die geognostischen Ansichten Heims, der eine Geologische Beschreibung des Thüringer Waldgebirges 1796—1812 verfasst hatte und dessen mineralogische Sammlung 1816 für Jena erworben wurde (Tag- und Jahres-Hefte Hempel 27, 226 Absatz 900).

Ferner a. a. O.: 'Die Zahlen sind, wie unsere armen Worte, nur Versuche, die Erscheinungen zu fassen und auszudrücken, ewig unzureichende Annäherungen.'

Halle a/S. Konrad Burdach.



# REGISTER



Bei der Anfertigung des Registers half H. stud. Justus Lunzer.

---

S. 290 Z. 7 v. u. lies: Stoppens. — S. 402 Z. 4 lies: Am 20. September.

# VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

# LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

ERSTER BAND

ERSTES HEFT

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1888

Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

# INHALT



Zuschriften in Angelegenheiten der Redaction dieser Zeitschrift empfängt

Professor Seuffert,
Graz (Steiermark), Harrachgasse 1.

# Goethes Werke.

Herausgegeben
im
Auftrage
**der Grossherzogin Sophie von Sachsen.**

---

Diese neue auf den handschriftlichen Nachlass gegründete Gesammtausgabe erscheint in dem unterzeichneten Verlage in vier Abtheilungen:

I. Abtheilung: Goethes Werke, 50 Bände,
II. Abtheilung: Goethes naturwissenschaftliche Schriften, circa 10 Bände,
III. Abtheilung: Goethes Tagebücher,
IV. Abtheilung: Goethes Briefe.

Bei Abtheilung III und IV ist die Bändezahl im Voraus nicht zu bestimmen.

Jede Abtheilung ist für sich zu beziehen; einzelne Bände dagegen werden nicht abgegeben. Der Subskribent einer Abtheilung verpflichtet sich zur Abnahme sämmtlicher Bände derselben.

Das Format ist ein mittleres Oktavformat, die Ausstattung eine vornehm einfache.

Der Umfang eines Bandes wird circa 20—25 Bogen betragen.

Der Preis eines Bandes der I. Abtheilung ist bei diesem Umfang auf circa ℳ 2,40 bis ℳ 3,00, der der II.—IV. Abtheilung auf circa ℳ 3,20 bis ℳ 4,00 festgesetzt. Bei grösserem Umfang erhöht sich der Preis in entsprechender Weise.

Auf Wunsch werden auch gebundene Exemplare abgegeben. Der Einband, ein feiner Halbsaffian-Band, hält sich von jeder Ueberladung mit äusserm Schmuck fern, ist geschmackvoll und vor allem dauerhaft. Der Preis des Einbandes beträgt 2 ℳ.

Neben der Oktav-Ausgabe erscheint für Bücherliebhaber eine Ausgabe in gross Oktav (24 zu 15 cm) auf starkem Papier mit breitem Rand. Der Preis eines Bandes dieser Ausgabe beträgt bei dem oben angegebenen Umfang für die I. Abtheilung circa ℳ 3,20 bis ℳ 4,00, für die übrigen Abtheilungen circa ℳ 4,00 bis ℳ 5,00. Bei grösserem Umfang erhöht sich der Preis in entsprechender Weise.

Auch diese Ausgabe wird auf Wunsch gebunden geliefert. Der Einband, ein feiner Halbsaffian-Band, wird mit ℳ 2.60 für den Band berechnet.

Bis jetzt sind erschienen:

I. Abtheilung: Band 1: Gedichte 1. Band;
Band 14: Faust 1. Theil,

III. Abtheilung: Band 1: Tagebücher 1. Band (1775—1787).

IV. Abtheilung: Band 1 u. 2: Briefe 1. u. 2. Band. (Jugendbriefe bis zum Eintritt in Weimar.)

Es ist das Erscheinen von ohngefähr zehn Bänden alljährlich, in freier Folge, geplant, wobei auf möglichst rasche Vollendung zunächst der I. Abtheilung Rücksicht genommen werden soll. Die erschienenen Bände werden jährlich zweimal, im Juli und Dezember, versandt.

Den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft wird von der kleinen Ausgabe ein Vorzugspreis für je ein Exemplar bewilligt. Derselbe beträgt, bei dem oben angegebenen Umfang, für einen Band der I. Abtheilung ℳ 2,00 bis ℳ 2,50, für einen Band der übrigen Abtheilungen ℳ 2,80 bis ℳ 3,60. Bei grösserem Umfang erhöht sich der Preis in entsprechender Weise. Eine Ermässigung des Preises des Einbandes und der grossen Ausgabe findet nicht statt.

Die Subskriptions-Anmeldungen von Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft haben ausschliesslich bei der Verlagshandlung zu erfolgen unter Bezeichnung derjenigen Buchhandlung, durch welche sie die Goethe-Ausgabe zu beziehen wünschen. Die Verlagshandlung wird die bestellten Exemplare den bezeichneten Buchhandlungen unter Angabe der Namen der Subskribenten überweisen. Eine direkte Versendung an die auswärtigen Mitglieder der Goethe-Gesellschaft durch die Verlagshandlung findet nicht statt.

---

# Goethes Faust

## in ursprünglicher Gestalt

nach der Göchhausenschen Abschrift

herausgegeben

von

**Erich Schmidt.**

Zweiter Abdruck.

Preis ℳ 1.60.

Weimar, im April 1888.

**Hermann Böhlau,**
Verlagshandlung.

WEIMAR — HOF-BUCHDRUCKEREI.

# VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

# LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

ERSTER BAND

ZWEITES HEFT

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1888

Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

# INHALT

# Goethes Werke.

Herausgegeben
im
Auftrage
**der Grossherzogin Sophie von Sachsen.**

---

Das Ganze zerfällt in vier Abtheilungen:

I. Abth.: Goethes Werke, 50 Bände,
II. Abth.: Goethes naturwissenschaftliche Schriften, ca. 10 Bände,
III. Abth.: Goethes Tagebücher,
IV. Abth.: Goethes Briefe.

Bei Abtheilung III und IV ist die Bändezahl im Voraus nicht zu bestimmen.

Erschienen sind:

I. Abth.: Bd. 1: Gedichte 1. Bd. ℳ 3,80, Bd. 2: Gedichte 2. Bd. ℳ 2,80, Bd. 14: Faust 1. Theil ℳ 2,50.
III. Abth.: Bd. 1: Tagebücher 1. Bd. (1775—1787) ℳ 3,80, Bd. 2: Tagebücher 2. Bd. (1790—1800) ℳ 3,70.
IV. Abth.: Bd. 1—3: Briefe 1.—3. Bd. (1765—1778). Bd. 1—3: ℳ 10.

Ende dieses Monats erscheinen:

I. Abth.: Bd. 6: West-östlicher Divan, ℳ 3,80,
Bd. 7: Noten und Abhandlungen zum besseren Verständniss des West-östlichen Divans, ℳ 2,60,
Bd. 15, 1. Abth.: Faust 2. Theil, Text, ℳ 2,70,
Bd. 15, 2. Abth.: Faust 2. Theil, Lesarten, ℳ 2.

Jede Abtheilung ist für sich zu beziehen; einzelne Bände dagegen werden nicht abgegeben. Der Subskribent einer Abtheilung verpflichtet sich zur Abnahme sämmtlicher Bände derselben.

Es erscheinen zwei Ausgaben, eine in mittlerem Oktavformat, eine in grossem Oktavformat.

Der Preis eines Bandes der I. Abth. der kleinen Ausgabe beträgt bei einem Umfang von 20—25 Bogen ca. ℳ 2,40 bis ℳ 3,00, der der II.—IV. Abth. ca. ℳ 3,20 bis ℳ 4,00. Der Preis eines Bandes der grossen Ausgabe beträgt bei dem oben angegebenen Umfang ca. ℳ 3,20 bis ℳ 4,00, der der übrigen Abtheilungen ca. ℳ 4,00 bis ℳ 5,00. Bei grösserem Umfang erhöht sich der Preis in entsprechender Weise.

Der Einband eines Bandes der kleinen Ausgabe (Halbsaffian) wird mit ℳ 2,00, der der grossen Ausgabe mit ℳ 2,60 berechnet.

Den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft wird von der kleinen Ausgabe ein Vorzugspreis für je ein Exemplar bewilligt. Derselbe beträgt, bei dem oben angegebenen Umfang, für einen Band der I. Abth. ℳ 2,00 bis ℳ 2,50, für einen Band der übrigen Abtheilungen ℳ 2,80 bis ℳ 3,60. Bei grösserem Umfang erhöht sich der Preis in entsprechender Weise. Eine Ermässigung des Preises des Einbandes und der grossen Ausgabe findet nicht statt.

Die Subskriptions-Anmeldungen von auswärtigen Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft haben ausschliesslich bei der Verlagshandlung zu erfolgen unter Bezeichnung derjenigen Buchhandlung, durch welche sie die Goethe-Ausgabe zu beziehen wünschen.

Weimar, im Dezember 1888.

**Hermann Böhlau,**
Verlagshandlung.

Zuschriften in Angelegenheiten der Redaction dieser Zeitschrift empfängt

Professor Seuffert,
Graz (Steiermark), Harrachgasse 1.

Um den spät begonnenen ersten Band der Vierteljahrschrift noch in diesem Jahre zu schliessen, wird ein Doppelheft ausgegeben. Das Register konnte durch Krankheit des Herausgebers nicht beendigt werden und wird nachgeliefert.

WEIMAR. — HOF-BUCHDRUCKEREI.



